Erläuterungen

zum

Neuen Testament

von

D. A. Schlatter,
Professor in Tübingen.

Dritter Band.

Die Briefe des Petrus, Judas, Johannes, an die Hebräer, des Jakobus. Die Offenbarung des Johannes.

Dritte, mit der zweiten gleichlautende Auflage der Gesamtausgabe.

LIBRARY OF
UNITED THEOLOGICAL SEMINARY
BS
2344
S372
V.3
73,947

Stutigart 1923.
Calwer Vereinsbuchhandlung.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Omnitypie-Ges. Nachfl., L. Zechnall, Stuttgart.

Der erste Brief des Petrus.

In Jerusalem und Palästina kam die Arbeit des Petrus und der anderen Jünger Jesu allmählich zum Schluß, weil es sich klar herausstellte, die Judenschaft widersetze sich dem Wort Jesu und stoße seine Gemeinde aus. Dagegen war in den heidnischen Ländern, in Syrien, Kleinasien, Griechenland und Italien die Berufung vieler Heiden zum Christus geschehen und seine Gemeinde fest begründet. An sie wandte sich nun auch die Arbeit des Petrus. Wir sind aber über diese Ereignisse nicht unterrichtet, weil uns Lukas in der Apostelgeschichte das Werk des Petrus nur so weit beschreibt, als es für Jerusalem geschah, und andere Erinnerungen an ihn von der Christenheit nicht aufbewahrt worden sind. Aus unserem Brief erfahren wir nur, daß Petrus auch mit der Kirche Kleinasiens in Verbindung stand und daran mitarbeitete, daß bei ihr die Verkündigung Jesu ihre reine und vollständige Frucht schaffe. Den Anlaß dazu gab ihm eine neue Wanderung des Silvanus zu der durch Kleinasien hindurch zerstreuten Christenheit, 5, 12. Die Gemeinschaft zwischen Silvanus und Petrus geht in die Anfänge des christlichen Werks zurück, Apostg. 15, 22, und die des Silvanus mit den kleinasiatischen Christen war dadurch entstanden, daß er als der Gehilfe des Paulus die zweite Missionsreise mit ihm unternommen hatte. Damals war er mit den Gemeinden von Lykaonien bekannt geworden und hatte in Galatien die Arbeit, die dort zur Begründung der Gemeinden führte, zusammen mit Paulus getan. Nach dem Abschluß dieser Reise trat Silvanus aus der Arbeitsgemeinschaft mit Paulus aus und wir erfahren durch unseren Brief, 5, 13, daß er später Petrus unterstützt hat, als er bei dem zahlreichen und kräftigen Teil Israels war, der östlich vom Euphrat in Babylonien lebte. Daher nahm Silvanus, als er wieder nach den kleinasiatischen Christen sehen wollte, einen Brief des Petrus an sie mit als Zeichen dafür, daß alle die weit zerstreuten Gemeinden zu einer einzigen Kirche verbunden seien, weil sie sich im Glauben und Dienst desselben Herrn befinden und eine gemeinsame Pflicht und einen gemeinsamen Kampf auszuführen haben, bei dem der Apostel ihr Führer ist. Dadurch macht uns der Brief sichtbar, wie Gott dem großen Werk der Apostel das Gelingen gab und durch ihre Arbeit die eine Christenheit schuf, in der alle aus allen Völkern zur einen Gemeinde verbunden sind, weil allen Gottes Gnade gegeben ist.

1, 1. 2: **Petrus, der Bote Jesu des Christus, an die erwählten Fremdlinge, die in Pontus, Galatien, Kappadozien, Asia und Bithynien zerstreut**

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY
OCT 28 1968

sind, nach der Vorsehung Gottes des Vaters durch Heiligung des Geistes für den Gehorsam und die Sprengung des Blutes Jesu des Christus. Gnade und Friede werde euch reichlich zuteil. In dem Namen, den Petrus der Gemeinde gibt, wird sichtbar, was ihn beim Schreiben bewegt, daß er dabei an Gottes herrliche Gabe denkt, die mit dem Wort Jesu zur Christenheit kam, und gleichzeitig an den schweren Stand, der ihr durch ihren Kampf gegen die Welt bereitet ist. Das sieht aus wie ein harter, scharfer Widerspruch. Sind denn in Gottes Werk Erlösung und Not, Dank und Schmerz beisammen? Muß nicht, wo das eine ist, das andere fehlen? Sie sind aber in der Tat beisammen, nicht durch einen Zufall, sondern durch Gott, der uns durch den Christus zu sich zieht. Gott hat die, denen er sein Wort gibt, erwählt; damit ist uns die Herrlichkeit der göttlichen Gabe gezeigt, die uns durch die Kenntnis Jesu verliehen ist. Gottes Wahl gibt uns seine Liebe und zieht uns zu ihm. Nur so entsteht unsere Verbundenheit mit ihm, daß er uns erwählt, nicht so, daß wir ihn erwählen. Aber eben deshalb, weil Gott sie erwählt hat, sind sie nun Fremdlinge und damit ist auf die Not hingezeigt, die sich mit dem Christenstand auf sie legt. Das läßt sich aber nicht voneinander trennen; denn dadurch, daß uns Gott durch seine Wahl zu sich gezogen hat, sind wir von der Welt getrennt und ihr fremd. Denn das hat zur Folge, daß wir nicht mehr wie die anderen denken und leben, und bringt darum eine tiefe Scheidung zwischen uns hervor, die sogar die natürlichen Verbände, in denen wir Menschen stehen, kraftlos zu machen vermag. Darum setzt die Welt der Christenheit immer einen harten Widerstand entgegen und gewährt ihr im besten Fall nur Duldung, nicht das Heimat- und Bürgerrecht, das ihr mit den anderen die Gleichberechtigung verliehe. Die Christenheit kann auch nicht mehr für sich verlangen; denn weil ihr Herr bei Gott ist, darum hebt sich auch ihre Liebe, Arbeit und Hoffnung über diese Welt hinauf. Deshalb entstand auch die Kirche nicht so, daß sich die Völker in ihrer Gesamtheit dem Wort Jesu unterwarfen, sondern so, daß sich hier eine Schar und dort eine Gruppe im Glauben zusammenfand. Sie waren also noch zerstreut, noch nicht in eine sichtbare Gottesstadt hineingebracht, noch nicht zu einer vollendeten Gemeinde vereinigt, in der alle Hemmungen der Gemeinschaft abgetan und alle, die Gottes Eigentum sind, ohne Entfremdung und Spaltung verbunden wären. Petrus denkt bei dieser Beschreibung der Christenheit deutlich an das letzte Ziel der Gemeinde, an die Gestalt, die ihr Jesu neue Offenbarung verleihen wird. Dann sind sie nicht mehr Fremde mit verkürzten Rechten und sind nicht mehr zerstreut.

Alle Gemeinden, die in den vielen Ländern Kleinasiens entstanden waren, redet Petrus an. Pontus ist der Name für die Gegend an der Südküste des Schwarzen Meeres; südlich von ihr auf dem Hochland, das die Mitte Kleinasiens bildet, lag Galatien, östlich davon gegen Armenien hin Kappadozien. Die Gegend zur Westküste hin nannte man damals Asia und gegen die Nordküste, gegen den Bosporus hin, lag Bithynien. Nur die Gegenden, die sich zur Südküste hin wandten, sind hier nicht genannt, so daß es scheint,

dorthin sei die christliche Verkündigung zuletzt gedrungen. Durch diese Überschrift des Briefs erfahren wir, daß die Christenheit noch viel eifriger an der Verbreitung des Wortes Jesu arbeitete, als wir es durch die anderen Nachrichten wissen. Nach Galatien und nach der Asia hatte Paulus das Evangelium gebracht; wer es dagegen in Pontus und Kappadozien zuerst verkündigte, ist uns unbekannt. Mitgewirkt bei der Ausbreitung der Kirche in jenen Gegenden hat jedenfalls auch dies, daß in ihnen eine starke Judenschaft vorhanden war. Alle Gemeinden sind aber, obwohl ihre Wohnorte weit voneinander getrennt sind, zur einen Kirche verbunden und sehen auf den einen Apostel als auf den, der der Menschheit die Botschaft Jesu bringt, durch die sie zur einen Kirche Gottes vereinigt wird.

Die Christenheit bekommt ihren herrlichen Besitz, der sie für die Welt fremd, dafür aber der göttlichen Erwählung teilhaft macht, durch Gottes eigenes Werk, das in seinem Rat und Willen seinen Anfang hat. Gottes Blick, der alles bestimmt, hat den Gang der Geschichte so geordnet, daß sich nun in allen Landen hin und her die finden, die ihn kennen. Was sich dadurch in der Zeit vollzieht, das hat einen ewigen Grund. Zur Ausführung kam der göttliche Rat durch die Sendung des Geistes, weil Gott die Gemeinde Jesu dadurch heilig macht, daß er ihr seinen Geist gibt. Durch ihn sind wir Gottes Eigentum und durch ihn werden wir zu Jesus geführt und erlangen seine Gabe. Nun gehört uns das, was uns Jesus brachte. Was besitzt er denn? Den Gehorsam. Darin besteht Jesu Würde und darauf beruht seine Kraft und sein königliches Recht: er hat Gott gehorcht und Gott sein ganzes Leben hingegeben und seinen Gehorsam, mit dem er Gott pries, hat er dadurch vollendet, daß er ihm auch sein Blut gegeben hat. Petrus nimmt seinen Ausdruck von dem her, was im Tempel Israels geschah, wo das Blut der Opfer an den Altar oder am Versöhnungstag in das Allerheiligste gesprengt wurde zu dem Zweck, damit der verschuldeten Gemeinde Gottes Vergebung verliehen sei. So hat auch Jesus aus seinem Blut die heilige Gabe für Gott gemacht, durch die uns unsere Versöhnung mit Gott bereitet ist. Daran, daß Gott Jesus durch seinen Gehorsam und sein Kreuz für uns zum Versöhner machte, und daran, daß er uns durch seinen Geist zu seinem Eigentum heiligt, sehen wir, daß Gottes Vorsatz an uns geschieht und wir seine Erwählten sind.

1, 3—12.

Die Herrlichkeit des Christenstands.

1, 3. 4: **Gepriesen ist der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seinem großen Erbarmen durch die Auferstehung Jesu des Christus aus den Toten zu einer lebendigen Hoffnung neugeboren hat, für ein unzerstörbares und unbeflecktes und nicht verwelkendes Erbe, das in den Himmeln für euch bereitet ist.** Auch Petrus stellt sich unter die in der

Christenheit gültige Sitte, die sie aus dem frommen Brauch Israels herübergenommen hatte, daß jede Handlung mit einem Gebet begonnen wird, das die Herrlichkeit Gottes preist. Er bleibt aber nicht nur aus Gewohnheit bei dieser Sitte, sondern sieht darin ein wichtiges Ziel seines Worts, daß es die Christenheit dankbar macht. Die Gemeinde, die die Jünger Jesu sammelten, war fähig und bereit, Gott zu loben, und sah darin ihre erste Pflicht und ihr wesentliches Merkmal. Petrus hilft ihr dazu, indem er ihr die Herrlichkeit der göttlichen Gabe beschreibt, die sie empfangen hat. Es ist ihr ein neuer Anfang des Lebens beschert, nicht nur eine teilweise Änderung und Besserung des alten Stands, sondern jetzt erst ist ihr das Leben verliehen, das sie vorher noch nicht hatte, jenes Leben, das Gott schafft, der Gott, den wir nun in neuer Weise kennen, nicht nur durch sein natürliches Werk, sondern dadurch, daß er der Gott und Vater Jesu ist. Ihm dient Jesus als seinem Gott, der in ihm wirkt und regiert, weil er ihn zum Vater hat, der ihm das Leben mit allem, was er besitzt, verleiht. Das göttliche Werk, durch das uns das Leben beigelegt ist, ist Jesu Auferstehung, mit der nicht nur für ihn der neue Stand der Herrlichkeit begann, sondern auch für uns die Geschiedenheit von Gott durch die Sünde und den Tod abgetan ist. Darum wird uns das Leben deshalb zuteil, weil Jesus in der Herrlichkeit der Auferstehung lebt.

Das Merkmal unseres neuen Lebens, durch das es sich in uns sichtbar macht, ist die Hoffnung. Mit dem Leben, das unser natürlicher Besitz ist, ist uns noch kein ewiges Ziel gezeigt, mit dem der Tod überwunden wäre, und unsere menschlichen Gedanken, die sich vielleicht nach einem solchen Ziel ausstrecken, bleiben schwankende Wünsche und dunkle Ahnungen. Aber dadurch, daß Gott uns den Christus gab und ihn durch das Kreuz hindurch zur Herrlichkeit führte, in der er beim Vater lebt und mit ihm regiert, ist uns das Ziel erkennbar gemacht, zu dem Gott uns führt, und die schwere Last, die das Leben ohne Ziel und ohne Hoffnung bisher auf uns legte, ist uns abgenommen. Das war für uns ein neuer Anfang des Lebens, eine Wiedergeburt. Unseren früheren Zustand heißen wir jetzt nicht mehr ein Leben, sondern ein totes Dasein, einen Wandel in der Finsternis. Freilich ist das, was uns mit der Auferstehung Jesu gegeben ist, noch nicht unser Lebensstand, den wir jetzt schon besäßen und an uns selbst wahrnähmen; denn das Ziel, das uns Jesus zeigt, liegt hoch über unserem irdischen und gegenwärtigen Stand. Weil aber unsere Hoffnung an Gottes Werk entsteht, ist sie lebendig. Sie besitzt Gewißheit und liegt nicht unnütz und ohne Wirkung in uns, sondern wendet unser Verlangen zur göttlichen Gabe hin und gibt uns die Regel, nach der wir nun unser Leben führen. Wir gehen nun mit Entschlossenheit hin zu unserem Ziel und darum ist der Tag, an dem uns diese Hoffnung geschenkt wird, der Geburtstag unseres neuen Lebens.

Es gehört uns also ein Erbe, ein Eigentum, das wir noch nicht selbst verwalten, das aber dennoch uns zugeteilt ist, weil Gottes Gnade es zu unserem künftigen Besitze macht, und dieses Erbe ist von ganz anderer Art als jedes gegenwärtige Gut. Petrus hat von Jesus gelernt, daß wir unsere

Hoffnung nicht an das hängen dürfen, was uns jetzt schon gegeben ist, so daß wir nicht mehr als die Erhaltung unseres jetzigen Lebens und die Vermehrung unseres irdischen Glückes begehren dürften. Denn unsere Hoffnung hat in Jesus ihren Grund, der denjenigen Willen Gottes vollbringt, durch den alles die Vollendung erhält. Daher steigt unsere Hoffnung über alles empor, was jetzt unseren Besitz ausmacht. Alles Eigentum, das wir jetzt erwerben, ist vergänglich und es kann sich daran eine Befleckung hängen, die aus unserem Besitz für uns eine Gefahr macht, weil er uns zum Bösen verlockt. Auch dann, wenn er uns nicht verloren geht, kann er doch für uns dürr und wertlos werden, einem Gewächs gleich, das verwelkt, weil wir seiner satt werden und an ihm nicht den Grund zu einer immer frischen Freude haben. Das aber, was uns durch Christus bereitet ist, steht nicht unter der Gewalt des Tods und nicht mehr in Verbindung mit Unreinheit und Sünde und hat ewige Unerschöpflichkeit. Wir brauchen auch nicht zu fürchten, daß es uns geraubt werden könnte; denn es wird im Himmel für uns aufbehalten, weil der im Himmel regierende Gott und der im Himmel verherrlichte Herr uns unser Erbe verschaffen wird. Somit hat die Botschaft Jesu die Gemeinde, obwohl sie im Kampf steht und auf ihr Glück und ihr Leben verzichten muß, dennoch reich gemacht und die Verheißung Jesu hat sich an ihr erfüllt, die den Jüngern einen Schatz im Himmel versprach, den sie dann finden, wenn sie in der Gemeinschaft mit ihm auf das verzichten, was der Mensch seinen Schatz zu nennen pflegt.

Was haben aber wir zu tun, damit wir an dieses Ziel gelangen? Wäre der Weg dorthin unsicher und eine schwere, harte Bedingung von uns zu erfüllen, dann entstände ja gerade aus der Herrlichkeit des Erbes eine peinliche Angst und Anstrengung. 1, 5: **die ihr in Gottes Kraft durch Glauben zur Rettung bewacht werdet, die bereit steht, um in der letzten Zeit geoffenbart zu werden.** Wie unser Erbe, so stehen auch wir, die zu ihm Berufenen, in Gottes Hut. Es hängt nicht von unserer Anstrengung und Leistung ab; es ist die uns erteilte Gabe, und daß wir sie empfangen, das ist Gottes Werk. Seine Kraft umgibt, hält und trägt uns bis zum Ziel. Unter Gottes Bewachung und Schutz bleiben wir dadurch, daß wir glauben. Darum ist der Glaube das Mittel, durch das uns Gott zum Erbe führt. Es geht uns nur dann verloren, wenn wir vom Glauben abtreten. Weil wir glauben und solange wir glauben, haben wir den Sieg über jeden Angriff und die Bewahrung vor jeder Gefahr. Denn der Glaube und die Rettung sind beisammen. An denen, die ihm glauben, bewährt sich Gott als den Erretter aus aller Gefahr und Schuld. Wir warten noch auf seine Hilfe, aber als auf eine gewisse Sache, die nicht mit Unsicherheit belastet ist; denn sie ist für uns bereit.

1, 6. 7: **Dann frohlockt ihr, nachdem ihr jetzt, wenn es sein muß, ein wenig durch mancherlei Versuchungen betrübt worden seid, damit das, was euren Glauben bewährt, als kostbarer erfunden werde als Gold, das dennoch vergeht, obwohl es im Feuer bewährt wird, zu Lob und Herrlichkeit und Ehre durch die Offenbarung Jesu des Christus.** An der vollkommenen Gabe

Gottes entsteht der vollkommene Dank, in den sich keine Klage mengt. Die völlige Freude ist uns beschert und strahlt, da wir sie am Ziel vor Augen haben, schon in die Gegenwart hinein und gibt uns die Kraft zum Leiden. Denn jetzt ist es freilich möglich, daß Dinge geschehen, die uns tief verletzen und uns heißen Schmerz bereiten. Da die Verfügung darüber nicht bei den Menschen, sondern bei Gott steht, muß es nicht notwendig so sein. Es waltet nicht ein finsteres Geschick über uns, das uns ein gewisses Maß von Jammer notwendig auferlegte, sondern der göttliche Wille. Aber es ist möglich, daß uns das Leiden ergreift, und wenn es kommt, dann muß es sein; denn dann hat es uns Gott gegeben. Aber es kommt nur jetzt; einst verschwindet es und es wird uns nur in kleinem Maß zugeteilt. Als groß erscheint es uns nur dann, wenn wir nicht mehr auf das Erbe und das Ende sehen und die lebendige Hoffnung wegwerfen. Dadurch, daß uns die Freude, die aus Gottes Werk entsteht, in der Seele liegt, wird die Not unseres jetzigen Lebens klein. Sie kommt auch nicht umsonst, sondern weil sie uns durch Gottes Regierung bereitet ist, hat sie einen heilsamen Zweck, da uns Gott durch das Leiden die Gelegenheit gibt, zu zeigen, wie wir's meinen, ob wir redlich glauben und ernsthaft gehorchen, wohin wir unsere Liebe wenden, ob wir sie Gott geben oder für uns selber leben. Petrus gibt sich und allen, die in der Christenheit leiden, denselben Trost, mit dem Jakobus seinen Brief begonnen hat, Jak. 1, 2. Die, die Gottes Ruf von Jesus empfangen haben, sind dadurch besonders begnadet und deshalb werden sie auch in besonderem Maß geprüft. Zu ihrer Erprobung dient ihnen die Not deshalb, weil sie das Mittel ist, durch das ihr Glaube die Bewährung bekommt. Sie nötigt sie zu einer neuen und stärkeren Übung des Glaubens und bringt es dadurch ans Licht, daß sie wirklich auf Gott trauen und Jesu Wort als Wahrheit ergriffen haben und seine Gabe über alles schätzen. Darum ist das uns versuchende Leiden mehr wert als jeder andere Erwerb, mehr wert als Gold. So kostbar ist es deshalb, weil es uns zum Glauben antreibt. Denn wer glauben lernt, hat alles gewonnen. Durch den Glauben haben wir Gott für uns, weil er seine Gemeinschaft allen gibt, die ihm glauben.

Weil Petrus vom Leiden spricht, denkt er auch daran, daß reines Gold durch die Glut des Schmelzofens gewonnen wird. Deshalb schätzen wir auch das Gold, weil es dem Feuer standhält und durch nichts verändert wird. Dem Feuer entspricht das Leiden, dem bewährten Gold der bewährte Glaube. Aber diese Vergleichung hebt nicht auf, daß der Gewinn, den der Christenheit das Leiden bringt, unvergleichlich größer ist, als wenn sie Gold erwürbe. Das Gold darf sie nicht locken; Christus beschenkt sie nicht mit Gold; sie ist im Gegenteil, weil sie verfolgt ist, arm. Ihre Armut ist aber in Wahrheit Reichtum; denn sie gibt, wenn ihr das Gold entgeht, nur das her, was untergeht. Denn obwohl das Gold vom Feuer nicht angegriffen wird, gehört es dennoch zu den vergänglichen Dingen, die dann verschwinden, wenn die Herrlichkeit Gottes die neue Erde mit dem neuen Himmel schafft. Darum verleiht uns nur das, was uns zu Gott wendet und uns mit ihm vereint, den ewigen

Besitz. Der Segen, den uns die Not verschafft, kommt dann ans Licht, wenn Christus für uns offenbar ist und sein Urteil uns unseren Ort in Gottes ewiger Gemeinde gibt. Dann wird aus dem im Glauben getragenen Schmerz für uns Ehre und Herrlichkeit. Jetzt häufen die Verfolger Schmach, Schande und Schwachheit auf die Glaubenden; so sehen sie aber nur im Urteil der Menschen aus, die nur das Sichtbare und Gegenwärtige sehen. Vor Gott macht sie das, was sie mit Gott und für Gott leiden, groß und das wird einst auch allen sichtbar sein.

1, 8. 9: **Ihn liebt ihr, obgleich ihr ihn nicht saht; an ihn glaubt ihr, obgleich ihr ihn jetzt nicht seht; und darum frohlockt ihr mit unaussprechlicher und herrlich gemachter Freude und bekommt das Ziel des Glaubens, die Rettung der Seelen.** Wieso hat Gott der Christenheit eine Freude gegeben, die durch keinen Schmerz vernichtet werden kann? Das kommt daher, daß sie Jesus lieb hat. Die Liebe macht froh und Jesus liebhaben zu dürfen macht ganz froh. Die Liebe zu Jesus ist aber deshalb in uns, weil wir an ihn glauben, seiner Sendung gewiß sind und auf sein Werk unser Leben gründen. Damit sind wir weg von uns zu ihm hin gewandt. Nun sieht unser Auge nicht auf uns, sondern auf ihn und unser Leben dient nicht mehr uns, sondern ihm. Das schafft die Freude, die über allem steht, was uns selber widerfährt. Wer sich selbst lieb hat, muß sein Glück in dem finden, was ihm begegnet, und wird, wenn ihn eine Not trifft, unglücklich. Wer aber Jesus lieb hat, der begehrt, daß Jesu Wille geschehe und Jesu Werk wachse und Jesu Herrlichkeit sich offenbare. Nun leben wir für Gottes große Dinge und das gibt eine Freude, für die kein Wort mehr genügt, eine Freude, in die etwas von der Herrlichkeit hineingelegt ist, an der alles, was Gott schafft, sein Merkmal hat. Petrus nennt es eine große, wunderbare Sache, die einen verklärenden Glanz auf die Christenheit legt, daß sie freudig leiden kann, weil sie ihre Liebe Jesus gibt. Darin wird etwas von Gottes Herrlichkeit an ihr offenbar.

Schon das ist für das menschliche Auge eine erstaunliche Sache, daß Jesus wirklich zum Ziel unserer Liebe und zum Grund unseres Glaubens werden kann; er ist ja unsichtbar. Petrus denkt an den Unterschied, der zwischen seiner eigenen Gemeinschaft mit Jesus und der der späteren Christenheit bestand. Er selbst hat Jesus gesehen, und weil er ihn sah, ist er seiner gewiß und durch den Glauben mit ihm vereint. Er sah ihn bei seiner Arbeit durch das Wort und Werk, sah ihn, wie er zum Kreuz ging, und sah ihn in der Ostergestalt. Die Christenheit hat dagegen nichts von ihm empfangen als sein Wort. Dennoch ist es uns verliehen, daß wir ihm unsere Liebe und unseren Glauben geben, obwohl wir ihn nicht mit sichtbarer Gemeinschaft bei uns haben. Das für uns Wunderbare kommt dennoch zustande und der Unsichtbare wird uns in seiner Gnade und Herrlichkeit so gewiß, daß wir an ihn denken als an den, der bei uns ist, und unser Leben ihm dargeben, damit es in seinem Gehorsam geschehe und seinem Willen diene. Hat uns Gott das geschenkt, dann folgt auch das, was uns jetzt noch fehlt, sicher nach. Das Ziel, um

deswillen uns der Glaube gegeben ist, wird einst erreicht; das geschieht dann, wenn wir das Leben im vollen und ewigen Sinn erlangen. Dann, wenn unsere Seele, durch die wir lebendig sind, von allem Verderben gerettet und vor jeder Gefahr des Sterbens geschützt ist, haben wir empfangen, was uns Jesus verhieß und wir im Glauben von ihm erwarteten.

1, 10—12a: **Über diese Rettung fragten und forschten Propheten, die über die euch gewährte Gnade weissagten, und sie forschten, für welche oder für was für eine Zeit der Geist des Christus, der in ihnen war, sie unterwies, indem er die den Christus treffenden Leiden und die auf sie folgenden Verherrlichungen vorausbezeugte. Es wurde ihnen aber offenbart, daß sie nicht sich, sondern euch damit dienten.** Einzig im Wort hat der Christenstand seinen Grund; das ist aber kein schwacher Grund. Denn an der Weise, wie das Wort zur Kirche kam, wird Gottes Herrlichkeit und die Größe seiner Gabe offenbar. Die ersten, mit denen die Verkündigung des Christus begann, waren die Propheten; es ist aber etwas Großes, daß die Christenheit nun erlangt hat, was die Propheten verkündeten, also mehr als das empfing, was den Propheten selber gewährt worden ist. Beide Tatsachen, daß das den Glauben wirkende Wort von den Propheten kommt und daß nicht schon die Propheten, sondern erst die Christenheit den Inhalt des prophetischen Worts erlebt, beweisen die Herrlichkeit des Christenstands.

Wie konnten schon die Propheten die Verkündigung des Christus beginnen? Sein Geist war in ihnen, derselbe göttliche Geist, der Jesus die Gemeinschaft mit dem Vater gab und ihn zum einigen Sohn und zum gesalbten König der Gemeinde macht. Darum ist auch das prophetische Wort ein Zeugnis, obwohl es längst vorher vorhanden war, ehe das geschah, was es bezeugt. Denn der Geist weiß, was er schaffen wird. Darum enthält auch das Bild, das die Propheten vom Kommenden gaben, schon beides, das Leiden des Christus, der Israel gegen sich hat und seiner Sünde wegen stirbt, und seine Herrlichkeit, daß Gott durch ihn seine Gemeinde schafft und ihn zu ihrem Herrn erhöht. Aber diese Erweisung der göttlichen Gnade, von der sie redeten, war noch nicht für sie und ihre Zeit bestimmt. Da sie wußten, daß sie komme, war auch die Frage in ihnen erweckt, wann sie komme, weil jede lebendige Hoffnung fragt, wann sie sich erfülle. Die Propheten erfuhren aber durch den Geist, der ihnen ihr Wort gab, daß das Heil Gottes, von dem sie sprachen, noch zukünftig sei, daß sie es zwar zu bezeugen und dadurch sein Kommen vorzubereiten hatten, jedoch es noch nicht selber empfingen. Dagegen hat jetzt die Christenheit das erlangt, wonach die alten heiligen Diener Gottes in sehnsüchtiger Hoffnung verlangten, ohne daß es ihnen schon gewährt wurde. Darin liegt die Berufung zur ganzen Freude und zum vollen göttlichen Lob.

1, 12b: **Euch aber wurde dies jetzt durch die verkündigt, die im heiligen Geist, der vom Himmel her gesandt ward, euch die gute Botschaft sagten. Engel begehren, in das hineinzusehen.** Die Weissagung, wie sie in der Schrift niedergelegt ist, ist das eine, aber nicht das einzige Fundament

der Gemeinde; zu ihr kommt das Evangelium, und daran, daß dieses zu den heidnischen Völkern kam und nach Kleinasien getragen wurde, wird wieder Gottes herrliches Wirken offenbar. Damit dies geschehe mußte zuerst der Pfingsttag kommen, mußte der Geist in denen wohnen, die als die Boten Jesu zu den Völkern gingen. Weil der Geist von Gott herkommt, kommt er aus dem Himmel zum Menschen und er kommt deshalb, weil er gesandt wird nach Gottes Willen zur Ausrichtung des göttlichen Werkes. Jetzt erst konnte die Christenheit entstehen, jetzt, als der Geist die Boten ausrüstete, die mit göttlichem Auftrag und darum auch mit göttlicher Kraft und Wirkung den Namen Jesu bezeugten. Da unter denen, die in Kleinasien das Evangelium sagten, Paulus einer der ersten war, hören wir durch dieses Wort, wie Petrus das Werk des Paulus in die göttliche Offenbarung einordnete, welche Stelle er ihm und seinen Mitarbeitern im Werk Jesu gab. Sie brachten das Werk der Propheten zum Ziel und konnten das deshalb, weil ihnen Gott durch seinen Geist die Ausrichtung seiner gnädigen Botschaft übertragen hat.

Es gibt noch andere Diener und Boten Gottes als die Propheten und Evangelisten, die Engel. Auch sie verlangen, Gottes Gnade anzuschauen, wie sie sich jetzt der Menschheit gibt. Sie selbst stehen über der Menschheit am himmlischen Ort und haben einen reicheren Anteil an Gottes Herrlichkeit als wir; aber aus der Gewißheit, daß Gott im Christus die Vollkommenheit seiner Weisheit und Gnade an uns erweist, entsteht der weitere Satz, daß dieses göttliche Werk auch das Auge der Engel auf sich ziehe, weil es auch für sie ein tiefes, seliges Geheimnis umfaßt. Daran soll die Christenheit erkennen, wieviel ihr Gott gegeben hat.

1, 13—2, 10.

Der inwendige Gottesdienst.

1, 13: **Deshalb umgürtet die Lenden eures Geistes; seid nüchtern und hofft ganz auf die Gnade, die euch durch die Offenbarung Jesu des Christus gebracht wird.** Das Ziel ist der Christenheit gezeigt; daraus entsteht ihre Pflicht, eben die, daß sie sich zum Ziel hinwende. Rüstigkeit, die bereit ist, wenn Gott ruft, und zu allem willig ist, wozu er uns beruft, ist die Frucht der Erkenntnis, die die Größe der Gabe Jesu ermißt. Dafür nimmt Petrus in der Erinnerung an einen Spruch Jesu (Luk. 12, 35) das Gleichnis vom Arbeiter her, der sich dadurch zur Arbeit bereit macht, daß er sich den Gurt umbindet, in den er das lange, ihn hindernde Gewand stecken kann. Auch unsere Gedanken und Wünsche, die wir inwendig in uns tragen, haben die Gürtung, die Sammlung und Ordnung und Zucht nötig; sonst wird der Lauf zum Ziel gehemmt und die vor uns stehende Gnade uns verdeckt. Ein zweites Gleichnis nimmt Petrus vom Trunkenen her, der sich die Besinnung trübt und deshalb die Herrschaft über sich verliert. Wenn uns die Herrlichkeit

des Christenstands deutlich ist, entsteht daraus der klare Blick und der entschlossene Wille, weil wir nun bedenken, was wir gewinnen, wenn wir in der Gnade bleiben, und was wir verlieren, wenn wir sie geringschätzen. Daraus entsteht das ganze, vollständige Hoffen, nicht nur ein tändelndes Träumen über das, was wohl kommen werde, oder ein mattes Wünschen, das wir beständig wieder fallen lassen, sondern ein entschlossenes Verlangen, das das zu erlangen begehrt, was uns Gott geben wird.

Es ist ja Gnade, was uns Jesus durch seine neue Offenbarung bringen wird; wie sollten wir nicht nach ihr verlangen? Auch wenn er als Richter kommt und sich als den Sieger über alles Böse offenbart, kommt er im Dienst der göttlichen Gnade und empfängt von ihr sein Amt und Werk. Denn er kommt dazu, damit die Gemeinde das Leben und den Reichtum der göttlichen Gabe empfange, durch den sie ihre ewige Vollendung erhält. Darum entsteht aus dem auf ihn gerichteten Blick nicht Furcht oder Angst, sondern die Hoffnung und zwar eine vollständige, die zu ihm hin unsere ganze Seele zieht. Weil Christus der Vollender des göttlichen Werkes ist, bekommt alles, was er uns gibt, Vollständigkeit. Wie der Glaube aus der Kenntnis Jesu vollständig wird, weil er uns über unser Verhältnis zu Gott eine klare, befestigte Gewißheit gibt, und wie er die Liebe von den selbstsüchtigen Begehrungen befreit und sie vollständig macht, so macht er auch aus unserer Hoffnung ein ungeteiltes Verlangen nach seiner Herrschaft, durch die uns die Fülle der göttlichen Gnade besucht.

1, 14—16: **Da ihr Kinder des Gehorsams seid, macht euch nicht den Begierden gleich, die ihr früher während eurer Unwissenheit hattet, sondern nach der Art des Heiligen, der euch rief, werdet auch ihr im ganzen Wandel heilig; denn es ist geschrieben: Ihr sollt heilig sein, weil ich heilig bin** (3 Mose 11, 44). Hat uns Gott neugeboren, so sind wir seine Kinder und darauf beruht unsere Hoffnung; das und nur das verschafft uns unseren Anteil an jenem Erbe, das unvergänglich ist. Daraus entsteht nun die Regel für unser Verhalten, weil es das Merkmal des Kindes ist, daß es gehorcht. Also steht die Christenheit jetzt vor zwei entgegengesetzten Anforderungen, die uns beide für sich in Anspruch nehmen. Die Begierde, die uns trieb, solange wir von Gott geschieden waren, begehrt von uns, daß wir sie erfüllen, und Gott, der uns durch seinen Ruf mit sich verbunden hat, verlangt von uns, daß wir ihm gehorchen. Die heidnische Zeit, die für die Glaubenden vor ihrer Begegnung mit dem Evangelium stand, heißt Petrus die Zeit der Unwissenheit. Weil sie damals noch kein gewisses und klares göttliches Wort besaßen, waren ihre Gedanken über Gott leer und finster und deshalb trat ihren Begierden nichts in den Weg und sie hatten Macht, den Menschen sich zu unterwerfen. Sie locken die Glaubenden auch jetzt noch, nicht nur durch das Beispiel der anderen, sondern auch in ihrer eigenen Erinnerung und durch ihre eigene Natur und sie haben eine reizende, gefährliche Kraft, weil sie mit der Lust verbunden sind und die Lust die Kraft besitzt, uns inwendig zu bewegen. Dennoch wäre es, wenn die Christenheit auch jetzt noch der Begierde gehorchte,

eine Anpassung an eine ihr fremd gewordene Gewalt, weil inzwischen Gottes Ruf zu ihr kam und dieser uns von unseren Begierden trennt und uns ein anderes Verlangen und eine neue Liebe gibt, wodurch wir von den Begierden befreit und zum Widerstand gegen sie tüchtig sind. Daher würden wir jetzt einem uns fremden Trieb gehorchen, wenn wir ihnen wieder dienten, obwohl sie von Natur unsere eigenen Begierden sind.

Das, was Gottes Ruf aus uns macht, entspricht dem, was Gott ist; denn er gewährt uns durch seinen Ruf seine Gemeinschaft mit uns. Er aber ist heilig, ganz rein und gut, ganz von allem geschieden, was unrein und boshaft ist. Seine Heiligkeit macht alle, die er mit sich verbindet, heilig. Seine unverletzliche Reinheit und Güte gibt jedem von ihnen die Regel und das Ziel. Da das göttliche Wort, das zu ihnen kam, ihnen die Heiligkeit als Gottes Gabe verlieh, ist sie nun auch ihre Pflicht, die ihr ganzes Verhalten umfaßt. Nicht nur bei besonderen Gelegenheiten, sondern in ihrem ganzen Wandel sollen sie heilig sein, weil an allem, was sie tun und lassen, sichtbar sein muß, daß sie Gottes Eigentum sind. Immer haben sie so zu denken und zu handeln, wie es die tun, die Gott gehören, immer so, daß ihr Verhalten die göttliche Art an sich hat und mit dem übereinstimmt, was Gott ist. So kommt das Israel gegebene Gesetz in der Christenheit zur Erfüllung; denn darin besteht das Grundgesetz, auf das die Gemeinde von ihrer Gründung her aufgebaut ist, daß sie heilig sei, weil Gott heilig ist. Gott schuf sie dazu, damit er an ihr offenbar mache, was er ist. Darum trennt er alle, die er zu sich nimmt, von allem Bösen und macht sie mit seinem guten Willen eins. Nun besteht der Beruf aller, die in der Gemeinde sind, darin, daß sie die ihnen gegebene Heiligkeit in ihrem Verhalten bewähren. Wie wir ihn erfüllen, das ist uns dadurch gesagt, daß das Merkmal der Kinder Gottes der Gehorsam ist. Wir bewahren unsere Heiligkeit dadurch, daß wir nicht unseren Eigenwillen, sondern Gottes Willen tun.

Noch ein Mittel zeigt uns Petrus, durch das unsere Hoffnung die rechte Art bekommt, so daß wir zum Empfang des Gehofften gelangen. Wir kommen ans Ziel, wenn wir in allem, was wir tun, mit Gott verbunden bleiben und darum heilig sind; und weiter dann, wenn die Furcht vor Gott in uns lebendig ist, die nicht verschwinden darf, wenn die herrliche Hoffnung mit ihrem hellen Licht unser Herz erfreut. Sie ist uns vielmehr unentbehrlich, damit unsere Hoffnung nicht verfälscht und zu Schanden werde. 1, 17: **Und wenn ihr als Vater den anruft, der unparteiisch nach dem Werk eines jeden richtet, so wandelt während der Zeit eurer Fremdlingschaft in der Furcht.** Der menschliche Sinn verbindet mit der Würde, die uns die Heiligkeit gibt, den Stolz und Übermut. Sollen die, die mit Gott verbunden sind, nicht großtun, glänzen und regieren? Das ist aber das Ende der Heiligkeit und ihr Verlust. Denn das ist das sichere Merkmal, daß wir uns Gott widersetzen und nach unserem Eigenwillen leben, nicht nach Gottes Ruf. Das Merkmal der echten Heiligkeit ist vielmehr die Furcht Gottes. Was ist Gott, der uns mit sich verbunden hat? Unser Vater; das ist der frohlockende Ruhm, den uns Jesus gibt.

Aus Gott kommt, was wir sind; denn auf sein Wort ist unser ganzes Leben aufgebaut. Wir wissen aber von ihm mit völliger Gewißheit weiter, daß er das Recht verwaltet, sein Urteil über das Werk aller fällt und das aus ihm entstehen läßt, was ihm gebührt. Er ist aber in der Ausübung seines richterlichen Werkes genau ebenso heilig, ebenso rein und gerecht wie in der Darbietung seiner väterlichen Gabe. Er beugt das Gesetz nicht nach Gunst und Willkür, läßt niemand das Schlechte zu, etwa deshalb, weil er sein Kind sei und ihn als Vater anrufe. Das war eine der großen Gaben Jesu, die er seinen Jüngern gab, daß er sie eben damals, als er von der vergebenden Gnade Gottes alle Schranken wegnahm, völlig gegen den Gedanken verschloß, er bringe ihnen Gottes Gunst so, daß sein Gesetz für sie nicht mehr gelte und sein Gericht sie nicht mehr treffe, weil er ihnen auch Böses gestatte. Nicht zu Günstlingen Gottes, die seinen Willen auch mißachten dürfen, macht uns Jesus, Gottes gehorsamer Sohn, sondern zu Gottes Kindern und seine Kinder stehen unter derselben Regel wie alle; er haßt und straft ihre Bosheit wie die aller. Daraus entsteht die unvergängliche Furcht vor Gott. Ich weiß, daß ich ihn gegen mich habe, wenn ich boshaft bin, daß er sich jeder Gottlosigkeit und jedem Unrecht widersetzt, daß ich nicht heilig bin, wenn ich ungehorsam bin, sondern ihn nur dann für mich habe, wenn ich seinem guten Willen unterworfen bin.

Das ist nicht die Angst vor Gott, die den Glauben austreibt; im Gegenteil, gerade weil ich ihn als Vater anrufe, fürchte ich mich davor, daß sein Richterspruch mein Werk verwerfe und damit mich von seiner Liebe trenne. Je gewisser mir sein Vatername ist, je tiefer ich erkenne, daß ich, weil ich ihn als meinen Vater anrufen darf, Gottes ganze Gnade, Macht und Herrlichkeit für mich habe, umso deutlicher und mächtiger wird in mir die Furcht, die die Grenze im Auge behält, wo ich mich von ihm scheide und unter seinen Unwillen falle.

Freilich kommt dadurch, daß wir noch an die Gefahr denken müssen, die unser Leben begleitet, ans Licht, daß wir noch nicht am Ziel, sondern noch Fremdlinge sind. Wir stehen noch nicht in der vollendeten Gemeinde, sind noch nicht daheim, wo in der Gegenwart Jesu alle Gefahr, alle Möglichkeit des Falls und darum auch die Furcht vorüber ist. Aber für unseren irdischen Stand kann nur die Gottlosigkeit die Furcht Gottes verachten und töten. Jetzt ist uns die Zeit gegeben, in der wir unser Werk zu tun haben, und unser Werk hat an Gottes gutem Willen seine Regel und diese gilt ausnahmslos für jeden, was er sei; denn Gott verleugnet seinen guten und gerechten Willen nie.

Einen neuen, starken Grund, der unsere Hoffnung zugleich befestigt und reinigt, empfangen wir dadurch, daß wir auf die Weise sehen, wie Gott uns zu seinen Kindern macht. Das tut er uns durch Jesus, durch das Kreuz Jesu, durch das er uns erlöst hat. Das zieht von allem Bösen weg. 1, 18—21: **da ihr wißt, daß ihr von eurem nichtigen Wandel, der euch von den Vätern her überliefert war, nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold,**

losgekauft seid, sondern mit dem kostbaren Blut gleichsam eines Lammes ohne Makel und Flecken, des Christus, der vor der Gründung der Welt voraus gekannt, aber um euretwillen im letzten Teil der Zeiten offenbar geworden ist, die ihr durch ihn an Gott gläubig seid, der ihn aus den Toten auferweckte und ihm Herrlichkeit gab, so daß euer Glaube und eure Hoffnung zu Gott gewandt wird. Daß die Furcht Gottes und die Gewißheit unserer Kindschaft Gottes einander durchdringen und stärken, zeigt Petrus an der Weise, wie Gott das von uns nahm, was uns von ihm trennte, und aus uns sein Eigentum gemacht hat. Daß er uns zu sich rief, hat darin seinen Grund, daß Christus uns die Erlösung verschafft hat. Soll sich die Christenheit deshalb fürchten, weil sie nicht erlöst ist und noch die alte Schuld und Not auf ihr liegt? Umgekehrt, deshalb weil sie erlöst ist, darum fürchtet sie Gott. Wenn ich angstvoll frage: bin ich erlöst? so ist das ein Widerspruch gegen den Glauben; wenn ich aber weiß, daß ich erlöst bin, und bedenke, wie ich es bin, dann entsteht die Furcht Gottes, die aus der Wahrheit und darum auch aus dem Glauben ist, und dann bekommt die Hoffnung ihren festen Grund und wird rein.

Eine Erlösung brauchte die Christenheit, eine Tat Gottes, die sie frei machte, ihre Ketten sprengte und die Schuld vernichtete, die auf ihr lag. Warum denn? Vorher war ihr Wandel nichtig, nichtig ihre Religion mit ihren finsteren Gedanken über Gott, nichtig ihr Werk, mit dem sie ihrer Lust diente. Ein nichtiger Wandel besteht nicht in Gottes Gericht; er wird uns zur Schuld und zur Kette, die nur dadurch von uns abfällt, daß Gott uns löst. Die Macht, mit der die öde Sitte und die leere Religion auf der Menschheit liegen, kommt daher, daß wir sie ererben. Von den Vätern pflanzen sich das Heidentum und die Sünde von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Darum müssen die Völker und jeder Einzelne in ihnen auf Gottes Stunde warten, bis er ihnen die Freiheit bereitet, durch die sie sich in Wahrheit zu ihm nahen und die Heiligung von ihm empfangen.

Der Tag der Erlösung kam mit dem Tode Jesu. Durch ihn verschwanden die Götzen und die Bosheit und die Gottlosigkeit. Mit ihm kommt die Anrufung des Vaters durch die Kinder, die ihm gehorsam geworden sind. Das hat er aber nicht durch ein irdisches Lösegeld bewirkt, etwa wie ein Sklave losgekauft wird durch Silber- oder Goldstücke oder sonst durch einen irdischen Wert, der als Zahlungsmittel dient. Die irdischen Mittel, mit denen ein Mensch Verschuldungen beseitigen und sich die Freiheit erwerben kann, sind viel zu gering, als daß sie die Kette sprengen könnten, mit der uns Gottes Recht bindet. Nur das, was Jesus Gott geben konnte, reichte aus, damit die Menschheit von ihrer Schuld befreit und zu Gottes Eigentum geheiligt sei. Er gab sein Blut Gott, und weil er dies tat, deshalb ist unsere Gottlosigkeit vergangen, deshalb unsere Bosheit von uns gewichen, deshalb die Kindschaft Gottes uns gewährt. Darum entsteht an unserer Erlösung in Eintracht mit dem Glauben auch die Furcht, weil wir am Kreuz Jesu sehen, daß Gott in der Tat der gerechte Richter ist, der seine Gnade von allem Bösen

fernhält und uns dazu in seine Gemeinschaft nimmt, damit wir ihm gehorchen. Am Gehorsam Jesu entsteht unser Glaube, an seiner Beugung unter Gottes Gericht unsere Freiheit von Schuld und Strafe. Das läßt uns die Vermengung des Glaubens mit der Sündenlust nie zu.

Wie ein Lamm stand er vor Gott, bereit zum Opfer und auf den Altar gelegt, und er hat das Vermögen zu diesem heiligen Gottesdienst; denn dieses Lamm war ohne Makel und hatte nichts an sich, was es untauglich für Gottes Altar machte, nichts, was ihm verwehrte, für uns der Erlöser zu sein. Hier ist ganzer Gehorsam geschehen, Gott die ganze Liebe dargebracht und dadurch uns die ganze Gnade erworben worden.

In der Gewißheit, daß Jesus durch sein Kreuz den Willen Gottes tat, ist die Überzeugung eingeschlossen, daß er in seiner Kreuzesgestalt vor dem ewigen Blick Gottes steht, so daß Gottes ganzes Verfahren mit der Menschheit immer auf den vollkommenen Gehorsam Jesu begründet ist. Darum wurde sie dem nichtigen Erbe unterworfen, das das Leben aller eitel macht; denn ihre Befreiung wird ihr hernach durch den gewährt, der ganz gehorsam war, und darum ist auch in der ganzen göttlichen Regierung überall zugleich die Gnade am Werk und läßt nicht zu, daß die Sünde den Menschen ganz von Gott losreiße, weil durch das reine Lamm mit dem göttlichen Recht und Gericht auch die Gnade zu ihm kommt.

Vom menschlichen Standort aus lag es nahe zu sagen, Christus sei erst spät offenbar geworden, erst kurz vor dem Ablauf der Zeit, da die Gemeinde hoffte, daß Jesu Offenbarung bald eintrete. Aber auch daraus macht Petrus für die Christenheit einen Grund zum Dank. Weil erst jetzt der ewige Rat zur Vollführung kam, sind auch die jetzt Glaubenden in Gottes Blick und Rat eingeschlossen. Er schuf auch ihnen Raum, daß auch sie zum Leben gelangten und zu denen gehören, für die Jesus durch sein Lösegeld die Freiheit erworben hat.

Die sind von Gottes gnädigem Rat umfaßt, die glauben. Denn darin, daß wir uns inwendig im Glauben zu Gott hinwenden, besteht unser Anteil an Gott und eben dies, daß wir glauben, ist Jesu Werk. Denn durch ihn empfangen wir die Gewißheit Gottes, die sich auf seine Gnade verläßt. Die Ungewißheit, den Zweifel und Verdacht gegen Gott nimmt er von uns weg, weil er auferstanden und in die Herrlichkeit Gottes erhoben ist. An diesem göttlichen Werk entsteht unsere Gewißheit Gottes und unsere Zuversicht zu ihm. Nun fallen die finsteren Gedanken von uns ab, die uns Gott als arm oder als unseren Widersacher beschreiben, und wir hängen unsere Zuversicht nicht mehr an uns, noch weniger an die Dinge der Welt; nun geben wir sie Gott. Mit dem Glauben wird uns aber auch die Hoffnung geschenkt, weil ja am Christus das Leben und die Herrlichkeit erschienen und uns, die wir in der Sterblichkeit, Schwäche und Niedrigkeit stehen, an ihm sichtbar wird, was Gottes Gabe für uns ist. Auch unsere Hoffnung ist auf den gegründet, an den sich der Glaube hält, nicht auf uns selbst oder irgend einen Menschen oder ein Ereignis und Ding dieser Welt, sondern wahrhaft und vollständig auf Gott. Damit dies zustande komme und es eine Menschheit

gebe, die wirklich auf Gott traue und auf Gott hoffe, dazu ist Jesus da und dazu trug er das Kreuz. Wir besitzen dadurch, daß wir an Gott zu glauben und auf ihn zu hoffen vermögen, den Segen seines Todes.

Was gibt dem Glauben die Macht, uns als die Erlösten mit Gott zu vereinen? Indem wir glauben, gehorchen wir der Wahrheit. Sie hat das Recht, uns innerlich so zu erfassen, daß wir alles Widerstreben lassen und uns ihr ganz ergeben. Nichts als der Wahrheit steht dieser Anspruch an uns zu. Gegen das dagegen, was uns als Wahrheit deutlich ist, ist der Glaube heilige Pflicht und dadurch wird uns die Liebe geschenkt. Dann, wenn uns gezeigt wird, wie wir zur Liebe kommen, liegt der Weg, der uns zum herrlichen Ziel Gottes führt, klar vor uns.

1, 22. 23: **Habt ihr eure Seelen durch den Gehorsam gegen die Wahrheit rein gemacht zur Bruderliebe, so habt einander anhaltend und von Herzen lieb, da ihr nicht aus einem vergänglichen, sondern aus einem unvergänglichen Samen wiedergeboren seid durch das Wort des Gottes, der lebt und bleibt.** Wir müssen erwarten, daß sich die Mahnung des Petrus nun auf die Liebe richte. Denn die Jünger Jesu haben das von ihm gelernt, daß der gute Wille, der dem Willen Gottes gehorcht, die Liebe sei. Wir haben sie aber nicht durch uns selbst; sie ist Gabe. Wie bekommen wir sie? Nur die reine, keusche Seele kann lieben. Wenn die Begierde in uns brennt, dann machen wir die anderen ihr dienstbar und nützen sie dazu aus, um uns Lust zu verschaffen. Die unkeusche Liebe ist falsch; das gibt die Liebe, die die anderen erniedrigt und verzehrt. Ist dagegen die Seele rein, dann können wir unser Auge zu den anderen wenden und sehen, wie wir die Gemeinschaft mit ihnen finden, wo Raum für unsere Gabe und unsere Hilfe ist und wie wir uns zur gemeinsamen Arbeit zu vereinen vermögen, die durch gegenseitiges Geben und Nehmen geschieht. Wie wird aber die Seele rein? Wie vergehen aus ihr die falschen Gedanken und blendenden Bilder, die die Begierden in uns schaffen? Durch den Gehorsam gegen die Wahrheit befreien wir uns inwendig von dem, was uns befleckt. Die Wahrheit schafft dann die Reinheit und ohne sie gibt es niemals Liebe, niemals Gemeinschaft. Die Lüge hebt die Gemeinschaft auf und ist das Ende der Liebe. Die Wahrheit tritt aber in dem an uns heran, der uns mit seinem Blut befreit hat. In ihm ist wahrer Gehorsam, wahre Liebe Gottes, darum wahre Liebe des Menschen, wahre Erkenntnis dessen, was der Mensch ist und bedarf und was ihm Gott gibt. Wenn wir der Wahrheit den Gehorsam leisten, den wir ihr schuldig sind, und ihr nicht nur unsere Gedanken, sondern auch unseren Willen öffnen, dann macht sie uns inwendig rein und nun hat die Liebe in uns Platz, die Bruderliebe. Für den Zweifel, ob wir denn Brüder haben, ist kein Raum mehr da, nachdem wir die Kinder des Vaters geworden sind. Das gibt uns wieder eine herrliche, nie endende Aufgabe. Denn in die Liebe gehört Kraft, Eifer, Beharrlichkeit hinein. Aus dem Herzen muß sie kommen, so daß wir ungeteilt mit unserem persönlichen Anteil ihrem Zug gehorchen und das tun, wozu sie uns rät.

Wenn wir dabei bloß auf die Menschen sehen, auf uns selbst oder auf die anderen, für die wir leben und arbeiten, dann wird die Liebe leicht matt und der Mut zu ihr entfällt uns. Die Menschen sind wenig liebenswürdig und wir selbst zur Liebe wenig fähig. Aber wir haben ja nicht nur das, was uns die Natur verschafft. Warum sind die anderen meine Brüder, warum bin ich der ihrige? Wir sind wiedergeboren. Gottes Werk geschah an mir; soll ich nun mir selber leben? Gottes Werk geschah an ihnen; soll ich sie nun verachten und sich selber überlassen oder gar entehren und schädigen? Damit die Liebe stark werde, haben wir zu erwägen, was uns unser Leben gibt. In dem, was uns die Kindschaft verleiht, findet sich auch das Fundament für unsere Bruderschaft. Unser Leben ist uns durch Gottes Wort erteilt. Das ist der Same, aus dem wir entstehen und erwachsen, und es gibt keine andere Kraft, die Leben zu schaffen vermöchte, als Gottes Wort. Dieses, nur dieses ist mit der Schöpferkraft eins. Weil uns Gott zu sich berufen hat, darum leben wir und darum lieben wir.

Der natürliche Same ist sterblich; was von Leben in ihm ist, kann enden und der Same sich zersetzen. Gottes Wort endet nicht; denn es hat Gottes Art. Es macht ja seinen Willen uns hörbar und für uns wirksam. Gott aber lebt und bleibt und ist der Ewige.

1, 24. 25: **Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie die Blume des Grases. Das Gras wurde dürr und die Blume fiel ab. Aber das Wort des Herrn bleibt für die Ewigkeit** (Jes. 40, 6—8). **Das ist aber das Wort, das als gute Botschaft euch verkündigt worden ist.** Nicht erst Petrus preist das göttliche Wort und erhebt es über alles, was wir Menschen sind, sondern das hat schon der Prophet getan. Er hat aller Größe der Menschen und allen ihren Leistungen das Gleichnis im blühenden Schmuck des Feldes gegeben, das im Frühling sein grünes und mit herrlicher Farbenpracht verziertes Kleid anzieht. All das ist unter das Gesetz des Vergehens gestellt. Aber von oben her tritt in das immer wieder verblühende Menschenleben etwas Ewiges hinein, die Stimme des Schöpfers und Vollenders, die uns sein Wort schenkt, und jetzt ist das Unvergängliche da; jetzt ist uns eine neue, höhere Geburt verschafft und ein Leben verliehen, das nicht verblüht. Die Christenheit weiß, wo sie dieses Wort vernommen hat. Gottes Wort kam durch Jesus und seine Boten zu ihr und dadurch sind sie nun Brüder und dadurch ist ihnen die Bruderliebe geschenkt.

2, 1: **Darum tut jede Bosheit weg und jede Verschlagenheit und Heuchelei und Neid und alle üblen Nachreden.** Weil Gottes Wort in unser menschliches Herz hineintritt, sind nun zwei Begehrungen in uns. An seinem Wort entsteht die Liebe und aus unserer natürlichen Art entstehen alle die Triebe, die die Gemeinschaft zerstören und uns miteinander verfeinden. Wir in unserem irdischen Stand können einander nicht so lieb haben, daß wir den Reiz nicht mehr spürten, die anderen zu schädigen und zu hintergehen und zu beneiden und mit boshaftem Geschwätz sie zu beschmutzen. Diese Triebe sind im Menschen da; aber im göttlichen Wort, das uns gegen die Wahrheit

gehorsam macht, erhalten wir das Vermögen, solches nicht nur gelegentlich, sondern ganz abzutun, und das ist nun bleibend unsere Christenpflicht und unser Christenkampf. Wir setzen uns nun in unserer Gemeinschaft miteinander gegen alles zur Wehr und ringen alles nieder, was gehässig, unwahr und neidisch ist.

2, 2. 3: **Wie es die eben geborenen Kinder tun, verlangt nach der vernünftigen, unverfälschten Milch, damit ihr durch sie wachset für die Rettung, wofern ihr geschmeckt habt, daß der Herr gütig ist** (Ps. 34, 9). Was gegen die Liebe streitet und darum aus uns verschwinden muß, das sagte uns der vorangehende Vers. Aber die Ausscheidung des Sündlichen geht nur dadurch vor sich, daß wir in uns das hineinbekommen, was göttlich ist. Wenn nichts Neues in uns wäre, könnten wir das Alte nicht von uns tun. Petrus heißt das Wort zuerst den Samen, aus dem unser Leben entstanden ist; nun fährt er fort und heißt es die Milch, durch die wir erhalten werden. Denn der Anfang und der Fortgang des Lebens wird durch dieselbe Kraft bewirkt. Das Mittel unserer Erzeugung ist auch das Mittel unserer Erhaltung und wird uns zur Nahrung, ohne die das Leben wieder endete. Wir sollen daran denken, wie das Kind sofort das Verlangen nach der Milch mit auf die Welt bringt. Trinken muß es nicht erst lernen; das kann es von Anfang an. Niemand sagt ihm, daß es die Milch brauche und wo sie sei; es weiß, an was sein Leben gebunden ist und wie es sich erhält. So sollen auch wir wissen, durch was wir am Leben bleiben, und mit derselben Richtigkeit und Sicherheit nach dem verlangen, was uns nährt, wie wir es am Anfang unseres natürlichen Lebens tun. Die Nahrung, die uns erhält, liegt ja in unserem Bereich. Eine Milch ist für uns bereitet, die Petrus deshalb vernünftig heißt, weil das uns nährende Wort in den Herd unserer Gedanken und Entschließungen hineingeht und Kraft an die Stelle in uns bringt, aus der unser inwendiges Leben kommt. Diese Milch hat nichts Fremdes und Schädliches in sich, da Gott sie uns darreicht. Seine Gabe ist nicht giftig, sondern lauter Nahrung, lauter Heiligung ohne Anreizung zum Bösen, lauter Hilfe ohne Belastung und Hinderung.

Ob ein Kind nicht umsonst nach der Milch sucht, sondern sie bekommt, sieht man daran, daß es wächst. Daß wir wachsen, das ist auch für uns der uns zugeteilte Beruf. Warum denn? Warum wollen wir nicht so bleiben, wie wir sind, nicht mit dem zufrieden sein, was uns geschenkt worden ist? Wir können nicht so denken, weil wir die Rettung noch als unser Ziel vor uns haben, und deshalb, weil wir dieses Ziel gewiß erreichen, da uns Gott dazu berufen hat und dorthin bringt, wollen wir wachsen und die Nahrung empfangen, die unser Leben vorwärts bringt, und das abtun, wodurch wir nicht wachsen, sondern erkranken und rückwärts gehen.

Nicht die Angst macht uns wach; nicht die Sorge bringt uns zum Fleiß, sondern die Gewißheit, daß der Herr gut ist. Deshalb wollen wir das erlangen, was er uns gibt, wollen zu ihm kommen und bei ihm sein. Seine Güte haben wir geschmeckt, erfahren und erlebt; sonst könnten wir ihm ja nicht glauben; sonst wäre uns seine gute Botschaft noch unbekannt.

Die Mutter der Liebe ist die Gemeinde, die allen ihren Gliedern das sie erzeugende und ernährende Wort zuträgt und alle in einträchtiger Arbeit zum selben Dienst Gottes verbindet. Wir können nicht wachsen, wenn wir uns voneinander trennen, und nicht in der Vereinsamung selbst das Wort erfinden, das die zum Wachstum nötigen Kräfte in sich trägt. Darum vollzieht Christus seine Sendung dadurch, daß er die Gemeinde herstellt; sie ist sein königliches Werk. Er erweist sich als den gütigen, gebenden Herrn dadurch, daß er die Gemeinde erbaut. Unsere Wiedergeburt geschieht darum dadurch, daß wir den Anteil an der Gemeinde erlangen, und unser Wachstum dadurch, daß wir in die Gemeinde hineinwachsen. Das fordert aber von uns beständig den Entschluß, durch den wir unsere Gemeinschaft mit Jesus festhalten und verstärken. Darum mahnt Petrus 2, 4. 5: **Zu ihm tretet hinzu, zum lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen wurde, aber bei Gott auserwählt und kostbar ist, und werdet selber als lebendige Steine zu einem geistlichen Haus aufgebaut, zu einer heiligen Priesterschaft, um geistliche Opfer darzubringen, die Gott durch Jesus Christus wohlgefällig sind.** Der Grund der Gemeinde, durch den sie entsteht und ihre Einheit hat, ist Jesus. Darum heißt ihn Petrus nach dem Spruch des Psalms, mit dem schon Jesus selbst seine Sendung beschrieben hat, den Eckstein, den die Bauleute als untauglich wegwarfen und den Gott doch zum Schöpfer und Herrn seiner ewigen Gemeinde macht, Ps. 118, 22. Matth. 21, 42. Durch die Bekehrung zu ihm entsteht die Kirche und durch die Gemeinschaft mit ihm bekommt sie ihre Eintracht und Verbundenheit. Unser Anschluß an ihn macht uns miteinander innerlich eins. Was uns von ihm trennt, scheidet uns von der Kirche, nichts anderes als das, das aber unfehlbar, und hebt zwischen uns die Verbundenheit auf.

So entsteht also durch Jesus ein Haus, dessen viele Teile zu einem Ganzen zusammengefügt sind, ein geistliches Haus, weil der Geist diese Gemeinschaft wirkt und nichts Äußerliches, nicht bloß Sitte und Recht, Obrigkeit und Zwang sie stiften. Hier beruht die Gemeinschaft vielmehr darauf, daß wir innerlich in unserer Liebe und unserem Glauben miteinander verbunden sind, weil wir alle innerlich mit Christus verbunden sind. Weil dieses Haus durch den Geist aufgerichtet wird, ist es Gottes Haus, von ihm gebaut und für ihn. Das ist nun der echte Tempel, in dessen Aufrichtung Jesus seine Sendung offenbart und ans Licht bringt, daß er mit Recht den Christusnamen trägt und das vollendet, was in der alten Gemeinde erst begonnen war. Der alte Tempel war nur ein Zeichen, an dessen Stelle jetzt Gottes bleibendes Werk, die Gemeinde, tritt. Der alte Tempel verhieß Gottes Gegenwart; in der vom Geist vereinigten Gemeinde offenbart sie sich jetzt.

Jedermann in der Gemeinde dachte, wenn Petrus vom „Stein" sprach, der die Gemeinde trägt, an den Namen, mit dem Jesus ihm selbst sein herrliches Amt beschrieben hat. Zum „Petrus", zum „Stein" hat er ihn gemacht, auf den er seine Gemeinde, die Gottes Haus ist, aufbaut. Petrus lenkt aber den Blick der Kirche nicht auf sein eigenes Amt und Werk, sondern hält ihr

vor, daß alles, was er selbst zu vollbringen hatte, ganz und gar aus Jesu Werk entstand. Weil Jesus selbst der lebendige Stein ist, mit dem jedes Glied der Gemeinde verbunden wird, darum nannte er den, den er zuerst in seinen Dienst berief, „den Stein".

Weil am Hause Gottes alles lebendig ist, der Grundstein, der es trägt, und alle Steine, die sich auf ihm zur Mauer erheben, darum heißt Petrus die, die das lebendige Haus sind, mit einem neuen Namen auch die Priesterschaft. Die im Christus Verbundenen dienen nicht nur einander und sorgen nicht nur füreinander, sondern erheben zuerst ihr Auge zu Gott, geben ihm ihre Liebe, preisen seinen Namen und sagen sein Wort. Das größte Amt und Werk der Christenheit ist Gottes Anbetung. Dadurch wird auch die ganze Arbeit, durch die die Gemeinde für ihre Glieder sorgt und durch die sie denen dient, die nicht zu ihr gehören, zum Gottesdienst. Wir können ja die Liebe nicht in zwei voneinander geschiedene Hälften zerlegen; indem wir sie Gott geben, tut sie auch für die Menschen die Arbeit, die für sie nötig ist, und indem wir sie den Menschen geben, bringen wir sie Gott dar. Zu einer heiligen Priesterschar macht Jesus seine Gemeinde deshalb, weil sie sich ihren Priesterdienst nicht selber anmaßt und nicht auf ihre eigene Würdigkeit begründet. Das ergäbe jenes unechte Priestertum, das beseitigt werden muß, weil sich der Mensch damit anmaßt, was Gottes ist. Unser Gottesdienst hat seinen Grund in unserer Berufung, unser Zutritt zu Gott in unserer Annahme durch Gott. Weil uns Gott durch seine Gnade für sich geheiligt hat, darum haben wir das Vermögen zum priesterlichen Werk.

Geistlich sind unsere Opfer, weil echte Anbetung Gottes, echte Liebe Gottes, echte Gaben, die Gott dargegeben werden, durch das Wirken des göttlichen Geistes entstehen. Dazu braucht es Glauben und der Glaube entsteht durch den Geist und es braucht dazu die reine Seele, die alle Bosheit abzutun und zu lieben vermag, und das gibt uns der Geist. Darum bestehen auch die Gaben, durch die wir Gott ehren, nicht nur in Stücken unseres Eigentums, sondern wie wir selbst als lebendige Steine mit dem Hause Gottes verbunden sind, so haben wir auch an dem, was wir selbst inwendig sind, das Mittel zu unserem Gottesdienst, und auch dann, wenn unser Opfer nicht nur im Gebet und im Wort besteht, sondern wir auch unsere Kraft, Zeit und Habe in Gottes Dienst brauchen, hat das, was unsere Handlung zum Opfer macht, geistliche Art. Nicht der auswendige Wert unserer Gabe oder die Größe unserer Leistung macht sie zum Opfer; das ist sie um deswillen, was im Geist geschieht.

Wir bringen das Opfer Gott in der Gewißheit dar, daß es ihm wohlgefällig sei. Wie könnten wir ohne diese Gewißheit beten, danken, dienen? Das ist ja das Ziel, das jedes Opfer sucht; wir begehren, daß Gott es annehme. Die Christenheit stellt ihre Zuversicht, daß das, was sie für Gott tut, sein Wohlgefallen habe, nicht auf sich selbst, sondern auf Jesus, den Sohn, der Gottes Wohlgefallen hat. Von dem, was Jesus ihr gibt, weiß sie, daß es nach Gottes Willen geschieht. Sein Versöhnerwerk deckt auch die

Flecken an ihrem Gebet und die Mängel an ihrer Liebe und bewirkt, daß sie sich mit froher Zuversicht zu Gott nahen darf, um ihn zu ehren, und erhört wird und empfängt, was sie mit ihrem Opfer bei Gott sucht.

2, 6—9a: **Deswegen steht in der Schrift: Sieh! ich lege in Zion einen auserwählten, kostbaren Eckstein und der, der an ihn glaubt, wird nicht beschämt** (Jes. 28, 16). **Darum habt ihr, die ihr glaubt, die Ehre; für die aber, die ungläubig sind, gilt: der Stein, den die Bauenden verwarfen, wurde zum Eckstein, und: er ist ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Ärgernisses** (Ps. 118, 22; Jes. 8, 14); **sie stoßen sich an ihm, weil sie dem Wort nicht gehorchen, und dazu sind sie gesetzt.** Wie wir in Gott den Vater und den Richter haben, so tut auch Jesus gleichzeitig das Werk der Gnade und das des Rechts und beides teilte ihm die Schrift dadurch zu, daß sie ihn mit dem Stein verglich. Denn der Stein trägt den Bau, der auf ihm steht, womit das Heilandsamt Jesu beschrieben ist, daß er aus uns Gottes Gemeinde macht. Er ist aber auch der Stein, an dem man sich stößt und fällt, womit das richterliche Amt Jesu dargestellt ist, durch das er Gottes Recht gegen die vertritt, die Gott verwirft. Auch dies kommt in der Sammlung der Gemeinde zur Offenbarung. Denn sie umfaßt nicht alle, sondern kommt dadurch zustande, daß Jesus die vereint, die an ihn glauben, und sie von denen trennt, die ihn verwerfen. Obwohl Petrus Israel nicht nennt, war doch allen seinen Lesern klar, was für Ereignisse ihn zu diesem Wort bewogen. Zwischen der Judenschaft und der Christenheit hatte sich die Kluft gebildet, die niemand mehr schließen konnte. Daraus darf aber für die Gemeinde Jesu kein Anlaß zum Zweifeln und zur inneren Lähmung entstehen, so daß sie sich hindern ließe, das Werk Jesu laut zu preisen und seinen Dienst mit Kraft zu vollziehen. Denn auch in dieser Trennung, so schmerzhaft sie alle traf, geschieht Gottes Regierung und Jesu Werk. Nicht mehr die Judenschaft, sondern die im Namen Jesu Vereinten sind die Gemeinde Gottes, weil mit der göttlichen Gnade zugleich der Ernst des göttlichen Gerichts sichtbar wird. Dort wurde Jesus zum Eckstein des göttlichen Baues, hier zum Stein, durch den der Fall entstand.

Schon die Schrift hat gesagt, wie diese Scheidung zustandekomme; denn sie gibt die Verheißung dem Glaubenden. Ob der Glaube an Jesus entstehe oder ob sein Wort abgewiesen werde, das bringt diesen völligen und bleibenden Unterschied hervor. Dem Glauben ist verheißen, daß er uns nicht die Enttäuschung eintrage, weil sich Gott mit seiner Hilfe und Gabe zum Glaubenden hält. Darum überhäufen Juden und Griechen in ihrem blinden Haß die Glaubenden umsonst mit Schmähungen; sie haben die Ehre, die ihnen niemand rauben kann, die Ehre, daß sie als lebendige Steine in Gottes Haus stehen und ihn preisen dürfen als die heilige Priesterschaft. Denen aber, die Jesus den Glauben versagen, bleibt die Ehre versagt und die Beschämung liegt auf ihnen, die den trifft, der den Streit mit Gott unternimmt.

Wie wird aber die Gegenwart Jesu, obwohl ihn die Gnade sendet, doch für viele zum Gericht? Auch das macht uns schon die Schrift durch das

Gleichnis vom Stein deutlich. Der Stein wurde von den Baumeistern als untauglich verworfen und deshalb geschieht an ihm ihr Fall. Der Mensch bestreitet Jesus, nimmt nicht wahr, daß er in der Sendung Gottes kam, hört in seinem Wort nicht Gottes Ruf und sieht an ihm Gottes Gnade nicht. Er begehrt nicht, was ihm Jesus anbietet, sondern tut seinen eigenen Willen. Daß es so ist, das kam durch das Kreuz Jesu zu einer für alle deutlichen Offenbarung. Damit ist aber die Sendung Jesu nicht zerstört. Nicht der Mensch, sondern Gott behält Recht und darum wird aus dem Gericht, das der Mensch über Jesus hält, das Gericht, das den Menschen trifft. Durch das Kreuz Jesu wurde Israels Unrecht offenbar und damit endet sein Vorzug und sein besonderes Recht. Petrus richtet aber den Blick absichtlich nicht nur auf das, was mit Israel geschah, weil das gleiche göttliche Recht und Gesetz überall und an allen geschieht. Immer entsteht an der Verkündigung Jesu die Scheidung; immer ist ihr Erfolg ein doppelter, Zustimmung und Ablehnung, Glaube und Verwerfung, Gehorsam und Ungehorsam. So offenbart sich in heiliger Vollkommenheit durch ihn die göttliche Gnade und das göttliche Recht.

Auch im Streit des Menschen gegen Gott, wenn er Jesus nicht glaubt und nicht gehorcht, ist nicht nur der Mensch am Werk; denn auch das ist von Gottes Regierung umfaßt und wird von seiner Gerechtigkeit bewirkt. Die, die das Wort Jesu bestreiten und seine Gemeinde bekämpfen, sind dazu gesetzt. Das ist der von Gott ihnen zugeteilte Platz, das von ihm ihnen übertragene Geschäft und Los. Gesetzt war Kajaphas dazu, daß er Jesus verurteile, gesetzt Israel dazu, daß es die Gemeinde Jesu ausstoße, gesetzt in den griechischen Orten alle die, die die Christenheit verhöhnten und bekämpften, gesetzt auch heute alle, die der Gottlosigkeit dienen und sich dem göttlichen Wort entgegenstellen. Was an ihnen geschieht, das ist nicht das Werk der göttlichen Gnade, wohl aber das richterliche Werk des göttlichen Rechts. Daß damit Unrecht und Willkür an ihnen geschehe, sagt niemand, dem die Gewißheit Gottes gewährt worden ist. Wir wissen, daß Gott von aller Bosheit ganz geschieden ist und niemand Unrecht tut. Wie sollte auch dieser finstere Gedanke in uns hineinkommen, während wir vor Augen haben, wie sich der Mensch gegen Gott sträubt, sich seinem Wort widersetzt und die Bosheit behalten will, obwohl ihm die Fülle der göttlichen Gnade in ihrer unwandelbaren Herrlichkeit im Christus entgegentritt? Werden wir von ihm getrennt, so geschieht dies durch das vollkommene, von keinem Flecken verdunkelte Recht. Petrus leitet aber die Gemeinde nicht an, Gott über seine Gründe zu befragen und über sein Recht zu verhören, sondern sagt ihr in derselben Weise, wie es auch Paulus Röm. 9 tat, nur das, sie habe auch beim Streit des Menschen gegen Gott daran zu denken, daß der Mensch nie allein ist und nie nur mit seinem Willen handelt, sondern daß er seine Kraft und alles, was er ist, von Gott hat, auch dann, wenn er gegen Gott kämpft.

2, 9b. 10: **Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, ein zum Eigentum erworbenes Volk**

(2 Mos. 19, 6), **damit ihr die mächtigen Handlungen dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat** (Jes. 43, 20), **ihr, die ihr einst nicht Volk, jetzt aber Volk Gottes, nicht begnadigt, jetzt aber begnadigt seid** (Hos. 2, 25). Weil zwar Israel gefallen, aber Gottes Absicht nicht vereitelt ist und seine Verheißung gerade dadurch zur Erfüllung kam, daß an die Stelle der Judenschaft die Gemeinde derer trat, die an Jesus glauben, darum sagt Petrus mit denselben Worten, durch die Mose am Sinai Israels Bestimmung beschrieb, der Christenheit, was sie empfangen hat. Der Beruf der Gemeinde bleibt derselbe von Anfang an und Jesu Werk besteht darin, daß er sie so macht, wie ihr Beruf es von ihr verlangt, und das Ziel herstellt, für das Israel geschaffen worden ist. Die Gemeinde entsteht durch Gottes Wahl; darin besteht ihre Herrlichkeit und Ehre, daß sie aus der übrigen Welt durch Gott herausgeholt und mit ihm verbunden ist. Darum hat sie das Priesteramt, nicht als leeren Namen und täuschenden Schein, sondern in Kraft und damit zugleich als ihre unverbrüchliche Pflicht. Es ist ein königliches Priestertum, nicht nur der Ehre wegen, die es ihr verleiht, sondern auch um der Macht und Freiheit willen, die mit ihm verbunden sind. Da Gott regiert, sind die Seinen durch sein königliches Regiment die Freien, niemand unterjocht, und die Herrschenden, die ihr Werk so tun, daß es bleibt und von niemand überwunden wird. Ein Volk sind sie, fest vereint zu einem gemeinsamen Leben, in dem jeder am großen Ganzen Anteil hat, aber ein heiliges Volk, weil der Grund ihrer Gemeinschaft in Gott ruht und das Ziel ihrer Verbundenheit darin besteht, daß sie für Gott leben. Zu seinem Eigentum sind sie gemacht.

Darum darf die Gemeinde nicht schweigen. Sie hat nicht einen unbekannten Gott, sondern er hat in herrlicher Sichtbarkeit für sie gehandelt und seine Größe kundgetan. Nun besteht ihr Dienst und ihre Pflicht darin, daß sie rede und das verkündige, was Gott an ihr tat. Finsternis lag auf uns, Unkenntnis Gottes, die nichts als die Menschen und die Welt sieht, nichts als uns selbst. Da wird dunkel, was wir sind und wohin wir gehen, und in dieser Finsternis kann kein Leben wachsen, keine Freude entstehen, kein Werk gedeihen. Da kam Gottes Ruf zu uns; er rief uns zu sich und bei ihm ist das Licht, ein wunderbares Licht, das alle unsere Gedanken übersteigt. Nun haben wir Gott vor Augen in einer Herrlichkeit, die wir nicht ahnten, und seine Gnade ist so tief, seine Gabe so groß, wie wir es nie zu hoffen vermochten. Worin besteht nun unser Dank und Dienst? Darin, daß wir verkündigen, wie groß und gut er ist. Vorher waren wir kein Volk, sondern mit allen im Streit, Knechte unsrer eigenen Begierden, die nichts suchten als ihr eigenes Glück. Jetzt sind wir ein Volk, miteinander vereint; denn wir sind Gottes Volk. Vorher waren wir hilflos und Gottes Erbarmen uns noch versagt; jetzt ist es uns gegeben und wir erfuhren, wie gnädig Gott ist.

2, 11—3, 7.

Die Christenpflicht im Staat und im Haus.

2, 11: **Geliebte, ich mahne euch, da ihr ja Gäste und Fremde seid, daß ihr euch von den fleischlichen Begierden scheidet, die gegen die Seele streiten.** Wenn uns das irdische Leben die Heimat verschaffte und in dem, was uns jetzt erreichbar ist, unser Ziel läge, dann wäre es richtig, daß wir auf die Begehrungen, die aus dem leiblichen Leben entstehen, achteten und uns um ihre Erfüllung bemühten. Aber wir sind ja Gäste, die an einem ihnen fremden Ort verweilen, und haben unser Ziel nicht in demjenigen Glück, das uns dieser Leib bereitet, und in derjenigen Ehre, die uns die Menschen geben. Darum erheben wir unser Verlangen über den leiblichen Trieb hinauf und dieser darf uns nicht mehr regieren und gilt nicht mehr als das, was allein und unter allen Umständen befriedigt werden muß. Wir machen ihn still und entsagen, weil die Erfüllung seiner Wünsche uns nicht das Höchste und Ewige bringt, wonach wir verlangen, sondern uns im Gegenteil die Gefahr bereitet, das zu verlieren, was wir durch Christus haben. Denn diese Begierden greifen die Seele an. Von der Seele redet Petrus auch hier deshalb, weil er an den Sitz und Herd unseres Lebens denkt. Er redet nicht davon, daß die vom Fleisch her kommende Begierde unser Denken lähmt und verwirrt, unseren Willen zerrüttet, unser Vermögen zu glauben verdirbt, sondern geht gleich zur großen Hauptsache, nämlich dazu, daß die Begierde uns um das Leben bringt, weil wir sündigen, wenn wir ihr gehorchen, und Sünde uns unter die göttliche Verurteilung stellt, durch die wir dem Tod verfallen. Wir kämpfen also dadurch, daß wir die falsche Begierde bezwingen, für unser Leben, für die Rettung unserer Seele, dafür, daß wir in Gottes Urteil bestehen mögen und unser Erbe gewinnen. Die Lust, die uns die Begierde vorhält, ist also deshalb ein Betrug, weil ihr Gewinn uns den schwersten und unheilbaren Verlust brächte, den, daß wir selbst verloren gehen. Petrus denkt an Jesu Wort, daß kein Gewinn für den Menschen Wert habe, wenn er durch Gottes Urteil um seine Seele kommt, Matth. 16, 26.

2, 12: **Macht euren Wandel unter den Heiden löblich, damit sie das, worüber sie euch als Übeltäter verlästern, durch die löblichen Werke sehen und Gott am Tag der Heimsuchung preisen.** Der Gewinn des Lebens für uns selbst und die Ausrichtung unseres Dienstes fallen völlig zusammen. Wenn die Christenheit den fleischlichen Trieben folgt, dann macht sie sich selber tot, gibt aber dann auch den anderen nicht, was sie ihnen schuldig ist, und versäumt die Pflicht, die aus ihrem Verkehr mit den Heiden beständig für sie entsteht. Sie ist denen, die nicht zu ihr gehören, ein reines, edles Verhalten schuldig, wozu sie die Freiheit vom fleischlichen Willen haben muß. Jetzt vermuten ihre Gegner bei ihr alles Schlechte, heißen sie gottlos, Staats- und Menschenfeinde und Verbrecher. Darum hat die Christenheit fleißig und tapfer jedes reine und edle Werk zu treiben. Dadurch stellt sie das, was

das Christentum ist, vor die Augen ihrer Widersacher hin und läßt es sie wahrnehmen, was Jesu Wort gibt und schafft. Die Wahrnehmung einer vollendeten Tatsache hat aber die Kraft, uns Menschen zu beugen und unsere Einreden zum Schweigen zu bringen. In dieser Hinsicht ist die Kraft des Werks größer als die des Worts und das Auge stärker als das Ohr. Die Christenheit tut also ihre Pflicht noch nicht, wenn die anderen bloß von ihr hören, was gut ist und Gott uns gibt. Das sollen sie sehen und erst dann, wenn sie dies auch sehen können, hat ihnen die Gemeinde gegeben, was sie ihnen schuldig ist. Nicht dazu hat die Kirche sich ans Werk zu machen, damit sie selber gerühmt werde, sondern dazu, damit Gott gepriesen sei. Die Schmach, die auf sie gehäuft wird, soll ihr deshalb leid tun, weil sie auf ihren Gott und ihren Herrn fällt. Ihr Beruf ist ja, seine herrlichen Erweisungen zu verkündigen und die Menschheit zum Lobe Gottes zu bringen. Dazu braucht sie aber notwendig das edle Werk, während jede Versündigung der Christenheit die Erkenntnis und Anbetung Gottes unter den Völkern verhindert oder doch erschwert. So leitet Petrus den Fleiß und die Anstrengung, die wir auf eine reine und fruchtbare Führung des Lebens verwenden, nach Jesu eigenem Wort Matth. 5, 16 aus unserem höchsten Verlangen ab, aus unserer Liebe Gottes, die darnach begehrt, daß unser Leben zu Gottes Preis und Ehre diene.

Macht die Christenheit allen sichtbar, was ihr Jesus gab, dann geben sie am Tag ihrer Heimsuchung Gott die Ehre. Wir brauchen zur Erkenntnis Gottes notwendig das göttliche Wirken, durch das er selbst uns seine Herrschaft und Gnade zeigt. Er muß uns einen Tag bereiten, an dem er uns heimsucht, nach uns sieht und sich uns offenbart; sonst nehmen wir ihn nicht wahr. Nicht die Christenheit bekehrt die Heiden, sondern Gott erleuchtet sie und führt sie in seine Gemeinde. Aber das gute Werk der Christenheit hilft dazu mit, weil es der Anlaß ist, der die Heiden zur Besinnung bringt, ihren Verdacht gegen Jesus erschüttert und sie für die göttliche Heimsuchung empfänglich macht.

2, 13. 14: **Unterwerft euch jedem menschlichen Geschöpf um des Herrn willen; sei es dem König als dem, der über den anderen steht, sei es den Statthaltern, da sie durch ihn geschickt werden zur Bestrafung der Übeltäter und zum Lob für die, die das Gute tun.** Unter den besonderen Aufgaben, an denen die Christenheit die Kraft und Reinheit ihres neuen Willens zu erproben hat, nennt Petrus zuerst das Verhältnis zum Staat. Die Christenheit muß wissen, wie sie sich zu den die Völker regierenden Machthabern stellen will, zum Kaiser und seinen Vertretern in den Provinzen. Sind diese Herrscher zu bekämpfen oder hat sich die Gemeinde ihnen zu unterwerfen? Ein Anlaß zu dieser Frage entstand nicht bloß deshalb, weil uns die Unterordnung unter die Regierenden eine Beschränkung unsrer eigenen Interessen auferlegt, sondern weil die Kirche leicht meinen kann, sie sei durch ihren Anteil an Gott vom Gehorsam gegen diese Herrscher entbunden. Was geht der Befehl des Kaisers das auserwählte Geschlecht und die königliche Priesterschaft noch an? Die

Widersacher der Christenheit sagten ihr mit Leidenschaft nach, daß ihr Bekenntnis zum himmlischen Herrn den Aufruhr gegen den Kaiser und die Zerstörung des bürgerlichen Rechts bedeute. Deshalb ordnet Petrus das Verhalten der Kirche in derselben Weise, wie es Paulus Röm. 13, 1 tat: Gehorcht, nicht obwohl ihr in Jesus euren Herrn habt, so daß ein Streit zwischen dem Dienst Gottes und dem Staatsdienst übrig bliebe, sondern wegen des Herrn, weil ihr ihm gehorcht und nicht euren, sondern seinen Willen tut. Wenden sie ein, die Herrscher seien ja Menschen, so antwortet Petrus: sie sind Geschaffene, durch Gott zu dem gemacht, was sie sind. Einem Menschen sich zu unterwerfen, so daß wir bloß einen Menschen über uns regieren lassen müßten, das wäre freilich hart und die Neigung zur Auflehnung entsteht immer, wenn wir im Staat bloß eine menschliche Einrichtung und in denen, die regieren, nur die Menschen sehen; denn so wird die Unterwerfung unter die, die nicht mehr sind als wir, eine Erniedrigung, ein unfreier, entehrender Zwang. Der Mensch hat aber deshalb eine Ehre, die ihm nicht verloren geht, weil er Gottes Geschöpf ist und das besitzt, was ihm Gottes Schöpferwille gab. Dem, den Gott schuf, kann man sich frei und willig unterwerfen ohne Verlust der Ehre und ohne Schädigung unseres Gottesdienstes. Das Anrecht des Kaisers an den Gehorsam der Christenheit wird damit begründet, daß er über alle anderen gestellt ist. Diesen Platz hat er nicht ohne, sondern durch die göttliche Regierung und dies hat die Gemeinde dadurch anzuerkennen, daß sie die kaiserlichen Gesetze hält. Bei den Beamten, die im Namen des Kaisers die einzelnen Länder regierten, kommt weiter in Betracht, daß ihnen die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und die Durchführung des Rechts übertragen ist. Das ist ein unentbehrliches, wichtiges und für alle heilsames Werk. Den Übeltätern muß widerstanden und die Strafgewalt gegen sie gebraucht werden; sonst wächst das Übeltun; und mit der Verfolgung des Bösen geht die Ehrung des Guten Hand in Hand und dadurch dient auch das Amt der Herrscher dem großen und heiligen Ziel, für das die Christenheit als die auserwählte Priesterschaft ihre Arbeit tut. Beide arbeiten dazu, damit das Böse in der Menschheit überwunden und das Gute von ihr getan werde. Petrus verlangt ebenso wenig wie Paulus von den Herrschern Hilfe bei der Ausführung des besonderen Amts, das die Gemeinde Jesu hat. Das Evangelium bekommt seine Autorität nicht durch den Willen der Machthaber, sondern hat sie deshalb, weil es das Wort des Gottes ist, der lebt und bleibt. Die Herrscher haben ihren eigenen Beruf und sollen diesen erfüllen und nicht das tun, was nicht sie, sondern Jesu Boten der Welt gewähren. Aber auch das von den Herrschern auszuführende Werk hat im göttlichen Willen seinen Grund, der das Böse verwirft und das Gute verlangt und ehrt, und weil auch das Werk der Herrscher zur Erfüllung des göttlichen Willens mithilft, deshalb ist die Christenheit zu jedem Gehorsam gegen sie bereit.

2, 15: **Denn so ist es der Wille Gottes, daß wir durch Gutestun dem Unverstand der törichten Menschen den Mund verschließen.** Damit wendet Petrus die allen gegebene Regel V. 12 auf diese besondere Frage an. Was

ist die Waffe der Christenheit gegen die Scheltreden, die ihr vorwerfen, daß sie das Staatsgesetz zerbreche, dem Kaiser die Ehre verweigere und die öffentliche Ordnung und Eintracht zerstöre? Wie soll sie sich für ihren Herrn wehren? Sie tue das Gute, wozu auch die entschlossene, aufopfernde Stützung des Staats und die Durchführung der staatlichen Ordnungen gehört. Durch Reden und Lehren verstummen diese Vorwürfe nicht. Sie entstehen ja überhaupt nur dadurch, daß die Menschen nicht sehen, was geschieht, nicht wahrnehmen, was ihnen Gott tut, sondern das Größte miterleben, ohne daß sie es verstehen. Diese Blindheit wird mit Worten nicht verscheucht; aber wenn das hilfreiche, heilsame Werk vor ihr steht, das nicht getan werden kann, wenn sein Täter nicht die reine, göttliche Liebe hat, dann wird auch der Unverstand wenigstens still und das Lästern verstummt. Nun öffnet sich vielleicht das Ohr auch für Jesu Wort. Durch diesen Dienst tut die Christenheit den Willen Gottes, der nicht will, daß der Mensch ein Tor bleibe und sein Wort verkannt, seine Gnade gescholten werde. Was ihr Bahn macht, gehört alles unzweifelhaft zum göttlichen Willen und zur Pflicht der Christenheit.

2, 16: **als die Freien und nicht als solche, die die Freiheit zur Decke für die Bosheit brauchen, sondern als Gottes Knechte.** Damit wehrt Petrus den Gedanken ab, mit dem sich die Widersetzlichkeit oder doch die Gleichgültigkeit gegen die staatliche Ordnung am schönsten rechtfertigen ließ und der schon die Judenschaft in die gefährliche Bahn hineingetrieben hat, auf der es zum Aufruhr und zur Zerstörung Jerusalems kam. Dadurch, daß uns die Gewißheit Gottes gegeben wird, empfangen wir die Befreiung. Nun zerspringen alle Fesseln. Ist Gott für uns, dann ist niemand mehr unser Besitzer, niemand mehr befugt, uns für seine Zwecke zu gebrauchen. Wer Gott gehört, ist frei. Verträgt sich damit der Gehorsam gegen die staatliche Ordnung oder fällt auch er von uns ab als eine Fessel, die wie jeder andere uns knechtende Druck vergangen ist? Ihr seid frei, sagt Petrus und er muß es sagen, weil die Leugnung der Freiheit mit der Leugnung Gottes eins ist, weil alle Tyrannen und alle Sklaven inwendig gottlos sind. Aber eben deshalb, weil wir frei sind, sind wir untertan. Durch unsere Befreiung bekommen wir das Vermögen zum Gehorsam, zum Wohltun, zum Dienen, weil sie uns von jenen Begierden befreit, die uns miteinander entzweien, so daß wir an uns raffen, was den anderen gehört, uns selbst verteidigen und sie uns unterjochen wollen. Die Christenheit braucht keinen Schutz für die Bosheit und steht darum nicht im Kampf mit denen, die das Böse unterdrücken. In der Christenheit ist der Zank um die Macht und die Größe vorüber; daher streitet sie nicht deshalb gegen den Kaiser, weil sie es unerträglich fände, daß er über allen steht. Sie ist nicht nur von den Dingen und den Menschen, sondern auch von sich selber frei und kann deshalb mit freiem Willen untertan sein. Wenn die Freiheit bei uns eine andere Wirkung hätte, so würde sich darin zeigen, daß wir unsere Freiheit dazu mißbrauchten, um unseren schlechten, verwerflichen Willen zu verdecken. Diese Versuchung begleitet die Freiheit stets; sie muß oft zur Rechtfertigung des Bösen dienen, indem dieses für eine Erweisung unserer Freiheit

ausgegeben wird. Das ist aber Abwendung von Jesus, weil wir dann, wenn wir auf ihn hören, unseren boshaften Sinn richten und unseren schlechten Willen verleugnen. Bosheit und Christentum schließen sich aus; denn das Christentum ist Frömmigkeit, ist Ehrung Gottes, wodurch die göttliche Regel, die das Böse verwirft und das Gute heiligt, in uns unverrückbar festgemacht ist. Darum ist der, der sich zu Christus hält, nicht imstande zu sündigen, auch nicht unter dem Vorwand, er sei ja frei. Denn er ist Gottes Knecht, gehört Gott und hat in ihm den, dem er seinen Willen unterwirft und für den er sein Leben braucht. Das ist der Grund unserer Freiheit, ohne den sie für uns nicht vorhanden ist. Daß keine Hand mehr nach uns greifen kann, kommt daher, daß wir Gottes Eigentum sind. Damit ist aber auch die Benützung der Freiheit zum Sündigen abgetan; denn der Knecht der Sünde ist nicht Gottes Knecht.

2, 17: **Alle ehrt; die Brüderschaft habt lieb; Gott fürchtet; den König ehrt.** So wird unser Leben nach allen Seiten hin in die Ordnung gebracht. Jedem können wir Ehre geben, brauchen niemand zu verachten, niemand zu lästern, nicht nur deshalb, weil jeder die Ehre gern hat und es als eine Wohltat empfindet, wenn sie ihm erwiesen wird, sondern noch mehr deshalb, weil jeder für uns ehrwürdig wird, da ihm ja immer der Name gebührt, mit dem Petrus diese Betrachtung begonnen hat: jeder ist ein menschliches Geschöpf. Über jedem Menschen steht noch Gottes Auge und in jedem Menschenleben geschieht noch göttliche Gnade und göttliches Werk. Aus der Menschheit sind die als eine eigene Gemeinde ausgesondert, die in Gott füreinander zu Brüdern geworden sind. Dort hat jetzt die Liebe den Raum bekommen, wo sie zeigen kann, was sie ist und tut. Der Segen der christlichen Gemeinschaft besteht darin, daß sie uns die Gelegenheit zur Liebe gibt. Über den Menschen steht Gott; was soll er bekommen? Furcht sind wir ihm schuldig; denn er ist der Hüter des Rechts, und wer Böses tut, der hat ihn gegen sich und unter seinen Schlägen zerbrächen wir. Was bleibt aber noch für den Kaiser übrig, wenn unsere Furcht Gott gehört und niemand sonst? An die Furcht hat der Kaiser kein Anrecht, so wenig wie ein anderer Mensch, aber an unsere Ehre hat er ein Anrecht um seines Amtes willen und um der Macht willen, die er zur Ausführung seines Amts bedarf.

2, 18: Ihr Diener, **unterwerft euch mit aller Furcht den Herrn, nicht nur den gütigen und freundlichen, sondern auch den verkehrten.** Besondere Hilfe hatten die abhängigen Männer und Frauen nötig, die nicht über sich selber verfügen konnten, sondern im Haus eines anderen lebten, vielleicht in der vollständigen Gebundenheit, die das damalige Recht auf die Sklaven legte. Für sie bekam die Frage oft einen großen Ernst, ob sie nicht den Dienst verlassen und die Abhängigkeit, in der sie standen, abwerfen dürften, wenn nicht mit Zwang und Rechtsbruch, so doch vielleicht mit Hilfe der Brüder, die ihre Freilassung bewirkten. Unterwerft euch, sagt Petrus und gibt damit der Gemeinde dieselbe Regel, nach der auch Paulus sie geordnet hat. Diese Regel gilt nicht nur dann, wenn ihre Erfüllung deshalb leicht ist, weil der

Herr verständig und gütig ist und seinen Verkehr mit seinen Dienern von Härte rein erhält, sondern auch dann, wenn er ihnen den Dienst durch seine eigene Verkehrtheit erschwert. 2, 19: **Denn dies ist Gnade, wenn einer um der Gewißheit Gottes willen Schmerzen erträgt und Unrecht leidet.** Gegen das, was Gnade ist, kann man sich nicht sträuben. Vor dem flieht man nicht. Ist es Gnade, dann bringt ihnen ihr Los eine gute Gabe der göttlichen Güte, die unerschöpflich ist. Aber wieso kann die Quälerei und Härte, mit der der Herr den Knecht vielleicht überhäuft, eine Gnade sein? Sie ist es dann, wenn er darum leidet, weil er Gottes und seines Willens gewiß ist, weil er weiß, daß er das, was er tut, tun muß nach Gottes Ordnung, so daß er seinen Dienst und darum auch das Leiden, das mit ihm verbunden ist, aus Gottes Hand nimmt Das heißt Petrus Gnade nach derselben Regel, nach der er die Versuchung kostbarer als Gold genannt hat, weil sie den bewährten Glauben schafft, 1, 6. 7. Gnade ist ein solches Leiden, weil es dem Knecht die Gelegenheit verschafft, Gott den Glauben und die Treue und die Liebe zu bewahren und sie dadurch zu vollenden, daß er sie der Schmerzen wegen nicht fahren läßt. Solches Leiden gehört zu jenen geistlichen Opfern, durch die die heilige Priesterschaft Gott preisen darf.

2, 20: **Denn was ist es für ein Ruhm, wenn ihr sündigt und geschlagen werdet und es aushaltet? Aber wenn ihr Gutes tut und leidet und es aushaltet, das ist Gnade bei Gott.** Mancher trotzige Sklave sah darin einen Ruhm, daß er alles, was ihm als Strafe für seine Bosheit und Trägheit angetan wurde, standhaft litt. Aber dieser Ruhm ist töricht und leer. Dagegen wird dann aus der Festigkeit, die durch keine Mißhandlung überwältigt wird, ein echter Segen und Gewinn, wenn der Anfang der ganzen Sache die Guttat ist, wenn der Frömmigkeit und Redlichkeit wegen ein entschlossener, unerschütterlicher Wille die Schmerzen auf sich nimmt.

2, 21: **Denn dazu wurdet ihr berufen; denn auch Christus litt für euch und hinterließ euch ein Vorbild, damit ihr seinen Spuren folgt.** Weil Petrus das Leiden um Gottes willen zur Gnade rechnet, kann er auch sagen, daß Gott uns dazu berufen habe; denn Gottes Gnade empfangen wir durch seinen Ruf. Damit ist den Knechten ein starker Trost gegeben. Sie würden ihre Geduld schwächen, wenn sie dächten, eigentlich widerspreche ihr Los dem Christenstand oder es stehe doch mit ihrer Berufung in keiner notwendigen Verbindung. Es wird ihnen aber mit den schweren Dingen, die sich an ihren Christenstand heften, keine Enttäuschung bereitet, keine Verheißung gebrochen, keine Hoffnung, die sie haben durften, vernichtet; vielmehr war ihnen das, daß sie Gott auch durch Leiden preisen dürfen, als Gottes Gnade und Gabe von Anfang an gezeigt und in ihre Berufung eingeschlossen. Denn sie sind zum Christus berufen. Christus hat aber gelitten, nicht um seinetwillen, weil er aus Gottes Weg gewichen wäre, sondern für alle, die er zu Gott beruft, eben dazu, damit er sie zu Gott berufen kann. Darum sehen wir alle an Jesus, daß es wirklich göttliche Gnade ist, wenn er uns den Schmerz schickt, damit wir im Schmerz ihn preisen. Er hat uns damit die Regel vorgezeichnet,

der auch wir gehorchen dürfen, und uns den Weg gezeigt, der auch für uns der rechte ist. Nun macht uns Petrus die Spur Jesu deutlich, die uns die Richtung zeigt, in die wir unser Leben zu bringen haben.

2, 22: **Er tat nicht Sünde und Arglist wurde nicht in seinem Mund gefunden** (Jes. 53, 9). Mit dem Wort des Propheten preist Petrus zuerst die Reinheit Jesu. Denn das ist das erste und unentbehrliche Stück, damit das Leiden Gnade sei und Gott verherrliche. Nur dann wird dem Knecht die Not seines Dienstes zum Segen und zur Freude, wenn er ohne Schuld leidet, nicht deshalb, weil er Sünde tat, nicht deshalb, weil er mit Trug und List den Herrn hinterging. Aber am Christus hat er ja den, der ihn von aller Bosheit trennt, weil er selbst von ihr vollständig geschieden ist, im ganzen Gehorsam und in der ganzen Wahrhaftigkeit, und um deswillen hat er gelitten und um deswillen litt er mit Geduld.

2, 23: **Er schalt nicht wieder, als er gescholten wurde, drohte nicht, als er litt, übergab es aber dem, der gerecht richtet.** Unschuldig litt Jesus, das ist das Erste, und geduldig litt er, das ist das Zweite. Damit gibt uns Jesus wieder die Regel, an die wir uns anschließen dürfen. Er hat sich nicht dadurch befleckt, daß er auf Schimpf mit Schimpf antwortete, und gab der Lust der Rache in seiner Seele keinen Raum. Denn er gestattete dem Leiden nicht, daß es ihn von Gott scheide. Ihm übergab er sich, sein Leben, sein Werk, seinen Christusnamen mit dem ewigen Ziel, das er verheißt; ihm übergab er auch die Sünde Israels, daß er ihr das Ende bereite nach seiner Gerechtigkeit. Dadurch bleibt die Geduld gegen den Bruch des Rechts und die Anerkennung der Sünde geschützt. Sie gewährt dem Bösen keine Unterstützung; denn sie hält ja an Gott fest und geschieht in der Zuversicht zu ihm. In seinen Händen ist das Recht sicher. Er sorgt dafür, daß die Bosheit nicht triumphiere, sondern das Ende finde, das ihr gebührt. So hat auch der Knecht und jedermann in der Christenheit zu leiden, nämlich so, daß er sich vor aller Rachsucht behüte und nicht Böses mit Bösem vergelte und nicht sich selber das Gericht anmaße, sondern dabei bleibe, daß Gott der Richter über uns alle ist und der Bosheit mit der ganzen Herrlichkeit seiner göttlichen Regierung widersteht.

2, 24a: **Er trug unsere Sünden selbst mit seinem Leib hinauf auf das Holz, damit wir für die Sünden absterben und für die Gerechtigkeit leben.** Jetzt hält uns Petrus den Segen des Kreuzes Jesu vor, die Frucht seines Tods. An ihr wird offenbar, daß das Kreuz Jesu wirklich Gnade war, voll von unermeßlich reicher göttlicher Gabe. Wenn der Knecht oder sonst jemand in der Christenheit leidet, dann schafft selbstverständlich sein Leiden nur eine viel kleinere Frucht. Denn Jesu Beruf ist hoch über unser Werk erhaben. Er ist der Sohn und der Herr, weshalb die Gnade seines Kreuzes uns alle umfaßt und allen die vollkommene Gabe Gottes bringt. Aber auch so darf und soll jeder, der um Gottes willen leidet, aus dem Kreuz Jesu die Gewißheit schöpfen, daß er nicht umsonst leidet oder umsonst stirbt, sondern daß Gott in die Leiden die Erweisung seiner großen Gnade legt.

Die Frucht des Kreuzes Jesu besteht darin, daß es unsere Sünden verschwinden macht. Er nahm sie mit sich ans Kreuz, so daß sie tot, abgetan und beseitigt sind; denn sie sind vergeben. Sünden sind dann weggetan, wenn sie verziehen sind. Dadurch sind sie bedeckt, um ihre Folgen und Wirkungen gebracht, als wären sie nicht geschehen. Das kann und tut die Schöpfermacht der göttlichen Liebe. Sie gab Jesus die Vollmacht, an das Holz, an dem er starb, die Sünden mitzunehmen, damit sie mit seinem Tod tot, mit seinem Ende beendet seien. Das wäre unmöglich, wenn uns sein Kreuz nicht inwendig ergriffe, uns von aller Bosheit abzöge und an die gute, reine Regel Gottes, an die Gerechtigkeit bände. Nie verschaffte uns Jesu Kreuz die Vergebung, wenn es uns nicht heiligte, sondern im Bösen ließe. Aber Jesus ist dazu gestorben, damit wir von allem, was unrein und verwerflich ist, frei werden und dem guten Willen Gottes ganz gehorchen, an ihm unsere Regel haben, unter die wir uns völlig und willig stellen, und in ihm das Ziel finden, für das wir leben. Wir empfangen durch Jesu Kreuz das, daß wir für Gott leben, und für Gott leben heißt für die Gerechtigkeit leben. Uns das zu geben hat Jesus deshalb das Recht und das Vermögen, weil er gestorben ist.

2, 24b: **Durch seine Strieme wurdet ihr geheilt** (Jes. 53, 5). Ihn traf schmerzhaft der Schlag und das war für uns die Genesung. Krank ist der Mensch, solange die Schuld auf ihm liegt; daran geht sein Leben unter. Er ist dann geheilt, wenn er die Vergebung empfangen hat. Die Christenheit hat sie und ist genesen und dies wurde ihr dadurch beschert, daß Jesus gelitten hat.

2, 25: **Denn ihr gingt wie Schafe irre** (Jes. 53, 6); **aber ihr wurdet jetzt zum Hirten und Aufseher eurer Seelen bekehrt.** Die Menschheit glich, ehe ihr Jesu Tod die neue Gnade brachte, einer verlaufenen Herde, für die kein Hirt sorgt. Jetzt aber ist uns der Hirt gegeben und dadurch sind wir geheilt. Nun sind wir um ihn versammelt, ihm untergeben und dadurch von unserem Wandel ohne Ziel und Regel erlöst. Daß er aber als Hirt für uns sorgen kann und unsere Hut und Pflege in seiner Hand liegt, das hat er durch sein Kreuz erworben und uns dadurch bereitet, daß er unsere Sünden mit sich in den Tod genommen hat. So schuf er die mit Gott versöhnte Gemeinde, die im Frieden Gottes steht und deshalb der Gerechtigkeit gehorsam ist. Jesu Fürsorge und Arbeit gilt nicht nur äußeren Dingen, sondern der Seele. Er führt uns ins Leben und wehrt darum von uns ab, was die Seele verdirbt, und gibt uns, was uns inwendig für Gott heiligt und mit ihm vereint.

3, 1. 2: **Ebenso ihr Frauen, unterwerft euch den eigenen Männern, damit sie, auch wenn einige dem Wort nicht gehorchen, durch den Wandel der Frauen ohne Wort gewonnen werden, da sie euren keuschen Wandel in Furcht vor Augen haben.** Auch der christlichen Frau konnte es scheinen, sie habe nun ein höheres Recht als früher, das Recht, nicht zu gehorchen und nicht mehr wie früher am Willen des Mannes die Regel zu haben, an die

sie sich hielt, vollends dann, wenn der Mann Heide blieb und dem göttlichen Wort den Gehorsam verweigerte. Dann war ja der Mann blind, während die Frau die Erkenntnis hat; dann war der Mann auf dem sündigen Weg, während die Frau auf Gottes gutem Weg geht. Aber der Bruch der Gemeinschaft und die Auflehnung gegen den Dienst hat nie im Wort Jesu seinen Grund und läßt sich nicht durch Gottes Gnade rechtfertigen. Sie reißt uns nicht voneinander los, sondern stiftet zwischen uns die Gemeinschaft; denn sie macht uns nicht herrisch, sondern willig zum Dienst, nicht eigensüchtig, sondern zum Opfer bereit. Darum lautet die Regel des Petrus auch für die Christin: unterwirf dich; nicht regieren, sondern gehorchen, nicht den eigenen Willen tun, sondern den des Mannes, das ist Gottes Weg.

Das Wort hat der Mann weggeworfen und sich ihm verschlossen. Damit ist aber noch nicht das letzte Mittel erschöpft, das ihn zum Hirten seiner Seele führen kann. Die Frau kann ihm zeigen, was sie von Jesus empfangen hat, kann ihm sichtbar machen, wie der Mensch bei ihm wird, und das, was wir sehen, ergreift uns stärker als das Wort. Dazu muß aber die Frau bei ihrem Mann bleiben und ihre Ehe nicht zerbrechen. So sieht er, wie sie sich in allen Dingen des Lebens benimmt, sieht, daß sie von wilder Lust frei und keusch geworden ist, sieht, daß sie auf Gottes Recht und Gebot schaut und es nicht mehr vergißt und übertritt, sondern ihn mit ganzer Seele fürchtet, nicht mit einer zaghaften, ängstlichen Furcht, vielmehr mit der Furcht, die der Glaube in uns schafft, durch die es uns unmöglich ist, uns von ihm zu scheiden, sein Wort zu verleugnen und sein Gebot zu mißachten. Sieht der Mann das, so kann auch er noch gewonnen werden und das berechtigt die Frau zu jeder Aufopferung und macht ihr alles leicht, was ihr die Gemeinschaft mit dem Mann auflegen mag.

3, 3. 4: **Ihr Schmuck sei nicht der auswendige, wobei sie ihre Haare flechten und sich Goldschmuck anlegen oder Gewänder anziehen, sondern der verborgene Mensch des Herzens mit der unzerstörbaren Art des sanftmütigen und stillen Geistes, der vor Gott kostbar ist.** Für den Mann heißt Petrus die Frau leben und dies ist ja das Ziel, das schon die Natur der Frau gibt und um das sie sich immer bemüht. Deshalb schmückt sie sich. Petrus zeigt ihr aber einen neuen Schmuck, nicht den, auf den die Wünsche der Frauen einzig gerichtet sind, solange sie nicht für Gott, sondern einzig für die Männer leben und bloß die Liebe kennen, die aus dem leiblichen Trieb entsteht, sondern den, der zum reinen Wandel stimmt und beweist, daß die Frau in der Furcht Gottes denkt und handelt. Nun legt sie sich den Schmuck nicht bloß von außen um, sondern hat ihn inwendig bei sich und besitzt eine verborgene Zierde, die doch wirksamer ist als aller äußere Schmuck. Nun achtet sie darauf, wie der Mensch des Herzens aussehe, der sich von dem Menschen, den man von außen sieht, durch einen scharfen Gegensatz trennen kann. Der auswendige Mensch kann gepflegt und geschmückt der inwendige dagegen entstellt und verkommen sein. Der Schmuck, den die Christin inwendig trägt, besteht darin, daß sie statt der trotzigen und zornigen Leidenschaft nun

die Sanftmut, statt des lärmenden Wesens die zur Ruhe und zum Frieden gebrachte Stille besitzt und dies so, daß nichts ihren inwendigen Besitz angreifen und verderben kann. Denn sie empfängt ihn vom Geist und das Werk des Geistes hat in sich eine sieghafte Kraft, die alles überwindet und unzerstörbar bleibt. Beim Schmuck wird immer darauf geachtet, wieviel er koste. Je kostbarer er ist, um so mehr wird er geschätzt. Auch diesen Schmuck heißt Petrus kostbar, obwohl er nicht mit Geld erworben wird; denn Gott hält ihn wert. Sein Wohlgefallen ist bei der Frau, die mit Sanftmut und Stille ihr häusliches Amt besorgt.

3, 5. 6a: **Denn so schmückten sich einst auch die heiligen Frauen, die ihre Hoffnung zu Gott wandten, und sie unterwarfen sich den eigenen Männern, wie Sara Abraham gehorcht und ihn Herrn genannt hat** (1 Mos. 18, 12). Weil Israel und die Gemeinde Jesu zusammen das einheitliche Werk Gottes in der Menschheit sind, gehören nun auch die christlichen Frauen unter den Heiden mit den Frauen zusammen, die die Mütter Israels geworden sind. Sie waren heilig als von Gott berufen und dies wird dadurch sichtbar, daß ihre Hoffnung auf Gott gerichtet war. Von ihm erwarteten und empfingen sie den Kindersegen; von ihm erhofften sie die Erfüllung seiner Verheißung, die ihre Kinder in Gottes Bund stellte und zu den Vätern der heiligen Gemeinde machte. Dieser ihr inwendiger Anteil an Gott war ihre Größe, nicht äußerer Schmuck und Herrlichkeit. Das bewährten sie auch in ihrer Ehe dadurch, daß sie sich nicht neben oder über ihre Männer stellten, sondern ihnen untergeben waren. Als Beweis dafür erinnert Petrus an die Weise, wie Sara in Ehrfurcht Abraham als ihren Herrn anspricht.

3, 6b: **Zu ihren Kindern seid ihr geworden, wenn ihr Gutes tut und vor keiner Einschüchterung erschreckt.** Die eine Gemeinde Gottes erstreckt sich durch die verschiedenen Zeiten; darum sind die, die im Christus Gott erkennen, auch Söhne Abrahams, auch Kinder der Sara. Hier besteht ein Zusammenhang, der noch weit wirksamer ist als die Blutsgemeinschaft, der inwendige Zusammenhang, der durch das eine und selbe göttliche Wort hergestellt wird, das als der lebendige Same uns neugeboren macht und als die vernünftige Milch uns nährt. Das gibt auch allen Frauen die klare Regel, die ihnen ihren Beruf zeigt. Alle Härte, Zank und Bosheit gehen weg; sie sind gütig und zum Helfen bereit. Dazu kommt noch ein zweiter großer Beruf: sie haben den heldenhaften Sinn, den keine Drohung einschüchtert, der alle Angst vor dem Leiden überwindet und Gottes Weg aufrecht geht, nicht gebeugt durch den Widerspruch und die Gewalt verkehrter Menschen. Für die zartere Natur der Frau ist das eine große Sache, nicht mehr nur eine Leistung der Natur, sondern Gottes Gabe, aber eine Gabe, die die Frau dann bekommt, wenn sie nach dem Vorbild der heiligen Frauen ihre Hoffnung auf Gott setzt.

3, 7: **Ebenso, ihr Männer, wohnt mit Erkenntnis beim schwächeren Gerät, dem der Frau, und teilt ihnen Ehre zu, da sie auch Miterben der Gnade des Lebens sind, damit eure Gebete nicht gehindert werden.** Es gilt auch dem Mann, daß er sich unterordne, weil es da, wo die Regel Jesu

regiert, keine eigensüchtige Herrschaft, keine nur auf die eigene Lust bedachte Größe gibt, und gerade weil der Leib der Frau der zartere und schwächere ist, darum verlangt der Verkehr mit ihr vom Mann besondere Rücksicht. Das schwächere Gerät ist leichter zerbrochen und geschädigt und hält keine gewalttätige Behandlung aus. Die Erkenntnis soll das Verhalten des Mannes bestimmen, nicht Unverstand und blinde Triebe und Leidenschaft, sondern die wache und aufmerksame Achtsamkeit auf das, was die Frau bedarf und was sie zu leisten vermag. Wenn nicht die Willkür, sondern die Erkenntnis die Ansprüche des Mannes an die Frau regelt, dann kann auch sie dem Mann mit Freude und Zuversicht ihren Dienst erweisen. Es hat dabei eine tiefe Bedeutung, daß Petrus für die Frau die Ehre verlangt, nicht nur von anderen, sondern von ihrem Mann, nicht nur gelegentlich vor den Augen Fremder, sondern im beständigen und vertrauten Verkehr. Fehlt die Ehre, so geht die Liebe weg.

Ehrwürdig wird die Frau durch dieselbe göttliche Gabe, die dem Mann die unaussprechliche Freude und den unerschöpflichen Beruf verleiht. Ein und dasselbe Erbe ist beiden gewährt, jenes Erbe, das im Leben besteht, das uns Gottes Gnade schenkt. Es gäbe einen harten Widerspruch, wenn die Gleichheit im Anteil am Erbe im täglichen Verkehr dadurch zertreten würde, daß der Mann seiner Frau die Ehre versagte und sie behandelte, als stände sie tief unter ihm.

Noch ein aus eindringender Beobachtung stammendes Wort fügt Petrus an. Er sagt den Gatten: ihr müßt beten können und könnt es nicht mehr, wenn ihr eure Ehe verwüstet. So können sie nicht mehr zusammen, aber auch nicht mehr einzeln beten. Dadurch geht die Erhörung dem Gebet verloren, weil es keiner Erhörung fähig ist, wenn wir in den täglich vor uns stehenden Verhältnissen Gottes Regel verachten. Aber auch die Gebetsübung geht unter, weil am befleckten Gewissen das Vermögen zum Gebet abstirbt. Die Regel: Führt die Ehe so, daß ihr beten könnt, gibt mit großer Sicherheit an, was in ihr rein und richtig ist und was gemieden werden muß.

3, 8—4, 6.

Die Aufgabe im Verkehr mit den Heiden.

3, 8. 9: **Das Ziel ist aber, daß ihr alle einträchtig, mitleidig seid, die Brüder liebt, barmherzig, demütig seid, nicht Böses für Böses oder Scheltwort für Scheltwort vergeltet, im Gegenteil segnet; weil ihr dazu berufen wurdet, damit ihr Segen erbet.** Nicht nur in den besonderen Fällen, in denen sich uns die Schwierigkeiten als groß darstellen, wenn der Knecht den Herrn über sich hat und erst noch einen boshaften Herrn oder die Frau sich unter den Mann stellen muß, sogar unter einen heidnischen Mann, nicht nur dann hilft die Liebesregel der Gemeinde zur Erfüllung ihres Berufs, sondern sie

zeigt allen in ihren Verhältnissen, was gut ist. Die besonderen Mahnungen an die, die eine besonders schwere Last zu tragen haben, haben ihr Ziel darin, daß alle ohne Ausnahme nach der Liebe handeln. Dann gibt es in ihrer Gemeinschaft keine Risse, keinen heimlichen oder offenen Zank, keine Härten, keine Gleichgültigkeit. Dann hat jeder, der leidet, die zur Seite, die an ihn denken und für ihn sorgen. Dann ist die Hoffart aus der Gemeinde verbannt und das Bestreben, der erste zu sein und zu glänzen und die anderen zu übertreffen, ist weg. Dafür hat sie das Vermögen, auch in die kleinen Aufgaben den ganzen Fleiß zu legen und den kleinen Menschen die ganze Liebe zu geben.

Als besonders dringend stellt sich diejenige Aufgabe dar, die durch die feindselige Stimmung der Nichtchristen entsteht. Die Gemeinde muß auf Bosheiten und Schimpfworte rechnen. Der Reiz zur Vergeltung ist aber immer in uns; er muß deshalb überwunden werden, weil unser Beruf im Segnen besteht. Petrus wiederholt die Regel Jesu, nach der er von Anfang an das Verhältnis seiner Gemeinde zu denen, die sie bekämpfen, geordnet hat, Matth. 5, 44. Das entspricht dem Ziel, das wir um des göttlichen Rufs willen für uns selbst ergreifen. Denn wir begehren für uns selbst von Gott das Wort der Segnung, das uns sein Wohlgefallen gibt und uns seine Liebe offenbart. Wir können nicht für uns den Segen begehren, den anderen dagegen das Fluchwort zuwerfen.

3, 10—12: **Denn wer das Leben zu lieben und gute Tage zu sehen begehrt, mache seine Zunge still von Bösem und seine Lippen, daß sie nicht Trug reden. Er weiche dem Bösen aus und tue Gutes, suche Frieden und eile ihm nach. Denn die Augen des Herrn sind zu Gerechten gewandt und seine Ohren zu ihrem Bitten; aber das Angesicht des Herrn wendet sich gegen die, die Böses tun** (Ps. 34, 13—17). Petrus sagt mit dem Psalm, was uns zum Glück und zum Leben bringt. Wer das begehrt, der muß seine Zunge regieren, muß das böse Wort, das die anderen schändet und verletzt, beseitigen, muß den Zank verscheuchen und den Frieden pflanzen. Das muß so sein, weil nur so sich Gottes freundliches Auge zu uns wendet und nur dann unser Gebet den Zugang zu ihm hat, während er uns widersteht, sowie wir Bosheit üben. Daran aber, daß Gott nach uns sieht und auf uns hört, ist unser Leben und unser Glück gebunden.

Das ist auch das einzige wirksame Mittel, wie wir den Angriff der anderen verhüten und die Sicherheit erlangen. 3, 13: **Und wer ist der, der euch Böses tun wird, wenn ihr Eiferer für das Gute werdet?** Die Seele Israels wurde damals bis in ihre Tiefe von denen aufgeregt, die sich „die Eiferer" (Zeloten) nannten, die von jedem, der Gott treu bleiben und ihm eine stark gewordene Liebe erweisen wollte, verlangten, daß er eifere, jede Rücksicht auf sich oder andere weglege, jedes feige Zagen verscheuche und sich allen Herrschern, die durch ihre Macht der Herrschaft Gottes widerstehen, und allen Übertretern, die ihrer Lust wegen Gottes Gesetz verletzen, mit Gewalt widersetze. Stark schallte damals der Kampfruf: „Es ist Zeit, für Gott zu eifern" aus der Judenschaft auch in die Christenheit hinüber. Petrus dämpft die starke Glut

des Eifers nicht, zeigt ihm aber das richtige Ziel. Für das Gute, nur für dieses soll unser Wille zur Leidenschaft werden, die zu eifern vermag; denn nur dadurch wird das Ziel erreicht, das der jüdische Eiferer auf seinem falschen Wege verfehlt. Er schützt die Gemeinde nicht, sondern bereitet ihr im Gegenteil die schreckliche Not und das furchtbare Sterben. Dagegen gewinnt der, der für das Gute eifert, den Sieg. Denn wir überwinden mit dem Guten das Böse, weil die Güte stärker als die Bosheit ist. Segnen wir, so verstummt der Fluch der anderen. Setzen wir unseren ganzen Fleiß und unsere ganze Kraft an das, was wohltut und heilsam ist, nur an das, so wird der Haß still und die Gefahr geht vorbei. Und wenn es doch zum Leiden kommt, so ist solches Leiden kein Übel mehr.

3, 14a: **Wenn ihr aber um der Gerechtigkeit willen auch leiden müßt, so seid ihr selig.** Wie Petrus dem Knecht gesagt hat, wenn er wegen der Guttat mißhandelt und geschändet werde, so sei das göttliche Gnade, so sagt er allen, daß sie, wenn sie deshalb leiden, weil sie rechttun, daran einen starken, sicheren Grund zur Freude haben. Damit wiederholt er Jesu Wort.

3, 14b. 15a: **Vor ihnen fürchtet euch nicht und laßt euch nicht erschüttern; heiligt aber den Herrn Christus in euren Herzen** (Jes. 8, 12. 13). Wenden sich Angreifer gegen die Christenheit, so bekommt sie dadurch einen Anlaß, ihre Tapferkeit zu beweisen, die sich nicht vor menschlichen Drohungen und Gewalttaten beugt. Wie finden wir solche Tapferkeit? Wir Menschen sind zaghaft, und wenn uns Schmerzen bereitet werden, so ergreifen sie uns mit zwingender Gewalt und treiben uns von dem weg, was uns die Not bewirkt. Petrus sagt deshalb mit einem Wort Jesajas, was uns tapfer macht. Wir haben die Heiligkeit des Herrn vor Augen, behandeln ihn wirklich als den Heiligen, nicht nur mit Worten, sondern inwendig in unseren Herzen. Den Heiligen können wir nicht verleugnen, vom Heiligen uns nicht trennen; seiner Treue sind wir gewiß, aber auch gewiß, daß wir ihn gegen uns haben bei jeder Verleugnung und Untreue. Der Herr der Gemeinde, dem sie es mit der Tat zu zeigen hat, daß sie ihn für heilig hält, ist Jesus, weil sie in ihm den erkannt hat, den Gott zum Herrn und Christus macht.

3, 15b. 16: **Seid immer zur Verantwortung bereit für jeden, der von euch Rechenschaft wegen der Hoffnung, die in euch ist, fordert, aber mit Sanftmut und Furcht, mit gutem Gewissen damit die, die euren guten Wandel im Christus angreifen, in dem, worin ihr verleumdet werdet, beschämt werden.** Keinem soll die Antwort versagt werden, der nach dem Grund und Recht ihres Christenstandes fragt. Das gehört mit zur Tapferkeit, während die Feigheit sich versteckt, die Gemeinde ins Dunkel drängt und den eigenen Glauben verbirgt. Als der Gegenstand, nach dem die anderen fragen, ist die Hoffnung der Christenheit genannt; denn diese ist ihnen, weil sie keine Hoffnung haben, vor allem auffällig. Die Christenheit wartet auf die Offenbarung der Herrschaft Jesu und frohlockt als zum Leben neugeboren. Was ist der Grund solcher Hoffnung? Warum heißen sie Jesus den Herrn über alles und warum sagen sie, der Tod sei vergangen und das ewige Leben gewonnen? Jeder

der nach dem Grund dieser Hoffnung fragt, soll wissen, worauf sie beruht, und die Gemeinde selbst soll ihn kennen und bereit zur Antwort sein. Sie sind nicht bereit, wenn sie sich selbst erst noch besinnen müssen, warum sie eigentlich glauben und hoffen, oder durch die Fragen ihrer Widersacher verwirrt werden.

Aber nun kommt alles darauf an, wie wir denen antworten, die von uns Rechenschaft begehren. Sie sollen einen sanftmütigen Bescheid erhalten, obgleich sie ihre Frage vielleicht mit stolzer Überhebung in verächtlichem Ton an uns richten. Es gilt hier wieder die Regel, daß nicht Gleiches mit Gleichem vergolten werden darf. Sie sind vielleicht kindisch in ihren Einwürfen, hartnäckig in ihrem Widerspruch, zweifelsüchtig und unverständig. Deshalb ist für den, der ihnen antwortet, die Sanftmut unentbehrlich. Dazu stellt Petrus wieder die Furcht; denn wir fassen damit eine heilige Sache an. Über Gottes Rat und Werk reden wir und wir tun es zu dem Zweck, damit der Fragende zu Gott gewiesen sei. Hier wäre der sichere Übermut sofort die Widerlegung unseres Worts; denn er gäbe ihm den Stempel der Unwahrhaftigkeit. Und noch eine Bedingung muß vorhanden sein, damit das den Christenstand verteidigende und andere einladende Wort gelinge und Kraft besitze; das ist das gute Gewissen, das der Gemeinde bezeugt, sie tue, was recht ist vor Gott, sie rede nicht nur vom Glauben, sondern glaube, rede nicht nur von der Liebe, sondern liebe, hoffe nicht nur auf Jesu Herrlichkeit, sondern gehorche ihm. Ohne das gute Gewissen bekommt jede Verteidigung des Christentums einen falschen Ton. Es ist kein Wunder, daß die Apologieen des Christentums oft nichts wert gewesen sind. Sie fahren oft hoch einher in sicherem Stolz, der die anderen mit unseren Beweisen oder unserer Redekunst überwältigen will, und die Flecken im Gewissen der Kirche machen auch ihre Lehre und Verteidigung schwach. Wenn dagegen der Wandel der Gemeinde im Christus geschieht und ihr Verhalten in ihm seine Regel und seinen Grund hat, dann spricht auch das Gewissen ihrer Gegner zu ihren Gunsten und aus ihren Verleumdungen erwächst für sie die Scham.

3, 17: **Denn es ist besser, deshalb zu leiden, weil wir Gutes tun, falls Gottes Wille es so will, als deshalb, weil wir Böses tun.** Wir sollen nicht sagen, die Güte habe dann keinen Zweck und sei dann nutzlos geworden, wenn sie die Gegner nicht beugt und uns das Leiden nicht erspart; gegen die Bosheit sei die wirksame Waffe nur die Bosheit, gegen die List nur die List, gegen die Gewalt nur die Gewalt. Wenn gelitten sein muß, dann soll es der Guttat wegen sein, und wie in 1, 6 erinnert Petrus auch hier daran, daß über allen menschlichen Plänen und Unternehmungen der göttliche Wille steht, ohne den uns kein Angriff trifft.

3, 18a: **Denn auch Christus litt einmal der Sünden wegen, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns zu Gott hinzubringe.** Nicht nur den Knechten, sondern der ganzen Gemeinde hält Petrus den leidenden Christus vor, damit sie an ihm erkenne, was sie auch den feindseligen und boshaften Menschen schuldig ist und wie ihr auch im Leiden Gottes Gnade widerfährt.

Nicht wiederholt, sondern einmal litt Christus und dann begann für ihn die Herrlichkeit, in der er jetzt steht und mit seiner neuen Offenbarung sein Werk vollenden wird. Darin liegt für die Gemeinde ein Trost; auch ihr Leiden geht vorbei. Warum Christus leiden mußte, das ist kein dunkles Rätsel. Er kam ja zu den Sündern, nicht nur um bei ihnen zu sein, sondern um für sie zu leben, für sie der Versöhner und Erlöser zu sein. Der Sünden wegen litt er, weil sie in der Welt vorhanden sind und er sie wegtun und durch sein Versöhnen bedecken will. Er selbst war der Gerechte; aber deshalb weigert er sich nicht zu leiden, während uns das nicht verschuldete Leiden leicht besonders hart ankommt und wie ein Unrecht erscheint, das Gott nicht zulassen dürfe. Wir haben es aber an Jesus vor Augen, daß der Gerechte litt, nicht nur durch die Ungerechten, sondern für sie, nicht nur deshalb, weil die Ungerechten ihn haßten und verstießen, sondern dazu, damit er sie von ihrer Ungerechtigkeit befreie und ihnen den Zugang zu Gott gebe. Damit ist die Freude im Kreuz Jesu ausgesprochen. Er litt wahrlich nicht umsonst; denn er hat uns ja durch sein Leiden zu Gott geführt. Petrus zeigt aber noch mit einem neuen Satz, wie segensreich Jesu Tod geworden ist.

3, 18b—20: **Er wurde getötet im Fleisch, aber lebendig gemacht im Geist, durch den er auch hinging und den Geistern im Gefängnis verkündigte, die einst ungehorsam gewesen waren, als Gottes Langmut in den Tagen Noahs wartete, als die Arche bereitet wurde, in die wenige, das sind acht Seelen, durch das Wasser hindurch gerettet wurden.** Der Tod traf Jesus, weil er Fleisch war und unsere sterbliche Art sein eigen war. Weil er aber nicht nur unser Fleisch, sondern auch den Geist hatte, darum geschah noch etwas anderes an ihm als seine Tötung. Nun empfing er auch die Belebung, weil der Geist das Leben schafft, und er erhielt durch den Geist das Leben gerade deshalb, weil er nach seiner natürlichen, menschlichen Art den Tod gelitten hat. Nicht dadurch, daß er sein Fleisch schützte und behielt, sondern dadurch, daß er es in den Tod gab, trat er in dasjenige Leben ein, das ihm im Geist verliehen ward. So war das Sterben für ihn kein Verlust, sondern ein Gewinn, Erhöhung und Verherrlichung, nicht Not und Untergang.

Nun wuchs sein Werk. Mit dem, was er selbst empfing, war er nicht nur selbst erhöht, sondern das dient seiner Sendung und wird für ihn zum Mittel, durch das er sein Heilandswerk zur Vollendung bringt. Als er im Fleisch war, da richtete er sein Wort an die Menschen; als er aber durch den Geist lebendig war, konnte er dorthin gehen, wohin der Mensch nicht gehen kann. Nun wurde er Gottes Bote auch für die Geister. Denn auch unter den Abgeschiedenen gab es solche, die der göttlichen Gnade bedurften, solche, die nicht in der Freiheit und im Licht, sondern im Gefängnis waren. In der Kraft seines Todes und seines Lebens trat er nun mit Gottes Wort vor die gefangenen Geister. Wann er dies tat, sagt Petrus nicht, nur das eine, daß er es erst dann tat, als er das Kreuz getragen hatte und wieder lebendig war. Es wurde oft vermutet, es sei geschehen, ehe er auferstanden sei, an dem Tage, da er nach seinem eigenen Zustand noch zu den Toten gehörte;

da habe er am Ort der Toten das Botenamt vollbracht. Das ist aber eine Erweiterung über das hinaus, was Petrus sagt. Weil Petrus das Werk Jesu unter den Geistern nicht nur durch seinen Tod, sondern auch durch sein neues Leben begründet, ist eher daran zu denken, daß diese Offenbarung an die Geister das Werk des auferstandenen Christus war. Auch darüber, was er mit seinem Wort bewirkt habe, hätte man später in der Kirche gern Aufschluß gehabt. Glaubten ihm nun die Geister, so daß sein Wort ihnen die Erlösung brachte, oder bestätigte ihnen die Botschaft Jesu nur ihre Verurteilung? Auch über den Erfolg der Botschaft Jesu spricht Petrus nicht, weil er uns nicht die Geister, sondern den Christus beschreiben will, dessen Werk eben durch sein Sterben von allen Schranken frei geworden ist, wodurch sich sein Leiden als segensreich bewährt. Darum gibt Petrus der Neugier keine Nahrung, die gern wüßte, wie es im Jenseits sei und was Gott den Geistern gewähre und wie sich Christus ihnen offenbarte. Dazu ist dieses Wort nicht geschrieben, sondern dazu, damit die Christenheit freudig leide, weil sie weiß, daß sie dadurch nicht schwach, sondern stark wird und Gottes Werk dadurch nicht zurückgeht, sondern wächst. Das sieht sie am Christus daran, daß er durch seinen Tod auch Tote in den Umkreis seines Wirkens bringt.

Petrus redet nicht von allen Geistern ohne Unterschied, sondern von denen, die in der Sündflut untergingen. Sie sind in das Gefängnis gebracht, weil sie mit einem langen und boshaften Trotz ungehorsam waren. Das Gericht war ihnen angesagt und die Langmut Gottes gab ihnen eine lange Frist zur Umkehr; dennoch blieben sie hart. Es war ihnen auch ein sichtbares Zeichen gegeben, das sie warnte und zur Buße anleitete, weil die Arche vor ihren Augen gebaut wurde. Erst dann, als sie ihre Sünde durch eine lange Unbußfertigkeit vollendet hatten, kam das Urteil Gottes zum Vollzug. Aber auch diesen Menschen, die von der Schrift in besonderer Weise als Sünder und als Gerichtete bezeichnet sind, brachte das Sterben und Auferstehen Jesu einen neuen Tag der göttlichen Gnade. So groß war der Segen seines Kreuzes und so reich seine Frucht.

Petrus berührt aber nur mit einem einzigen Satz das Geheimnis, das den Ort der Toten für uns noch verhüllt; dann wendet er sich sofort wieder dem Werk Jesu in der Menschheit zu und spricht aus, wie es jetzt nach seinem Tod und seiner Auferstehung zur Größe kam. Dazu vergleicht er, was jetzt geschieht, mit dem, was in den Tagen Noahs geschah. Auch damals erwies sich Gott mitten im Gericht als den gnädigen, der vor dem Gericht und Untergang errettet, da ja eine Arche hergestellt wurde, die denen, die gerettet wurden, die Sicherheit gab. Aber damals waren es nur wenige, nur acht Menschen; jetzt dagegen ist die Schar groß, die die Rettung erlangt. Die große Gemeinde der Geretteten entstand dadurch, daß Jesus seine Jünger mit der Taufe zu den Völkern sandte. Auch das ist eine Frucht seines Kreuzes, weil die Taufe vom Auferstandenen kommt. Nachdem er gelitten hat, ist das in seinem Namen uns bereitete Bad unsere Berufung zu ihm und darum unsere Versöhnung mit Gott.

Darum verbindet Petrus die Erweisung der göttlichen Gnade in der Gegenwart mit der, die an Noah geschah, auch dadurch, daß er auf das Wasser hinzeigt, das die göttliche Gnade hier und dort als ihr Mittel braucht. Bei der Sündflut war es für die, die ungehorsam blieben, das Strafmittel, für die, die Gott erhielt, das Mittel der Rettung, da sie deshalb, weil die Flut begann, in die Arche gingen, worauf das Wasser diese hob und trug, bis sie sie wieder verlassen konnten. Ähnlich entsteht aus Jesu Ausgang das rettende Wasser, durch das die zu Gott gebrachte Gemeinde gesammelt wird.

3, 21: **Dies rettet jetzt im Abbild auch euch, nämlich die Taufe, nicht die Beseitigung des Schmutzes am Fleisch, wohl aber das Angebot eines guten Gewissens gegen Gott durch die Auferstehung Jesu des Christus.** Das Wasser, das uns von Schuld, Gericht und Tod rettet und dadurch jenem Wasser gleicht, durch das die Anfänger der neuen Menschheit gerettet worden sind, ist die Taufe. Ihr gibt aber nicht die natürliche Wirkung des Wassers ihre rettende Kraft. Freilich bringt das Wasser auch unserem Leib eine Wohltat, da es allen Schmutz von ihm nimmt. Bei diesem Bad geschieht aber etwas ungleich Größeres. Eine Anfrage kommt durch die Taufe an uns und ein Angebot wird uns hier gemacht. Wir werden gefragt, ob wir ein gutes Gewissen haben wollen, nicht nur im Verhältnis zu den Menschen, sondern an der innerlichsten Stelle unseres Lebens, in unserem Verhältnis zu Gott. Wir bedürfen ein Bad; denn wir haben im Blick auf Gott kein gutes Gewissen, kennen vielmehr unsere inwendige Not, wissen, daß wir Schlechtes denken und begehren, wissen, daß wir mit Gott entzweit sind, uns vor ihm fürchten und ihn meiden. Nur Gott kann uns zum guten Gewissen helfen, dadurch, daß er uns seine Verzeihung anbietet und dadurch unserer Gottlosigkeit ein Ende macht und uns von unserem verwerflichen Willen trennt, so daß wir unserer Sünde widerstehen. Das geschieht dann, wenn wir auf das göttliche Angebot eingehen und es annehmen. Weil in unserem Gewissen das Urteil über das gefällt wird, was wir selber inwendig sind, und von uns verlangt wird, daß wir uns mit unserem eigenen Willen gegen Gott richtig verhalten, darum ist es unmöglich, daß uns die Taufe auch ohne unseren Willen fromm und rein mache. Damit sie uns das verleihe und uns das gute Gewissen verschaffe, müssen wir nach dem, was uns Gott vorhält, greifen und auf seinen Antrag eingehen. Daher hat Petrus niemand zur Taufe gezwungen, sondern seine Botschaft mit der Frage geschlossen: wollt ihr sie haben oder lehnt ihr sie ab? Wer sie aber annimmt, der bekommt durch sie das gute Gewissen; denn er hat dadurch getan, was Gott ihn tun heißt, hat Buße getan und Gott Glauben erwiesen, hat sich selbst gerichtet, seine Bosheit nicht entschuldigt, sondern verworfen und seinen verkehrten Willen zerbrochen, hat Jesu Gnade erkannt und erfaßt, von ihm die Vergebung begehrt und empfangen und sich so zu ihm gestellt, wie Gott es haben will. Jetzt ist im Verhältnis zu Gott das Gewissen gut; denn der Mensch hat sich nun an den Platz gestellt, an den ihn Gottes Gnade setzt.

Darum hat die Taufe errettende Macht, so unscheinbar sie ist, obwohl

hier nur Wasser den Leib berührt. Denn dieses Wasser ist das Zeichen und Mittel für Gottes gnädigen Willen und Jesu Heilandswerk. Damit, daß wir gegen Gott ein gutes Gewissen empfangen, ist alle Not und Gefahr für uns vorbei. Keiner geht verloren, der vor Gott ein gutes Gewissen hat. Damit sind uns alle Gaben Gottes verliehen und das herrliche Erbe ist für uns bereit. Das vermag uns die Taufe deshalb zu geben, weil Christus auferstanden ist. Darum ist sein Name die Bezeugung der versöhnenden und vollendenden Gnade und unser Anschluß an ihn der Eintritt in das Leben. Aus demselben Grund, weshalb wir durch die Auferstehung Jesu neugeboren sind 1, 3, ist die Taufe durch seine Auferstehung das Ende unserer Sünde und unseres Tods und der Anfang unserer ewigen Gemeinschaft mit Gott.

3, 22: **Er ist zur Rechten Gottes und in den Himmel gegangen und Engel und Mächte und Kräfte unterworfen sich ihm.** Damit ist das letzte Wort ausgesprochen, das uns Petrus über die Herrlichkeit und Segensmacht des Kreuzes zu sagen hat: dadurch ist Jesus zum Anteil an Gottes Herrschaft gelangt. Nun sind nicht nur die Menschen, auch nicht nur die, die sich im Reich der Toten befinden, unter seiner Macht, sondern alles, auch die hohen Geister bei Gottes Thron. Deshalb hat er das Vermögen, uns zu Gott zu bringen, und deshalb ist unsere Taufe unsere Errettung und deshalb seine Auferstehung der Anfang unseres neuen Lebens. Wir sind mit dem verbunden, der in Gottes Herrlichkeit regiert und dem die Engel dienen.

4, 1. 2: **Darum, weil Christus im Fleisch gelitten hat, bewaffnet auch ihr euch mit demselben Sinn; denn wer im Fleisch litt, hat von der Sünde abgelassen, damit er während der noch übrigen Zeit, die er im Fleisch zubringt, nicht für die Begierden von Menschen, sondern für Gottes Willen lebe.** Der zum Leiden bereite Sinn, den uns jeder Blick auf Christus als den für uns richtigen Sinn erweist, ist unsere Waffe, mit der wir den Kampf mit uns selbst und mit der Welt siegreich führen. Denn die Bereitschaft zum Leiden und die Lust an der Sünde schließen sich aus; wo das eine Begehren ist, hat das andere nicht mehr Platz. Denn der sündliche Wille begehrt nach Vergnügen, nach Ehre, nach Größe, nach all dem, was uns erhebt; das Leiden dagegen durchkreuzt unser eigensüchtiges Begehren. Man kann also dem sündlichen Willen nur dann gehorchen, wenn man den Weg Jesu verläßt und anders gesinnt ist als er, der sein Kreuz auf sich nahm. Im vollsten Sinn wird der Satz, daß uns das Leiden vom Bösen befreit, an Jesus deutlich, der allen Ansturm der Versuchung dadurch überwand, daß er das Kreuz auf sich nahm, und aus allem Streit mit der Sünde dadurch herausgehoben ist, daß er litt. Nun ist er ihr Versöhner und ihr Richter, nicht mehr im Kampf mit ihr, über sie erhöht, ihr Überwinder, der uns vergeben, heilen und vollenden kann. Das findet aber auch auf uns in unserem kleinen Maß Anwendung, weil wir dann, wenn wir das Leiden um Gottes Willen übernehmen, in uns eine feste Trennung vom Bösen aufrichten. Wir haben damit den inneren Sieg errungen, unseren selbstsüchtigen Willen verleugnet und uns mit Gottes Willen geeinigt. Nun brauchen wir die Zeit, die uns noch gegeben

ist, nicht mehr dazu, um unsere eigenen Wünsche oder die anderer Menschen zu erfüllen und uns selbst oder anderen zu gefallen, sondern nun haben wir im Willen Gottes das, was uns leitet und uns das Ziel für unser Leben gibt. Das eben ist die Sünde, daß wir der menschlichen Begierde dienen, und das ist das gerechte und richtige Verhalten, daß wir den Willen Gottes tun, und weil uns das Leiden dazu hilft, darum ist es eine göttliche Gnade und Wohltat für uns.

4, 3: **Denn es ist an der vergangenen Zeit genug, daß ihr damals den Willen der Heiden vollbrachtet und in Ausschweifungen, Begierden, Trunkenheit, Schmaus, Zechen und verwerflichen Götzendiensten wandeltet.** Die Kraft der Christenheit entsteht zwar nicht daraus, daß sie sich ihre dunkle Vergangenheit beständig vorhält und sich damit immer wieder den Schmerz der Reue bereitet. Denn mit der Betrachtung unserer Sündhaftigkeit ist uns nicht geholfen; die Hilfe kommt uns aus Gottes Werk, durch das wir den guten Willen empfangen, kommt uns also aus der Erkenntnis des Christus, an dem wir die göttliche Gnade sehen. Darum hat Petrus mit den Christen bisher nicht von dem geredet, was sie einst vor ihrer Taufe gewesen sind, sondern ihnen Gottes herrliche Gabe gezeigt. Allein auch die Erinnerung an die dunkle Zeit, die vor unserem Christenstand liegt, verschafft uns eine Kraft und diese macht Petrus hier für die Arbeit der Christenheit fruchtbar. Sie soll den Schmerz, der aus ihren dunklen Erinnerungen entsteht, nicht verlieren, weil er sie entschlossen und rüstig für ihre neue Pflicht macht. Jetzt tut es den Christen leid, daß ihnen ein Teil ihres Lebens leer, finster und häßlich verstrich, nicht im Dienst Gottes, sondern in der Beschäftigung mit dem Willen der Menschen und mit dem gefüllt, was die Meinung der Heiden für recht und löblich und lustig hielt. Gottes Gnade deckt diese Zeit ihres Lebens zu und dafür sind sie ihm dankbar; aber eben deshalb setzen sie den alten Weg nicht mehr fort, sondern machen nun von der Zeit, die ihnen noch übrig ist, einen anderen Gebrauch.

Als das Merkmal der heidnischen Art nennt Petrus in derselben Weise, wie es Paulus Röm. 13, 13 tut, die entzündeten Triebe, die den Verkehr der Geschlechter zum leidenschaftlichen Genuß mißbrauchen und die natürliche Gemeinschaft, die uns die Familie, die Freundschaft und das Volkstum bereiten, durch zuchtlose Feste beflecken und die Religion durch die Verehrung von Götterbildern verderben. Die Teilnahme an diesen Dingen muten aber die anderen der Christenheit auch jetzt noch zu und daraus entsteht der Kampf gegen sie und ihre Verhöhnung. Sie kann sich aber nicht besinnen, ob sie das alte Treiben wieder aufnehmen und fortsetzen soll. An dem, was geschehen ist, ist es genug.

4, 4: **Darüber sind sie erstaunt, weil ihr nicht zur selben Ausgelassenheit und Schwelgerei mitlauft, und lästern.** Der Heide läuft mit großem Eifer sofort hin, sowie es eine Gelegenheit zu einem Fest gibt, bei dem es hoch und wild zugeht; denn er hat nichts Besseres, keine reinere Freude, keinen höheren Beruf. Darum findet er es auffällig, daß der Christ nicht

mit ihm läuft, obgleich er früher auch an diesen Dingen teilgenommen hat. Daraus entstehen dann die Scheltreden; weil die alten Götter nicht mehr angebetet werden, soll die Christenheit gottlos sein, und weil sie am Schmutz nicht mehr teilnimmt, soll sie die Menschen verachten und die Gemeinschaft verderben.

4, 5: **Sie werden dem Rechenschaft geben, der bereit ist, Lebende und Tote zu richten.** Den Streit, der aus diesem Grund entsteht, kann die Gemeinde nicht aus der Welt schaffen, etwa durch Nachgiebigkeit, auch nicht durch Leidensscheu. Sie hat ihr Recht in Gottes Hand zu legen und die Vollkommenheit seines richterlichen Werks ist dadurch festgestellt, daß ihm keiner entgeht, weder die Toten noch die Lebenden. In der Hand des Richters, von dem alle ihr Urteil empfangen, ist die Sache der Gemeinde wohl aufgehoben.

4, 6: **Denn dazu wurde auch Toten die gute Botschaft gesagt, damit sie zwar nach der Art des Menschen im Fleisch gerichtet werden, aber nach Gottes Weise im Geist leben.** Die Christenheit soll, wenn sie angefochten wird, an die Größe des göttlichen Gerichts denken, das alle, auch die Toten, umfaßt. Wieso muß aber auch über die Toten noch ein Urteil ergehen? Wenn auch sie wie die Lebenden vor den Richter treten müssen, so bedeutet das, daß auch ihnen der Weg zum Leben noch geöffnet werde; sonst wären sie ja schon verurteilt. Wird gerichtet, dann geschieht sowohl Rechtfertigung als Verurteilung, sowohl Gewährung des Lebens als Verhängung des Tods. Darum führt hier Petrus, wenn auch nur mit einem einzigen Satz, das weiter, was er schon mit 3, 19 gesagt hat, hier zu dem Zweck, damit wir mit Zuversicht auf Gottes Urteil warten, das über alle entscheidet und für jeden bestimmt, ob er am ewigen Leben teilhabe oder nicht. Auch die Toten scheidet der göttliche Spruch in die, die er annimmt, und in die, die er verstößt. Denn das Wort, das uns seine Gnade anbietet und uns zu Christus beruft, kam auch zu den Toten. Dadurch ist auch ihnen die Türe zum Leben aufgeschlossen, das ihnen am Tag des Gerichts durch den Spruch des gerechten Richters zuerkannt werden wird. Das wird freilich nur dadurch möglich, daß an ihnen nicht nur das geschieht, was der Mensch vermag und was im Blick des Menschen steht, sondern daß Gott nach seiner eigenen Weise, nach der Herrlichkeit seiner Gnade und Macht an ihnen handelt, so daß an ihnen sichtbar wird, was Gott wirkt und gibt. Kommt das zur Geltung, was der Mensch hat, so bewirkt das Fleisch die Schuld, die Verurteilung und den Tod; kommt dagegen das ans Licht, was der Weise Gottes entspricht, so tut der Geist sein Werk und schafft das ewige Leben. Indem der Mensch den Tod leidet, der der menschlichen Art und dem Fleisch entspricht, geschieht ihm das, was er verdient. Das ist sein Ende nach Gottes Recht durch Gottes Urteil und Gericht. Aber damit ist das letzte und bleibende Ende noch nicht da, nur das Ende, das aus dem menschlichen Wesen und Willen erwächst, nicht das Ende, das aus Gott und aus dem Geist entsteht. Wenn Gott offenbart, was er an den Toten durch seinen Geist bewirkt, dann leben sie. Auch dieser Spruch bleibt aber weit von allen Gedanken entfernt, die vor-

witzig ins Geheimnis des Jenseits einzudringen begehren. Was Petrus die Christenheit bedenken heißt, ist das, daß es für die Gnade und das Recht Gottes gleichmäßig und einheitlich keine Beschränkungen gibt, daß ihm die Toten so wenig entzogen sind als die Lebenden, daß Gott noch nicht zu Ende ist, wenn wir Menschen zu Ende sind. Wir sind zu Ende mit dem Tod; er aber kann auch Toten sein gnädiges Wort sagen und dann, wenn dem Fleisch bereitet ist, was ihm gehört, kann erst noch der Geist mit seinem Werk beginnen und auch dann noch Leben schaffen, wenn der Tod vorangegangen ist. Das macht die Christenheit fest in ihrer Geduld gegen alle, fest in ihrer Hoffnung für alle, aber auch in ihrem Gehorsam gegen Gott und in ihrer Trennung vom heidnischen Wesen fest. Sie hat ja Gottes gerechtes und gnädiges Werk vor Augen in seiner alle erreichenden Herrlichkeit.

4, 7—5, 11.

Die Arbeit in der Gemeinde.

4, 7: **Für alles ist das Ziel nahe. Darum werdet besonnen und nüchtern zum Beten.** Nicht nur einiges, sondern alles bringt Gott zur Vollendung; nicht nur einige besonders Auserwählte alle führt er dahin, wo ihr Leben zur Reife und zum bleibenden Resultat gelangt. Nichts bleibt unfertig; alles wird vollendet. Keine Güte bleibt ohne ihre Frucht, keine Sünde ohne ihre Wirkung. An allem erscheint die fehllose Gerechtigkeit Gottes und ordnet alles recht. Dies ist eine Erwartung, die den Menschen ganz zu ergreifen vermag, und Petrus hat, wie alle Jünger Jesu, dieses Ende mit seiner feierlichen Größe nicht in eine weite Entfernung von sich weggeschoben, weil ja die Vollendung in der Hand des Christus liegt, auf dessen Offenbarung er mit einer starken Hoffnung wartete, die sie als nahe erfaßt.

Daraus entsteht nicht ein aufgeregtes Wesen, das sich einer jauchzenden Freude überläßt oder auch in Angst verfällt, auch nicht Schlaffheit, die sorglos das Ende abwartet, das ja bald kommen müsse; sondern weil sich die Christenheit entschlossen zum Ziel hinwendet, entsteht daraus Besonnenheit und Nüchternheit. Denn die Herrlichkeit des Ziels macht es zu unserem großen Anliegen, daß wir es erreichen, und dazu brauchen wir unsere ganze Kraft, unsere ganze Aufmerksamkeit und ganze Treue. Dazu, daß das Ende so für uns komme, daß es uns Gottes Herrlichkeit zeige, rüsten wir uns durch das Gebet und dazu haben wir den gesammelten Verstand und den von jeder Betäubung befreiten Sinn nötig. Beten kann nur der, der klar denkt, nicht der in Täuschungen Versunkene, nur der Wache, nicht der, der die Herrschaft über sich verlor.

4, 8: **Vor allen Dingen macht die Liebe gegeneinander anhaltend; denn die Liebe deckt eine Menge Sünden zu** (Sprüche 10, 12). Die Bereitschaft

für das Ende schafft sich die Gemeinde dadurch, daß sie als treu verbundene Gemeinschaft zusammenhält. Sie ist ja dazu geschaffen, damit die Liebe in der Menschheit eine Heimat habe und es an ihr sich zeige, daß Gottes Liebe uns vereint. Dann mag viel Schwachheit, viel Verfehlung auf ihr liegen; wenn sie die Liebe hat, wird sie ihr vergeben. Das drückt Petrus, wie Jakobus 5, 20, durch den Spruch aus dem Salomonischen Spruchbuch aus, den Petrus nicht nur auf das menschliche Vergeben bezieht, zu dem uns die Liebe tüchtig macht, sondern mit dem er das göttliche Vergeben beschreibt, das uns dann gewährt wird, wenn wir dem gnädigen Willen Gottes an den anderen in der Liebe dienen. Dieser Spruch kann freilich mißbraucht werden wie jedes Wort, das uns die Größe des göttlichen Vergebens vorhält, nämlich so, daß wir die Sünde entschuldigen und sie uns gestatten mit der Erwägung, daß dem, der die Liebe habe, auch Sündliches nicht schade. Das wäre deshalb ein Mißbrauch dieses Worts, weil Gottes Gnade nicht unserer Bosheit zum Grund und zur Rechtfertigung dienen soll. Der Spruch ist denen zum Trost gesagt, die sich vor Gott und seinem Gericht fürchten. Ihnen zeigt Petrus den Weg, wie sie mit Freude und Zuversicht ans Urteil Jesu denken lernen. Jesus verurteilt keinen, der sein Leben in der Liebe für die Brüder fruchtbar macht. Wenn wir aber damit den boshaften Willen entschuldigen und stärken, dann tötet unsere Sünde unsere Liebe unfehlbar, da die Lust am Bösen und die Liebe nicht miteinander in uns Raum haben.

4, 9: **Seid gegeneinander gastfrei ohne Murren.** Wenn die Brüder, die zusammen am selben Ort wohnen, einander das Haus und den Tisch öffnen, so befestigen sie die Verbundenheit, die die Gemeinde zusammenhält, und wenn sie dies gegen fremde, zureisende Brüder tun, so verstärken sie die Gemeinschaft, die alle einzelnen Gemeinden zu einer Kirche vereint.

4, 10. 11: **Dient einander mit der Gabe der Gnade, jeder, wie er sie empfing, als gute Verwalter der mannigfachen Gnade Gottes. Wenn einer redet, rede er, weil es Gottes Worte sind; wenn einer dient, diene er mit der Kraft, die Gott darreicht, damit in allen Gott durch Jesus Christus gepriesen werde, dem die Herrlichkeit und die Macht in alle Ewigkeiten gehört. Amen.** Wo Liebe ist, geschieht gegenseitiger Dienst; sie macht uns ja willig, was wir haben, für die anderen zu verwenden. Zum Dienst aber braucht es Kraft. Allein die Gemeinde hat die Kräfte, die sie zum Dienen braucht, weil sie Gottes Gnade für sich hat und die Gnade uns ihre Gaben gibt. Also ist die Aufgabe der Christenheit so zu fassen: sie hat die Gaben, die sie empfangen hat, zu verwenden und nicht unbenützt zu lassen. Umsonst empfangene Gaben werden uns zur Schuld. Aber sie hat sich auch nicht über ihre Gabe hinauszustrecken und sich Größeres vorzunehmen, als sie kann. Sie soll nur verwalten, nicht selber schaffen, aber eben verwalten und nicht ungebraucht verderben lassen, was Gottes ist. Mannigfaltig heißt Petrus Gottes Gnade, weil er daran denkt, daß die Gemeinde mannigfache Dienste nötig hat und durch verschiedene Funktionen ihren vielerlei Bedürfnissen die Erfüllung schafft. Gottes Gnade ist aber groß und reich genug, um der

Christenheit alles zu geben, was sie zum Gedeihen ihrer vielfach gegliederten Gemeinschaft nötig hat.

Die beiden wichtigsten Arbeiten, die die Gesundheit und den Fortschritt der Gemeinde bewirken, sind die Verwaltung des Worts und die im engeren Sinn Dienst genannte Arbeit, die hilfreiche Fürsorge für die Lebensmittel und das Wohlsein der Schwachen. Das göttliche Geschenk, das uns eine heilsame Rede ermöglicht, besteht darin, daß uns göttliche Worte gegeben sind, Worte, die uns Gottes Werk beschreiben und Gottes Willen sagen. Das Geschenk, das wir zur Unterstützung derer bedürfen, die aus irgend einem Grund leiden, ist Kraft. Man beseitigt Not nur durch Kraft und bereitet den anderen, was ihnen heilsam ist, nicht ohne Arbeit und Anstrengung. Nun kommt aber in beiden Zweigen des christlichen Berufs alles darauf an, daß der Dienst wirklich mit dem geschehe, was uns Gott gegeben hat und das für die Gemeinde fruchtbar mache, was von ihm stammt. Nicht das eigene Wort soll der Redende in die Gemeinde legen, sondern Gottes Worte, Gottes Worte nicht für seine eigenen ausgeben, sondern Gottes Worte so sagen, daß sie Gottes Worte bleiben und die Gemeinde den hört, der allein zu lehren und zu gebieten die Vollmacht und das Vermögen hat. Nicht bei sich selbst soll der Dienende das Vermögen zu seiner Arbeit suchen; sonst wird er, wenn er seine Schwachheit empfindet, träg und lahm, und wenn er sich stark in eigener Kraft dünkt, verdirbt er seine Arbeit durch unmögliche Unternehmungen und unruhige Vielgeschäftigkeit; sondern das soll er tun, wozu ihm Gott das Vermögen gibt, und so, daß es an seinem Werk für ihn selbst und alle sichtbar bleibt, daß er es mit Gottes Kraft vollbringt. Dann bleibt alle Hoffart, alles Stolzieren und Prunken von der Arbeit der Gemeinde fern. Dann macht der Redende aus niemand seine eigenen Schüler und Anhänger, sondern bindet alle im Glauben und Gehorsam an Gott und der, dem die Hilfe gebracht wird, wird dann dadurch nicht erniedrigt und beschämt, sondern dankbar gegen Gott gemacht. Dann wird Gott durch alles gepriesen, was die Gemeinde tut, und ihre Ehrung Gottes ist deshalb echt, Gott wohlgefällig und ein reiner Gottesdienst, weil sie durch Jesus zustandekommt, durch den die Gemeinde die Gaben der Gnade hat und durch den sie auch die Liebe hat, die die Gaben zu Gottes Ehre braucht. Gott aber ist der ehr- und anbetungswürdige, den die Gemeinde mit allem, was besteht, mit ganzer Seele loben will und loben wird in Ewigkeit.

4, 12: **Geliebte, erstaunt darüber nicht, daß ihr im Feuer seid, das euch dazu bereitet wird, damit ihr versucht werdet, als ob euch etwas Seltsames widerführe.** Noch einmal hilft Petrus der Gemeinde dazu, daß sie den Kampf mit denen richtig führe, die sie ihren Haß spüren lassen und ihr zuwiderhandeln. Wie Gold im Feuer bewährt wird, so ist die Versuchung ein notwendiger Teil unseres Lebens und ihre Anordnung beruht auf einer Regel, von der die göttliche Regierung nicht abgeht. Es muß ans Licht, was wir in uns tragen, ob wir Gott mit Aufrichtigkeit und ganzer Seele ehren oder uns inwendig ihm widersetzen. Dazu dient der Kirche der Angriff

der Welt; er ist ihre Erprobung, die feurige Glut, in der sie geschmolzen und geläutert wird. Es wäre also ein falscher Gedanke, wenn die Christenheit es seltsam fände, daß es so geht, und meinte, es könnte auch anders sein. An solchen Gedanken würde sie mutlos und unwillig. Der Kampf muß sein.

4, 13: **sondern da ihr am Leiden des Christus teilhabt, freut euch, damit ihr euch auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit freut und frohlockt.** Dann wird der Kampf richtig geführt, wenn er mit Freude geführt wird. Wieso ist es der Gemeinde möglich, sich am Druck zu freuen, unter dem sie steht? Und wieso ist ihr das nicht nur möglich, sondern nur das das richtige Verhalten, daß sie sich am Kampf, den sie zu bestehen hat, freut, so schwer er ist? Ihr Leiden ist ihr Anteil am Leiden des Christus und alles, was uns an dem Anteil gibt, was er ist und hat, ist ein reicher, voller Grund zur Freude. Um Jesu willen leidet sie, leidet deshalb, weil er bekämpft und abgewiesen wird, deshalb, weil die anderen ihm nicht gehorchen und seine Herrschaft nicht anerkennen, deshalb, weil er den Widerspruch der Menschen mit Geduld erträgt, nicht mit der Macht Gottes niederschlägt, sondern sich als Gottes Lamm bewährt und sein Kreuz auf sich nimmt. Das macht auch aus dem Weg der Gemeinde den Kreuzesweg, und wenn sie ihn geht, so hält sie ihre Gemeinschaft mit Christus fest und das macht sie froh. Denn dann vollendet sich ihre Gemeinschaft mit ihm dadurch, daß auch die Erweisung seiner Herrlichkeit für sie geschieht, so daß sie sich an ihm auch dann freuen wird, wenn er sich ihr offenbart.

4, 14: **Wenn ihr mit dem Namen des Christus geschmäht werdet, so seid ihr selig; denn der Geist der Herrlichkeit und Gottes ruht auf euch.** Den Gegnern der Christenheit galten die Namen Christus und Christ als Schimpfworte, die nach ihrer Meinung die schwersten Verbrechen anzeigen, so daß sie mit diesem Namen ihren Abscheu und Haß aussprachen. In der Judenschaft kam es rasch so weit, weil hier Jesus als Betrüger und falscher Christus und die Christen als Abgefallene verdammt wurden, und aus der Judenschaft flog der Brand auch in die heidnischen Völker hinüber. Sowie diese merkten, was die Christenheit war, empfanden sie, daß durch sie alles angegriffen war, was bisher ihre Religion und Sitte bildete, und bei ihnen wurden die Namen Christus und Christ besonders leicht zu einem Scheltwort, weil sie nicht verstanden, was diese Namen bedeuteten. Für die Glaubenden umschließt aber der Christusname die ganze Herrlichkeit der göttlichen Verheißung. Er verbürgt ihnen die Gegenwart des Geistes, die Jesus seinen Jüngern gerade dann verheißen hat, wenn die Menschen sie bekämpfen und verurteilen, Matth. 10, 19. 20. Das ist ein überreicher Ersatz für alle Schmach, die uns Menschen antun; denn der Geist bringt die Herrlichkeit mit sich, da er ja Gottes Geist ist. Es ist die höchste Ehre, die uns Menschen widerfahren kann, wenn uns Gottes Geist inwendig leitet, unsere Gedanken in seine Hut nimmt und so gestaltet, daß sie aus der Wahrheit Gottes wachsen, und uns unser Werk gibt, so daß unser Wille gut und eins mit Gottes Regel wird. Das ist die höchste Verklärung des Menschen und diese er-

langt die Christenheit gerade dann, wenn ihr aus ihrem Namen die Schmach bereitet wird.

4, 15. 16: **Keiner unter euch leide als Mörder oder Dieb oder Übeltäter oder als Eindringling in fremdes Recht; wenn er aber als Christ leidet, schäme er sich nicht, sondern preise Gott mit diesem Namen.** Nur darauf hat die Christenheit zu achten, daß sie nicht eines Verbrechens wegen vor dem Richter steht. Dann freilich wäre alles Herrliche, was Petrus über das Leiden sagt, in sein Gegenteil verkehrt. Neben den immer vorkommenden Untaten, Mord, Diebstahl und boshafter Schädigung der anderen, nennt Petrus noch die unbefugten Übergriffe, durch die wir in fremdes Recht eingreifen und uns eine Herrschaft und Macht über andere anmaßen, die uns nicht zusteht. Zu dieser Warnung lag vielleicht ein besonderer Anlaß vor, weil auch ein unbesonnener Eifer in der Fürsorge für die anderen zu unberechtigten Eingriffen führen kann, etwa wenn Kinder ihren Eltern entzogen werden, weil sie sie nach unserer Meinung schlecht erziehen, oder das Recht des Mannes an seine Frau durch den Einfluß der Gemeinde gestört wird und ähnliches. Die Gemeinde soll darauf achten, daß die Beschwerden gegen sie einzig in den Satz zusammengehen: Ihr seid Christen, so daß ihr nichts vorzuwerfen ist als eben ihr Christentum. Wer so leiden muß, der hat daran den Grund und das Recht, Gott zu preisen, und soll in dieser Lage sichtbar machen, daß er Gottes Herrlichkeit vor Augen hat, und ihm dafür danken, daß er zu seiner Ehre leiden darf.

Deutlich ist an dieser Stelle nicht mehr nur von privater Verleumdung und Beschimpfung die Rede, nicht mehr nur von Scheltworten und Gewalttaten, die sich der heidnische Mann gegen die christliche Frau, der heidnische Herr gegen den christlichen Sklaven, die Einwohner einer Stadt gegen ihre christlichen Nachbarn gestatten, sondern hier ist daran gedacht, daß der Christ vor dem Richter über sein Christentum verhört und als Christ verurteilt werde Es ergibt sich aber daraus für die Zeit des Briefs kein deutliches Merkmal, das uns nötigte, ihn von Petrus zu trennen. In der Judenschaft hat der Christenprozeß wahrscheinlich früh die Gestalt bekommen, daß die Verurteilungen zu Schlägen oder der Bann oder auch Todesurteile einfach deshalb erfolgten, weil der Angeklagte sich als Christ bekannte. Seit wann auch in den Städten des Orients und Kleinasiens die Lage so war, daß Christen lediglich deshalb von den Beamten der Provinzen und Städte verfolgt wurden weil sie Christen waren, ist unbekannt.

4, 17. 18: **Denn die Zeit ist da, daß das Gericht beim Hause Gottes anfange. Wenn es aber zuerst bei uns anfängt, was ist das Ende derer, die der guten Botschaft Gottes nicht gehorchen? Und wenn der Gerechte kaum gerettet wird, wo wird sich der Gottlose und Sünder zeigen?** (Sprüche 11, 31). Vor dem Anbruch des göttlichen Reichs mit seiner Gnade und seinem seligen Leben steht die Offenbarung des göttlichen Urteils über die menschliche Bosheit. Erst kommt das Schwere, dann die Rettung; erst werden, wie es Johannes ausdrückt, die Schalen des göttlichen Zorns auf die Erde gegossen; dann kommt das Fest Gottes, das Hochzeitsmahl des Lammes. Das ist ein

fester Grundzug in der Weissagung aller Apostel. Aber das Gericht kann nicht nur die Völker treffen, nicht nur die, die jenseits der Gemeinde sind. Es geht in Gottes Regierung nicht nach Willkür und Gunst; vielmehr wendet sich Gottes Recht vollends scharf und heilig gegen die, die sein eigen sind. Er erlaubt seinem Haus nichts Böses und macht es nicht straflos, als ob das Böse ihm nur an den anderen zuwider wäre. Darum trifft die Not, die dem Ende vorangeht, auch die Christenheit. Sie hat zuerst durch sie zu leiden und sich in ihr zu bewähren. Für sie wird sie zur Versuchung, durch deren Überwindung sie den Kranz des Lebens gewinnt. Unter diesen Gedanken stellt Petrus die Erregung des Hasses, unter dem die Kirche in Kleinasien damals litt.

Dadurch wird aber ihr Vorzug vor den anderen nicht gemindert, so daß es töricht wäre, wenn sie deshalb klagen wollte, was ihr denn ihr Anteil am Christus helfe, wenn sie auch mitleiden, ja zuerst leiden müsse. Der Unterschied, der Gottes Haus von denen trennt, die sein Wort verwerfen, besteht auch jetzt nach seiner ganzen unschätzbaren Größe. Daran, daß Gottes Ernst auch an seinem Haus sichtbar wird, haben die Glaubenden den Anlaß, für ihren Christenstand Gott herzlich zu danken. Denn was sollte aus ihnen werden, wenn sie ihn nicht hätten? So wären sie ja ohne Hoffnung und Gottes Gericht brächte das Verderben über sie.

4, 19: **Also sollen auch die, die nach Gottes Willen leiden, dem treuen Schöpfer ihre Seele dadurch übergeben, daß sie Gutes tun.** Was soll die Christenheit aus diesem weissagenden Vorblick auf das Kommende entnehmen? Glauben soll sie und ihr Leben Gott anheimgeben. Das ist die Lösung aller Schwierigkeiten, in die sie der Gang der Weltgeschichte bringt, das die Grundlage für alles, was zu ihrer Pflicht werden kann. Auch die Sterbenden sollen die Fürsorge für ihr Leben Gott übergeben, auch sie, für die die Bewahrung und Übung des Glaubens einen besonderen, verstärkten Ernst bekommt. Denn es ist leichter, dann an Gottes Gnade zu glauben, wenn ihr Schutz uns umgibt, als dann, wenn wir uns zum Sterben bereit machen müssen. Aber auch die, die das göttliche Gericht, das kommen muß, mit tiefen Schmerzen trifft und in das Sterben führt, sollen davon nicht lassen, daß ihre Seele Gott gehört. Er ist ja der, der sie ihnen gab, der treue Schöpfer, der das, was er schuf, erhält und zur Vollendung bringt. Das Mittel, durch das wir unsere Seelen in Gottes Obhut und Fürsorge bringen, ist, daß wir das Gute tun, unbeirrt durch den Widerstand der Gegner, auch wenn daraus das Leiden kommt. Die Seele dessen, den das Leiden nicht aus der Güte herausführt, bleibt geschützt in Gottes Hand.

5, 1—5a: **Die Ältesten bei euch mahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden des Christus, der ich auch an der Herrlichkeit Anteil habe, die geoffenbart werden wird: weidet Gottes Herde, die bei euch ist, nicht gezwungen, sondern freiwillig, im Blick auf Gott, nicht schimpflichen Gewinnes wegen, sondern mit Eifer, nicht wie solche, die über das ihnen Zugeteilte herrschen, sondern als solche, die ein Vorbild für die Herde werden, und**

ihr werdet, wenn der Oberhirte offenbar geworden ist, den unverwelklichen Kranz der Herrlichkeit bekommen. Ebenso, ihr Jungen, unterwerft euch den Ältesten. In den Gemeinden bildeten die Alten eine Gruppe für sich und ebenso die Jungen. Da der Unterschied im Alter auch für unser inwendiges Leben Bedeutung hat, wurde der Anteil der Gemeindeglieder an den gemeinsamen Anliegen nach dem Alter abgestuft. Die Alten taten die Arbeit, die für das inwendige Gedeihen der Gemeinde nötig war, durch Gebet, Lehre und Zucht. Die auswendigen Verrichtungen wurden den Jungen übergeben. Ein besonderes Amt in den beiden Stufen des Aufseher- und Dieneramts gab es damals in der Kirche Kleinasiens wohl schon überall; natürlich gehörten die, denen dasselbe übertragen war, zu den Alten. Petrus zeichnet aber die, die Ämter verwalten, nicht besonders aus, sondern wendet sich an den ganzen Kreis der Männer, die den Kern der einzelnen Gemeinden bilden und auf denen die Verantwortlichkeit für den Gang der Kirche liegt.

Petrus begründet sein Recht, an die Alten eine besondere Mahnung zu richten, dadurch, daß er Apostel ist, und die Weise, wie er sein besonderes Amt, das ihn zum Leiter der ganzen Kirche macht, beschreibt, zeigt den treuen und vollständigen Gehorsam, mit dem er die Worte Jesu über die Macht, die er seinen Jüngern gegeben hat, bewahrt. Wie im ganzen Brief, so wird auch hier keine Spur davon sichtbar, daß Petrus mit seinem Apostelamt eine herrschsüchtige und ehrgeizige Absicht verbunden hätte. Indem auch er sich zu den Alten in der Gemeinde rechnet, stellt er sich in die Reihe derer, denen die Fürsorge für die Christenheit übertragen ist. Weil er dieselbe Arbeit tut wie sie, hat er das Recht, sie zu mahnen. Die Apostel haben freilich ein besonderes Amt, das sonst niemand mit ihnen teilt und das sich daraus ergibt, daß sie die Begleiter Jesu, also die Zeugen dessen waren, was er gesagt und getan hat, deren Zeugnis der ganzen Kirche die Wahrheit des Evangeliums verbürgt. Daran erinnert Petrus auch hier. Er ist der Zeuge für die Leiden des Christus und hat es mit erlebt, wie Jesus das Kreuz auf sich nahm und starb. Das hebt Petrus aus dem, was er bei Jesus sah, deshalb hervor, weil ja sein ganzer Brief die Gemeinde zum Leiden stärkt und dies dadurch bewirkt, daß er ihr Christus als den beschreibt, der gelitten hat, damit sie an ihm sehe, daß sie leiden muß und wie sie dies richtig tut. Er würde nicht lügen, wenn er sie auch auf sein eigenes Leiden hinwiese, etwa in der Weise, wie uns Lukas den freudig leidenden Petrus gezeigt hat, der vor dem Hohen Rat gegeißelt und von Herodes zur Hinrichtung bestimmt worden ist. Die Pflicht der Gemeinde, freudig zu leiden und ihr Leben nicht zu schätzen, entsteht aber nicht daraus, daß Petrus mit ihr leidet, sondern daraus, daß Christus gelitten hat. Dazu aber, die Gemeinde zur Nachfolge des leidenden Christus anzuleiten, hat er das volle Recht; denn er weiß durch Augenzeugenschaft, was und wie Jesus litt. Damit ist freilich noch nicht alles gesagt, was Jesus seinen Jüngern gab. Denn sie empfingen von ihm auch die Verheißung, daß er seine Herrlichkeit mit ihnen teilen werde, und auf diese erbaut sich ihr ganzes Apostelwerk.

Was die Pflicht derer ist, die die Fürsorge für die Gemeinde auf sich haben, faßt Petrus in das Hirtenbild zusammen. Die Gemeinde ist Gottes Herde. Daß sie Gottes Eigentum ist, das macht die Arbeit derer, die für sie zu sorgen haben, groß und ernst. Nun sollen sie ihr auch das tun, was der Hirt der Herde tut; sie soll nicht ohne Nahrung und Pflege und Schutz verkommen, sondern von den Alten empfangen, was sie zu ihrem Gedeihen braucht.

Was zur Dienstleistung der Hirten gehört, lag den Gemeinden klar vor Augen; denn das ergab sich unmittelbar aus den Bedürfnissen und aus dem Evangelium. Hierüber spricht Petrus nicht; dagegen kommt es ihm darauf an, wie die Arbeit für die Gemeinde geschehe. Drei Dinge nennt er, durch die sie rein wird; frei bleiben muß sie vom Zwang, von der Gewinnsucht und von der Herrschsucht. Diese drei Dinge verderben die kirchliche Arbeit; sind sie dagegen ausgeschieden, dann wird sie gelingen. Verschiedene Gedanken könnten einen Alten bestimmen, sich der Arbeit zu entziehen, so daß man ihn zu ihr nötigen müßte, wenn er die Verantwortlichkeit fürchtet, sich für untauglich hält oder lieber für seine eigenen Anliegen lebt, für sein Haus oder auch für seine eigene religiöse Ausbildung im Gedanken, wenn er nur das Heil der eigenen Seele gewinne, so sei das genug. In solchen Fällen tut er die Arbeit nicht, wenn man ihn nicht zu ihr zwingt. Das ist ein schlimmer Schade. Die Arbeit für die Gemeinde soll mit freiem Willen geschehen. Das läßt die Grundregel, nach der in der Christenheit die ganze Gemeinschaft geordnet ist, nicht anders zu. Sie ist durch die Liebe begründet und diese verträgt sich nicht mit dem Zwang. Wer erst zum Dienst genötigt werden muß, den treibt nicht die Liebe, sondern dann tut er ihn nur der Menschen wegen, deren Aufforderung und Zureden er sich schließlich unterwirft. Er soll die Arbeit aber um Gottes willen tun. Im Blick auf Gott hat er den Grund zu finden, der ihm den Dienst lieb, seine Last leicht und seine Verantwortlichkeit nicht schrecklich macht. Weiter darf hier die Rücksicht auf Geld, Gewinn und äußere Vorteile nicht mitwirken. Das wäre wieder kein williger Dienst mit entschlossenem Herzen, sondern so wäre ja die Arbeit nur das Mittel und der Gewinn der Zweck, um deswillen man sie besorgt. Endlich dürfen sich die Alten nicht zu Herren der Gemeinde machen, als wäre sie ihr Eigentum, das ihrem Willen unterworfen ist. Freilich entsteht zwischen ihnen und ihren Gemeinden ein festes Band, dem vergleichbar, das zwischen dem Arbeiter und dem ihm überwiesenen „Los“ besteht, das ihm zur Bearbeitung anvertraut ist. Es liegt auf ihnen die Verantwortlichkeit für die, die sie leiten; denn sie bilden den Bezirk, der an ihren Dienst gebunden ist. Aber der Dienst, der sie für die anderen tätig macht, und der eigensüchtige Machtgebrauch sind gänzlich voneinander verschieden, und da der falsche Herrschaftsgedanke aus der Ordnung des Staats leicht auch in die Kirche hinüberdringt, wird er von Petrus nach Jesu eigenem und deutlichem Befehl abgewehrt. Der Einfluß der Alten auf die Gemeinde soll darin bestehen, daß sie ihr zum Vorbild sind. Dann geschieht ihr Werk für Christus, der auch Hirt ist, nicht

einer neben den anderen Hirten, sondern der Oberhirt, dem die Hirten und die Herde gehören und die Hirten verantwortlich sind. Die besondere Verheißung für die, die die Arbeit für die Christenheit redlich tun, entspricht der Regel Jesu, daß der treue Knecht teil an der Freude seines Herrn bekommt.

Den jugendlichen Teil der Gemeinde warnt Petrus vor unlenksamem Eigensinn, der dem Rat und der Anordnung der Alten nicht gehorchen mag. Die Folgsamkeit der Jungen ist zusammen mit der Fürsorge der Alten für alle die Bedingung, die die Gemeinde gedeihen macht.

5, 5b: **Jeder binde sich die Demut um, einer zum Dienst für die anderen, weil Gott Stolzen widersteht, dagegen Geringen Gnade gibt** (Sprüche 3, 34). Die Gemeinschaft und Eintracht besteht in der Gemeinde nur dann, wenn der Streit um die Ehre, Macht und Größe ganz aus ihr beseitigt und jeder entschlossen ist, die anderen über sich zu erheben, ihnen die Freude und Ehre der großen Arbeit zu gönnen und ihnen bei ihr zu helfen mit völligem Verzicht auf jeden selbstsüchtigen Genuß. Nicht etwa einer besonderen Gruppe kommt es zu, in das kleine Werk die ganze Liebe zu legen und das eigensüchtige Begehren nach dem, was glänzt, in sich zu ersticken, so daß das etwa nur die Pflicht der schwächeren Brüder wäre; im Gegenteil, diese Regel gilt allen, auch den Schwachen, die nicht reden können und nicht viel zu leisten vermögen und kein Amt haben, aber ganz ebenso denen, die das Amt haben und tüchtige Arbeit tun und zu reden verstehen. Da unser natürlicher Trieb uns immer zu dem hinzieht, was uns wichtig und ehrenvoll erscheint, muß sich jeder mit aufmerksamem Entschluß immer wieder zum Kleinen und Unscheinbaren wenden und sich die Demut anziehen, wie sich der Diener den Schurz anlegt, an dem man sofort sieht, daß er nicht genießen, nicht geehrt sein, nicht bedient werden will, sondern zu jeder Handreichung bereit ist, die den anderen nützt. Mit demselben Spruch, mit dem uns auch Jakobus 4, 6 Gottes Weise beschreibt, macht uns Petrus klar, wie viel darauf ankommt, daß wir alle Hoffart in uns töten und mit völliger Lauterkeit klein werden. Sowie wir nach unserer Größe und Ehre begehrlich greifen, beginnen wir den Streit mit Gott. Gott versteht es aber, den Hoffärtigen zu beugen. Der Wille, mit dem ich mir meine Macht und Größe selber bereiten will, ist ein sündlicher und gottloser Wille. Mit solchen Gedanken vergesse und verleugne ich Gott und werfe die Liebe weg. Eine durch Gottlosigkeit bewirkte Größe ist aber nicht groß, sondern lauter Verlust, Schande und Fall. Dagegen bekomme ich dann die echte Größe, wenn ich nichts für mich suche, sondern als ein Geringer unter den anderen stehe. Denn da ist Gottes Gnade und damit habe ich die wirkliche Ehre und die echte Macht.

5, 6: **Darum demütigt euch unter die starke Hand Gottes, damit er euch erhöhe, wenn es dazu Zeit ist.** Nicht vor Menschen beugen wir uns, als ob ihre Größe uns demütigte, ihr Vorzug uns beschämte und ihre Macht uns Schranken setzte. Machten wir es so, so gäbe das die unedle, knechtische Demut. Aber wir beugen uns unter Gottes Hand, unter die starke Hand, die auch einen stolzen Sinn wohl zu biegen vermag. Es wäre ja lauter

törichte Hoffart, wenn wir uns gegen diese Hand auflehnen wollten. Gibt Gott uns den geringen Platz, so nehmen wir ihn an von ihm; legt er Schwäche auf uns, so tragen wir sie, weil er sie gibt; umgibt er unser Leben mit Schranken, die uns einengen, so fügen wir uns in sie, weil er uns so führt. Solche Beugung ist der Weg zur Erhöhung, während das eigensüchtige Streben nach Größe der Weg zur Erniedrigung ist. Denn Gottes Ziel mit uns ist unsere Erhöhung. Er führt uns empor von Höhe zu Höhe in ewigem Steigen; denn er führt uns zu sich und bei ihm ist die Herrlichkeit. Aber nicht dem gottlosen, selbstsüchtigen Sinn, der für sich kämpft und für sich arbeitet, bereitet Gott die Erhebung, sondern dem, der sich unter Gott stellt, nicht über ihn, dem, der sich seine Größe nicht selber bereitet, sondern sie von Gott empfängt. Darum ist die Beugung unter Gott der einzige Weg, der uns zur Größe führt.

Das tut er dann, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Der hoffärtige Sinn will sich zur Unzeit erhöhen und mag nicht warten. Er will die Frucht ernten, ehe sie reif ist. Darin erweisen wir unsere Beugung unter Gottes Hand, daß wir warten, bis Gottes Zeit gekommen ist. Nicht nur den einzelnen Christen, sondern auch der Kirche als Gemeinschaft konnte es leicht scheinen, es fehle ihr der freie Raum zum großen Wachstum; sie sei beengt, bedrückt, in den Schatten gestellt und mit schweren Fesseln beladen. Würde die Gemeinde beseitigen, was sie bedrückt, damit sie sich hoch aufrichte und groß dastehe, so würde sie nicht wirklich groß. Sie soll ihre Größe von Gott empfangen und das tut sie nur dann, wenn sie sich ihm völlig unterwirft.

5, 7: **Alle eure Sorge werft auf ihn; denn er kümmert sich um euch.** Die Hoffart und die Sorge weichen miteinander; die Hoffart greift nach dem, was wir für gut halten; die Sorge fürchtet sich vor dem, worin wir ein Übel sehen, und wir haben ja reichlichen Grund zur Sorge. Verluste, Schaden und Leiden gibt es in unserer menschlichen Geschichte in Menge, und wenn wir sie kommen sehen, dann faßt uns die Sorge. Petrus sagt nicht, daß wir sie nicht spüren sollten; im Gegenteil, der Leichtsinn, der die Sorge durch Blindheit vertreibt, ist eine schlimme Not. Aber wir sollen die Sorge nicht bei uns behalten, sondern weitergeben und auf den legen, der allein wirklich sorgen kann, weil er allein die Zukunft kennt und sie nicht nur kennt, sondern auch regiert. So machen wir uns von unserer Sorge auf die rechte Weise frei, wenn wir sie in die Bitte umsetzen: sorge du. Das könnten wir nicht, wenn Gott nicht auf uns achtete und keine Fürsorge und Liebe für uns hätte. Aber sein Auge und seine Gnade sind bei uns.

5, 8a: **Seid nüchtern, seid wach.** Die Befreiung von der Sorge, die wir im Aufblick zu Gott gewinnen, hat mit der träumenden Sorglosigkeit nichts gemein. Petrus rechnet zum Christenstand die Achtsamkeit, die alles abwehrt, was uns betäubt und zum Sehen und Handeln untauglich macht. Diese Notwendigkeit, die sich stets aus unserer Berufung zu Gott ergibt, wurde durch die schwere Lage der Gemeinde noch verstärkt. 5, 8b. 9: **Euer Widersacher, der Verkläger, geht brüllend wie ein Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann. Widersteht ihm und seid durch den Glauben fest, da ihr**

wißt, daß dasselbe Maß von Leiden eurer Bruderschaft in der Welt bereitet wird. Der Kampf, in dem die Gemeinde den Sieg gewinnen muß, geht nicht nur gegen die irdischen und menschlichen Mächte, nicht nur gegen den natürlichen Trieb, gegen die befestigte Sitte und Religion, gegen den heidnischen Kaiser und Staat und die Völkerwelt, sondern ihr Kampf reicht ins Geheimnis des Jenseits hinüber. Ihr Widersacher ist unsichtbar. Es ist ein Kampf ums Recht; denn aus dem Verklagen des Satans, das gegen die Sünde der Welt und das Böse in der Christenheit das göttliche Gericht anruft und sich dem Werk der Gnade widersetzt, das durch die Botschaft Jesu in der Menschheit geschieht, entsteht die Macht, mit der er die Gemeinde verdirbt und ihren Gliedern das bereitet, was der Löwe dem Tier antut, das er ergreift. Der Angriff des Satans kann darin bestehen, daß er die Leidenschaft der Völker aufreizt und sie zur Verfolgung der Kirche treibt, oder darin, daß er in den Gemeinden Verwirrung und Streit anfacht und sie vom Gehorsam gegen die Regel Jesu wegtreibt, oder darin, daß der Glaubende inwendig erschüttert wird und mit versuchlichen Gedanken ringen muß. Solche Ereignisse sind das Zeichen des unsichtbaren Feindes und sie gleichen dem Gebrüll des Löwen, das allen Tieren die Nähe ihres Widersachers anzeigt, alle erschreckt und alle bewegt, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Denn an solchen Ereignissen, die das Wirken des Widersachers enthüllen, der den Sturz der Glaubenden und die Verwüstung der Kirche anstrebt, entsteht immer ein angstvolles Erbeben. Ein tiefer Schrecken ergreift dann die Gemeinde; wird sie imstande sein, ihrem unsichtbaren Widersacher zu widerstehen? Aber nicht Furcht oder Flucht, sondern Widerstand ist das richtige Verhalten, mit dem die Gemeinde den Sieg gewinnt, wenn sie jenes Brüllen hört, das sie an ihren Feind erinnert. Ihr Sieg ist ihr Glaube, ihre Zuversicht zu Gott, die sie durch Christus hat. Er ist ihre Festigkeit gegen jeden Angriff, auch gegen die Sorge, die aus dem Bewußtsein ihrer Schuld entsteht, auf die sich das Verklagen ihres Widersachers stützt. Sodann gibt ihr auch das Stärke, daß sie weiß, der Kampf reiche so weit als die Christenheit. Alle, die im Christus zur großen Bruderschaft vereinigt sind, zu welchem Teil der Menschheit sie gehören mögen, erleiden dieselben Angriffe, haben denselben Druck auszuhalten und dieselben Versuchungen zu überwinden. Das zeigt allen, daß es hier kein Ausweichen gibt, sondern ihre Pflicht darin besteht, aufrecht zu bleiben und dem Widersacher zu widerstehen, zeigt aber auch allen, daß es nicht notwendig ist, daß sie unterliegen, daß sie vielmehr in diesem Kampf, so ungleich die Macht der miteinander Ringenden ist, den Sieg zu gewinnen vermag, weil sie dem gehört, der den Satan überwunden hat.

Vom Satan, der die Christenheit versucht, geht der Blick des Petrus zu Gott empor, an dem die Gemeinde ihren Erhalter und Vollender hat. Wie die Gefahr, die sie abzuwehren hat, aus der unsichtbaren Welt kommt, so wird ihr auch die Hilfe von oben her zuteil. 5, 10. 11: **Aber der Gott jeder Gnade, der euch zu seiner ewigen Herrlichkeit im Christus berufen hat, wird euch, die ihr ein wenig leidet, selber vollenden, stützen, stärken,**

gründen. Sein ist die Macht in alle Ewigkeiten. Amen. Die Vollkommenheit der göttlichen Gnade zeigt sich darin, daß er jede Gnade, die wir brauchen, für uns hat. Er versagt nie; darum darf die Gemeinde glauben, so glauben, daß sie dadurch fest ist. Aus der empfangenen Gnade geht alles hervor, was wir weiter nötig haben, damit wir zum Ziel gelangen. Empfangen haben wir Gottes Ruf, das uns mit ihm verbindende Wort.

Sein Ruf hat die Verheißung bei sich, daß er uns zeigen will, wie groß und herrlich er ist, und dies in Ewigkeit. Darum wirkt er selbst in uns, was uns bei ihm erhält und uns unser Ziel verschafft. Was uns noch fehlt, damit rüstet er uns aus und versieht uns mit allem, was zum Christenstand gehört. Gegen den Stoß, der uns ins Schwanken bringen könnte, ist er unsere Stütze; brauchen wir Kraft, um dem starken Gegner nicht zu erliegen, er hat sie; brauchen wir einen festen Grund, damit wir nicht weichen und fallen, er selbst ist der Grund und Geber unserer Festigkeit, er, in dessen Macht alles ist und der in allem regiert.

5, 12—14.

Das Schlußwort.

5, 12: **Durch Silvanus, den nach meinem Urteil treuen Bruder, habe ich euch kurz geschrieben und gemahnt und bezeugt, daß dies Gottes wahrhafte Gnade sei, in die ihr euch stellen sollt.** Weil Silvanus nach Kleinasien ging, darum schrieb Petrus an die dortigen Gemeinden; er brachte ihnen den Brief. Petrus benützt ihn zu diesem Dienst, weil er in ihm den treuen Bruder sieht. Zwar erinnert er ausdrücklich daran, daß ein solches Urteil über das hinausgehe, was uns Menschen zusteht, weil nur Gottes Auge alles sieht und einzig sein Urteil uns die Treue zuerkennen kann. Weil wir Menschen bei unserem Urteil über die anderen auf das beschränkt sind, was wir vor Augen haben, spricht es nie mehr als unsere Meinung aus. Aber darauf haben wir unser Handeln zu gründen. Da Petrus um deswillen, was er sieht und weiß, zum Werk des Silvanus ein festes Vertrauen hatte, deshalb übergab er ihm seinen Brief. Sein Zweck ist die Mahnung, die sie entschlossen und tapfer zum reinen Wandel und zum Leiden macht, und diese findet ihren Grund wieder darin, daß die Christenheit in dem, was ihr gegeben ist, Gottes Gnade erkennt, die echte, treu gemeinte, vollständige Gnade, die ihr den Zutritt zu Gott gewährt, den Ruf zu Gottes ewiger Herrlichkeit. Ist es die wahrhafte Gnade, was die Christenheit im Evangelium mit der Erkenntnis Jesu erlangte, dann kann sie nichts von ihr trennen; dann ist es ihre Pflicht, bei ihr zu verharren mit Festigkeit.

5, 13. 14: **Es grüßt euch die Miterwählte in Babylonien und mein Sohn Markus. Grüßt einander mit dem Kuß der Liebe. Friede ist für euch alle, die ihr im Christus seid.** Miterwählt mit den Gemeinden Klein-

asiens ist die Christenheit des Landes, in dem Petrus damals seine Arbeit tat. Babylon war bei den Juden der beständig gebrauchte Name für das östlich vom Euphrat liegende Land, wo starke jüdische Gemeinden wohnten, die mit Jerusalem in einer sehr regen Gemeinschaft und in beständigem Verkehr standen. Neben dieser Deutung findet sich in der Kirche von jeher die andere, die Babylon als Name Roms versteht, weil die Weissagung der Propheten gegen Babel in der Judenschaft und Christenheit auf Rom übertragen worden ist. Deshalb war es nicht unmöglich, daß ein in Rom Wohnender sagen konnte, er sei in Babylon. Es ist aber kein deutlicher Grund vorhanden, der dazu zwänge, den natürlichen, ersten Sinn des Namens aufzugeben.

Von den Christen, die bei ihm sind, nennt Petrus nur einen Mann, Markus, offenbar im Gedanken, daß die Kleinasiaten ihn kennen, weil auch er am Aufbau und an der Unterweisung der kleinasiatischen Kirche mitgearbeitet hat. Das erfahren wir auch aus dem Brief nach Kolossä, 4, 10 vgl. 2 Tim. 4, 11; es läßt sich aber davon, wie die Arbeit des Markus vorwärts ging, seit er sich von Paulus trennte und mit Barnabas zog, kein zusammenhängendes Bild geben. Mit Petrus war Markus vom Anfang seines Christenstands an verbunden, vgl. Apostg. 12, 12, und es wird seinen tiefen Sinn haben, wenn er ihn seinen Sohn nennt. Durch Petrus erhielt Markus das Wort Jesu und damit sein Leben aus Gott.

Wie der ganze Brief die völlige Gemeinschaft sichtbar macht, die in der Christenheit alle vereint, den Apostel mit den Glaubenden und die weit zerstreuten Christen miteinander, so endet er auch mit dem Zeichen, das diese Gemeinschaft bezeugt. Könnte Petrus selbst zu ihnen kommen, so begrüßte er sie mit dem Kuß der Liebe. Nun geben sie ihn nach der Verlesung seines Briefes einander und machen dadurch sichtbar, daß sie durch das Wort des Apostels in einem Glauben und einer Liebe zu einer Gemeinschaft vereinigt sind. Der Brief hatte viel zu mahnen und sprach vom Kampf und vom Leiden der Christenheit. Aber das Schlußwort spricht noch einmal aus, daß all ihr Ringen und Arbeiten vom Frieden umfaßt wird, der sie schützt und sicher macht. Denn sie haben ihren Platz im Christus, der die, die an ihn glauben, mit seiner Gegenwart und Regierung umfaßt und an sich nimmt, und die, die in ihm ihren Ort gefunden haben, besitzen bei allem, was ihnen widerfährt, den Frieden.

Der Brief des Judas.

1. 2: **Judas, ein Knecht Jesu des Christus, ein Bruder des Jakobus, an die Berufenen, die in Gott dem Vater geliebt und für Jesus Christus bewahrt sind. Barmherzigkeit und Friede und Liebe werde euch reichlich zuteil.** Unter den Brüdern Jesu wird uns nach Jakobus auch Judas genannt, sowohl dann, wenn von Jesu Familie die Rede ist, Matth. 13, 55, als dann, wenn von der Christenheit Palästinas berichtet wird, daß sie sich von den Brüdern Jesu leiten ließ*). Mit diesen Nachrichten stimmt es überein, daß in der Kirche ein Brief eines Judas verbreitet worden ist, der sich vor seinen Lesern darauf beruft, daß er der Bruder des Jakobus sei. Jakobus war unter den Brüdern Jesu der wichtigste Mann, dessen Ansehen das der anderen Brüder überwog. Darum hat Judas dadurch, daß er an seine Gemeinschaft mit Jakobus erinnerte, das Gewicht seines Worts verstärkt, weil alle in der Christenheit von Jakobus wußten, daß er für die Bewahrung des Wortes Jesu und für den Aufbau seiner Gemeinde mit Kraft und Erfolg wirksam war. Seine Gemeinschaft mit Jesus drückt Judas in derselben Weise aus wie Jakobus, nämlich so, daß er sich seinen Knecht nennt. Aus dem königlichen Amt Jesu ergibt sich auch für die, die ihm von Natur am nächsten standen, dies als das eine große Ziel, daß sie ihm gehören und ihm gehorchen. Ein Ortsname findet sich in der Adresse des Briefes nicht, so daß wir nicht wissen, wohin ihn Judas zunächst geschickt hat. Da er in Palästina wohnte, schrieb er ihn wohl für eine der Kirchen des Orients.

Dagegen preist auch Judas in der Überschrift des Briefs die Herrlichkeit des Christenstandes, indem er seinen Lesern gleich hier sagt, was die ihnen gewährte Berufung ihnen verschafft. Sie setzt sie in den Besitz der Liebe Gottes, der in vollkommener und herrlicher Wahrheit der Vater ist. Er sagt aber nicht nur, daß sie von Gott, sondern daß sie in Gott geliebt seien, wohl deshalb, weil ihnen mit der Liebe Gottes alle Liebe gegeben ist, auch die der Brüder, die Liebe der Himmlischen und der Irdischen, aller, die Gott kennen und ihm dienen. Freilich besteht das eine große Hauptgut der Gemeinde darin, daß ihr Gottes Liebe gegeben ist, ohne die ihr keine Liebe bliebe und keine zu helfen vermöchte. Der, dem sich die väterliche Liebe Gottes gibt, ist das Eigentum Jesu und dies für immer, in Gottes Hut für Jesus

*) Darüber steht eine alte Nachricht in der Kirchengeschichte des Eusebius.

bewahrt, damit er ihn zu sich nehme und seine Herrlichkeit an ihm offenbare. Die Hoffnung der Gemeinde spricht sich hier aus, die ihr Ziel in der Vereinigung mit Jesus hat und sie mit Gewißheit erwartet, weil Gottes Liebe sie mit Jesus verband und seine Gemeinschaft mit ihr unzerstörbar ist.

3: **Geliebte, da ich allen Fleiß daran wende, um an euch über unsere gemeinsame Rettung zu schreiben, wurde es für mich notwendig, an euch zu schreiben und euch zu mahnen, daß ihr durch den Glauben ringet, der einmal den Heiligen übergeben worden ist.** Ich muß euch schreiben, sagt Judas; er hatte also zu seinem Brief einen ernsten, zwingenden Grund und wir hören gleich, worin er bestand. Freilich wenn ihm das Schreiben eine Last wäre, die er scheute, dann hätte vielleicht auch dieser Anlaß ihn nicht dazu bewogen, die Feder zu nehmen. Aber der briefliche Verkehr mit ihnen ist ihm ohnehin ein dringendes Anliegen, das er mit allem Eifer betreibt, und deshalb brachte ihm das, was er über die Leser erfuhr, eine Notwendigkeit, die ihn zum Schreiben trieb. Wie sollte er auch in seinen Briefen lässig sein, da sie ihren Gegenstand in unserer Rettung haben, im großen Christenziel, das uns mit dem Christusnamen Jesu verheißen ist? Es ist die ihnen gemeinsam gewährte Rettung, die nicht der eine Teil ohne den anderen empfangen hat und empfangen wird. Der gemeinsame Besitz und das einheitliche Ziel macht uns fleißig zur gegenseitigen Dienstleistung.

Der Zweck seines Briefs ist eine Ermahnung zum Ringen. Die Lage ist so, daß Judas jetzt von der Gemeinde die Anspannung ihrer ganzen Kraft, die volle Entschlossenheit und den tapferen Ernst verlangen muß; sie muß jetzt zeigen, was sie kann. Es ist eine Stunde, die von ihr die Bewährung fordert. Was für ein Ringen meint er? Das, wozu sie der Glaube tüchtig und willig macht. Die Kraft, die die Christenheit in diesem Ringkampf sichtbar machen und beweisen soll, ist der Glaube. Daß sie den Glauben habe und behalte, darauf geht jetzt ihre Anstrengung. Es steht also ein großes Gut auf dem Spiel. Denn der Glaube ist der Christenheit übergeben, nicht von ihr erfunden, nicht das Gebilde ihres eigenen Willens oder ihrer Phantasie. Niemand macht sich selber gläubig. Nur der Glaube, der uns gegeben ist, ist wahr, wirklich Gewißheit, die uns durchdringt und bestimmt und unsere Gedanken und Begehrungen alle unter sich hat und alle zu Gott hinwendet.

Der Glaube wird der Christenheit dadurch übergeben, daß das Wort zu ihr kommt, das ihr Jesus beschreibt und ihr sagt, wie sich Gott uns durch ihn offenbart. Dieses Wort kann sich die Gemeinde nicht selber herstellen; sie hat es, weil es ihr verkündigt wird. Dazu gehört aber noch ein zweiter Vorgang, nämlich der, daß das Wort so zu ihr kam, daß es in sie hineintrat, sie inwendig erfaßte, ihr seine Wahrheit deutlich und seine Gnade teuer machte. Dadurch, daß uns das Wort so faßt, daß es uns sich unterwirft, wird uns der Glaube gegeben. Er wird den Heiligen verliehen. Weil der Glaube das Band ist, durch das uns Gott mit sich vereint, gibt er uns unsere Heiligkeit. Wir werden dadurch geheiligt und zu Gottes Eigentum gemacht, daß uns das Wort so beruft, daß wir hören. Die Gemeinde hat also ernst-

haft darnach zu ringen, daß sie sich als gläubig bewähre. Denn wenn sie den Glauben verlöre, so hätte sie ihre Heiligkeit preisgegeben und gehörte nicht mehr zu denen, die Gott zu den Seinen zählt. Auch das zeigt der Gemeinde, daß sie jetzt ihre Kraft bewähren und den Kampf bestehen muß, daß der Glaube den Heiligen einmal gegeben wird. Weil Gottes Gabe an uns den Anspruch stellt, daß wir sie bewahren, kommt sie nicht mehrmals, nicht immer wieder, auch wenn wir sie verderben. Durch unsere Berufung gibt sich uns Gottes ernst gemeinte, vollkommene Gnade; sie bietet sich uns einmal an, indem sie in uns Glauben wirkt. Nun sollen wir ihn behalten, nicht verlieren. Die Hoffnung wäre gefährlich, er werde uns später wieder gegeben werden, auch wenn wir ihn jetzt zerstörten.

4: **Denn es haben sich einige Menschen nebeneingeschlichen, die längst vorher für dieses Urteil aufgeschrieben sind, Gottlose, die die Gnade unseres Gottes zur Ausschweifung umbiegen und unseren einzigen Herrscher und Herrn Jesus Christus verleugnen.** Nicht alle, die jetzt in der Gemeinde sind, gehören wirklich zu ihr. Es gibt unter den Christen, an die Judas schreibt, solche, die den Zugang zur Gemeinde nicht auf rechtmäßige Weise erworben haben, nicht so, wie man in die Gemeinde kommen soll, durch Buße und Glauben. Sie haben somit ein Christentum, das Judas Sünde heißt, und das bringt alle in Gefahr und macht den Kampf zu ihrer Pflicht, durch den sie den Glauben als ihnen gegeben beweisen.

Ehe er sagt, was er an diesen Menschen verwirft, stellt er neben den Satz, der ihr listiges Eindringen in die christliche Bruderschaft beschreibt, eine Bezeugung der Klarheit und Festigkeit des göttlichen Urteilspruchs. Menschliche List ändert Gottes Urteil nicht. Darin liegt die Torheit dieser Versuche, den Anteil an der Kirche für sich zu begehren und zu behaupten, obwohl man ihr innerlich fern bleibt, als könnte der Mensch den göttlichen Richter betrügen und seinem gerechten Urteil dadurch entgehen, daß er sich durch die Täuschung der Brüder die Mitgliedschaft in der Kirche verschafft. Das drückt Judas so aus, daß sie schon längst in Gottes Buch aufgezeichnet seien als solche, die dem Gericht verfallen. Ein Gericht sieht er auf ihnen liegen, weil sie ein unechtes Christentum haben, ein Christentum, das ihnen nicht zur Erlösung vom Bösen, sondern zur Mehrung des Bösen dient. Wenn sogar das Wort Jesu den Menschen nicht so zu Gott beruft, daß er geheiligt wird, dann ist er gerichtet und dieses Urteil steht nicht erst jetzt, sondern schon längst im Buch des allwissenden Gottes und wird nicht dadurch umgestoßen, daß sie sich in die Christenheit drängten und sich einen christlichen Schein gaben, der ihren inneren Zustand verdeckt.

Nun nennt Judas das, was er an diesen neuen Christen verwirft. Das erste ist: sie sind nicht fromm. Judas läßt kein Christentum zu, das den Menschen nicht fromm macht, nicht Gott unterwirft, nicht an Gottes Willen bindet. Ebenso unterscheidet Paulus in den Briefen an Timotheus und Titus das echte und das unechte Christentum dadurch voneinander, daß das echte dem Menschen die Frömmigkeit gibt, das unechte nicht.

Worin zeigt sich, daß sie sich vor Gott nicht scheuen und ihn nicht ehren? Sie leiten aus der göttlichen Gnade die wilde, zuchtlose Befriedigung der geschlechtlichen Triebe her und sie geben weiter nicht zu, daß Jesus der Herr der Gemeinde sei, er allein, er über alles. Das und nur das sind die Dinge, um deren willen Judas ihnen die Gemeinschaft verweigert und nicht zugibt, daß sie innerlich zur Kirche gehören, zu denen, die in Gottes Liebe stehen und für den Christus bewahrt werden.

Nicht das sagt Judas, daß einigen Christen die fleischlichen Triebe Not bereiten und ihnen einen harten Kampf aufzwingen. Solche Aufgaben kamen zu allen Zeiten an viele heran und müssen mit dem Ernst, mit dem wir den reinen Sinn zu suchen haben, übernommen werden. Was damals neu in die Christenheit kam, das war die Freigabe der Ausschweifung und ihre Rechtfertigung durch die Berufung auf Gottes Gnade, durch die der Mensch heilig sei, mag er tun, was er will, und ein Freier geworden sei, der die ganze Natur so gebrauchen könne, wie es ihm gefällt, ohne Fall und Schaden, weil er ja in der Gnade steht.

Daß die Gnade uns frei macht, ganz frei, das haben alle Boten Jesu in seinem Namen bezeugt und das ganze Leben der Gemeinde war darauf gegründet, daß sie aus Freien besteht, die keinen Herrn haben als Christus und kein Gesetz über sich haben als Gottes Gnade. Deshalb haben aber Jesu Jünger nichts Unreines und Verwerfliches zugelassen, weil das Böse nicht zu Gottes Willen, nicht zu Gottes Gnade, nicht zur Wirkung des Geistes gerechnet wird und darum von der Gemeinschaft mit Gott gänzlich abgeschieden bleibt. Die Erlösung vom Bösen macht uns frei, nicht zum Bösen, sondern zum Gehorsam gegen Gottes guten Willen, zur Reinheit, nicht zur Unreinheit. Wenn aber der sündliche Wille unbereut und ungebrochen den Menschen treibt, dann ist der Schritt aus der Freiheit vom Bösen in die Freiheit zum Bösen klein und aus der Gnade, die uns an Gott bindet, wird dann leicht eine Gnade, die uns die Erfüllung unseres Eigenwillens und seiner sündlichen Begehrungen erlaubt. Daß aber die Freiheit gerade dazu benützt wurde, um die Beschränkung, die uns die reine Ehe auflegt, abzustreifen und einen wilden, genußsüchtigen Verkehr mit den Frauen zu pflegen, das hat im Orient eine lange Vorgeschichte, weil dort der Verkehr mit der Frau schon längst durch die Entzündung wilder Triebe verdorben und die Unreinheit in mannigfacher Weise mit den heidnischen Gottesdiensten verschmolzen war. Wie in der heidnischen Religion oft die sinnliche Lust zum Höhepunkt der religiösen Feier geworden war, so sagten nun auch diese neuen Christen, die göttliche Gnade bekomme erst dadurch für uns ihren vollen Sinn und gewähre uns erst dadurch die schönste Lust, daß sich Mann und Frau zusammentun ohne Schranken.

Darin lag eine vollständige Abwendung von der Erinnerung an Jesus und von seinem ernsten, reinen Wort, das sich gegen alle Bosheit wendet. Deshalb rechtfertigten diese Christen ihr Verhalten durch eine neue Lehre über die, die im Himmel herrschen. War denn der Mensch Jesus wirklich

der einzige Herr, der Gekreuzigte wirklich der, in dem sich uns die göttliche Fülle offenbart und gibt? Diese Christen suchten den Verkehr mit anderen himmlischen Mächten, meinten, ihn auch zu besitzen, und bewiesen dadurch ihre geistliche Vollkommenheit. Nach unten hin gegen den Naturtrieb waren sie zuchtlos und ebenso waren sie es nach oben hin gegen die Geisterwelt, die sie zu kennen meinten, und beides steht miteinander in einem festen Zusammenhang. Sie sagten, sie hätten Erkenntnisse, die ihnen das Verborgene enthüllten. Wozu sollten sie sich noch heiligen, wozu den natürlichen Trieb regieren, wozu ihre Augen und ihr Gefühl keusch machen? Und weil ihnen ihr Christentum keine Pflicht und Arbeit gab und sie ihr Begehren nicht zu reinigen brauchten, darum bedurften sie einen anderen religiösen Stoff, eine andere Bewährung ihrer Begnadigung und fanden sie in einer träumenden und prunkenden Theologie. Judas geht aber ihren besonderen Gedanken und Erzählungen nicht nach, sondern spricht nur das eine aus, daß Jesu Herrschaft von ihnen abgeworfen wurde. Das macht die Gemeinschaft mit ihnen unmöglich und schließt sie aus der Kirche aus. Denn die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die sich zur Herrschaft Jesu bekennen und bei Gottes Gnade die Erlösung von allem Bösen suchen.

5—7: **Ich will euch aber erinnern, obwohl ihr alles mit einem Mal wißt, daß der Herr, als er das Volk aus dem Land Ägypten rettete, zum zweiten Mal die umbrachte, die nicht glaubten, und daß er Engel, die ihre Herrschaft nicht bewahrten, sondern den eigenen Wohnort verließen, für das Gericht des großen Tages mit ewigen Banden im Dunkel verwahrt hat, wie auch Sodom und Gomorra und die bei ihnen liegenden Städte, da sie in derselben Weise wie diese hurten und fremdem Fleisch nachliefen, als Beispiel dastehen, weil die Verurteilung zum ewigen Feuer auf ihnen liegt.** Keine Größe der göttlichen Gnade und Gabe ermächtigt zur Sünde. Das ist durch die frühere Erweisung Gottes mit der hellsten Deutlichkeit allen gezeigt. Es gibt keinen Gnadenstand, sei er noch so herrlich, der nicht durch Sünde wieder verloren gehen kann. Das weiß die Christenheit und erfährt es nicht erst jetzt durch den Brief des Judas. Sie braucht zur Abwehr ihrer Verführer nicht einen neuen Unterricht; vielmehr hat sie Judas nur an das zu erinnern, was jedermann in der Christenheit weiß.

Das erste Beispiel dafür, daß keine noch so reiche Erfahrung der göttlichen Gnade den göttlichen Ernst beseitigt und die Sünde straflos macht, ist Israels Geschichte in der Wüste. Es hatte durch Gott selbst in wunderbarer Größe die Rettung empfangen. War es nicht dadurch gesichert und zu allem ermächtigt, was es begehrte? Aber dieselben, die Gott erlöst hatte, kamen in der Wüste um, weil sie nicht glaubten. Jede göttliche Hilfe und Gabe wird von uns umsonst empfangen, wenn sie uns nicht zum Glauben führt. Den Trotz, der murrt, und das Mißtrauen, das zweifelt, ließ Gott seinem Volk nicht zu; darum starben sie. Das sagt Judas denen zur Warnung, denen Jesu Werk und seine verborgene, stille Regierung zu gering scheint, als daß sie auf ihn vertrauen möchten.

Das zweite Beispiel nimmt Judas aus 1 Mos. 6, 2, indem er diesen Vers auf Engel deutet, die nach menschlichen Frauen begehrten. Er hat, wie wir auch durch Vers 14 wissen, diejenige Auslegung dieser Stelle gekannt, die in dem mit dem Namen Henochs überschriebenen Buche steht, das von den aus dem Himmel herabgestiegenen Engeln sagt, sie müßten gebunden an einem finsteren Ort auf ihre Verurteilung am letzten Tag warten. Dieses Beispiel warnt die kräftig, die sich der unreinen Frömmigkeit ergaben. Denn die Engel stehen ja in einem besonders reichen Genuß der göttlichen Gnade. Sie haben ein Herrscheramt empfangen und am himmlischen Ort ihre Heimat. Aber das Empfangene muß bewahrt sein; sonst entsteht aus dem großen Vorzug der tiefe Fall und das schreckliche Gericht. Auch den einst herrlichen Engeln läßt es Gott nicht zu, daß sie ungestraft sündigen. Das dritte Beispiel steht zwar nach der einen Seite weiter von dem ab, was sich die Gemeinde deutlich machen muß, weil die Städte am Toten Meer nicht durch eine besondere Berufung und Offenbarung vor den übrigen Menschen bevorzugt waren; nach der anderen Seite hat es aber in diesem Zusammenhang auch wieder eine besondere Kraft, weil dort sichtbar wird, was die Ausschweifung von Gott zu erwarten hat.

8: **Dennoch leben auch diese ebenso in Träumen, beflecken das Fleisch, verwerfen den, der die Herrschaft hat, lästern solche, die Herrlichkeit haben.** Obwohl der Ernst Gottes in der Schrift und in der Geschichte seine deutliche Bezeugung hat, gehen sie denselben Weg. Das heißt Judas in Träumen leben. Das sehende Auge ist weg; willkürlich geformte Gedanken füllen sie, verdecken ihnen die Wirklichkeit und bringen sie so unter ihre Herrschaft, daß sie völlig in ihnen leben. Sie geben dem freilich andere Namen und versichern, das sei Erkenntnis, das sei die Wahrheit. Judas heißt aber jeden einen Träumer, der nicht merkt, daß ihn sein zuchtloses, unreines Begehren von Gott trennt

Das zeigt sich an der Art, wie sie sich an den vor ihnen stehenden Werken Gottes vergreifen. Was machen sie mit dem menschlichen Leib? Sie entweihen und verderben ihn. Wie stellen sie sich zur Herrschaft, die Gott Jesus gab? Sie lehnen sich gegen sie auf und erklären sie für abgeschafft. Wie urteilen sie über die, denen Gott Herrlichkeit gab, weil sie zu einer höheren Ordnung der Wesen als wir Menschen gehören? Sie werfen durch ihre kecken Theorieen Scheltworte auf sie. Was für Vorgänge die letzte Mahnung veranlaßt haben, wissen wir nicht, da Judas nicht im einzelnen bespricht, was die neuen Lehrer gegen das Geisterreich vorbrachten. Es ist ihm genug, daß sie zu lästern vermögen. Darin macht sich immer ein gottloser Sinn sichtbar. Wer fromm geworden ist und im Gehorsam Jesu steht, der kann nicht mehr lästern.

9: **Aber Michael, der Erzengel, als er mit dem Verkläger rechtete und mit ihm über den Leib Moses sprach, wagte nicht, ein Urteil der Lästerung auf ihn zu legen, sondern sagte: Der Herr schelte dich.** Weil die neue Erkenntnis viel über die Engel sprach, nimmt auch Judas sein Beispiel,

an dem er die Anmaßung in solchen lästernden Reden zeigt, von den Engeln her. Die Erzählung, an die er erinnert, stand in einer jüdischen Schrift, die das Ende Moses im Stil der damaligen Schriftgelehrsamkeit ausgemalt hat. Sie ist aber heute nur noch verstümmelt vorhanden, so daß wir nicht mehr genau wissen, was dort über Moses Tod erzählt war. Deutlich ist, daß der Verfasser die Angabe der Schrift, Gott habe Moses ins Grab gebracht, so deutete: Mose sei vom höchsten der Engel, von Michael, begraben worden; dabei sei ihm der Verkläger in den Weg getreten, der ihm die Leiche Moses nicht überlassen wollte. Wahrscheinlich berief er sich auf das, was an Moses Verhalten sündlich gewesen war. Aber nicht wegen dieser Dinge dachte jetzt Judas an jenen Bericht über Moses Tod, sondern wegen der Antwort, die dort Michael in Übereinstimmung mit dem, was Sacharja sagte 3, 2, dem Satan gab. Dem Fürsten der Engel tritt der Satan entgegen und dennoch teilt der Erzengel das Gericht nicht sich selber zu und spricht nicht selbst ein Wort, das die Bosheit des Satans schalt und ihn schändete, sondern der Engel ehrt Gott als den alleinigen Richter und wartet Gottes Urteil ab. Die neuen Lehrer dagegen machen sich ihre lästernden Urteile ohne Scheu zurecht. 10: **Diese aber lästern, was sie nicht kennen; mit dem aber, was sie auf natürliche Weise wissen, wie es auch die Tiere tun, die keine Vernunft haben, verderben sie sich.** Den großen Worten, die sich auf besondere Offenbarungen berufen, schenkt Judas keinen Glauben. Die Geisterwelt ist ihnen unbekannt und ihre Theorieen über sie sind Träume. Freilich haben sie daneben auch ein Wissen von mancherlei Dingen; aber auch das läßt Judas nicht als einen Vorzug gelten, der sie stolz machen und als eine besondere göttliche Gnade gelten dürfte. Ein Wissen, wie es uns die natürlichen Mittel verschaffen, haben auch die Tiere und der Gebrauch, den die neuen Lehrer von ihren Kenntnissen machen, ist unheilvoll. Sie haben an ihrer Bildung nicht das Mittel der Errettung, nichts, was sie hebt, reinigt und zu Gott hinwendet; vielmehr bereiten sie sich damit das Verderben, da es ihnen nur zum Grund der Überhebung wird.

11: **Wehe ihnen! Auf dem Weg Kains gingen sie dahin und durch die Verführung Bileams um Lohn wurden sie weggetan und durch die Widerrede Korahs kamen sie um.** Drei Gestalten aus der Schrift sind zusammengestellt, an denen sie mit besonderem Ernst deutlich macht, was die Sünde ist und was aus ihr entsteht. Kain steht jedenfalls deshalb da, weil er unter den Fluch Gottes fiel. Unstät und flüchtig, aus Gottes Nähe weggewiesen zog er fort. So treibt das Urteil Gottes auch diese unreinen Christen einst aus der heiligen Gemeinde weg. Wahrscheinlich steht aber Kain auch deshalb hier, weil er sich in Neid und Haß gegen den Bruder erhob. Wer lästern kann, kann auch hassen und das ist Kains Weg. Bileam, der Prophet, der darauf ausgeht, Israel zu verderben, weil es ihn reut, den Lohn zu verlieren, den ihm seine Weissagung eintrüge, stellt eine andere Seite an dieser Bewegung dar. Sie rühmt sich des Geistes, erklärt, sie kenne Gottes Rat und Werk. Aber dieser Geist bekämpft den Christus und seine Gemeinde und be-

müht sich, sie zu zerstören. Dabei tritt aber dasselbe wie bei Bileam aus Licht: ein geknechteter Wille, der nach dem greifbaren Vorteil haścht und die angeblich himmlischen Kräfte dazu benützt, um für sich selbst zu sorgen. Hier dient die Religion dem Eigennutz und die heiligen Dinge werden als Mittel zum Erwerb von Geld gebraucht. Dann bleibt ihnen freilich nichts übrig als die Empörung gegen Jesu Wort. Auch das dritte Beispiel, Korah, der sich gegen Moses Würde auflehnt und mit ihm um die Ehre und Herrschaft streitet, sieht deutlich auf das, was jetzt in den Gemeinden geschah; denn wer Jesu königliches Amt nicht anerkennen mag, unterwirft sich der göttlichen Ordnung nicht. Die neuen Christen wollen nicht gehorchen, nicht dienen, sondern fahren hoch einher und dulden niemand über sich.

12a: **Diese sind die, die bei euren Liebesmahlen für euch zur Klippe werden, da sie ohne Furcht mitschmausen und sich selber weiden.** Durch die Tischgemeinschaft, die die Christen miteinander pflegten, kam ans Licht, daß sie sich vollständig und treu miteinander verbanden und alles miteinander teilten, das Geistige und das Leibliche. Sie setzten der Liebe keine Schranken, sondern sorgten für alles, was der Mensch nötig hat. Darum beteten sie miteinander und aßen miteinander, nicht nur das eine und nicht nur das andere. Aber für den gemeinsamen Tisch der Christen waren solche Männer und Frauen, die die göttliche Gnade durch die Beseitigung der Zucht bewiesen, eine schlimme Gefahr. Bei diesen Vereinigungen warben sie für ihre neue Frömmigkeit und ihre Zuchtlosigkeit brachte in die Feier leicht die häßlichsten Flecken hinein und vertrieb die schlichte Genügsamkeit und Einfachheit. Diese Christen begehrten ja den wilden Genuß. Gerade weil die Gemeinschaft der Glaubenden miteinander innig und vollständig war, war die Zucht für sie eine unentbehrliche Bedingung ihres Gedeihens. Wer sie angriff, betrieb die Zerstörung der Gemeinde, wie der vom Meer bedeckte und dadurch verborgene Fels dem Schiff den Untergang bereitet.

Sie weiden, sagt Judas von den neuen Lehrern, nicht die Herde, sondern sich selbst. Er denkt an Ezech. 34, 8. Mit dem Hirtenbild beschrieb die Gemeinde nach dem Wort Jesu und nach der Weissagung der Schrift das Werk eines treuen Arbeiters. Wenn aber der Hirt nicht mehr für die Herde, sondern nur für sich selber sorgt, so ist das Grundgesetz, das den Dienst Gottes ordnet, zertreten. Darum sind diese Lehrer trotz aller ihrer großen Worte, mit denen sie von ihrer Erkenntnis Gottes und von ihrem Anteil an seinem Geist reden, unfruchtbar. Sie dienen nicht, verschaffen der Gemeinde keinen Gewinn, tun keine Arbeit für sie, die wertvoll wäre. Diese Unfruchtbarkeit stellt nun Judas durch eine Reihe von beredten Gleichnissen dar.

12b. 13: **Sie sind Wolken ohne Wasser, die von Winden vorbeigejagt werden, im Herbst dürr gewordene Bäume ohne Frucht, zweimal erstorben und entwurzelt, wilde Wellen des Meers, die ihre eigenen Schandtaten ausschäumen, aus ihrer Bahn gewichene Sterne, für die das Dunkel der Finsternis für immer aufbehalten ist.** Verlangend sieht der palästinische Landmann nach den Wolken, ob sie ihm wohl Regen bringen. Nun ziehen zwar Wolken

herauf; aber kein Tropfen Regen fällt; der Wind scheucht sie fort. So sind diese großsprecherischen Christen mit ihren hohen Worten; sie haben den anderen nichts zu geben, was ihnen heilsam wäre und eine echte Erkenntnis Gottes in ihnen begründete. Der herbstliche Baum ohne Laub und Frucht, vollends wenn er dürr und tot und ohne Wurzeln ist, stellt einen ähnlichen Gedanken dar. Was sie haben und anpreisen, sieht zwar aus wie Christentum, ist aber innerlich zerstört und unfähig zu jeder wohltuenden Wirksamkeit. Rauschend schlägt die Brandung ans Ufer und spritzt hoch auf. So machen auch diese Männer großen Lärm, geben hohe Versprechungen und fordern für sich Unterwerfung und Verehrung. Was schließlich herausspritzt, ist nur der innerlich sie befleckende Schmutz. Der fallende Stern, der ohne geordnete Bahn in die Tiefe fährt, endet im Dunkel. So verlöscht das blendende Licht dieser falschen Frömmigkeit und endet damit, daß Gottes Gericht sie trifft.

14. 15: **Auch für diese hat Henoch, der Siebente von Adam her, geweissagt und gesagt: Sieh! der Herr kam mit seinen heiligen Zehntausenden, um gegen alle Gericht zu halten und alle Gottlosen zu überführen wegen aller Werke ihrer Gottlosigkeit, die sie begangen haben, und wegen aller harten Worte, die gottlose Sünder gegen ihn geredet haben.** Die Verkündigung des göttlichen Gerichtstags nimmt hier Judas aus dem Henoch zugeschriebenen Buch, wohl deshalb, weil dadurch die Anzeige des göttlichen Gerichts an den Anfang der menschlichen Geschichte zu stehen kommt und ein für allemal aller Gottlosigkeit den Ausgang zeigt, der auf sie wartet. Mit den himmlischen Heerscharen vereint wird Gott erscheinen, um Gerechtigkeit zu üben und aller Bosheit das zu geben, was sie verdient. Auch das war Judas an dieser Stelle lehrreich, daß sie neben die Werke, mit denen die Menschen zeigen, daß sie Gott nicht achten, auch die harten, lästernden Worte setzt als das, was Gottes Gericht nötig macht und bei seiner Erscheinung die Vergeltung bekommt.

16: **Diese murren und schelten das Schicksal, weil sie nach ihren Begierden wandeln, und ihr Mund redet Maßloses, weil sie die Personen bewundern um des Vorteils willen.** In dem aus dem Buch Henoch zitierten Spruch war davon die Rede, daß sich die Gottlosigkeit in harten Worten zeige, die gegen Gottes Regierung gerichtet sind. So reden auch diese neuen Lehrer. Denn sie verurteilen die Natur und Welt und schelten den Zustand, in den uns Gott hineinsetzt, und das Schicksal, das uns seine Regierung bereitet. Aber obgleich sie diese Welt schlecht und finster heißen, denken sie nicht daran, auf ihre Begierden zu verzichten; vielmehr sind sie und nur sie das, was sie bewegt, und eben deshalb, weil sie nach der Erfüllung ihrer Begierden verlangen, schelten sie die Welt und lästern sie Gottes Werk. Ihre Worte fliegen über jede Grenze hinaus; alles wissen sie, alles können sie, alles verheißen sie. Daneben steht aber die Menschenverehrung mit ihrer Erbärmlichkeit. Sie fordern voneinander und geben einander eine den Menschen feiernde Bewunderung und daher rührt der ganze stolze Prunk ihrer hochtönenden Worte. Damit verbinden sich eigensüchtige Rechnungen. Es bringt Vorteile, wenn

man zu den neuen Meistern gehört, und ebenso, wenn man sie feiert und ihre religiösen Künste hoch erhebt. Damit ist die Regel, die Jesus seiner Gemeinde gegeben hat, gründlich entstellt. Sie hat ihr Merkmal an der Beugung vor Gott, die mit Geduld auch das Schwere trägt; dagegen widersteht sie tapfer der eigenen Begierde und wacht darüber, daß sie nicht im Fleisch den Antrieb für ihr Handeln habe, und sie spendet ihre Verehrung auch nicht den Menschen und treibt keinen Kultus mit der Person und bewahrt alles, was sie im Namen Jesu tut, vor der Befleckung durch die eigennützige Sucht.

17: **Ihr aber, Geliebte, denkt an die Worte, die von den Boten unseres Herrn Jesus Christus schon früher gesagt sind, da sie euch sagten: Im letzten Teil der Zeit werden Spötter sein, die nach ihren eigenen nach Gottlosigkeit verlangenden Begierden wandeln.** Wenn im eigenen Kreis der Christenheit die Sünde in ihren schlimmsten Formen sichtbar wird und ein Christentum entsteht, das Schmutz und Gottlosigkeit hervorbringt, so kann das die Gemeinde schwer erschüttern. Liegt nicht darin ein starker Grund zum Zweifel? Die Christenheit pries ja Jesus als den Erlöser vom Bösen, den Glauben als ihre Gerechtigkeit, die Kirche als die Stätte des heiligen Geistes, ihre Gemeinschaft als das Mittel, durch das der Mensch vom Bösen bekehrt und geheiligt werde, und nun kam das Böse in ihrer eigenen Schar mit solcher Verderblichkeit ans Licht. Aber gegen diesen Anstoß ist die Gemeinde dadurch gesichert, daß ihr nie verheißen worden ist, bloß bei den anderen geschehe die Bosheit, bei ihr selber nicht; vielmehr hat die Weissagung der Apostel die Kirche immer gewarnt und ihr gesagt: der Eintritt in die christliche Gemeinde sei noch nicht der unfehlbare Schutz gegen die Bosheit; es trete auch in ihr wieder Fall, Unglaube und Auflehnung gegen Jesus hervor. Die Christenheit wird also durch solche schwere Erfahrungen nicht überrascht, sondern ist gewarnt. Die Weissagung rechnete die Zerrüttung der Gemeinde zu den Zeichen der letzten Zeit, die auf die Nähe der Offenbarung Jesu hinweisen nach der Regel, daß vor der vollkommenen Hilfe die tiefste Not und Schuld der Menschheit stehe, die sich nicht nur bei Israel und den Heiden, sondern auch in der Christenheit finden wird. Der Spott gegen das, was uns an Gott erinnert, ist als das bezeichnet, was den inwendigen Abfall von Gott besonders sichtbar macht. Die Fähigkeit, über das Göttliche zu spotten, bringt Judas damit in Zusammenhang, daß sich der Mensch seiner Begierde ergibt und in ihr allein und vollständig die Regel findet, der er sein Leben unterwirft. Die Begierde kann aber die Erinnerung an Gott nicht brauchen und stößt sie als eine Störung weg; sie begehrt nach Gottlosigkeit, nach einem Leben, bei dem es der Mensch mit nichts zu tun hat als mit sich selbst und seinem eigenen Willen und eigenen Glück. Sie wehrt sich darum gegen das, was uns an Gott erinnert, dadurch, daß sie es verhöhnt.

19: **Das sind solche, die Spaltungen stiften, solche von seelischer Art, die nicht Geist haben.** Die freien Geister erhoben sich hoch über die anderen Christen und daran zerbrach die Einheit der Gemeinde unrettbar. Sowie der Mensch sich selbst erhöht, sammelt er seine eigene Anhängerschaft und sieht

in seinen eigenen neuen Gedanken und seiner besonderen Lebensweise das Allerwichtigste. Dabei brauchten die neuen Christen wahrscheinlich dieselbe Formel, die Judas hier verwendet, für sich selbst, um ihren Vorzug vor den anderen Christen auszusprechen. Von sich sagten sie: sie hätten den Geist, von den anderen: sie hätten bloß die seelische Art. Der große, alles bestimmende Unterschied in unserem Leben entsteht dann, wenn uns Gott durch seinen Geist sich unterwirft. Dadurch tritt vor unser Auge der klare, scharfe Gegensatz zwischen dem, was menschlich, und dem, was göttlich ist, zwischen dem, was von unten kommt, und dem, was von oben ist. Den Geist fanden aber diese Männer nur bei sich; er erscheine erst in den Erkenntnissen, die sie sich zuschrieben, und in ihrer Freiheit, mit der sie alle Schranken zerbrachen; die Jünger Jesu und die, die ihnen gehorchten, sollten ihn noch nicht haben. Da sahen sie nur die natürliche Stufe des menschlichen Lebens, die dann vorliegt, wenn das, was in uns ist, aus unserer Seele stammt und darum im Maß des menschlichen Vermögens bleibt. Judas nimmt ähnlich, wie es auch Paulus 1 Kor. 2, 14 tat, die von den anderen gebrauchten Worte an. Das ergibt in der Tat den großen Gegensatz, der scheidend durch die Menschheit geht, daß es Menschen gibt, die nichts sind und haben, als was ihnen die menschliche Art und Lebendigkeit verschafft, und daß es dagegen andere gibt, die ihr Wort und Werk aus Gott durch den Geist empfangen. Aber dieser Unterschied liegt nicht da vor, wo ihn die Schwärmer suchen. Wo Christus abgewiesen und der Lust gedient wird, da ist nicht der Geist. Das sind im Gegenteil die Gedanken und Triebe, die der Mensch dann in sich hat, wenn er in sich selbst gefangen ist. Denn Gottes Geist führt uns zu Jesus und hebt uns über den fleischlichen Trieb empor. Er bringt auch keine Spaltungen hervor und macht nicht, daß wir uns selber rühmen und eigene Wege gehen. Denn durch Gottes Geist sind wir zu Gott gezogen und darum miteinander vereint. Nun arbeiten und streiten wir nicht für uns, weil das Werk des Geistes in uns darin besteht, daß er uns die Liebe gibt. Die großen Worte der Widersacher sollen also die Gemeinde nicht blenden und einschüchtern. Sie wenden freilich gegen die Warnung, die an den kommenden Abfall erinnert, ein, das treffe sie nicht; sie brächten ja der Kirche den großen Fortschritt und dem Christentum die Vollendung; denn bei ihnen und nur bei ihnen sei der Geist. Aber was sie dem Geist zuschreiben, das ist in Wahrheit das deutliche Kennzeichen, daß nichts in ihnen wirksam ist als die finstere, zerrüttete Menschenart.

20. 21: **Ihr aber, Geliebte, erbaut euch durch euren hochheiligen Glauben; im heiligen Geist betet; bewahret euch selber in Gottes Liebe; erwartet das Erbarmen unseres Herrn Jesus Christus zu ewigem Leben.** Vorwärts muß sich die Gemeinde bewegen; sie kann nicht bleiben, was sie ist. Bauarbeit hat sie zu tun und der Bau ist noch nicht fertig und wird nicht fertig in dieser Zeit. Das Mittel aber, wodurch sie nach innen und nach außen wächst, ist der Glaube. Ohne ihn ist sie nichts; durch ihn hat sie empfangen, was sie ist, und wird sie weiter empfangen, was sie wachsen macht.

Denn im Glauben besteht ihr Anschluß an Gott. Er ist das Allerheiligste, was die Gemeinde hat; denn er ist Gottes Werk, entsteht aus dem, was er uns mit der Sendung Jesu gab und was sein Ruf und Wort in uns schafft. Was heilig ist, muß bewahrt sein. Darum tut der keine Bauarbeit, sondern ihr Gegenteil, der in sich und den anderen den Glauben zerstört.

Der Geist ist der Christenheit gegeben, und was sie von ihm empfängt und durch ihn zu tun vermag, das ist das Gebet. Daran, daß sie beten kann, sieht sie, daß in ihr nicht bloß das geschieht, was die Seele schafft. Denn das echte Gebet ist Gabe. In ihm, nicht in Träumereien und angeblichen Erkenntnissen, bewährt die Christenheit, daß mit der Gegenwart Jesu der Geist bei ihr ist.

Gottes Liebe hat sich ihr kundgetan in der Sendung des Christus, an den sie glaubt, und in der Sendung des Geistes, durch den sie betet. Das zeigt ihr ihre Pflicht; sie bleibe in Gottes Liebe und wehre alles von sich ab, was sie von ihr trennt. Darüber hinaus gibt es nicht noch ein höheres Ziel, kein größeres Gut.

Dem, was der Christenheit noch fehlt und sie unfertig macht und unter das Leiden bringt, setzt sie die Hoffnung entgegen. Sie will nicht jetzt schon vollkommen sein, sondern wartet. Was sie vor sich hat, das ist die Erweisung des barmherzigen Sinnes Jesu. Er wird als ihr Retter erscheinen mit großer Gütigkeit. Darum bedrückt sie die nach ihm ausschauende Hoffnung nicht und versetzt sie nicht in Angst. Es ist nicht schwer, auf den zu warten, der barmherzig ist. Mit seiner Offenbarung erscheint ihr dann das ewige Leben.

22. 23: **Und mit den einen von ihnen habt Erbarmen, wenn sie zweifeln; reißt sie aus dem Feuer und rettet sie so; und mit den anderen von ihnen habt dadurch Erbarmen, daß ihr euch fürchtet und auch das Kleid haßt, das vom Fleisch her schmutzig ward***). Gegen alle, die der falsch geistlichen Sünde verfallen, hat die Gemeinde barmherzig zu bleiben. So erfüllt sie Jesu Gebot. Aber die Barmherzigkeit bekommt eine verschiedene Aufgabe je nach der Haltung der Irrenden. Bei den einen kann sie das tun, was sie für sie wünscht; da kann sie retten. Das sind die, die noch zweifeln und inwendig schwanken. Solange sie zweifeln, sind sie noch nicht ganz von der Wahrheit los und noch immer von der guten Regel Jesu berührt, so daß sie noch nicht ungestört sündigen können. Es ist ihnen noch bang in ihrer Freiheit und noch nicht wohl im Schmutz. Da, sagt Judas, greift zu und laßt solche nicht ganz versinken. Wenn sie hart und fest in ihrer Sünde geworden sind, kann man ihnen nicht mehr helfen. Solange sie noch schwanken, soll die hilfreiche Hand für sie bereit sein, die sie nicht völlig fallen läßt. Aber auch dann ist die Umkehr für sie ernst und schwer und der Rettung dessen zu vergleichen, der aus dem Feuer herausgerissen werden muß. Mit dem, der in Feuersgefahr ist, disputiert man nicht; da helfen auch keine langsamen Mittel. Jetzt kommt es darauf an, daß er einen raschen Entschluß fasse, die Verbindung mit den

*) Dieser Vers ist durch die Überlieferung nicht unverletzt erhalten und läßt sich nicht mehr mit Sicherheit wiederherstellen.

stolzen Geistern ganz aufhebe und sich aufrichtig dessen schäme, was er bisher für seine Vollkommenheit gehalten hat.

Auch mit denen, die nicht zu retten sind, geht die Gemeinde nicht unbarmherzig um; im Gegenteil, auch ihnen gibt sie die vollkommene Liebe. Aber hier kann die Barmherzigkeit nicht mehr tun, als daß sie sich fürchtet und jede Gemeinschaft aufhebt. Nicht nur den Menschen, der sich unrein machte, auch den Rock, an dem der Schmutz klebt, hat sie zu hassen. Das drückt wohl aus, daß die Christenheit jede Berührung und Gemeinschaft mit solchen meiden soll. So tut sie in diesen Fällen die Barmherzigkeit. Das ist nicht unbarmherzig, nicht Bruch der Liebe, weil solchen Sündern durch den Ernst, mit dem die Gemeinde sie meidet, deutlich wird, was sie tun. Sie kann sie nur warnen, sie nur an Gottes Gericht erinnern und dies tut sie dadurch, daß sie sich mit nichts abgibt, was mit ihrer Sünde in Beziehung steht.

24. 25: **Der aber, der euch ohne Anstoß behüten und ohne Makel mit Frohlocken vor seine Herrlichkeit stellen kann, der alleinige Gott, unser Retter, hat durch Jesus Christus, unseren Herrn, Herrlichkeit, Größe, Macht und Gewalt vor jeder Zeit und jetzt und in alle Ewigkeiten. Amen.** Durch alles Schwere und Gefährliche, das in der Christenheit hervortritt, wird ihre Gewißheit nicht erschüttert, daß Gott sie zu seinem herrlichen Ziel führt; denn ihre Gewißheit gründet sich nicht auf Menschen, sondern auf Gott. Darum steht in unserem Brief beides nebeneinander, daß in der Christenheit die schlimmsten Sünden geschehen können, die Gottes Gericht trifft, und daß die Christenheit einen sicheren Heilsstand hat, nicht fallen muß, sondern behütet und vollendet wird. Jenes Urteil trifft den Menschen; diese Zuversicht entsteht im Blick auf Gott und sie macht, daß der Brief mit der Anbetung Gottes schließt. Denn die Gemeinde hat es ja vor Augen, daß Gott ihr durch Christus seine Größe und Macht offenbart. Wie sein Werk in Gottes ewigen Rat zurückreicht, so umspannt es auch nicht nur die Gegenwart, sondern geht unvergänglich weiter und hinauf zum ewigen Ziel.

Der zweite Brief des Petrus.

1, 1. 2: **Symeon Petrus, ein Knecht und Bote Jesu des Christus an die, die den gleich kostbaren Glauben wie wir erlangt haben durch die Gerechtigkeit unseres Gottes und des Retters Jesus Christus. Gnade und Friede werde euch reichlich durch die Erkenntnis Gottes und Jesu unseres Herrn zuteil.** Aus der Art, wie dieser Brief den Brief des Judas wiederholt, und aus dem Unterschied der Sprache, die ihn vom ersten Brief des Petrus trennt, ergibt sich deutlich, daß hier nicht Petrus selbst, sondern ein anderer Christ zur Kirche spricht. Er schrieb, um der Christenheit zu sagen, worin das rechtschaffene Christentum bestehe, und wählte für seine Ermahnung diese Form, weil nicht das, was der Verfasser selbst meint und will, sondern das, was die Apostel der Kirche übergeben haben, ihren Anteil an Gottes Gnade fest und ihren Dienst Gottes richtig macht. Den Verdacht, der Verfasser müsse dabei ein schlechtes Gewissen gehabt haben und habe irgend welchen Betrug im Sinn, brauchen wir nicht zuzulassen; er wählte diese Weise, zur Christenheit zu sprechen, weil er mit Ernst und Überzeugung darnach strebt, daß die Gemeinde nicht aus der Bahn weiche, die ihr die Apostel gezeigt haben, sondern das bewahre, was sie von ihnen empfangen hat. Darum setzte er auch nicht den Namen eines anderen Apostels, sondern den des Petrus über seinen Brief, weil Jesus Petrus zum ersten seiner Boten gemacht hat und die Kirche durch sein Zeugnis entstanden ist. Sie bleibt deshalb dann auf dem Weg Jesu, wie er ihr von Anfang an gezeigt worden ist, wenn sie das nicht verliert, was ihr Petrus verkündigt hat.

Obgleich wir aus 3, 1 sehen, daß der Verfasser den ersten Brief des Petrus kennt, richtet er seinen Brief doch nicht nur an die Kirche Kleinasiens, weil er nicht nur einem besonderen Teil der Kirche, sondern der ganzen Christenheit zeigen will, worin alle das Ziel ihres Christenstands zu erkennen haben. Darum sagt er von denen, denen sein Wort gilt, nur das eine, daß sie den Glauben erlangt haben, durch den die Gemeinschaft zwischen den Boten Jesu und der Kirche entsteht. Den Glaubenden gilt die Verheißung und das Gebot, die Jesu Jünger uns in seinem Namen geben. Der Glaube bringt aber zwischen allen, denen Gott ihn gewährt, die Gleichheit hervor, auch zwischen dem ersten der Apostel und den anderen Christen, weil der Glaube vor Gott überall den gleichen Wert hat. Er erhört ihn und begabt ihn mit seiner Gnade in derselben Weise für alle. Das wäre anders, wenn der Glaube seine Kraft

durch das bekäme, was wir selber sind und leisten. Dann wäre das, was er uns verschafft, beim einen größer, beim anderen kleiner, je nach der verschiedenen Leistung des Glaubenden. Er entsteht aber nicht durch unseren Willen und erlangt Gottes Gabe nicht durch unser Werk, sondern besteht gerade darin, daß Gott unsere Zuversicht von uns selber wegzieht und auf seine Gnade gründet. Er aber sieht auf jeden Glauben und gibt allen, die sich zu ihm wenden, seine Liebe, Hilfe und Gemeinschaft. Darum bringt der Glaube uns allen denselben Gewinn und hat für alle denselben Wert, weshalb er uns auch mit einer vollständigen Gemeinschaft vereinigt, bei der jeder den ganzen Anteil an Gottes ganzer Gnade hat.

Die Gerechtigkeit Gottes und Jesu ist der Grund, um deswillen uns das Recht und Vermögen geschenkt ist, daß wir glauben dürfen. Das sollen wir nicht so mißverstehen, daß wir uns unseren Glauben als unser Verdienst anrechneten, etwa so, daß wir im Glauben den Lohn für das Gute sähen, das wir taten, ehe wir ihn empfingen. Gottes Gerechtigkeit besteht nicht einzig im Lohnen und Strafen, nicht einzig darin, daß er unser Verhalten sieht, richtet und vergilt, sondern das Hauptstück an der Gerechtigkeit Gottes, durch die er uns seinen reinen, guten Willen zeigt, ist das, daß er uns unseren Anteil an ihm nach seiner eigenen Güte und Herrlichkeit zuteilt. Er zeigt uns seine Gerechtigkeit dadurch, daß er unser Heil schafft, seine Gnade an uns offenbart, uns unsere Sünde verzeiht, vom Bösen uns trennt, uns ihm untertan macht und uns durch sein Wort und seinen Geist in seiner Gemeinschaft erhält, und dies tut uns Gott eben dadurch, daß er uns im Glauben zu sich zieht. Indem er so gnädig und herrlich an uns handelt, zeigt er uns die fleckenlose Reinheit und Richtigkeit seines Willens, seine Gerechtigkeit. Und weil Gottes Gerechtigkeit und Jesu Gerechtigkeit einträchtig sind, darum zeigt uns Jesus seine Gerechtigkeit dadurch, daß er uns deshalb von allem Bösen rettet, weil wir an ihn glauben. Weil er uns mit dieser vollkommenen Gnade zu sich beruft, ist es offenbar, daß er ganz eins mit Gottes gutem Willen und von allem Bösen ganz geschieden ist.

Die Gaben Gottes, die uns Jesus bringt, sind die Gnade und der Friede. Gottes gnädiger Wille wendet sich im Christus zu uns, hebt den Zwist zwischen uns und ihm auf und behütet uns vor allem, was uns angreifen will. Den vollen, immer wachsenden Anteil an seinen Gaben erlangen wir dadurch, daß wir Gott erkennen. Gott erkennen, das bedeutet, daß wir ein offenes Auge für Gottes Werk und Regierung bekommen, sehen, was er tut und gibt, und vernehmen, wo sein Wort zu uns kommt und wohin es uns führt. Weil uns Gott durch Jesus beruft und begnadigt, darum ist die Erkenntnis Gottes eins mit der Erkenntnis Jesu. Dadurch, daß wir merken, wozu uns Christus gegeben ist und was uns seine Gabe verleiht und wohin uns seine Herrschaft führt, erkennen wir Gott und diese Erkenntnis ist das Mittel, durch das Gottes Gnade und Friede in ihrer Fülle bei uns sind.

1, 3—11.

Die Pflicht der Christenheit.

1, 3. 4: **Da uns ja seine göttliche Kraft alles, was zum Leben und zur Frömmigkeit dient, durch die Erkenntnis dessen geschenkt hat, der uns durch die eigene Herrlichkeit und Tüchtigkeit gerufen hat, durch die uns die kostbarsten und größten Verheißungen geschenkt sind, damit ihr durch diese an der göttlichen Art Anteil erhaltet und dem Verderben entfliehet, das durch die Begierde in der Welt ist.** Alle Mahnungen und Forderungen, die der Brief der Christenheit sagen will, haben darin ihren Grund, daß ihr die göttliche Gabe geschenkt worden ist. Der Verfasser würde nicht schreiben, warnen, mahnen, wenn nicht die Gemeinde Jesu das herrliche Geschenk Gottes empfangen hätte. Er beschreibt es mit den beiden Worten: Leben und Frömmigkeit. Indem uns Gott das Leben verleiht, ist uns der Schutz und Schirm gegen den Tod und der unvergängliche, ewige Anteil an Gottes Liebe und Reich gewährt. Das ist ein unausdenkbar großes Geschenk und doch ist damit noch nicht genug gesagt, weil es weiter auf das ankommt, was inwendig in unserem persönlichen Verhältnis zu Gott aus uns wird. Das sagt das zweite Wort: wir dürfen und können fromm werden, dürfen Gott ehren, ihn anbeten und ihm dienen. Alles, was uns von der Gottlosigkeit trennt und fromm macht, damit auch alles, was uns vor dem Verderben schützt und uns jenes Leben verschafft, das uns für immer lebendig macht, ist uns geschenkt. Nicht spärlich, nicht mangelhaft ist für uns gesorgt und kein Grund zur Beschwerde uns gelassen. Es ist ja Gottes Kraft, die uns zu ihm führt, und die göttliche Kraft tut nichts halb und läßt nichts unfertig, sondern macht aus Gottes Gabe ein vollkommenes Geschenk. Das Mittel, durch das wir die göttliche Gabe erlangen, ist, wie es schon die Überschrift des Briefes sagte, die Erkenntnis Gottes und gemeint ist auch hier die echte Erkenntnis, die allein so zu heißen verdient, durch die wir Gottes Werk wahrnehmen, das er für uns und an uns tut. Darum erkennen wir Gott dann, wenn wir vernehmen, daß er uns ruft. Können wir es fassen, daß uns Gott sein Wort schickt, mit dem uns seine Gnade sucht, dann ist uns alles geschenkt; dann haben wir das Leben und haben die Frömmigkeit. Denn die Anbietung der göttlichen Gnade, die uns sein Wort darreicht, geschieht nicht um deswillen, was wir Menschen sind, sondern um der Herrlichkeit Gottes willen, weil er uns zeigt, wie gut und groß er ist, auf Grund seiner Kraft und Vollkommenheit. Weil Gottes Herrlichkeit und Kraft bei seinem Wort ist, darum macht es uns lebendig und fromm.

Damit, daß wir das göttliche Wort besitzen, durch das wir berufen sind, haben wir das erlangt, was uns die göttliche Verheißung in Aussicht stellte. Das ist nicht nur menschliches Glück oder menschliche Vollkommenheit. Denn Gott verbindet uns mit ihm selbst und dadurch werden wir zu Gottes Bild. Was er ist, wird durch seine Gabe auch zu unserem Eigentum. Durch

Gottes Wahrheit werden wir wahr; durch Gottes Liebe lernen wir lieben; durch Gottes ewiges Leben empfangen auch wir die unvergängliche Herrlichkeit. Ohne die Berufung, die uns Jesus bringt, haben wir die Art der Welt und diese ist von Gottes Art verschieden und mit ihr im Streit. Das Merkmal der menschlichen Art ist Sterblichkeit; Gottes Merkmal ist die unvergängliche Herrlichkeit. Daß das Sterben und Verderben unser Los ist, das hat seinen Grund darin, daß wir die Begierde in uns tragen, aus der unser Kampf mit Gottes gutem Willen entsteht. Dadurch aber, daß uns Gott zu sich nimmt, können wir uns vor unserer Begierde flüchten und damit entfliehen wir auch der Verwüstung unseres Lebens, die sie uns bringt, entfliehen dem Verderben. Jesus hat uns den Weg bereitet, daß wir eine neue Natur erhalten, statt unserer menschlichen Art die göttliche Art; denn durch ihn nimmt Gott uns bei sich auf.

1, 5—7: **Und eben deshalb wendet allen Eifer an und reicht durch euren Glauben Tüchtigkeit dar, durch die Tüchtigkeit die Erkenntnis, durch die Erkenntnis die Enthaltsamkeit, durch die Enthaltsamkeit die Standhaftigkeit, durch die Standhaftigkeit die Frömmigkeit, durch die Frömmigkeit die Bruderliebe, durch die Bruderliebe die allgemeine Liebe.** Aus dem Reichtum der göttlichen Gnade entsteht unser Verlangen, auch unsererseits Gott das darzureichen, was wir ihm als unseren Dank und unsere Gabe darzubieten haben, und wir haben ein weites Feld vor uns, auf dem sich unser Eifer zeigen und unsere Kraft sich regen kann. Weil uns Gott viel gegeben hat, dürfen auch wir viel darreichen. Es ist viel von uns erwartet, weil uns viel verliehen ist.

Alles, womit wir Gott unsere Gabe darbringen und uns in seinen Dienst stellen, hat im Glauben seinen Grund. Denn erst dadurch, daß uns der Glaube gegeben ist, wird es uns möglich, das herzustellen, was Gott wohlgefällig ist, und dazu beizutragen, daß sein gnädiger Wille an uns und durch uns geschieht. Wir arbeiten mit dem, was wir empfingen. Mit dem Glauben ist uns aber die Fähigkeit gewährt, uns mit unserem ganzen Willen um die göttliche Gabe zu bemühen. Denn wir sehen durch den Glauben ein, daß wir Tüchtigkeit brauchen, uns entwickeln, bilden und die Kraft, die wir besitzen, mehren müssen. Wir dürfen nicht schwach und unbrauchbar bleiben; denn wir haben eine Arbeit zu tun und einen Dienst zu erfüllen. Wieso entsteht aber die Pflicht, daß wir aus uns tüchtige Menschen machen, aus dem Glauben? Gott würdigt uns seiner Berufung und nimmt uns in sein Reich und in seine Gemeinde hinein. Wie sollten wir schlaff und lässig sein und das Vermögen unbenützt lassen, das er uns gab? Nun strengen wir uns an, so tüchtig zu werden, als es uns möglich ist.

Wenn der Glaubende aus sich einen tüchtigen Menschen macht, dann hat er den Grund zu derjenigen Fähigkeit gelegt, die uns besonders unentbehrlich ist und einen besonders hohen Wert besitzt; nun erlangen wir die Erkenntnis. Wir brauchen helle Augen, die Fähigkeit, richtig zu urteilen, Klarheit, die das Wahre und Nötige sieht und sagen kann. Von unserer Erkenntnis hängt unsere eigene Arbeit ab; ohne sie fehlt uns aber auch das

Vermögen, anderen zu raten und ihnen zu zeigen, wie sie ihre Kraft fruchtbar machen und Gottes Willen tun.

Mit der Erkenntnis gewinnen wir Macht über uns selbst, Stärke im Widerstand gegen die sündlichen Triebe, Sieg über unsere eigenen Gedanken und Wünsche, wodurch die Ordnung in unserem Inneren entsteht und wir auf alles zu verzichten vermögen, was uns am Dienst Gottes hinderte. Ist das Auge nicht hell, so blenden uns die falschen Begehrungen; haben wir dagegen sehen gelernt, so unterscheiden wir richtig, was uns hinderte und was heilsam ist, was uns schwächte und was uns durch Gottes Willen aufgetragen ist. Nun sind wir nicht weichlich gegen uns selbst, sondern unterwerfen uns tapfer der göttlichen Zucht. Dann stehen wir auch fest gegen alle Anfechtung von außen, halten den Druck aus, den die Welt auf uns legt, können ohne Schaden leiden, uns zum Segen. Wer nicht über die Lust Herr ist, hat auch die Geduld nicht und kann den Schmerz nicht so tragen, daß er ihn nicht schwächt, sondern stärkt.

Jetzt können wir fromm sein, jetzt Gott ehren und unser Leben vor seinen Augen führen. Wir können es nicht, solange uns die Lust verwirrt und die Anfechtung der anderen uns erschreckt. Wenn wir aber den Sieg über uns selbst besitzen und mit Festigkeit unsere Last tragen, dann lernen wir den Weg Gottes gehen, so denken und so handeln, wie die Gewißheit Gottes es von uns verlangt.

Jetzt haben wir auch die Ausrüstung zur Bruderliebe. Geben wir Gott, was Gottes ist, so geben wir auch den Brüdern, was ihnen gebührt, und stellen uns in die Gemeinschaft hinein, um für die zu leben, die mit uns im Glauben und Dienst Gottes vereinigt sind. Aber auch jetzt sind wir noch nicht am Ende; denn es steht noch eine größere Aufgabe, noch ein höheres Ziel vor uns. Gott verbindet uns nicht nur mit den Brüdern, sondern mit allen, vereinigt uns nicht nur in der christlichen Gemeinschaft mit denen, die auch in unserem inwendigen Eigentum, in unserer Erkenntnis Gottes, in unserem Glauben, in unserem Gebet mit uns verbunden sind, sondern Gottes Gnade macht uns zu ihrem Werkzeug für alle, daß wir allen nach unserem Vermögen dienen und immer in der Liebe die Regel haben, nach der wir unseren Verkehr mit allen einrichten. Wenn wir nicht einmal die Brüder lieben, wie sollten wir gegen alle die Liebe haben, auch da, wo tiefe Trennungen zu überwinden sind, wo uns Vergebung, Geduld und tragende Kraft nötig sind, damit die Gemeinschaft nicht zerreiße, sondern gewonnen und erhalten bleibe? Wenn wir aber im brüderlichen Verband gelernt haben, wie die Liebe denkt und handelt, dann sind wir zum Dienst an allen gerüstet, und nun ist unsere Gabe, die wir Gott darbringen, vollständig und das Feld, auf dem wir unsere Arbeit zu tun haben, ganz bestellt.

1, 8: **Denn das stellt euch, wenn ihr es habt und vermehrt, nicht untätig und unfruchtbar hin für die Erkenntnis unseres Herrn Jesus Christus.** Die innere Ausrüstung, die wir für den Christenstand brauchen, erwerben wir nicht so, daß wir sie ein für allemal fertig hätten. Denn jede dieser

Aufgaben umfaßt einen weiten Raum zum Wachstum, je nach dem Maß, das uns gesetzt ist. Bei keinem bleibt aber sein innerer Besitz einfach stehen, sondern all das, worum wir uns im Glauben bemühen, kann sich beständig vermehren und entfalten. Hier gibt es für alle Fortschritt. ohne Aufhören. Haben wir die Liebe, die gegen alle gütig ist, und die Bruderliebe, die sich mit denen vereint, die Gott zu sich berief, und die Frömmigkeit, die Gott vor Augen hat, und die Stärke, die das Leid zu tragen und die Lust zu zügeln weiß, und das klare Auge, das Gottes Wege sieht, samt dem starken Willen, der gehorchen und handeln kann, und das alles deshalb, weil wir durch Jesus die Gewißheit Gottes und seiner Gnade haben, dann stehen wir nicht mehr müßig da und fragen nicht mehr, wo es denn für uns Arbeit gebe; nun geht der Dienst an und Werk kommt zum Werk. Dann arbeiten wir auch nicht umsonst, nicht verkehrt und ohne Ertrag. Nun trägt unser Christenstand auch für die anderen Frucht und Frucht für Gott.

Was wir für uns selbst dabei gewinnen, das ist die Erkenntnis Jesu, der helle Einblick in die Größe seiner Gnade, in die Kraft seiner Herrschaft, in die Herrlichkeit seiner Sendung und seines Ziels. Mit der Erkenntnis Jesu beginnt unser Anteil an Gott; denn wir bekommen seinen Ruf dadurch, daß Jesu Wort uns erfaßt und in uns eingeht. Aber die Erkenntnis Jesu ist ebenso wieder der Schluß, das Ziel, die letzte, kostbare Frucht, die sich aus unserem Christenstand für uns ergibt und nach der wir mit ganzer Sehnsucht verlangen. Das begehren wir, zu sehen und zu erfassen, wie herrlich und mächtig Jesus Gottes Gnade an allen und an uns selber offenbaren wird, und dies erfassen wir in dem Maß, als wir mit redlicher Anstrengung so an den anderen handeln, daß wir für sie zum Werkzeug der göttlichen Gnade werden. In der Erfüllung unseres Dienstes wird es uns sichtbar, was Jesus ist und gibt.

1, 9: **Denn der, dem das fehlt, ist blind in Kurzsichtigkeit, weil er vergaß, sich von seinen alten Sünden zu reinigen.** Es gibt freilich auch ein anderes Christentum, das nicht zur Erkenntnis Jesu kommt und darum auch nicht begreift, was der Mensch in seinem natürlichen Zustand ist, woher seine inwendige Not kommt und wie ihm geholfen wird. Ganz fehlt das Gesicht freilich auch einem solchen blinden Christen nicht, schon weil uns unsere natürliche Ausrüstung das Vermögen zum Sehen gibt. Aber sein Blick erfaßt wie beim Kurzsichtigen nur das Nächste und reicht nicht zu Jesus hinan, sieht nicht, was er will und schafft, vernimmt nicht, was Gottes Regierung wirkt. Und weil er blind ist, ist er auch müßig und fragt: was soll ich denn tun? Und wenn er sich ans Werk macht, so wird daraus ein unbrauchbarer, nutzloser Versuch, der nur hindert, statt daß er hilft. Das blinde Christentum entsteht da, wo jene inwendigen Güter fehlen, die sich die Glaubenden erwerben. Sie fehlen aber da, wo man die alten Sünden bei sich behält und den alten, schlechten Willen nicht ernstlich und vollständig von sich tut. Der Brief bleibt dabei, daß Jesu Wort allen gelte ohne Unterschied, was auch von Sünde und Bosheit in ihnen gewesen sein mag. Jesu Gemeinde ist für

alle offen, nicht nur für die Reinen und Guten. Allen wird die Taufe angeboten, allen Jesu Kreuz als ihre Versöhnung mit Gott gezeigt. Aber der, den Gott in die Gemeinde gestellt hat, soll nun daran denken, daß er seine schlechten Gedanken und Wünsche abtun darf und kann, und sich von ihnen reinigen. Das geschieht nicht mit einem Male, sondern bildet die Arbeit, die sich immer mit dem verbindet, was uns der Brief als die Gabe beschrieb, die wir Gott darreichen dürfen, mit jenem Eifer, der auf den Erwerb jeder Tüchtigkeit gerichtet ist. Sehen wir auf den Gang der Kirche in der auf die Apostel folgenden Zeit, so besitzt dieses Wort eine große weissagende Kraft. Weil die Christenheit vieles vom schlimmen Erbe aus ihrer griechischen Zeit behielt und ihre früheren heidnischen Dinge innerlich nicht überwand, wurde sie träg und unfruchtbar und die Erkenntnis Jesu wurde ihr verdeckt.

1, 10a: **Deshalb gebt euch vielmehr Mühe, Brüder, daß ihr eure Berufung und Erwählung fest machet.** Die Vergeßlichkeit, die nicht mehr bedenkt, was an uns der Reinigung bedarf, macht schlaff und träge; der rechte Christenstand aber gibt uns die entschlossene Rüstigkeit, die mit Eifer nach dem Ziel hingeht, nun aber nicht so, als ob wir meinten, daß wir uns das Leben und die Frömmigkeit selber bereiteten. Geschenkt sind sie uns und wir haben sie nur deshalb, weil sie uns gegeben sind. Darauf ist unser ganzer Anteil an Gott gestellt, daß er uns zu sich berief, nicht darauf, daß wir uns zu ihm erheben. Sein Wort macht lebendig und fromm und sein Wort finden nicht wir, sondern es findet uns und macht uns gläubig. Mit unserer Berufung empfangen wir auch unsere Erwählung. Damit, daß uns Gott ruft, wendet er seinen gnädigen Willen zu uns und sondert uns für sich aus als sein Eigentum und sein Wille ist fest, der sichere Grund des ganzen Heils. Aber die Berufung, die uns gegeben ist, will uns dazu bringen, daß wir sie hören und ihr gehorchen, und die uns erwählende Liebe ist uns dazu geschenkt, daß wir sie empfangen und in ihr bleiben, und dazu gehört unser Wille, unser Eifer, unsere gesammelte, kraftvolle Anstrengung. Eine Berufung, der sich der Mensch widersetzt, eine Erwählung, die er ausschlägt und verachtet, fällt dahin. Sie wird nicht fest, nicht bestätigt, weil ihr die Vollendung fehlt. Wir stellen unseren Fleiß und unsere Freiheit an den falschen Platz, wenn wir sie an den Anfang setzen, als könnten wir uns unseren Anteil an Gott erwerben; aber wir geben ihr auch dann die richtige Stelle nicht, wenn wir sie ganz wegwerfen und von Gottes Ruf und Wahl erwarten, sie brächten uns ohne unseren Fleiß und ohne unsere Arbeit ans Ziel. Uns ruft Gott und dies dazu, damit wir auf ihn hören und zu ihm kommen; uns erwählt er und dies dazu, damit wir ihm gehören und ihm untergeben sind, und dadurch, daß wir nun mit Fleiß auf Gottes Weg gehen, bringt uns Gottes Ruf und Wahl an unser ewiges Ziel.

1, 10b. 11: **Denn wenn ihr das tut, werdet ihr nie straucheln; denn es wird euch so der Eingang zur ewigen Herrschaft unseres Herrn und Retters Jesus Christus reichlich dargereicht werden.** Nicht Furcht, nicht Angst entsteht aus dem Eifer, der aus dem Christenstand eine ernste Arbeit macht.

Denn wir schreiben ja Gottes Gabe nicht unserer eigenen Leistung zu und achten nicht so auf uns, daß wir Christus vergäßen. Im Glauben hat jene ganze Arbeit ihren Grund und im Glauben meinen wir nicht, wir seien allein und Gott vergangen, Christus tot. Wir strengen uns vielmehr dazu an, damit wir seine Gabe erhalten, weil sie uns dazu gegeben ist, damit wir sie ergreifen. Darum ist mit der Anstrengung die frohe, dankbare Zuversicht verbunden, daß wir nicht fallen, sondern dann den Zutritt erlangen, wenn sich Jesu königliches Amt in seiner Größe und Herrlichkeit sichtbar macht. Daß die Herrschaft ihm gehört und an allem Geschaffenen offenbar werden wird, das ist die Überzeugung die Jesu Wort seiner Gemeinde gibt. An sie heftet sich keine Sorge, kein Zweifel. Aber auch darüber, ob wir Anteil an ihr erhalten, entsteht keine Ungewißheit. Er wird allen nicht kümmerlich, nicht zusammen mit Sorge und Not, sondern reichlich dargereicht, allen, die durch ihre Berufung den Eifer bekamen, der das Verheißene begehrt, und sich dadurch darauf rüsteten, daß sie sich von den alten Sünden reinigten und für Gott fruchtbare Menschen geworden sind.

1, 12—21.

Das die Gemeinde tragende Wort.

1, 12: **Deswegen werde ich euch immer daran erinnern, obgleich ihr die Erkenntnis habt und durch die gegenwärtige Wahrheit gestützt seid.** Die Christenheit wird den immer wachen, unermüdlichen Eifer, durch den sie sich ihre Berufung erhält, dann bewahren, wenn sie auf das apostolische Wort beständig hört, durch das ihr die Ermunterung zuteil wird, die sie nicht einschlafen läßt. Zwar besitzt die Christenheit die Wahrheit als die ihr verliehene göttliche Gabe. Weil das Wort bei ihr ist, das Gott ihr gab und durch das er ihr seine Gemeinschaft gewährt, darum ist sie nicht unwissend und wandelt nicht im Dunkeln. Sie hat nicht so den Apostel und seine Briefe nötig, als ob sie selbst von Gottes Licht getrennt und zu seiner Erkenntnis unfähig wäre. Nicht deshalb bemüht sich der Verfasser, das Wort des Petrus der Kirche zu erhalten, weil er meinte, sie könne den Apostel nicht entbehren und sei durch seinen Tod in die Verlassenheit von Gott versetzt. Ein solches Urteil wäre nicht aus dem Glauben; denn es bände die Wirksamkeit der göttlichen Gnade an die des Menschen. Weil Gottes Gegenwart der Gemeinde nicht verloren geht, ist auch die Wahrheit bei ihr gegenwärtig und macht, daß sie nicht schwanken kann. Damit ist aber die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit des apostolischen Amts und der apostolischen Schrift nicht geschmälert; vielmehr haben gerade die, die Jesu Wort empfingen und in der Hut der Wahrheit stehen, die Erinnerung nötig und gerade sie haben für sie das offene Ohr. 1, 13—15: **Ich halte es aber für gerecht, euch zu erinnern und dadurch zu ermuntern, solange ich in diesem Zelt bin, da ich weiß, daß der**

Abbruch meines Zeltes plötzlich geschehen wird, wie es mir unser Herr Jesus Christus kundgetan hat. Ich werde mich aber bei jedem Anlaß bemühen, daß ihr euch nach meinem Weggang daran erinnern könnt. Weil Gott selber mit den Glaubenden spricht und seine Wahrheit in ihnen leuchten läßt, wird es zum Beruf des Lehrers, sie an das zu erinnern, was ihnen als Erkenntnis verliehen ist. Dadurch belebt er die ihnen geschenkte Gewißheit und stärkt ihre Entschlossenheit, ihr ganzes Verhalten ihr untertan zu machen und der ihnen gegebenen Wahrheit gehorsam zu sein. Dazu diente dem Apostel zunächst das mündliche Wort, weil seine Arbeit an den persönlichen Beziehungen, die ihn mit seinen Hörern verbanden, ihre Voraussetzung hatte. Aus der Arbeit des Apostels, die sein Leben gefüllt hatte, erwuchsen aber schließlich seine Schriften, mit denen er sein Wort der ganzen Kirche übergab. Ihr Zweck war, der Kirche das apostolische Wort auch für die Zeit zu verschaffen, in der ihr kein Apostel mehr dienen kann. Diese Zeit kam, weil das Leben des Petrus wie das aller Menschen dem Aufenthalt im Zelt gleicht, in der Wohnung derer, die wandern müssen, die darum so eingerichtet ist, daß sie rasch abgebrochen und leicht fortgeschafft werden kann. Nicht das hat Jesus zum Beruf des Apostels gemacht, daß er immer bei der Kirche bleibe und ihr zu jeder Zeit mit seinem Wort die Mahnung und Leitung gebe. Petrus geht wie alle, die im Zelt wohnen, weg und dann ist die Zeit da, in der die Kirche keine Apostel mehr hat. Aber damit verliert sie ihr Wort nicht; denn sie besitzt es durch die Schrift für alle Zeit. Der Abbruch des Zelts geschah bei Petrus plötzlich, nicht in der langsamen Weise, wie uns die Natur das Ende durch das Alter oder durch Krankheit bereitet. Menschliche Hände brachen sein Zelt dadurch ab, daß sie ihn kreuzigten, und so hat es ihm der Herr selbst gesagt, als er ihm bei seinem Abschied verhieß, er werde einst ihm nachfolgen, und nach der Auferstehung mit ihm über sein Ende sprach, Joh. 13, 37; 21, 18. 19. Ohne ein einziges Wort der Klage denkt der Verfasser des Briefes an das für Petrus errichtete Kreuz, heißt es auch nicht eine schwere Last, daß ihm Jesus diese Weissagung gab; vielmehr sieht er darin eine Wohltat Jesu, weil sie Petrus in der treuen Erfüllung seines Dienstes stärkte. Denn wer nicht weiß, wann die Stunde da ist, in der er aufbrechen muß, sorgt dafür, daß er bereit sei, sein Amt vollendet habe und der Kirche das übergebe, was sie bedarf. So die Ungewißheit des Endes zu benützen haben die Jünger von Jesus gelernt. Sie wurden durch ihn wach und treu, weil sie nicht wußten, wann ihre Stunde kommt.

1, 16: **Denn nicht deshalb, weil wir mit Weisheit ausgedachten Fabeln nachgingen, haben wir euch die Kraft und Ankunft unseres Herrn Jesus Christus kundgetan, sondern weil wir zu Augenzeugen seiner Größe geworden sind.** Unentbehrlich ist das apostolische Wort der Kirche deshalb, weil der Apostel ihr das zu sagen vermocht hat, was mit Jesus geschehen ist. Er ist der Zeuge seiner Geschichte, auf die nun für immer unser aller Leben begründet ist. Dieses Amt, zu bezeugen, was Gott an Jesus getan hat, geht auf keinen anderen über; das können nur die, die es miterlebten und von ihm in seine

Gemeinschaft berufen waren. Darum gibt es für die Apostel keine Nachfolger und für ihre Schrift keinen Ersatz. Deshalb hat die Kirche am Neuen Testament ihr Fundament. Das hat freilich nicht zur Folge, daß der Apostel seinen Beruf schon mit der Erzählung der Geschichte Jesu vollständig erfüllte. Das läßt das königliche Amt und Werk Jesu nicht zu. Da ihn Gott zum Herrn über alle gemacht hat, ist ihm die Macht gegeben, mit der er alles regiert, und darum bringt er seine Herrschaft durch seine neue Offenbarung zur Vollendung. Daher sind seine Boten dazu gesandt, dies der Welt kundzutun und allen zu sagen, daß ihnen Jesus jetzt und in der Zukunft Gottes Gnade bringt. Es ist daher nicht möglich, daß aus dem Evangelium nur eine Erzählung, aus dem Apostel bloß ein Geschichtsschreiber werde. Denn er bezeugt der Gemeinde, was Jesus ist und sein wird, nicht nur, was er einst war. Aber die Anbietung der göttlichen Gabe, die uns gegeben ist, und die Verheißung des Ziels, zu dem wir gehen, hat ihren Grund in dem, was Jesus in seinem menschlichen Leben war und durch seine irdische Arbeit vollbracht hat. Denn an der Herrlichkeit, die er damals besaß, wird uns die ewige Herrlichkeit erkennbar, die ihn jetzt zu unserem Herrn und Retter und einst zu unserem Vollender macht.

Das wäre anders, wenn das Evangelium eine Dichtung wäre, wie es solche in den mancherlei Religionen in großer Menge gibt. Nicht alle diese Mythen sind kindisch und töricht; es gibt auch solche, die Weisheit in sich tragen, weil die Völker in diesen Dichtungen ihre tiefsten Gedanken aussprachen. Wenn nun die Apostel ihnen Christus verkündigten, dann war ihr nächster Eindruck immer der, auch das sei ein Mythus, eine erdichtete Fabel, zwar ohne Zweifel eine schöne, tiefe, weise Fabel, weil kein Verständiger die Botschaft von Gottes Sohn, der für uns starb und auferstand, töricht und leer genannt hat; doch mehr als eine Dichtung sei es nicht und denen gleich, die sonst in den Religionen überliefert wurden und die gottesdienstlichen Gebräuche begründeten. Es stand aber mit der Botschaft des Petrus anders. Er verkündigt Jesu königliches Amt um deswillen, was er erlebt und gesehen hat, und sein Wort hat das volle Gewicht der Wahrheit, weil es berichtet, was geschehen ist.

1, 17. 18: **Denn als er von Gott dem Vater Ehre und Herrlichkeit empfing, da von der erhabenen Herrlichkeit eine solche Stimme für ihn kam: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, haben wir, die wir bei ihm auf dem heiligen Berg waren, diese Stimme, die aus dem Himmel kam, gehört.** Als Beispiel dafür, daß Petrus das der Kirche verkündigte, was er erlebt hat, dient dem Brief die Verklärung Jesu, bei der Petrus die göttliche Stimme hörte, die Jesus als den Sohn bezeichnete, dem Gottes Liebe und Wohlgefallen ganz gehört. Diese kurze Anspielung auf das, was Jesus bei der Verklärung empfing, setzt voraus, daß die Gemeinde über das, was Jesus tat und was an ihm geschah, unterrichtet ist, da die Evangelien in ihrer Hand liegen. Nicht vom Lichtglanz, der an Jesus erschien, wird gesprochen, auch nicht von den beiden Propheten, die zu ihm kamen,

sondern einzig von der Stimme Gottes, weil das königliche Recht Jesu auf der Weise beruht, wie Gott sich zu ihm hält. Seine Herrschaft entsteht aus seiner Sohnschaft Gottes. Darum hat das Zeugnis Gottes für ihn die entscheidende Wichtigkeit und gibt dem glaubenden Anschluß an ihn seinen Grund. Deshalb wird hier auch nicht eine Machttat Jesu, durch die er wunderbar half, erzählt, sondern an das Zeichen erinnert, das an Jesus selbst geschah und die Vollständigkeit seiner Gemeinschaft mit dem Vater sichtbar macht, weil damit die königliche Verheißung Jesu die Sicherheit bekommt. Auch die Ostergeschichte ist nicht angeführt, obwohl die Jünger durch sie zu Zeugen der Herrlichkeit Jesu geworden sind. Das Evangelium besteht aber nicht in der Beschreibung des Auferstandenen, sondern erzählt uns die Arbeit Jesu auf Erden, wie er Israel berief, die Jünger unterwies und das Kreuz getragen hat. Auch in das irdische Werk Jesu trat aber das göttliche Zeugnis hinein und brachte ihm die Verherrlichung, und weil Petrus das miterlebte, darum folgte er Jesus nach bis zum Kreuz und deshalb hat sein Wort die Glauben schaffende Kraft des Zeugnisses. Heilig nennt er den Berg, auf dem die Geeintheit Jesu mit dem Vater sichtbar geworden ist, weil er zum Ort einer Offenbarung Gottes wurde.

1, 19: **Und fester ist das prophetische Wort, das wir haben; ihr tut wohl, wenn ihr auf dieses achtet als auf eine Lampe, die am finsteren Ort scheint, bis der Tag hell werde und der Morgenstern in euren Herzen aufgehe.** Mit dem Evangelium, das Jesu Werk beschreibt, erhielt die Kirche von den Aposteln zugleich das Alte Testament, das Wort der Propheten, und hat auch an ihm ein Fundament, auf das sie sich erbaut. Denn auch dieses Wort ist fester als alle Mythen und Dichtungen, in denen sich die Weisheit der Völker aussprach, und gibt der Gemeinde die Leitung und Erinnerung, die sie bedarf. Freilich gibt uns die Weissagung noch nicht das, was uns ihre Erfüllung bringen wird. Erst am vollendeten Werk Gottes entsteht seine volle Erkenntnis, erst an der erschienenen Gnade die ganze Klarheit und die Freude, die nichts mehr trübt. Darum ist das prophetische Wort hier mit der Lampe verglichen, die in der Nacht brennt. Kommt der Tag, dann ist die Lampe nicht mehr nötig. Deshalb verachten wir sie aber nicht; denn bis zum Anbruch des Tages ist sie unser Licht. Der Tag kommt für die Gemeinde dann, wenn Christus erscheint und die irdische Zeit zu ihrem Ende kommt. Dazu, daß sie die Hoffnung behalte und durch sie geleitet zu ihrem Ziel hingehe, hilft ihr das prophetische Wort. Kommt der neue, helle Tag Gottes, der uns das ewige Leben beschert, dann kommt uns das Licht nicht nur von außen, sondern dann wird es inwendig in uns hell und in unserem Herzen wird dann alles neu. Dort weicht dann die Dunkelheit, die uns jetzt den Blick beschattet, und dort nehmen wir dann Gottes Herrlichkeit und Gnade in neuer Weise wahr. Darum sagt der Brief, der Morgenstern, der das Ende der Nacht anzeigt und die Nähe der Sonne verkündet, gehe einst in unseren Herzen auf.

1, 20. 21: **Und macht euch zuerst dies deutlich, daß keine Weissagung der Schrift von uns die Erklärung bekommt. Denn nie wurde eine Weis-**

sagung durch den Willen des Menschen gegeben, sondern vom heiligen Geist getrieben redeten Menschen aus Gott. Soll die Weissagung der Propheten für die Gemeinde eine Hilfe und Anleitung sein, dann darf sie nicht übermütig und willkürlich mit ihr verfahren, sondern muß in bescheidener Unterwerfung unter Gottes Regierung auf sein Werk warten. Wenn sie meint, sie könne mit der Weissagung selber festsetzen, was geschehen werde und wie sich die Verheißung erfüllen müsse, dann dient sie ihr nicht als Licht, sondern durch einen solchen Mißbrauch der Weissagung macht sie sich töricht und blind. Denn so überläßt sie sich träumerischen Erwartungen, die ihr Auge für das verhüllen, was Gottes Regierung schafft und was ihre Aufgabe ist. So machte sich Israel aus der Weissagung eine Decke, die ihm Gottes Gabe verbarg, so daß es Jesus kreuzigte, und ebenso kann die Christenheit an das Wort, das auf die letzten, großen Ziele des göttlichen Werks hinweist, voreilige Theorieen heften, die sie nicht stärken, sondern nur blenden und lähmen. Jede Weissagung ist ein Rätsel, das erst noch einer Auflösung und Erklärung bedarf. Diese finden wir aber nicht durch unseren Scharfsinn oder unsere Phantasie, auch nicht, wenn die Hoffnung in uns stark wird und mit heißem Verlangen nach dem Ende begehrt. Einzig Gottes Werk stellt fest, was die Weissagung meint. Sie empfängt ihre Deutung durch das, was geschieht, nicht durch das, was wir meinen, schließen und fordern. Sie soll nicht Gottes Werk ersetzen, sondern uns auf das, was er tut, aufmerksam machen. Diese bescheidene und ehrfurchtsvolle Behandlung gebührt dem Wort des Propheten deshalb, weil es eine Gabe Gottes ist. Es stammt nicht aus dem menschlichen Willen, etwa aus der Hoffnung des Propheten oder aus dem Wunsch der Gemeinde und ihrem Entschluß, dies oder das sei ihr Ziel. Die Weissagung redet von Gottes Ziel, das in seiner heiligen Größe als ein Geheimnis hoch über unseren Gedanken steht. Wie konnte es aber dazu kommen, daß Menschen über Gottes Willen Auskunft gaben? Das kam deshalb zustande, weil Gott in seiner Gnade Menschen durch seinen Geist bewegt hat. Nun schöpfen sie ihr Wort nicht aus ihrem Willen, sondern aus Gott, der ihre Gedanken durch seinen Geist dazu braucht, um uns seine Verheißung zu geben und uns zu zeigen, wozu er uns beruft und wohin er uns führt. Wenn wir aber bedenken, daß die Verheißung von Gott herkommt, so hüten wir uns, sie eigenmächtig zu deuten, wie es uns gefällt, und brauchen sie so, wie es uns das Gleichnis von der Lampe sagt, für deren Licht wir dankbar sind, bis der Tag anbricht.

Kap. 2.

Das die Gemeinde verführende Wort.

Die Christenheit wird nicht nur von außen her angefochten, sondern in ihrer eigenen Mitte entsteht ein unechtes Christentum, das unfromm ist und von dem sie sich scheiden muß. Die Gefahr, die der Brief des Judas der

Gemeinde zeigte, war nicht vorbeigegangen; vielmehr breitete sich diese Bewegung in den Gemeinden aus und alle müssen sich gegen sie rüsten und alle sich deutlich machen, daß sie diese Art von Christentum nicht zulassen können, ohne daß das apostolische Wort verworfen wird. Die Grenze zwischen dem unreinen und dem reinen Christentum bestimmt der Verfasser dadurch, daß er die Sätze des Judas wiederholt und erweitert. Er übertrug sie ohne Bedenken auf Petrus, obwohl er sagt, diese Bewegung sei erst später gekommen, nicht schon dann, als Petrus selbst die Kirche leitete, weil nach seiner Überzeugung alle Apostel die unreine Frömmigkeit, die heidnische Begierden pflegt, mit derselben Entschiedenheit verworfen haben. Der Brief des Judas gilt ihm daher als ein sicheres Zeugnis dafür, wie die Apostel über solche Dinge geurteilt haben.

2, 1. 2: **Es gab aber auch falsche Propheten im Volk, wie es auch unter euch falsche Lehrer geben wird, die Verderben bringende Parteiungen einführen werden, da sie den Herrn, der sie erkauft hat, verleugnen, wodurch sie plötzlich Verderben über sich bringen, und viele werden ihren Ausschweifungen folgen, um derentwillen der Weg der Wahrheit gelästert werden wird** (Jud. 4). Wie es schon in Israel ein doppeltes prophetisches Wort gab, neben der echten Weissagung, die Gottes Geist den von ihm Berufenen gab, eine unechte Weissagung, die sich zwar auch als göttliches Wort ausgab, jedoch aus den Gedanken und Wünschen des Propheten stammte, so stellt sich auch in der Christenheit neben den echten Lehrer, der ihr Jesu Wort im Gehorsam der Wahrheit sagt, der unechte, der ihr ein Wort als göttlich anbietet, das er nicht von Gott empfangen hat. Das Merkmal, das dieses Christentum als falsch erweist, zeigt der Brief nach dem Vorgang des Judas darin, daß die neuen Lehrer Jesus nicht als ihren Herrn anerkennen und im Verkehr mit den Frauen dem natürlichen Trieb jede ihm erwünschte Befriedigung gestatten. Jesu Recht an uns, das ihn zu unserem Herrn macht, beruht darauf, daß er uns erkauft hat. Durch sein Kreuz, durch die Hingabe seines Lebens in den Tod, durch die er für uns zum Versöhner wurde, hat er uns zu seinem Eigentum gemacht. Dadurch wird der Undank in der Auflehnung gegen seine Herrschaft sichtbar. Wir sind ja durch die Gnade, die er für uns durch sein Kreuz erworben hat, an ihn gebunden. Aber seine Gnade macht diese neuen Lehrer ihm nicht untertan und hindert sie nicht, sich von ihm loszusagen. Zu dem, was Judas sagt, fügt der Brief weiter eine Beschreibung des Erfolgs hinzu, den diese Lehrer finden. Man könnte denken, ihre unsauberen Gedanken und Handlungen stießen alle ab; sie sind aber im Gegenteil ein Lockmittel, dem viele folgen. So entstehen eigene religiöse Vereine, deren Häupter diese neuen Lehrer sind. Für beide Teile, für die Christenheit und für die neue Frömmigkeit, war es nicht möglich, miteinander in Gemeinschaft zu bleiben. Die Christenheit kann Jesu Herrschaft nicht verleugnen, kann auch nicht davon lassen, daß sie alles, was nicht keusch ist, meidet, und die neuen Lehrer wollen über die Gemeinden die Herrschaft haben. Darum entsteht hier eine Trennung, die unaufhebbar ist Die, die sich von

Jesus trennen, bereiten sich dadurch den Untergang; sie erschweren aber auch vielen den Zugang zur Gemeinde und werden für ihre Arbeit zu einem schlimmen Hindernis. Denn die, die neben der Kirche stehen, können nicht unterscheiden, was echtes und unechtes Christentum sei, sondern legen die lasterhafte Unnatur der neuen Lehrer der Gemeinde Jesu zur Last. Was sie an ihnen sehen, gilt ihnen als eine Frucht des Christentums. So fallen Schmähungen auf Jesus und sein Wort, obwohl es uns den Weg der Wahrheit zeigt.

2, 3: **Und aus Habgier werden sie mit erdichteten Worten um euch werben. Für sie ist das Urteil schon längst nicht müßig und ihr Verderben schlummert nicht** (Jud. 4). Bei dem religiösen Eifer der neuen Lehrer wirken auf Gewinn bedachte Rechnungen mit. Je größer der Kreis ihrer Anhänger ist, um so gesicherter ist ihre Stellung und um so größer sind ihre Einkünfte. Darum machen sie sich eifrig an die Christenheit heran und geben dabei nicht offen ans Licht, was sie eigentlich denken. Sie reden die christliche Sprache und preisen ihre neuen Dinge unter falschen Namen an. Aber der Gefahr, in die sie dadurch die Gemeinde bringen, widersteht das göttliche Recht mit seinem heiligen Ernst. Der gerechte Richter sorgt dafür, daß solche Dinge nicht ungestraft geschehen. Diesen unreinen Christen ist das Urteil in Gottes allwissendem Gericht schon längst gesprochen.

2, 4—6: **Denn wenn Gott Engel nicht verschonte, als sie sündigten, sondern sie in Ketten der Finsternis in die Unterwelt verwies und sie überantwortete, damit sie für das Gericht verwahrt werden, und die alte Welt nicht verschonte, sondern Noah, den Herold der Gerechtigkeit, mit sieben anderen rettete und die Städte Sodom und Gomorra zu Asche verbrannte und zur Zerstörung verurteilte, indem er sie zum Beispiel derer machte, die in der Zukunft gottlos sind** (Jud. 6. 7)! Kein Vorzug schützt die, die Gottes Gnade zur Sünde mißbrauchen, vor dem Gericht. Das zeigt der Verfasser wie Judas an den gefallenen Engeln, die nun im unterirdischen Gefängnis auf ihre Verurteilung warten, dann an dem durch die Flut weggerafften Geschlecht, wobei er an 1 Petr. 3, 20 denkt, wo Petrus vom Ungehorsam der damaligen Menschheit sprach, und wieder im Anschluß an Judas am Untergang Sodoms und der neben ihm liegenden Städte. Er bezeugt aber durch diese aus der Schrift geschöpften Berichte nicht nur den Ernst des göttlichen Rechts, der aller Bosheit widersteht, sondern auch die Vollständigkeit der göttlichen Gnade, die sich auch dann bewährt, wenn sich Gottes gerechter Zorn in schweren Strafen offenbart. Die ganze alte Menschheit übergab er dem Tod; aber Noah rettete er mit seinem Haus; waren es auch nur acht Menschen, so machen sie doch für alle offenbar, daß Gott auch im Strafen seine Gnade erweist und wem er sie gibt, nämlich denen, die der Gerechtigkeit dienen und sich nicht zum Bösen bewegen lassen. Ein Herold der Gerechtigkeit war Noah, weil er nicht in den boshaften Willen der anderen willigte, sondern Gott untertan blieb und sich zu seinem gerechten Urteil mit Glauben und Gehorsam bekannte. Darin liegt für alle, die der Verführung widerstehen, die Verheißung, daß das strenge

Gericht Gottes, das im Ende dieser neuen Christen sichtbar wird, ihr Heil nicht unsicher und ihren Eingang zur Herrschaft Jesu nicht unmöglich macht. Nur haben sie denselben Weg zu gehen, den die Alten gingen, die der Rettung teilhaft wurden; sie müssen sich von der Sünde der Menschen scheiden und bei Gottes gutem Willen bleiben. Denselben Gedanken stellt nun der Brief auch am Untergang Sodoms dar.

2, 7. 8: **Und den gerechten Lot, dem der Wandel der Zuchtlosen in Ausschweifung Leiden brachte, rettete er. Denn der Gerechte plagte mit dem, was er sah und hörte, da er ja unter ihnen wohnte, Tag um Tag die gerechte Seele wegen ihrer mit dem Gesetz streitenden Werke.** Auch wenn die Gefahr der Verführung abgewehrt wird, legt doch das unechte Christentum auf die treue Gemeinde eine schwere Last. Dies wird an Lot dargestellt, der das wilde Treiben in Sodom täglich mitansehen mußte und es nicht mitansehen konnte, ohne daß es ihn schmerzlich quälte. Sünde mitansehen zu müssen ist immer eine bittere Qual. Diesem Schmerz darf sich die Gemeinde nicht entziehen, da sie nicht in die neue Weise einstimmen darf, soll aber überzeugt sein, daß sie eben deshalb, weil sie jetzt durch den Fall der anderen leidet, die göttliche Rettung erlangt.

2, 9. 10a: **Der Herr weiß Fromme aus der Versuchung zu retten, Ungerechte aber auf den Tag des Gerichts zu verwahren, damit sie gezüchtigt werden, namentlich die, die im Verlangen nach Befleckung dem Fleisch nachgehen und den, der die Herrschaft hat, verachten** (Jud. 7. 8). Der Segen, den solche Dinge der Christenheit bringen, besteht darin, daß ihr damit die Versuchung bereitet wird, durch die sie die Bewährung erlangt, und die göttliche Hilfe, die sie bedarf, um den Sieg zu gewinnen, bleibt für die, die aufrichtig Gott vor Augen haben und ihn ehren wollen, nicht aus. Gott fehlt es nicht an Mitteln, sie zu bewahren. Dagegen ist für die zuchtlose, sinnliche Begierde, die den Menschenleib mißbraucht und entweiht, und für die Hoffart, die über sich keinen Herrn erträgt und sich gegen den, den Gott uns gab, empört, die Strafe bereit.

2, 10b. 11: **Waghalsig und eitel erheben sie nicht, solche zu lästern, die Herrlichkeit haben, während Engel, die an Stärke und Kraft größer sind, vor Gott kein sie lästerndes Urteil auf sie legen** (Jud. 8. 9). Auch hier ist wie bei Judas die Keckheit der neuen Lehren, die in scheltenden Worten über die jenseitigen Geister reden, zum Merkmal ihrer Unfrömmigkeit gemacht. Sie spüren das Gewicht der Worte, die andere verdammen, nicht, sondern sagen sie ungescheut. Reine Geister wissen dagegen, wie schwer ein richtendes Wort wiegt, das dem anderen die Gemeinschaft aufsagt und ihn von Gottes Gnade trennt. Die Anspielung auf die Erzählung über Moses Bestattung ist hier entfernt, da dieser Lehrer den Gebrauch der jungen jüdischen Bücher durch die Christenheit nicht unterstützen will. Er gibt darum dem bei Judas stehenden Satz die Form einer allgemeinen Regel, die ausspricht, daß auch die höchsten himmlischen Geister das richterliche Amt Gott allein zuschreiben und sich nicht mit boshafter Wollust an der Erniedrigung der Gefallenen erfreuen.

2, 12: **Diese aber werden wie unvernünftige Tiere, die Teile der Natur und zum Fang und Untergang geboren sind, da sie die lästern, die sie nicht kennen, mit dem Untergang jener auch untergehen und den Lohn der Ungerechtigkeit erhalten** (Jud. 10). An die Tiere erinnert die Art, wie sie sich verhalten, einmal deshalb, weil den Tieren die Vernunft fehlt, sodann deshalb, weil der Tod die Tiere trifft als ihr von der Natur ihnen bestimmtes Los. Darum bringt auch die Auflösung der irdischen Welt den Tieren kein ewiges Leben. Der Vernunftlosigkeit der Tiere gleichen die neuen Christen durch ihre lästerlichen Worte, die sie gegen die jenseitigen Mächte reden, obwohl sie ein völliges Geheimnis für sie sind. Darum gleichen sie den Tieren auch in ihrem Ende; denn sie vergehen an Gottes Tag, wie das Tier vergeht. Dies ist ihr Ausgang deshalb, weil ihre Bosheit ihren Lohn bekommt.

2, 13: **Für Vergnügen halten sie das Wohlleben am Tag, sind Schmutz- und Schandflecken, schwelgen bei ihren Liebesmahlen und schmausen mit euch** (Jud. 12). Es ging lustig bei diesen neuen Christen zu. Bei nüchternen Menschen gehört der Tag der Arbeit und das festliche Mahl wird auf den Abend und die Nacht verlegt; diese Männer hatten aber immer Zeit zum Fest und hielten es immer für schön und vergnüglich, und weil sie selbst Schmutz und Schande in sich trugen, brachten sie sie auch in jede Gemeinschaft mit, an der sie teilnahmen, und hängten an alles häßliche Flecken. Nach der christlichen Sitte vereinigten sie sich am gemeinsamen Tisch, machten aber daraus nicht eine schlichte Feier, bei der sich die Gemeinde durch die Danksagung die inwendige Freude verschafft. Weil ihnen die Liebe und die aus Gott uns zuströmende Freude fehlte, darum machten sie den Genuß und Prunk eines üppigen Mahls zum Hauptpunkt eines solchen Fests. Auch wenn die Christen ihre Mahlzeiten hielten, fanden sie sich ein, da sie ja auf ihren Anteil an der Kirche nicht verzichten wollten; sie befleckten aber das Mahl durch ihre zuchtlose, genußsüchtige Art.

2, 14: **Sie haben Augen, die voll von der Ehebrecherin und unermüdlich im Sündigen sind, ködern Seelen, die nicht gestützt sind, haben ein Herz, das in Habgier geübt ist, Kinder des Fluchs.** Die wilde Erregung ihrer sinnlichen Triebe macht, daß sie die Frauen nur mit unkeuschen Gedanken ansehen können. Das Bild des Weibes, das sich bestrebt, den Mann zur Buhlschaft an sich zu ziehen, hat sich mit solcher Macht in ihre Seele gesenkt, daß sie keine Frau mehr mit reinem Blick betrachten, und weil ihre Lust nach Befriedigung verlangt, gehen sie auf den Fang aus und versuchen, wer den Köder verschlucke, den sie ihm hinhalten. Christen, die inwendig fest geworden sind und im Glauben die Tüchtigkeit darreichen, 1, 6, fangen sie freilich nicht. Aber es gibt Seelen, die nicht gestützt sind, sondern sich erschüttern und umstoßen lassen, und solche ausfindig zu machen und zu mißbrauchen, das ist ihr Geschäft. Zum Wohlleben braucht es Vermögen, und wie man das mehrt und sich Geld verschafft, das wissen sie. So kommt an ihnen ans Licht, wie ein Mensch wird, wenn ihn Gottes Fluch von seiner Gnade und Gemeinschaft trennt.

2, 15. 16: **Sie verließen den geraden Weg und gingen irre, da sie dem Weg Bileams, des Sohnes des Beor, folgten, der den Lohn der Ungerechtigkeit lieb hatte** (Jud. 11). **Er bekam aber eine Zurechtweisung für sein Vergehen. Denn das stumme Lasttier redete mit der Stimme eines Menschen und wehrte der Tollheit des Propheten.** Von den drei Beispielen, mit denen Judas nach der Schrift die Sünde darstellte, nimmt dieser Brief nur das des Bileam auf, weil der in der Irre gehende Prophet, den der mit Sünde erworbene Lohn lockte, zu diesem unreinen Christentum, das sich auf den Geist berief, eine besonders kräftige Parallele gab. Zugleich zeigte er nachdrücklich, wie groß die Torheit ist, zu der die Sünde den Menschen bringt. Der Dünkel der unreinen Christen, mit dem sie sich für weise halten, hat gar keinen Grund, weil die Sünde jeden, der sie regiert, zum Toren macht. Dies zeigt die Schrift an Bileam, der als Prophet hoch gefeiert wird und sich selbst als der Erleuchtete erscheint, der mit seinem Spruch das Schicksal der anderen bestimmt und ihnen Fluch oder Segen austeilt, während ihm durch seine Eselin gezeigt werden muß, daß er sich verfehlt.

2, 17: **Diese sind Quellen ohne Wasser und Nebel, die der Sturm forttreibt; ihnen ist das Dunkel der Finsternis aufbehalten** (Jud. 12. 13). Der, in dessen inwendigem Leben die Unordnung regiert, kann niemand nützen und nicht mit einem fruchtbaren Dienst anderen die guten Gaben Gottes geben. Der Brief hat aber die kraftvolle Darstellung der täuschenden Unfruchtbarkeit dieser Frömmigkeit, die wir bei Judas finden, abgekürzt. Die ausgetrocknete Quelle und der vom Wind verscheuchte Nebel, der den ersehnten Regen nicht bringt, genügen ihm, um zu sagen, daß die Verheißungen dieser Männer trüglich sind. Sie führen nicht zur Wahrheit, nicht zum Licht und zum Leben; denn weil sie unter Gottes Gericht fallen, ist die Finsternis des Gefängnisses ihr Los.

2, 18: **Maßloses, was doch nichtig ist, reden sie** (Jud. 16) **und ködern mit den Begierden des Fleisches durch Ausschweifungen die, die erst wenig von denen fortgeflohen sind, die im Irrtum wandeln.** Wie Judas, so wirft auch unser Brief diesem Christentum vor, daß es in seinen Verheißungen und Anpreisungen alles Maß verliere. Es prunkt mit den höchsten Worten, sagt von den nach dieser Weise Glaubenden, sie seien schon auferstanden, lebten im Geist, hätten alle Gefahr der Versündigung hinter sich und seien mit den himmlischen Mächten vertraut. Aber das sind leere Worte, eine prunkende Großtuerei ohne Kraft und Ernst. Die Stärke der Bewegung, durch die sie sich auszubreiten vermag, hat einen ganz anderen Grund. Sie wächst deshalb, weil sie die Begierden anreizt, und der, der sich zu einer schmutzigen Handlung verleiten ließ, ist nun freilich gefangen und für immer an seine neuen Freunde gefesselt. Möglich wird diesen Lehrern ihre Wirksamkeit deshalb, weil die Christenheit erst vor kurzem aus dem Heidentum herausgerufen war und viele früher eine dunkle, wilde Zeit durchlebt hatten. Viele kennen die heißen Begierden durch ihre frühere eigene Erfahrung. Sie sind zwar jetzt von diesen Dingen weggeflohen, als sie Jesu Wort annahmen,

zur Taufe kamen und in die Christenheit eintraten. Aber es gibt solche, die noch nicht weit von den heidnischen Dingen weggekommen sind, und für sie ist das unreine Christentum eine schwere Gefahr.

2, 19: **Sie verheißen ihnen Freiheit und sind doch selbst Knechte des Verderbens. Denn wem jemand unterliegt, daran ist er geknechtet.** Unter den Ehrennamen, die das neue Christentum für sich brauchte, stand obenan die Verheißung: Wir sind die Freien. Mit ihr wurde alles gerechtfertigt, was die Apostel sündlich und unrein hießen. Wie konnte noch von Sünde bei ihnen gesprochen werden, während doch Gottes Gnade und Gottes Geist denen, denen sie verliehen sind, die vollkommene Freiheit geben? Wir haben aber keine Freiheit, bis wir von der Bosheit geschieden sind. Denn aus der Bosheit entsteht das Verderben und der, der dieses leiden muß, ist im schwersten Sinn ein Knecht, ein Gebundener, der leiden muß, was er nicht will. Niemand begehrt das Verderben; es kommt über den, der ihm verfällt, durch einen Zwang, gegen den er sich nicht sträuben kann. Indem sie es aber trotz der Freiheit, deren sie sich rühmen, erleben müssen, daß aus ihrer Sünde ihr Untergang wird, vergehen alle ihre großen Worte über ihre Freiheit und erweisen sich als Trug.

2, 20—22: **Denn wenn sie den Befleckungen der Welt durch die Erkenntnis des Herrn und Retters Jesus Christus entflohen sind, aber wieder in diese verstrickt werden, dann ist das Letzte für sie schlimmer geworden als das Erste. Denn es wäre für sie besser, daß sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, als daß sie ihn erkennen und von dem ihnen übergebenen heiligen Gebot wieder umkehren. Denn es traf bei ihnen ein, was das wahre Sprichwort sagt: Ein Hund wendet sich wieder zu dem, was er selber ausgespieen hat, und ein Schwein, das gewaschen wurde, geht, um sich im Kot zu wälzen.** Der Zustand derer, die sich in die alten heidnischen Dinge nun mit christlichem Schein zurückreißen lassen, ist gefährlich, gefährlicher, als er vorher war, gefährlicher als der Zustand derer, die in keine Gemeinschaft mit Christus getreten sind. Eine vergebliche Bekehrung beweist die Macht, mit der die Sünde den Menschen beherrscht, und bringt ihn vollends in ihre Gewalt. Sie zeigt, daß er vom Bösen nicht lassen kann und will, wie das Tier seine Art nicht lassen kann. Mit diesen letzten Sätzen spricht der Brief aus, weshalb die Gemeinden zum entschiedenen und beharrlichen Kampf gegen die neuen Lehrer verpflichtet sind. Der Verfasser hat die Hoffnung nicht, daß die neuen Lehrer selbst wieder gewonnen werden könnten; er übergibt sie der göttlichen Verwaltung des Rechts. Aber die Vielen, die sich zuerst ernsthaft vom heidnischen Wesen schieden und nun wieder in dieses zurückgelockt werden, haben ein Anrecht auf Schutz. Um sie dreht sich der Kampf. Denn für sie ist es ein schweres Unglück, wenn der Anfang der Reinigung von ihrem verkehrten Willen unvollendet bleibt und, statt fortgesetzt zu werden, zur Rückkehr in die alte Sünde führt. Der, der wieder in sie fällt, fällt tief. Davor soll sich die Christenheit mit ernster Sorge fürchten und darum darf sie die neuen Lehrer nicht gewähren lassen,

sondern hat ihnen alle Gemeinschaft zu versagen und sich ganz von ihnen zu scheiden. Daß die Kirche darin die Pflicht erkenne, die das apostolische Wort von ihr verlangt, das war für den Verfasser ein wesentlicher Beweggrund, weshalb er schrieb.

Kap. 3.

Die Erwartung des Endes.

3, 1. 2: **Damit schreibe ich euch, Geliebte, schon den zweiten Brief und erinnere euch durch sie und ermuntere euren lauteren Sinn, damit ihr an die Worte gedenkt, die schon vorher von den heiligen Propheten gesagt wurden, und an das Gebot des Herrn und Retters, das euch die zu euch gesandten Boten brachten** (Jud. 17). Die Christenheit, die der Verfasser kennt, las und schätzte den Brief des Petrus, den wir jetzt den ersten nennen. Der Verfasser erinnert an ihn weil Petrus durch ihn die Gemeinden in der tapferen, reinen Führung des Lebens unterstützt hat, wie es der Verfasser jetzt wieder in seinem Namen tut. Der lautere Sinn ist der, in den fremde Gedanken, die dem Wort Jesu widersprechen, keinen Eingang finden und in den sich keine sündliche Begierde einnisten darf, die den Gehorsam hindert und das Auge vom Gebot des Herrn ablenkt. Der Kirche wird das Zeugnis gegeben, daß sie bisher entschlossen und treu das Wort Jesu bewahrt habe. Sie bedarf nur der Ermunterung, die sie nicht ermatten läßt. Immer soll die Verheißung vor ihr stehen, die sie bei den Propheten liest, die ihr das Ziel zeigt, zu dem Gottes Regierung sie bringen will, und immer auch das Gebot Jesu, durch das er ihr sagt, wie sie in seiner Gnade bleibt und wodurch sie sie verliert. Jesu Gebot haben diejenigen Männer der Christenheit gebracht, die für sie Apostel gewesen sind, weil sie ihr im Auftrag des Christus das Evangelium sagten und die Glaubenden zur Gemeinde vereinigten.

3, 3. 4: **Und bedenkt zuerst das, daß im letzten Teil der Tage Spötter mit Spott kommen werden, die nach ihren eigenen Begierden wandeln** (Jud. 18) **und sagen: Wo ist die Verheißung seiner Ankunft? Denn seit dem Tag, da die Väter entschliefen, bleibt alles so vom Anfang der Schöpfung her.** Wie Judas, so hebt auch dieser Brief an der Weissagung der Apostel das hervor, daß sie die Kirche vor dem Abfall in ihrer eigenen Mitte warnten. Auch in der Christenheit wird es solche geben, die über das Evangelium lachen. Unser Brief denkt aber bei diesem Wort nicht mehr nur an das unreine Christentum, sondern noch mehr an den Anstoß, den die Verheißung Jesu und die Hoffnung seiner Jünger vielen gab. Da sie von ihr sagen, sie sei unerfüllt geblieben, spotten sie über Jesus und die Apostel als über Toren, die sich mit leeren Hoffnungen betrogen. In solchem Spott sieht der Brief das Kennzeichen, daß der Mensch nicht begehrt, Gottes Willen zu tun, sondern daß er darauf bedacht ist, seine eigenen Wünsche und natürlichen

Triebe zu befriedigen. Wäre er dem göttlichen Willen gehorsam, so machte er sich über Jesus nicht lustig und würfe auf seine Verheißung keinen Hohn.

Den Spöttern gilt Jesu Wort als widerlegt wegen der unveränderlichen Festigkeit der Natur. Alles bleibt so, wie es von Anfang an gewesen ist. Die Verheißung redet aber von einer Wirkung Gottes, die die Welt erneuert, den Himmel und die Erde bewegt und den ganzen natürlichen Bestand unseres Lebens verändert, da sie uns statt desselben das ewige Leben der Auferstehung gewährt. Ist eine solche Verheißung nicht Torheit, wenn wir uns deutlich machen, wie fest die Natur ist, an der die Zeit, ohne sie zu verändern, vorübergeht? Die Verheißung Jesu stützt sich auf die allmächtige Herrlichkeit Gottes, dessen Wille alles neu zu machen vermag. Wenn aber die Gewißheit Gottes matt wurde, dann entstand leicht aus dem Anblick der Kraft und Größe der Welt ein starker Zweifel, der die Verheißung als eine Torheit wegstieß, die Unmögliches begehre. Das neue, unreine Christentum trug mit dazu bei, daß die Hoffnung der Christenheit gelähmt wurde. Seinen Anhängern schien es, sie seien schon am Ziel; sie hatten mit nichts mehr zu kämpfen und nichts mehr zu fürchten. Was sollten sie noch auf die Verheißung warten? Statt dessen genossen sie mit heißer Begierde alle Lust, die ihnen jetzt erreichbar war. Die Hoffnung der Christenheit erschien auf diesem Standpunkt als ein kindischer Traum. Aber diese Gedanken blieben nicht nur auf die besonderen Gruppen beschränkt, die sich neben der Kirche der Apostel einrichteten, sondern drangen weit durch die ganze Kirche hindurch, weil der Blick auf die Majestät der Natur ihnen Kraft verlieh.

Die Hoffnung wurde auch deshalb matt, weil das erste christliche Geschlecht bereits dahingegangen war, ohne daß es das Ziel erreicht hatte, um das es sich doch mit innigem Verlangen und großem Ernst bemüht hatte. Die Väter der Christenheit mußten sterben, ohne die Verwandlung der Welt erlebt zu haben, auf die sie warteten. War es nicht besser, man gab die Hoffnung auf? Doch wendet sich der Spott nicht allein oder zuerst dagegen, daß die christliche Verheißung nur noch eine kurze Frist vor das Ende stellt, sondern geht tiefer und greift ihre Wunderbarkeit an, nach der sich die ganze Natur verändern soll, die doch seit ihrem Entstehen immer unverändert bleibt.

3, 5—7: **Denn die, die das wollen, verbergen sich, daß es von alters her Himmel gab und eine Erde, die aus Wasser und durch Wasser bestand durch Gottes Wort, durch die die damals lebende Welt vom Wasser überflutet unterging. Die jetzt bestehenden Himmel und die Erde sind aber durch dasselbe Wort für das Feuer aufgespart und werden für den Tag des Gerichts und des Untergangs der gottlosen Menschen bewahrt.** Dem Spott, der sich auf die Festigkeit der Natur beruft, hält unser Brief das Geschlecht der Flut entgegen, das mit demselben Grund sagen konnte, die Welt sei zu groß und die Natur zu fest, als daß Gottes Gericht es treffen könnte. Und doch ging jene Menschheit eben durch den Himmel und durch die Erde, wie sie damals waren, unter; denn sie brachten über die, die Gott strafen wollte, die Flut. Das stand mit der damaligen Beschaffenheit der Welt in Übereinstimmung,

wie der Schöpfungsbericht sie beschreibt. Denn aus dem Wasser, das den Weltraum füllte, trat die Erde hervor und sie besteht, wie man damals häufig annahm, dadurch, daß sie auf dem Wasser der Tiefe liegt. So hat es das göttliche Schöpferwort gemacht und darum waren auch der Himmel und die Erde bereit und imstande, das Urteil Gottes auszuführen, das die Menschheit zum Tod in der Flut verurteilte. Nun ist freilich nach der ausdrücklichen göttlichen Verheißung nicht mehr eine Wasserflut das Ende der jetzt lebenden Menschheit; ihr bringen nicht die Brunnen der Tiefe und die Wasser in der Höhe den Tod, wie es damals geschah, als die erste Menschheit unterging. Aber es gibt noch andere Kräfte, die dem Willen Gottes dienen, wenn er sein Urteil an der Welt vollstreckt. Die Weissagung sprach vom Feuer als dem Mittel des künftigen Gerichts und für dieses sind jetzt die Himmel und die Erde durch dasselbe göttliche Wort aufbehalten, das einst das Wasser aus ihnen hervorbrechen ließ, in dem die alte Menschheit unterging. Daher umgibt die Natur freilich den Menschen mit einer Festigkeit, die ihm eine volle Zuversicht gewährt. Das göttliche Wort ist ja ihr Fundament und dieses schwankt nicht. Es findet auch nicht sofort jede Gottlosigkeit ihre Strafe, sondern alle die reichen Gaben, die uns die Natur verschafft, stehen uns auch dann zu Gebot, wenn wir Gottes Willen verachten. Der Brief warnt aber die Gemeinde davor, daß sie daraus den Schluß ziehe, das Gericht sei unmöglich und der Gottlose sicher; vielmehr trägt und erhält das göttliche Wort die Welt so lange, bis Gott den Tag des Gerichts anbrechen läßt.

Wie die Einreden, die in der Christenheit gegen die christliche Hoffnung hervortreten, aus der Denkweise der Griechen stammten, so nimmt der Brief auch die Antwort, mit der er sie überwindet, aus einer damals verbreiteten Überlieferung. Wir finden in jener Zeit die Erwartung nicht selten, daß das Ende der jetzt bestehenden Natur dadurch eintrete, daß Feuer sie auflöse, worauf eine neue Welt beginne. Auch die jüdischen Lehrer stellten diese den Weltlauf abschließende Feuerflut neben die Wasserflut, die in der Urzeit das göttliche Gericht über die Menschheit gebracht hatte. Von derjenigen Verheißung, die die Apostel zum Fundament der Gemeinde machten, unterscheidet sich diese Erwartung dadurch, daß die Apostel die Hoffnung der Gemeinde einzig und vollständig auf die neue Offenbarung Jesu gerichtet haben. In der Verkündigung der Wiederkunft Jesu bestand ihre Weissagung; denn die Gemeinde gelangt dadurch an ihr Ziel, daß der Herr sie in seiner Herrlichkeit mit sich vereint. Darüber traten alle anderen Fragen zurück, auf welche Weise und durch welche Mittel die Welt aus ihrem jetzigen Zustand in die ewige Vollendung hinübergebracht werde. Nachdem sich aber die Einrede in der Christenheit ausgebreitet hatte, die sich gegen die Erwartung des göttlichen Gerichts auf die herrliche Sicherheit berief, die uns die Natur verschafft, benützt der Brief die vorhandene Lehre vom Weltbrand dazu, um das Verlangen der Christenheit über die Natur emporzuheben und sie gegen den Eindruck zu schützen, als sei die Größe und Sicherheit der Natur ein Hindernis für das von Jesus ihr verheißene Ziel. Er ist dabei mit großer Besonnenheit

verfahren und hat sich in der Art, wie er diesen Gedanken benützt, als einen tüchtigen christlichen Lehrer bewährt. Denn er hält ihn von allen phantasievollen Ausmalungen rein, benützt ihn dagegen geschickt und eindrücklich dazu, um die Erwartung der Christenheit für sie zur Quelle der Kraft und Tüchtigkeit zu machen, da der Vorblick auf das Ende sie zur Heiligung ihres Wandels führt.

3, 8: **Dieses eine sei euch aber, Geliebte, nicht verborgen, daß ein einziger Tag vor dem Herrn wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein einziger Tag sind** (Ps. 90, 4). Vor allem soll die Christenheit die Berechnung des Endes unterlassen; denn dieses tritt zu Gottes Zeit ein. Wie sollte sich aber der Mensch einbilden, er wisse, was die Zeit für Gott bedeute? Was uns lang und was uns kurz erscheint, das bekommt sein Maß durch unser menschliches Empfinden, durch die Vergleichung der Zeiträume mit der kurzen Frist unseres Lebens. Aber die Tage, an denen sich die Welt wendet, setzt der Ewige fest, für den das nicht kurz ist, was wir kurz heißen, und das nicht lang, was wir lang nennen. Für die Herrlichkeit seines Blicks und seines Werks ist die kurze Frist lang, die lange kurz. In seinem Zweck steht dieser Satz mit dem in Übereinstimmung, was die apostolische Predigt nach der eigenen Anweisung Jesu der Gemeinde immer eingeschärft hat. Sie hat nie Berechnungen des Endes zugelassen, sondern die Gemeinde immer der göttlichen Regierung unterworfen, auf deren Werk sie mit Gehorsam zu warten hat. In den anderen Briefen wird dies aber einfach durch die immer gültige Regel erreicht, die uns mit Glauben und Gehorsam Gott untertan macht. Unser Brief hat dagegen die Erwägung dazugefügt, daß alle solche Rechnungen so mit unsrer menschlichen Zeit rechnen, als ob sie für Gott dieselbe Bedeutung hätte wie für uns.

3, 9: **Der Herr verzögert die Verheißung nicht, wie einige darin eine Verzögerung sehen, sondern er ist langmütig gegen euch, da er nicht will, daß einige umkommen, sondern alle zur Buße gelangen.** Im Gedanken, die Verheißung komme langsam, liegt immer eine Anklage gegen Gott, und eine solche läßt der Brief nicht zu; denn der, der sich über Gottes langsames, zauderndes Verfahren beschwert, macht sich ganz verkehrte Gedanken über Gottes Ziel. Er wirft mit solchen Anklagen einen Flecken auf Gottes Güte, als sei er nicht bereit, uns seine höchste Gabe, die uns die völlige Errettung bringt, zu gewähren. Wenn aber Gott der Menschheit neue Zeit schenkt, so hat das einen anderen Grund; das kommt nicht aus der Unlust Gottes, uns zu erlösen, sondern im Gegenteil aus seiner tragenden und schonenden Geduld, die denen noch eine längere Frist gewährt, die jetzt dem Gericht verfielen, aber sich noch von ihrer Sünde scheiden und sich zu Gott bekehren können. Solche Langmut Gottes haben nicht nur die nötig, die sich jenseits der Christenheit befinden, nicht nur Juden und Heiden, sondern auch die Christenheit, weil auch in ihr solche sind, die die Reinigung von ihren alten Sünden vergaßen und nur durch Umkehr in Gottes Gnade und zum verheißenen Erbe gelangen. Wer klagt, Gottes Verheißung bleibe lange aus, denkt nur an das Heil, von dem die Verheißung spricht; aber zur Vollendung des göttlichen

Werks gehört auch die Vollstreckung des Rechts, auch Gottes richterliches Werk, und wenn die Gemeinde an dieses denkt, dann lernt sie, die Zeit, die ihr gegeben wird, als eine Wohltat zu schätzen. Denn sie gewährt ihr das Vermögen, das Sündliche zu beseitigen und das Neue zu beginnen, durch das sie sich für das bereit macht, was kommen wird.

3, 10: **Der Tag des Herrn wird aber kommen wie ein Dieb; an ihm werden die Himmel mit Sausen vergehen, die Elemente erhitzt sich auflösen und die Erde und die Werke auf ihr verbrennen.** Gewißheit und Ungewißheit verbinden sich mit dem Vorblick auf das Ziel, das uns die Weissagung zeigt. Gottes Tag wird kommen, aber plötzlich, nicht von menschlicher Klugheit berechnet, nicht vom menschlichen Willen beschlossen und herbeigeführt. Dann löst sich die Natur, so stark und herrlich sie ist, plötzlich im Feuer auf und auch das Festeste in ihr, die Grundstoffe, die uns als unveränderlich erscheinen, erweisen sich dann als vergänglich. Bei den Elementen dachte der Brief wahrscheinlich an die Stoffe, aus denen die Natur zusammengesetzt ist, an den Stoff des Himmels und der Erde, an das Wasser und die Luft. Dann vergeht auch alles, was die menschliche Hand auf der Erde errichtete als Zeugnis menschlicher Macht und Kunst.

3, 11—13: **Da sich dies alles so auflöst, wie müßt ihr durch heiligen Wandel und Frömmigkeit sein, die ihr auf die Ankunft des Tages Gottes wartet und nach ihm verlangt, um dessentwillen sich die Himmel in Glut auflösen und die Elemente erhitzt zerschmelzen! Wir warten aber nach seiner Verheißung auf neue Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.** Was bleibt bestehen, wenn sich der ganze Weltbestand auflöst? Wir werden bleiben, antwortet die Christenheit; denn für uns kommt dann das Heil, für uns das ewige Leben. Dem widerspricht der Brief nicht; im Gegenteil, auch er redet deshalb von der alles ergreifenden Veränderung, weil nicht in dieser Zeit und Welt, sondern erst in einer neuen Welt Raum für das ewige Leben, Raum für Jesu königliches Werk und die Vollendung der Gemeinde ist. Der Brief verlangt aber von der Christenheit, daß sie die Größe ihrer Erwartung empfinde und ihre Gewißheit auf einen festen Grund stelle. Sie will das Leben ergreifen, während alles vergeht, und unversehrt durch das Feuer hindurchschreiten, dem nichts in der Welt widerstehen wird. Wann hat sie ein Recht zu einer solchen Erwartung? Dann, wenn sie sich durch ihren heiligen Wandel und durch Frömmigkeit wirklich als berufen und erwählt erweist und das ernsthaft meidet, was Gottes Gericht auf sie brächte. Wenn sie ihr Leben in den Dienst des Bösen stellt, wird aus ihrer Erwartung des Endes ein Übermut. Darum kann auch die christliche Hoffnung nie Ungeduld hervorrufen und keine Vorwürfe gegen Gott erzeugen, warum er so lange zaudere. Denn sie gibt der Christenheit einen hohen Beruf, für den sie ihre ganze Kraft zu verwenden hat. Die Zeit, die ihr noch gegeben ist, ist für sie nicht leer, so daß sie sie verachten und müßig vergeuden könnte. Sie braucht sie vielmehr dazu, um heilig zu wandeln, wie es ihrer Verbundenheit mit Gott entspricht, nach Gottes Sinn und zu seiner Ehre. Denn

sie will dann vor ihm bestehen, wenn er alles erneuert, dann in seinem allmächtigen Schutz geborgen sein, wenn vor der Glut des Feuers alles vergeht. Diese Aussicht macht die irdische Arbeit der Gemeinde groß, den heute ihr gegebenen Tag kostbar und schließt jeden Unmut gegen Gottes Regierung aus.

Je größer das Ziel ist, auf das die Erwartung der Gemeinde gerichtet ist, um so bedeutungsvoller wird die ihr jetzt noch gegebene Zeit. Sie begehrt nicht ein irdisches Glück, auch nicht nur für sich selber ein ewiges und seliges Leben. Gottes Verheißung ist viel größer und sein Werk, durch das er uns seine Herrlichkeit zeigen wird, geht weit über solche Hoffnungen hinaus. Einen neuen Himmel, eine neue Erde verhieß er uns. Warum eine neue Erde? Was fehlt der jetzt bestehenden Welt? In ihr ist noch nicht die Gerechtigkeit daheim; auf dieser Erde unter diesem Himmel geschieht noch Bosheit, ist noch Unrecht und Gottlosigkeit zu Hause. Da lehnt sich der Mensch gegen Gott auf und steht im Streit mit ihm und da zerstört er mit seiner sündlichen Begierde sich selbst und die anderen. Für diejenige Menschheit, die Unrecht tut, ist die Welt, in der wir leben, der rechte Ort. Darum bringt uns die Natur auch den Tod und mancherlei Not und darum zeigt sie uns nicht mehr von Gottes Herrlichkeit, sondern liegt wie eine Decke vor dem, was im Himmel ist. Aber der ungerechte und verwerfliche Zustand des Menschen bleibt nicht ewig. Das Ende ist ein Himmel und eine Erde, in der alles gut und alles heilsam ist und alles dem guten Willen Gottes gehorcht und alles im göttlichen Wohlgefallen steht als ganz gerecht.

3, 14. 15: **Deshalb, weil ihr das erwartet, Geliebte, gebt euch Mühe, daß ihr vor ihm ohne Flecken und Makel im Frieden erfunden werdet, und sehet in der Langmut unseres Herrn die Rettung.** Wer nach der neuen Welt begehrt, die die Heimat der Gerechtigkeit ist, der hat eine lebendige Hoffnung, die ihn bewegt, so daß er alles, was er tut, nach seiner Hoffnung mißt und in ihren Dienst stellt. Das bringt Entschlossenheit und Kraft ins Christentum hinein. Nun wendet sich unser Eifer darauf, daß alles, was uns befleckt, verschwinde. Nicht nur vor Menschen, sondern vor dem wollen wir als die Reinen stehen, der die Welt erneuert zur Gerechtigkeit. Mit ihm begehren wir Frieden zu haben, daß er nicht gegen uns, sondern für uns sei und uns nicht unter seine Verurteilung, sondern in seine Gnade stelle. Und wenn sich die Jahre noch häufen, die Gott auch der ungerechten Menschheit gibt, und die Zeit sich noch weithin erstreckt, so macht die Christenheit daraus nicht einen Grund zum Zweifel und zur Klage, sondern erkennt darin den gnädigen göttlichen Willen, der uns die Rettung bereitet. Denn damit, daß allen, der Christenheit wie der ungerechten Menschheit, immer neue Zeit gegeben wird, erweist ihr Christus seine Langmut, sein Vermögen zu vergeben und zu tragen, seinen Heilandssinn, der niemand rasch verwirft, sondern lang auf die Menschen wartet und ihnen den Weg ins Leben offen hält, damit sie umkehren und das überwinden, was sie schändet und befleckt. So fügt sich die Gemeinde nicht unwillig in Gottes Werk, auch wenn es anders ist, als sie zuerst erwartete, sondern unterwirft sich seiner Regierung mit ganzem

Herzen. Denn Gottes Werk wird vor ihren Augen immer größer, immer herrlicher, weil der Reichtum seiner sie heiligenden Gnade ihr immer deutlicher wird.

3, 15b. 16: **wie euch auch unser geliebter Bruder Paulus nach der ihm gegebenen Weisheit schrieb, wie in allen Briefen, da er in ihnen davon spricht, in denen einiges ist, was schwer zu verstehen ist, was die Unwissenden und Unbefestigten verdrehen wie auch die anderen Schriftstellen zu ihrem eigenen Untergang.** Darüber, wie die Gemeinde auf den Herrn zu warten habe und wie sie das dann richtig tue, wenn sie dafür sorgt, daß sie ohne Flecken und Makel vor ihm stehe, nicht so, daß sie über Gottes Wege klagt und murrt, sondern so, daß sie in ihnen die Tiefe des Reichtums und der Weisheit Gottes erkennt, hat auch Paulus zur Christenheit gesprochen. Vermutlich bewegen besondere Vorgänge, die wir nicht mehr kennen, den Verfasser zu dieser Bemerkung. Vielleicht hat es Verhandlungen und Streit über einzelne Stellen in den Briefen des Paulus gegeben, die vom Tag des Herrn und seiner Nähe reden, etwa so, daß sich die Gegner der christlichen Hoffnung darauf beriefen, auch Paulus beschreibe das Ziel des Glaubens, die Rechtfertigung und die Auferstehung so, daß der Glaubende sie bereits erlangt habe, oder so, daß sie sagten, in der Ankündigung der baldigen Offenbarung Jesu habe sich Paulus getäuscht, oder so, daß andere mit Worten des Paulus eine aufgeregte, ungeduldige Verkündigung des Weltendes begründeten. Jedenfalls will der Verfasser die Kirche an die Briefe des Paulus erinnern als an eine Quelle der Ermunterung und Lehre, durch die für immer der Reichtum des apostolischen Worts bei ihr ist. Die Freude an ihnen soll sich die Kirche dadurch nicht stören lassen, daß manches Wort des Paulus mißbraucht wird. Jenes neue Christentum, vor dem der Brief im zweiten Kapitel warnte, konnte leicht die großen Worte des Paulus über die Freiheit und den Geist so anführen, daß die Meinung des Apostels gründlich verfälscht und offenkundige Sünde durch die Berufung auf ihn verteidigt wurde. Der Verfasser gibt zwar zu, daß für einen solchen Mißbrauch der Briefe in ihnen selbst ein Anlaß vorhanden sei, weil manches Wort des Paulus an den Leser einen hohen Anspruch stellt, wenn er es begreifen und richtig anwenden soll. Aber nur den Anlaß geben die tiefen, schweren Worte des Paulus denen, die sie mißbrauchen, und es wäre unrichtig, wenn die Gemeinde deshalb seine Briefe beiseitelegte und unbenützt ließe. Die mißverstehen sie, die mit schwachem Geist und schwankendem Willen verführerische Gedanken bei sich einlassen und mit ihnen die Worte des Paulus vermengen, statt daß sie aufmerksam auf den Apostel hörten und mit Entschlossenheit dem göttlichen Willen gehorchten. Wenn die Briefe des Paulus deshalb aus der Kirche verschwinden sollten, so müßte dasselbe auch mit den anderen Büchern geschehen, aus denen sich die Gemeinde über Gottes Werk und Willen unterrichtet. Denn jeder Spruch der Schrift, nicht bloß das, was Paulus schrieb, kann mißbraucht und zur Rechtfertigung des verkehrten Willens benützt werden. Wer dies tut, hat die Schuld nur bei sich selbst zu suchen und darf sie nicht auf die Schrift oder

auf Paulus legen. Dient ihm die Art, wie er Paulus deutet und benützt, zum Verderben, so bereitet er sich dieses selbst.

3, 17. 18: **Darum, Geliebte, da ihr dies zum voraus wißt, hütet euch, daß ihr nicht durch die Verirrung der Zuchtlosen mitgerissen werdet und aus dem, was euch stützt, herausfallet. Wachset aber durch die Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Retters Jesus Christus. Sein ist die Herrlichkeit sowohl jetzt als in ewiger Zeit.** An der Warnung fehlt es der Kirche nicht. Paulus hat ihr gezeigt, wie sie in rechter Weise den Herrn erwartet; Petrus tat es auch und der Verfasser erneuerte durch seinen Brief das warnende Wort der Apostel. Die Kirche sieht also deutlich die Grenze, die die Wahrheit von der Verirrung scheidet, und kann sich gegen den Stoß, den ihr die werbende Arbeit der Verführer bereitet, schützen. Sie hat die Stütze bei der Hand, die ihr den festen Stand gewährt; denn sie weiß, wie es ihr im Eingang des Briefs gesagt war, was ihr als die göttliche Gabe geschenkt ist und wie sie sie so empfängt, daß sie sie erlangt. Statt daß sie sich aus dem guten Weg Gottes hinausstoßen läßt, besteht ihr Beruf darin, daß sie wachse und ihre Erkenntnis, Kraft und Arbeit mehre. Was sie vorwärts bringt, das ist die Gnade Jesu, die sie mit immer neuen Gaben ausrüstet, und seine Erkenntnis, durch die ihr seine Herrschaft und Herrlichkeit mit zunehmender Klarheit deutlich wird, so daß sie mit immer reicherer Gewißheit an ihn glauben und sich zu ihm bekennen kann. Darum ist die Gemeinde dazu bereit und willig, Christus zu loben und ihm die Anbetung zu geben, die seine ewige Herrlichkeit preist.

Der erste Brief des Johannes.

1, 1—4.

Weshalb Johannes schreibt.

Seinen Namen hat Johannes nicht an den Anfang des Briefs gesetzt, auch nicht den Apostelnamen; dafür zeigt er uns aber die Herrlichkeit des apostolischen Worts und Amts, damit wir sofort bedenken, daß durch das Evangelium eine heilige Macht und unschätzbare Gabe zu uns kommt. 1, 1—4: **Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen haben, was wir betrachteten und unsere Hände betasteten am Wort des Lebens — und das Leben wurde offenbar und wir haben gesehen und sind Zeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns offenbar geworden ist, — was wir gesehen und gehört haben, verkünden wir auch euch, damit auch ihr mit uns Gemeinschaft habt. Unsere Gemeinschaft ist aber mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. Und dies schreiben wir, damit unsere Freude vollendet sei.**

Es ist ein großes Amt und ein herrlicher Dienst, den Johannes für die Gemeinde auszuführen hat; denn er verkündigt ihr, was vom Anfang her besteht. Am Anfang, über der Welt, vor dem wechselnden Lauf der Geschichte, ehe der Menschen Geschäftigkeit begann, steht Gott und sein Wort, das alles ordnet, und seine Macht, die alles schafft. Wer uns das zeigt, was vom Anfang her war, der führt uns zur Wurzel unserer Existenz, zum Grund, auf dem die Welt steht, zum Ewigen, das nicht gemacht und nicht geworden ist, sondern uns macht und hält, das darum auch bleibt und im Weltlauf nicht verändert und entkräftet wird.

Johannes will von Jesus reden: er ist vom Anfang her; denn er kam von oben als Gottes ewiges Wort und einiger Sohn. Darum bestehen seine Gnade und sein Reich von Anfang an als der Grund der Schöpfung und ihrer Erhaltung. Darum sind sie auch unzerstörbar wirksam bis zu ihrer Vollendung hin.

Wie kann uns Johannes das Ewige, vom Anfang her Bestehende zeigen? Das tut er dadurch, daß er uns verkündigt, was er gehört hat. Durch das göttliche Wort enthüllt sich das Ewige und wird uns das bekannt, was bei Gott verborgen war. Nicht was Johannes selber meint und denkt, macht ihn zum Apostel. Er gibt uns nicht die eigene Erfindung seines Geistes.

Sein Wort ist ihm anvertraut; er hat es, weil er Jesus gehört hat, durch den er das göttliche Wort vernahm. Bei ihm hat er aber nicht bloß ein Wort gehört, sondern das, was Gott sagte, wurde Tat, Geschichte, volle Wirklichkeit. Johannes ist beim Sohn Gottes gewesen und hat ihn gesehen. Er hat nicht nur eine Verheißung über ihn gehört, wie er dereinst sein werde, und nicht nur eine Beschreibung erhalten, etwa wie er im verborgenen Wesen Gottes sei. Er war da und sein Auge nahm ihn wahr. Das gibt Johannes in seinem Apostelamt die freudige Sicherheit und seinem Wort die schlichte Klarheit und Festigkeit: er hat die Dinge erlebt, von denen er spricht. Die Apostel konnten sie betrachten und mit der Hand angreifen. Es war keine Einbildung oder Erscheinung; es war greifbare Wirklichkeit. Ihre Hand hat Jesus oftmals angefaßt. Wenn wir uns über das verwundern, was uns das Auge und das Ohr melden, so rufen wir die Hand zu Hilfe, damit sie uns von der Wirklichkeit und Gegenwart der Dinge überzeuge. So steht auch Johannes in tiefer Verwunderung vor Christus: Gottes Sohn war wirklich da, in der vollen Wahrheit eines Menschenlebens, für die Hand der Jünger so greifbar wie jeder andere Mensch. Es ist den Jüngern besonders eindrücklich gewesen, daß sie mit ihrer Hand den Auferstandenen berührt haben. Doch denkt Johannes schwerlich nur an den Ostertag. Schon das, daß das Wort Fleisch ward, daß Christus bei den Jüngern war und mit ihnen lebte, daß sie den Sohn Gottes unter sich hatten als ihresgleichen, war ein unergründliches Wunder und Johannes freut sich, daß er darüber durch unmittelbare Wahrnehmung Gewißheit hat.

Nun wissen wir, auf welchem Weg Johannes zum Evangelium gekommen ist: Ohr und Auge und Hand haben es ihm zugebracht. Was war denn das, was er hörte und sah? Das Wort des Lebens. Johannes geht gleich zur Hauptsache hin. Die herrlichsten Gaben können dem Menschen nichts nützen, wenn er verdorben und erstorben bleibt. Unser erstes Anliegen muß sein, wie wir lebendig werden. Die natürliche Regsamkeit unserer Seele und unseres Leibes reicht hiefür nicht aus, weil darin immer schon das Sterben und Verderben sitzt. Johannes weiß aber, wo das Leben ist; das Wort, das er hörte und sah, gibt Leben und nimmt uns das Sterben und Verderben ab.

Das Wort des Lebens war vom Anfang her. Das Sterben und Verderben kam hernach. Erst die Kreatur hat es durch ihren Fall erfunden; Gott dagegen hat mit dem Wort des Lebens den Anfang gemacht. Bei Jesus war es zu hören, dessen Worte alle vom Leben handelten und uns zeigen, wie wir lebendig werden, und nicht nur zu hören, sondern zu sehen war es an ihm. Das Leben gebende Wort war in ihm als sein Eigentum und hat ihn mit allem, was er war und tat, gemacht. Deswegen hat ihn kein Verderben angerührt, auch als er die Sünde der Welt und die Versuchung des Teufels trug und das Kreuz auf sich nahm: in all dem erwies er sich als den Lebendigen. So kam es, daß das Wort des Lebens mit den Händen greifbar ward.

So wurde das Leben wahrnehmbar. Vorhanden war es von Anfang an, weil Gott der Lebendige ist und alles, was in seiner himmlischen Gemein-

schaft und Nähe steht, im Leben strahlt. Es war auch für uns von Anfang an bereitet, weil uns Jesus zum Herrn und sein Reich zum Erbe von Anfang an geordnet ist. Aber wir hatten es noch nicht und auf Erden war es eine verborgene Sache. Wir Menschen standen unter der Macht des Todes und waren erstorbene Wesen, bis es durch Jesus sichtbar ward, daß wir Menschen das Leben empfangen, weil es uns durch ihn gegeben wird.

Weil die Apostel dies gesehen haben, sind sie Zeugen geworden. Sie haben durch das, was sie erlebten, einen Beruf erhalten. Denn nun ist es ihre Pflicht, dafür besorgt zu sein, daß das, was Gott getan hat, unvergessen bleibe und nicht durch den Widerspruch und die Blindheit der Menschen verdeckt werde. Darum verkündigen sie der Gemeinde das ewige Leben, das beim Vater war, solange Christus noch beim Vater war, und für sie dadurch sichtbar wurde, daß er bei ihnen war.

Dieses Glück, daß er im Umgang mit Jesus das ewige Leben vom Vater her in die Welt kommen sah, ist nicht der Gemeinde, sondern nur Johannes mit den anderen Jüngern widerfahren. Um dieses Vorzugs willen sind sie Apostel und der Gemeinde vorgesetzt. Ihr war das nicht gegeben, weil sie Jesus nicht selber sah. Damit dieser Unterschied ausgeglichen sei, eben dazu sind sie zu Aposteln bestellt und verwalten dazu das Wort, damit alle, die es hören, mit den Jüngern Jesu Gemeinschaft haben. Johannes will mit der Gemeinde teilen, was er vom Herrn empfangen hat, und uns auch dorthin führen, wohin ihn der Umgang mit Jesus gebracht hat. Jesus hat ihm das Wort des Lebens dazu gegeben, damit es durch ihn zu vielen komme Denn Jesus hat ihn in die Gemeinschaft mit sich aufgenommen und ihm an dem Anteil gegeben, was er selber hat. Das gibt ihm Gemeinschaft mit Gott, Anteil an dem, was Gottes ist. Das ist das höchste Wort, was ein Mensch von sich sagen kann: Gemeinschaft mit Gott. Johannes hat empfangen und trägt in sich, was Gottes ist. Göttliches hat bei ihm Wohnung gemacht und ihn in die Eintracht mit Gott gebracht. Gott ist ihm zum Vater geworden. Zwischen dem Vater und seinen Kindern waltet Gemeinschaft. Das kann uns Jesus geben, weil er der Sohn ist, mit dem der Vater alles teilt. Und nun lädt Johannes die Gemeinde ein, das mit ihm zu teilen, und sagt, das sei der Zweck seines Botenamts, daß auch wir empfangen, was Jesus seinen Boten gab. Es überträgt sich durch ihr Wort auf uns. So bildet sich eine Kette, die von Gott bis zu uns herniederreicht. Der Vater hält Gemeinschaft mit dem Sohn und der Sohn Gemeinschaft mit den Jüngern und die Jünger Gemeinschaft mit der Kirche. Hier waltet überall dieselbe Regel der Liebe. Wie der Vater den Sohn liebhat und ihm nichts vorenthält, so hat der Sohn seine Jünger lieb und stellt sie neben sich und so hat wiederum der Jünger die Gemeinde lieb und wünscht nichts anderes, als daß sie mit ihm Gemeinschaft habe in allem, was er vom Herrn empfangen hat.

Damals regte sich in den Gemeinden Kleinasiens ein starker Widerspruch gegen den Apostel. Das, was Paulus bei seinem Weggang von Ephesus gefürchtet hatte, Apostg. 20, 30, war eingetreten und neue Männer lockten die

Gemeinden von den Aposteln weg zu sich. Darum hat Johannes im Gegensatz zu denen, die sein Botenamt mißachteten und sich als die Entdecker neuer Wahrheiten und die Besitzer neuer göttlicher Kräfte priesen, mit diesem ersten Wort kraftvoll ausgesprochen, was den Boten Jesu zugleich über die Gemeinde und in sie stellte, weshalb sie an ihn gebunden und gleichzeitig ihm gleichgemacht ist. Der Unterschied des Apostels von den anderen Glaubenden entsteht daraus, daß nur der Apostel Jesus selber kennt. Darum ist die Kirche auf sein Wort gegründet und kann es nicht entbehren oder ersetzen, sondern ist ihm untertan, weil sie Jesus nicht anders kennt als durch das apostolische Wort. Daher stehen die Apostel für immer über der Kirche und diese ist von ihnen abhängig und ihnen Gehör und Gehorsam schuldig. Aus dem Vorzug der Apostel fließt aber ihr Dienst, durch den sie uns in die Gemeinschaft mit sich führen, in denselben Anteil an Christus und an Gott. Darum ist die Gemeinde mit ihnen in der Gabe Jesu verbunden und eins. Aber auch das ist damit ausgesprochen, wem Johannes die Gemeinschaft versagt, wen er von sich und der Kirche trennt. Seine Gemeinschaft mit Gott gibt er nicht preis und diese beruht für ihn in seiner Verbundenheit mit Jesus. Wer in der Gemeinde Gottes Gabe nicht begehrt, Gottes Wort nicht hört und seinen Willen nicht tut, der hat Johannes gegen sich. Ein solcher Widerstand gegen Gott tritt aber dann ein, wenn die Trennung von Jesus geschieht. Wer Johannes zumutet, mit ihm so Gemeinschaft zu haben, daß er sich von Jesus scheidet, von dem ist Johannes getrennt, weil er nie um eines Menschen willen auf die Gemeinschaft mit dem Vater verzichten kann.

Wenn wir sehen, wie uns Gott seine Gabe darreicht, die für uns das Leben ist, und wie Christus mit uns Gemeinschaft hält, dann ist uns die vollkommene Freude beschert, die keinen Schatten bei sich hat. Die tiefen Schatten und stechenden Schmerzen, die das Christenleben begleiten, entstehen nicht aus dem, was Gott ist und Christus tut, sondern steigen aus dem empor, was wir selber sind; die Freude dagegen entspringt am Herrn. Wahrscheinlich schrieb Johannes: damit unsere Freude vollendet sei. Denn nicht dadurch, daß die Jünger allein mit Jesus Gemeinschaft haben, sondern dadurch, daß die Gemeinde an ihr teilnimmt, wird ihre Freude voll. Johannes hat in der Weise, wie er von seinem apostolischen Amte spricht, Jesu Beispiel vor Augen. Jesus hat mit seinen Jüngern dazu geredet, damit seine Freude in ihnen und ihre Freude vollkommen sei, Ev. 15, 11. Dazu hat er sie auch zu Zeugen seines Gebetes gemacht, damit sie aus der Weise, wie er mit dem Vater redete, die vollkommene Freude schöpften, 17, 13. Zuerst hat ihm Jesus durch sein Wort gegeben, was ihn selig macht; jetzt tut er dasselbe an der Kirche.

1, 5—10.

Wahrhaftigkeit gegen Gott.

Johannes faßt, was er der Gemeinde zu sagen hat, in einen einzigen kurzen Spruch zusammen. 1, 5: **Und dies ist die Verkündigung, die wir von ihm gehört haben und euch verkünden, daß Gott Licht und keine Finsternis in ihm ist.** Wo hat Johannes gehört, was Gott ist? Die Gemeinde wußte, wessen Stimme er vernommen hat und wessen Wort er mit seiner Predigt wiederholt, daß er bei Jesus gehört und gelernt hat, was Gott ist. Bei allem, was Jesus sagte und tat, sowohl in den Taten seiner Macht als auf dem Kreuzesweg, war dies sein Ziel, daß er uns den Namen des Vaters verkläre und uns für Gottes Herrlichkeit das Auge gebe. Dazu hat er auch die Apostel bestellt. Es waren ihnen nicht vielerlei Geschäfte übertragen, sondern nur ein einziges: Zeugen Gottes zu sein.

Und zwar bestand das Amt Jesu und seiner Apostel darin, zu bezeugen, daß es in Gott nichts Dunkles gibt. Das ist eine einfache Wahrheit, die uns nicht zu entlegen und wunderbar ist, weil sich eine Ahnung von der Herrlichkeit Gottes schon von der Natur her im menschlichen Geiste regt. Denken wir an Gott, so wird es uns alsbald klar, daß unsere Schwachheit, Torheit und Bosheit unser ist und nicht sein und auf uns liegt und nicht auf ihm, daß sein Auge hell ist ohne den Schatten des Irrtums, der Torheit und Unwissenheit, vielmehr die lautere Weisheit hat und daß sein Wille hell ist ohne die Finsternis des Eigennutzes und der Bosheit, voll lauterer Güte und Gnade, darum auch frei von Druck und Qual in ganzer Seligkeit. Aber wir halten das nicht fest, wissen es wohl, aber glauben es nicht. Wir murren über ihn, haben Argwohn und Verdacht, Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegen ihn im Herzen und kehren uns ungläubig von ihm ab; ja wir verbinden seinen Namen dreist mit bösen Dingen, geben unsere blinden Gedanken und verkehrten Triebe für göttlich aus und stellen uns, als empfinge unsere Bosheit sein Wohlgefallen. Und doch ist er Licht ohne Finsternis! Darum war es das Amt Jesu und der Beruf seiner Boten, uns das zu verkündigen und zu bezeugen, was wir unter den finsteren Gedanken unseres Herzens immer wieder verleugnen und vergessen, daß die Finsternis nur in uns ist und nicht in Gott.

Weil Johannes die Einfalt der Predigt Jesu nicht verachtet, sondern verstanden hat, beschreibt er uns Gott durch das, was vor unseren Augen liegt. Er zeigt auf die Gabe hin, die uns die Sonne jeden Morgen bringt. Kommt das Licht, so wird das Auge uns brauchbar, daß wir selber sehen können und zugleich für die anderen sichtbar sind, und der Verkehr miteinander und mit der Natur wird uns möglich in freier Bewegung und freudiger Regsamkeit. Seht, sagt er, hier habt ihr Gottes Zeichen. An der Art und dem Werk der Sonne versteht ihr Gottes Art und Werk.

Gott ist Licht; das sagt uns nicht bloß, wie er für sich selber ist, sondern zugleich, wie er sich zu uns stellt und was er uns tut. Das Licht

strahlt in die Welt hinaus und sein Geschäft ist, zu scheinen. Es ist nicht bloß selber hell, sondern macht alles hell; denn es geht in unser Auge ein und setzt uns selbst in die Helligkeit. Gott gleicht dem Licht um seiner herrlichen Gnade und vollkommenen Güte willen. Wie ein heller Strahl kommt seine Wirkung und Gabe zu uns hin und pflanzt die Wahrheit in unsere Erkenntnis und die Gerechtigkeit in unseren Willen und macht uns dadurch hell.

1, 6: **Wenn wir sagen, daß wir mit ihm Gemeinschaft haben und in der Finsternis wandeln, so lügen wir und tun die Wahrheit nicht.** Ohne Gott ist es völlig begreiflich und in der Ordnung, daß wir solchen gleichen, die in dunkler Nacht wandern. Der wandelt im Finstern, der nicht durch die Wahrheit geleitet ist, sondern durch Torheit, Einbildungen und allerlei Wahn, der nicht weiß, was er soll und welchen Weg er einzuschlagen hat, der nicht sieht, wohin ihn sein Weg führt, der nicht dahin gelangt, wohin er soll, sondern dahin, wohin er nicht soll, und schließlich auch dahin, wohin er selbst nicht will. Das heißt im Finstern herumlaufen. Aber nicht nur der Blinde, sondern auch der Böse geht im Dunkeln umher, weil er das Auge der anderen scheut. Jede sündliche Begehrung nimmt uns die Offenheit und macht uns Verstellung und Lüge wünschenswert. Der Verlust der Wahrhaftigkeit und der Verlust der Wahrheit, Bosheit und Verblendung begleiten einander und beide setzen uns in die Finsternis. Und damit stockt das ganze Leben. Die Finsternis wird uns zur Kette und zur Last und versenkt uns in die Unseligkeit.

So werden wir ohne die Gemeinschaft mit Gott, wenn wir uns selber überlassen sind und Gottes Gaben uns verschlossen sind. Aber davon spricht Johannes nicht. Denn daß wir in der Gottlosigkeit uns finster machen, das hat die Gemeinde begriffen und es muß ihr nicht mehr eingeschärft werden. Am Licht haben wir nur Anteil dadurch, daß wir an Gott Anteil haben; denn Gott ist das Licht.

Wohl aber spricht Johannes davon, daß wir sagen, wir haben mit Gott Gemeinschaft, und dennoch unser Leben im Finstern führen. Johannes warnt vor einem Christentum, das sich des Evangeliums rühmt und sich in Gottes Gnade einschließt und es köstlich findet, daß Gott sich als Vater und Freund zu uns hält und uns seine vollkommenen Gaben schenkt; wenn aber der Mensch wandelt, sich bewegt, tätig wird und ans Werk geht, dann geschieht es dennoch im Finsteren; dann sieht er Gottes Weg nicht und weiß nicht, was er soll und will, und verbirgt sich in sein Versteck, weil er das, was er in seinem Herzen trägt, nicht zeigen darf. Von dem sagt Johannes nicht nur, daß sein Ruhm nichtig sei und die göttliche Gnade, von der er spricht, ihm nicht gegeben werde, sondern Johannes sagt, ein solcher lüge, weil er so mit Absicht und Bosheit die Wahrheit entstellt. Ein solcher weiß mit deutlicher Klarheit, daß sein Anteil an Gott nicht mehr als ein leeres Wort und erdichteter Schein ist; denn er weiß, daß er sich deshalb ins Dunkle flüchtet, weil er in der Führung seines Lebens Gott ausweicht und widerstrebt.

Darum ist der, der über sein Verhalten Dunkelheit breitet, obwohl er sich auf Gott beruft, keines Vertrauens wert, und wenn er mit großen Worten,

wie es damals die Gegner des Johannes taten, die Geheimnisse preist, in deren Besitz er sei, so kann dies die Gemeinde nicht täuschen; denn sie sieht, daß er lügt, schon daran, daß er sich versteckt. Es ist zwar eine Art Glaube, wenn wir sagen, wir haben Gemeinschaft mit Gott. Das ist die Sprache, die uns das Evangelium lehrt, und das Wort, das uns Jesus sagen heißt; aber so ist es nicht mehr rein, richtig und Gott wohlgefällig, sondern ein verwerfliches Wort. Wenn unsere Gemeinschaft mit Gott nicht unseren Weg und Wandel mit umfaßt, so haben wir aus unserem Glauben eine Lüge und Versündigung gemacht. Denn Gott, der Licht ist, bereitet uns die Helligkeit, die wir bedürfen, um nicht im Finstern zu wandeln. Wir dagegen bleiben in unserem Denken und Wollen finster, stellen uns aber dennoch zu Gott und sagen, daß wir in der Gemeinschaft mit Gott so finster seien, als wäre es nicht das Werk des Lichts, die Finsternis auszutreiben, als würde das Licht Dunkelheit hervorbringen. Trotz unseren gläubigen Worten leugnen wir also, was uns Jesus und die Apostel verkündigt haben. Sie haben uns gesagt, daß in Gott keine Finsternis sei; wir aber wollen einen Gott haben, der uns samt unserer Finsternis erträgt. Das ist die Lüge in diesem falschen Glauben ein Widerspruch gegen Jesu Wort und ein Protest gegen Gottes Art.

So kennen wir zwar die Wahrheit, tun sie aber nicht. Wer sagt, er habe Gemeinschaft mit Gott, dem ist Gott nach seiner Gnade und Herrlichkeit nicht unbekannt. Er sieht nach der Anleitung des Evangeliums zu ihm empor und freut sich, daß er uns zu sich beruft. Aber er braucht die Wahrheit, die ihm gegeben ist, nicht, sondern läuft, wenn er handeln soll, von ihr weg und fährt im Finsteren herum.

Die Wahrheit tun! damit zeigt uns Johannes den entscheidenden Punkt. Uns freut es, die Wahrheit zu wissen und zu besitzen. Gott hat sie uns aber dazu gegeben, damit wir nicht bloß an sie denken und von ihr sprechen, sondern damit wir es so machen, wie die Wahrheit es uns zeigt. Sie ist nicht bloß für unsere Gedanken eine Regel, sondern nicht weniger für unseren Willen und unser Werk. Dann erst haben wir sie lieb und sind ihr untertan. Johannes hat dieses einfache und doch so tiefe Wort bei Jesus gelernt. Denn Jesus hat denen, die zu ihm kamen, geraten, die Wahrheit zu tun; dadurch würden sie den Weg zum Glauben finden, der sich seiner als des Lichts von oben freut, Ev. 3, 21.

Johannes richtet die ganze Kraft seines Wortes darauf, daß die Gemeinde sich nicht bloß inwendig in ihren Gedanken und Worten mit Gott beschäftige und sich nicht nur an dem freue, was sie weiß, sondern daß sie in der Gemeinschaft mit Gott ihren Lauf vollbringe und nach dem handle, was Gott ihr gab. Er dringt auf den ganzen, unverkürzten Christenstand. Die Christenheit besaß nun schon manches Jahr das apostolische Wort mit seiner reichen Erkenntnis und seinem kräftigen Trost; nun kam es darauf an, wozu sie es benützte und was für eine Frucht sie aus ihm zog, ob sie sich daran ergötzte, daß sie Gott kannte und sich seiner gläubig freuen durfte, im übrigen aber ihre eigenen Wege ging und sich nicht aus der Finsternis herausziehen ließ.

Nicht alle fanden den richtigen Weg. Es gab in der Christenheit manche, die sich der Vereinigung mit Gott rühmten und nach seiner Erkenntnis sehr begierig waren, aber daraus nichts gewannen als einen neuen, seltsamen Gedankengang, mit dem sich jede Bosheit ungehemmt verbinden ließ. Darum zeigt Johannes der Christenheit, zu welchem Zweck Gott ihr sein Wort gegeben hat, wie aus dem Christenstand eine leere, böse Lüge und wie er umgekehrt echt, kräftig und heilsam wird.

1, 7: **Wenn wir aber im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir miteinander Gemeinschaft und das Blut Jesu, seines Sohnes, macht uns von jeder Sünde rein.** Auf irgend einem Weg muß jeder wandeln; denn das Leben ist Bewegung, ein Lauf zu einem Ziele hin. Es liegen aber zwei Wege vor uns. Neben den Fall, an dem wir uns verderben, stellt Johannes den geraden und richtigen Weg. Gott führt uns durch seinen Geist, bewegt uns durch sein Wort, zeigt uns seinen Willen, so daß wir nicht blind und töricht uns verirren müssen, und legt uns seine Liebe in die Seele, so daß wir für ihn leben. Nur dadurch, daß wir die Wahrheit nicht tun mögen, sondern uns ihrer Leitung krumm und träg entziehen, kommen wir auf unsere dunklen Wege. Gott dagegen tut durch sein Evangelium täglich an uns, was die Sonne an der Erde tut. Darum können wir ihm untergeben sein und uns da bewegen, wohin er uns gesetzt hat, im Licht.

Damit verschwindet das, was uns entzweit und trennt. Johannes zeigt auf die Gemeinde hin; denn sie ist das Werk, zu dem Gott Jesus in die Welt gesandt hat. Er ist gekommen, um uns eins zu machen und in ihm zu verbinden. Das bewirkt er dadurch, daß er das Licht in uns zur Herrschaft bringt. Solange jeder von uns im Finstern geht, von seiner eigenen bösen Begierde getrieben, finden wir einander nie mit aufrichtiger Gemeinschaft und fester Verbundenheit. Im Dunkeln sucht jeder nur sich selbst, dient nur sich selbst, verbirgt sich vor den anderen, stößt sich an ihnen und wird ihnen zum Feind und Widersacher. Wenn uns aber Gottes helles Licht leitet, so bringt uns seine einträchtige Wahrheit und sein einiger Wille und seine uns alle umfassende Gnade zusammen und wir werden von Herzen eins. Anders machten es die, die für ihr Verhalten die Finsternis nötig hatten; sie rissen die Gemeinschaft entzwei und machten aus der Kirche eine Sekte, die sie sich untertänig zu machen suchten. Darin zeigt sich, daß sie von ihren Sünden nicht frei geworden sind.

Stellt uns Gott ins Licht, so kommt die Frage, was aus unserer Sünde werde; denn dadurch wird sie offenbar. Sie stellt sich nicht nur zwischen uns und Gott, sondern macht zwischen uns Menschen die Gemeinschaft unmöglich, weil die Sünde das Vertrauen zerstört und die Ehre vernichtet, ohne die es keine Gemeinschaft gibt. Gottes Licht macht aber unser Auge für die Sünde an uns selbst und an den anderen klar, so daß wir sie nach ihrer Schuld, Verdammlichkeit und Verderblichkeit sehen. Vor dieser beugenden Macht der göttlichen Wahrheit fürchten wir uns und haben wegen unserer Sünden die Vorliebe für die Dunkelheit, weichen sowohl Gott als einander aus und suchen

in der Blindheit unsere Zuflucht. Aber nicht das ist der Weg, wie wir von unseren Sünden loskommen. Stellen wir uns in die Finsternis: hier verschwinden sie nicht; hier werden sie umgekehrt mächtig und offenbar. Stellen wir uns ins Licht: da verschwinden sie. Eben dann, wenn sie offenbar werden, vergehen sie für immer und ganz. Denn das Blut Jesu bewirkt, daß sie uns vergeben sind. Er ist dazu gestorben, damit wir von Gott die Vergebung empfangen. Das von ihm vergossene Blut hat Gott zum Grund einer Gnade gemacht, die unsere ganze Sündigkeit begräbt und tilgt. An der durch Jesu Blut erworbenen Vergebung haben wir dadurch teil, daß wir uns aufrichtig in Gottes Licht stellen und uns durch dasselbe bewegen und führen lassen, so daß unser Wandel in seinem Licht geschieht. Von jeder Sünde werden wir rein; denn Gottes Verzeihen ist vollkommen und ganz. Er entlastet uns nicht nur von dieser oder jener Sünde, sondern von jeder, weil uns nur dann geholfen ist, wenn uns ganz verziehen ist. Diesen Weg verachteten die, die sich Johannes widersetzten. Sie wandten sich vom Kreuz Jesu ab und nahmen daran Anstoß, daß er sein Blut vergossen hat. Sie hatten es nicht nötig, daß ihnen auf diese Weise die Vergebung bereitet werde.

Während wir durch die Gnade, die Jesus in den Tod führte, wirklich von unserer Schuld frei werden und uns die Entlastung und Vergebung als die Frucht seines Todes gegeben wird, ist es ein falscher Weg, der Sünde zu entrinnen, wenn wir sie leugnen und uns selbst entschuldigen. 1, 8: **Wenn wir sagen, daß wir keine Sünde haben, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns.** Während uns die Beugung unter die Wahrheit, auch wenn sie uns richtet, erhöht, führt das Bemühen, uns als rein von Sünde darzustellen, zum Fall. Dadurch verschließen wir uns dem Licht Gottes, fliehen in die Finsternis und stoßen das herrliche Geschenk weg, das wir durch das göttliche Wort empfangen, daß die Wahrheit in uns ist. In einem hoffärtigen Sinn, der sich nicht zur Reue bringen läßt und unempfindlich für das Böse ist, so daß wir es ableugnen, uns entschuldigen und behaupten, wir ständen in heller, glänzender Reinheit da, ist die Wahrheit nicht heimisch geworden. So sind wir im Kern unserer Person von ihr leer.

Da wir im Blick auf Jesu Kreuz sagen dürfen: dein Blut macht mich von jeder Sünde rein, so sagen auch die Glaubenden, daß sie keine Sünde haben. Vor Jesu Kreuz sprechen wir aber so: unsere Sünden, die wir getan haben, die als Schuld auf uns liegen und von denen wir uns nicht lösen können, hast du von uns genommen durch dein Verzeihen. Mit gläubigem und dankbarem Sinn heißen wir uns rein um deswillen, weil Jesus uns rein macht. Der Lügner dagegen redet sich ein, er finde bei sich selbst keine Schuld, obwohl sie an ihm haftet, weil sie aus seinem eigenen Wesen und seiner eigenen Tat entstanden ist.

1, 9: **Wenn wir unsere Sünden gestehen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und uns rein von jedem Unrecht macht.** Haben wir Gemeinschaft mit Gott, so erkennen wir die gänzliche Verschiedenheit, die zwischen uns und ihm besteht. Er ist treu, hält sein Wort, bleibt bei

seinem heiligen Willen und schwankt nicht, sondern bleibt sich in seiner Güte gleich; wir greifen fehl, gehen irre, lassen schlechte Triebe walten und sündigen. Er ist gerecht in allem, was er tut, vom Bösen ganz geschieden und ganz mit dem Guten eins; wir tun Unrecht, schädigen und verderben einander, brechen die Ordnung, die unsere Gemeinschaft miteinander heilsam macht, und bleiben nicht in dem Maß und Ort, der uns gebührt.

Wird uns dieser Gegensatz gegen Gott nicht von ihm scheiden? Kann der Abtrünnige vor den Treuen treten, der Unrecht Tuende vor den Gerechten? Käme es nur auf unser Herz an, so könnten wir nur den Gedanken fassen, daß wir von Gott geschieden bleiben. Aber Gott ist größer als unser Herz. Als der Treue läßt er uns nicht sinken und verderben, sondern hält uns fest und richtet uns dadurch auf, daß er uns verzeiht, so daß uns trotz unserer Sünde seine Gemeinschaft im Christus gegeben ist. Seine Treue wird gegen uns, die wir sündigten, zur Barmherzigkeit. Als der Gerechte macht er dem Unrecht, das uns schuldig macht, dadurch ein Ende, daß er, der Gerechte, es verzeiht.

Eben jetzt, da Johannes vom göttlichen Vergeben redet, nennt er Gott den Gerechten, weil nur der Gerechte verzeihen kann, ohne daß seine Gnade zur Mehrung der Sünde und zur Entkräftung des Gesetzes und zum Lob und Lohn für die Bosheit dient. Der Ungerechte verzeiht leicht, aber nur so, daß die Sünde bleibt, ja stärker und härter wird. Soll uns eine Vergebung bereitet sein, die uns wirklich rein macht, die Sünde an uns tilgt und ihre Wirkungen aufhebt, so kann sie uns nur der Gerechte geben, nur der gerechte Gott, der das Böse haßt und überwindet und das Gute schafft.

Wir machen uns Gottes Gerechtigkeit noch nicht deutlich, wenn wir in ihr nur den Grund zur Furcht finden, weil Gott seiner Gerechtigkeit wegen der Vergelter ist. Dann ist das Maß, in das wir Gott fassen, noch eng und klein. Er ist uns durch das beschattet, was wir selber sind. Was wir sind und tun, gilt uns so als das Wichtigste und dem, was Gott tut, geben wir erst den zweiten Platz, da er bloß das, was wir taten, zu vergelten und dem Guten den Lohn, dem Bösen die Strafe zu geben habe. So wird uns Gottes Gerechtigkeit freilich zum Grund der Furcht um des Bösen willen, das in uns ist. Aber Gott ist nicht nur der Vergelter unserer Taten, sondern führt sein eigenes Werk aus und handelt nach seinem eigenen Willen als der Erste, der alles beginnt, als der Vater, der nach seiner Liebe gibt. Auch in seinen eigenen Werken ist er gerecht, wirkt nichts anderes als, was recht ist, verschließt dem Unrecht die Türe und bringt alles an seinen rechten Ort. Das ist die schaffende, gebende, sich mitteilende Gerechtigkeit Gottes, die unsere Gemeinschaft mit ihm und miteinander so herstellt, daß sie ihre Regel in der Wahrheit und ihr Ziel in der Liebe hat. Deshalb wird uns Gottes Gerechtigkeit nicht nur zum Grund der Furcht, sondern auch zum Grund des Glaubens und der Zuversicht. Diese Gerechtigkeit Gottes macht, daß Gott die Bitte des Bußfertigen und das Geständnis des Reuigen hört; sie macht ihn bereit, uns von unserer Bosheit zu erlösen, weil er an ihrer Macht und ihrer Dauer

keine Freude hat, macht, daß wir ihn zum Helfer und Beistand haben, sowie wir unsere Sünde hassen und richten, und macht es ihm zur Lust, daß wir nun durch sein Vergeben rein und gerecht geworden sind. Aber weil wir beim Gerechten die Vergebung zu suchen haben, darum finden wir sie nur durch das reuige und aufrichtige Geständnis. Denn dadurch, daß wir unsere Sünden verwerfen, geben wir Gott recht und unterwerfen uns seiner Gerechtigkeit und diese macht uns nun kraft der vollkommenen Gnade, die sie bei sich hat, von allem Unrecht frei.

1, 10: **Wenn wir sagen, daß wir nicht gesündigt haben, so machen wir ihn zum Lügner und sein Wort ist nicht in uns.** Wer sich selbst für rein ausgibt, der beginnt mit Gott den Streit. Gott heißt das, was wir taten, böse; wir finden es recht und rein und gut. So muß er unrecht haben, damit wir recht behalten. Gott läßt Jesus sein Blut vergießen zur Tilgung unserer Sünden; wir finden uns nicht sündig, brauchen keinen, der an unsere Stelle tritt und uns versöhnt, und weisen die Mahnung zur Buße ab. So tun wir, als lüge Gott. Wir können uns nicht selbst entschuldigen, ohne daß wir Gott beschuldigen, und uns nicht selbst gerecht dünken, ohne daß wir Gott verklagen. Das ist die Sünde in aller Selbstrechtfertigung und darum hilft sie uns nicht.

Gott zum Lügner machen ist das Gegenteil des Glaubens. Der Glaube behandelt Gott als wahrhaftig und nimmt sein Wort als Wahrheit auf, sowohl wenn es unsere Sünde verdammlich heißt, als wenn es uns Gottes Vergebung bezeugt. Darum sind die Gerechtigkeit des Glaubens und die Gerechtigkeit des Stolzes gänzlich voneinander verschieden. Bei der Gerechtigkeit, die der Glaube besitzt, erhält der Mensch unrecht und Gott recht; bei der Gerechtigkeit, die der Stolz zu haben meint, erhält der Mensch recht und Gott unrecht. Jene streitet gegen unsere Sünde und ehrt, was Gott in seiner Gerechtigkeit und Gnade tut; diese ehrt den Menschen mitsamt seiner Bosheit und streitet gegen das, was Gott tut. Darum erhält uns diese in der Sünde und dient uns zum Fall, während jene unsere Sünde aufhebt und ewig unsere Gerechtigkeit bleibt.

Johannes deutet auf die zunehmende Verhärtung des Gewissens hin, die durch das Bestreben, uns selbst zu entschuldigen, herbeigeführt wird. Oben sagte er: wir sagen, daß wir nicht Sünde haben; hier: wir sagen, wir haben nicht gesündigt. Das Unbequeme am Bösen ist uns zunächst seine fortwirkende Macht, daß es als Schuld auf uns liegen bleibt, so daß wir die Sünde haben. Das schütteln wir ab und wollen, daß das, was wir taten, keine Folgen für uns habe und nicht bleibend und schwer in unserem Gewissen liege. Aber das treibt uns sofort noch eine Stufe tiefer hinab: wir haben überhaupt nicht gesündigt; was wir taten, war recht und vernünftig und sehr erklärlich, so daß es sich recht wohl verteidigen läßt. Daß Gott anders darüber urteilt, wissen wir; allein Gott muß ein Lügner sein.

Wenn wir Gottes Urteil widersprechen und ihm unrecht geben, dann ist sein Wort nicht in uns. Die Wahrheit ist nicht in uns, hieß es oben,

und hier: sein Wort ist nicht in uns. Das eine erläutert das andere. Sein Wort kann in unserem Sinn heimisch werden, unser Herz füllen und unsere Gedanken durchdringen. Dadurch ist die Wahrheit in uns und hat sich unserem Geiste eingepflanzt. Wer aber die Wahrheit nicht begehrt, der nimmt auch Gottes Wort nicht auf.

Johannes richtet unser Auge fest auf die Größe und Herrlichkeit der Gabe Jesu hin. Er fing ja mit dem offenbar gewordenen Leben an und mit der Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn; und er wird uns zeigen, welch ein Reichtum von Gaben und Kräften uns hiedurch zuteil geworden ist, wie umfassend und wirksam Gott unser ganzes Leben bildet und führt. Er sorgt aber zuerst dafür, daß daraus nicht eine Hoffart werde, die alles verdirbt, und macht uns den eitlen Blick unmöglich, der mit Wohlgefallen uns selbst anschaut. Denn die Pforte zu dieser Höhe ist das aufrichtige Geständnis unserer Sündlichkeit und die demütige Aufnahme des göttlichen Worts, das die Verwerflichkeit unserer Sünde bestimmt und deutlich bezeugt. Damit ist aller Eitelkeit und allem Selbstruhm für immer die Wurzel abgeschnitten. Diese Regel zeigt uns nicht bloß unseren eigenen Weg, sondern gibt uns auch das sichere Urteil über alles, was sich um uns her fromm und göttlich heißt. Wo die Sünde verdeckt und geleugnet wird, da ist nicht Gottes Wort und Licht.

2, 1—6.

Der Gehorsam gegen Christus.

In der Gemeinschaft mit Gott wird uns unsere Sünde sichtbar und das Bekenntnis in uns erweckt, zugleich aber auch die Vergebung uns geschenkt, so daß wir von unserer Sünde rein geworden sind. Wir sollen aber die Absicht, die Gott dabei hat, nicht mißdeuten. 2, 1a: **Meine Kindlein, das schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt.** Von denen, die sich ein stolzes Christentum bereiteten und erklärten: Wir wissen nichts von Sünde und finden in unserem Verhalten nichts Verwerfliches, wurde dem Apostel vorgeworfen, er verführe die Kirche zur Sünde, weil er für die, die ihre Sünde bekennen, die Vergebung bereit habe. In der Tat läßt sich das, was uns die Apostel über die menschliche Sünde und die göttliche Gnade sagen, so mißbrauchen, daß wir uns in der Sünde befestigen durch jene halbe, stumpfe Reue, bei der wir unsere Sündlichkeit nicht ableugnen, sondern zugeben und bedauern, aber als etwas Unvermeidliches betrachten, was sich nicht ändern lasse und womit man sich zurechtfinden müsse, und durch jenen halben, unreinen Glauben, der sich Gottes Vergebung gern gefallen läßt und sie immer wieder begehrt, aber nicht, um dadurch von jeder Sünde und Ungerechtigkeit rein zu werden, sondern weil man so mit gutem Trost und fröhlicher Hoffnung das Böse in sich pflegen kann. Aber der Vorwurf, daß er eine solche Reue und einen solchen

Glauben pflanze, trifft Johannes nicht, sondern er will, wenn er von der menschlichen Sünde und der göttlichen Gnade spricht, uns dazu bewegen, daß wir nicht sündigen, sondern von den bösen Dingen loskommen. Läßt er unseren Blick im Licht Gottes klar werden für unsere Sünde, so will er damit einen guten Willen in uns erwecken, der dem bösen Triebe redlich und gänzlich verschlossen ist, und wenn er uns die Herrlichkeit der Gemeinschaft mit dem treuen und gerechten Gott darstellt, so will er damit zeigen, wie wir vom Bösen gründlich und wirksam geschieden sind. Nur das ist der rechte Gebrauch des apostolischen Worts.

Er sagt der Gemeinde, daß er zu ihnen als zu seinen Kindern spricht. Er hat ihnen den Ernst des Evangeliums sichtbar gemacht, daß es uns als heilige Macht erfaßt und das Böse verbietet. Aber er sagt uns das nicht als ein hartes und drohendes Wort. Es ist die Liebe des Apostels, die uns das Böse untersagt und unmöglich macht; denn Gottes reine Liebe wird darin offenbar, daß er uns vom Bösen erlöst. Was soll denn Johannes von seinen Kindlein wünschen, als daß sie nicht sündigen?

Unser Inwendiges ist aber beweglich; wir können uns wenden und dem versuchlichen Trieb uns öffnen; dann tun wir einen falschen Schritt. Ist damit alles verloren? 2, 1b. 2: **Und wenn jemand sündigt, so haben wir einen Anwalt beim Vater, Jesus Christus den Gerechten, und er ist die Versöhnung für unsere Sünden, aber nicht bloß für die unserigen, sondern für die ganze Welt.** Wenn wir schwanken und fallen, dann kommt es uns zugut, daß wir mit Jesus verbunden sind. Er bricht seine Gemeinschaft mit uns nicht ab, auch wenn wir fehlen, und verleugnet uns wegen unserer Sünde nicht, sondern verbindet sich vor dem Vater mit uns, heißt uns die Seinigen und macht, daß wir seinetwegen in Gottes Gnade bleiben trotz unseres Sündigens.

Spricht Jesus für uns, so spricht nicht ein Sünder für den Sünder. Ein Sünder entschuldigt gern den anderen; denn er entschuldigt damit auch sich selbst. Darum hat solche Fürsprache kein Gewicht. Wenn aber Jesus für uns redet, dann spricht der Gerechte für die, die gesündigt haben, und das ist eine wirksame Fürsprache und ein kräftiger Grund, um dessentwillen uns Gott seine Verzeihung gibt.

Johannes stellt unsere Zuversicht nicht deshalb auf Jesu Gerechtigkeit, weil er den Vater leer an Gnade dächte, so daß er uns in seiner eigenen Treue und Barmherzigkeit nicht helfen wollte. Durch Jesus hat er solche Gedanken über Gott verlernt. Er hat aber an Jesus gesehen, wie Gott uns hilft, und das Mittel, durch das Gott uns die Vergebung gewährt, besteht darin, daß er uns den Gerechten gab, der vor dem Vater steht und doch mit uns verbunden ist und seine Gemeinschaft mit uns erhält, auch durch unser Sündigen hindurch. Um seinetwillen umfaßt uns Gottes Gnade und um seinetwillen stehen wir gläubig vor ihm auch nach einem Fall. Zuerst hat uns Johannes wegen unserer Sünde damit getröstet, daß Jesus sein Blut vergossen hat; jetzt tröstet er uns damit, daß er beim Vater lebt. Sein Sterben und sein Leben dienen derselben Gnade. Jesus hat uns seine Gnade nicht nur einmal erwiesen,

als er das Kreuz trug, sondern er ist jetzt der bei Gott Lebendige und erwirbt uns, wenn wir fallen, die neue Begnadigung von Gott. Die Fürsprache, die uns Jesus gewährt, ist ein Teil seines großen Werks, das er einst auf der Erde begann und jetzt im Himmel vollbringt. Er ist durch dasselbe die Versöhnung für unsere Sünden, ist selbst das, was sie deckt, ihnen die Macht nimmt, uns zu verderben, sie dem Gericht Gottes entzieht und bewirkt, daß wir dennoch mit Gott in Gemeinschaft stehen. Das wird uns alles deswegen zuteil, weil Jesus lebt. Alles, was er ist, hilft zu diesem Zweck mit, sein Leben und sein Sterben, sein Kreuz und seine Erhöhung, seine Gemeinschaft mit dem Vater und seine Gemeinschaft mit uns. Unsere Versöhnung hängt nicht nur an einer besonderen Tat Jesu, sondern an ihm, daran, daß Gott uns ihn gegeben hat. Darum haben wir es bei ihm zu suchen, daß unsere Schuld getilgt werde, und haben es ihm zu danken, daß unsere Sünden vergangen und beseitigt sind.

Dazu hat ihn Gott nicht nur der Christenheit, sondern der Menschheit gegeben. Wie ihre Sünde durch ihn vergeben und erledigt ist, so auch die der ganzen Welt. Die stolzen Christen, die bestritten, daß auf ihnen Sünde liege, obwohl sie ihre Größe nur dadurch behaupten konnten, daß sie das Licht ausschlossen, redeten von den anderen Menschen hart; für sie gab es nach ihrer Lehre keine Vergebung. Johannes verwehrt es dagegen der Kirche, die Gnade des Christus in Grenzen zu fassen. Sie ist nicht nur auf einzelne, auch nicht nur auf die gläubige Gemeinde, sondern auf die ganze Menschheit gerichtet und hat die Macht, die ganze Menschheit von ihrer Schuld freizumachen und ihre Sünden wegzuheben. Wie sie von einer gemeinsamen Schuld gebunden ist, so hat sie auch an einer gemeinsamen Gnade teil. Darin liegt ein kräftiger Antrieb zum Glauben. Er wäre eine unmögliche Sache, wenn wir für unsre eigene Sünde glauben sollten, daß sie von Jesus gedeckt und vergeben werde, und die anderen von Jesu Vergebung ausschließen müßten, weil ihre Sünde zu groß für seine Hilfe sei. Da könnten wir unseren Glauben nicht vom Zweifel freihalten, ob denn unsere Sünde so viel kleiner und geringer sei als die der Welt, für die Jesu Versöhnung nicht gültig sei. Nun ist aber die ganze Welt von Jesu Gnade umfaßt, so daß es keine Sünde in ihr gibt, für die er nicht die gerechte und vollkommene Tilgung und Heilung wäre. Jetzt darf ich meine eigene Sünde auch nicht von seinem Versöhnen ausschließen und darf nicht sagen: er vergibt den andern, jedoch nicht mir. Sein Vergeben, das die Sünden der Welt wegnimmt, tilgt auch die meinigen, so daß sie nur dann auf mir liegen bleiben und mir zur Schuld und zum Verderben werden, wenn ich die Verzeihung, die er mir verschafft hat, verachte und vernichte. Dadurch, daß Jesu Versöhnung etwas Ganzes ist, was die Welt umfaßt, wird unser Glaube sicher und fest. Johannes spricht später oft und ernst von der bösen Art der Welt, trennt die Gemeinde von ihr und heißt sie ihren Unterschied von ihr erkennen und bewahren. Das Erste, was er von der Welt sagt, ist jedoch dies, daß sie unter der Gnade des Christus steht und das Kreuz mit seinem Segen ihr geschenkt ist und ihr für ihre

Sünden die Vergebung bringt. Wir dürfen es in allem Verkehr mit der Welt festhalten: wir haben es immer mit Menschen zu tun, deren Sünde durch Jesus versöhnt und vergeben ist.

Sündigen wir, so ist Jesus unsere Hilfe; wir kennen ihn und dadurch sind wir geborgen. Wer ihn kennt, für den tritt er beim Vater ein und zählt ihn zu den Seinen, die ihm nicht verloren gehen. So hat Johannes uns die freudvolle Süßigkeit des Evangeliums bezeugt; nun zeigt er uns seine Kraft und seinen Ernst. 2, 3: **Und daran erkennen wir, daß wir ihn erkannt haben, wenn wir seine Gebote bewahren.** Johannes heißt die Glaubenden sich selber prüfen, ob sie wirklich Jesus kennen, ob ihnen das Auge hell geworden ist zu seiner Wahrnehmung, ob sie erfaßt haben, was er vor Gott und für die Menschen ist, was er ihnen gibt und aus ihnen macht. Wir sollen nicht leichthin sagen: wir kennen ihn, sondern sollen es erkennen, daß wir ihn kennen, und das merken wir daran, daß die Gebote Jesu bei uns sind, uns leiten und uns zeigen, worin unsre Arbeit bestehen muß, so daß wir ihnen gehorchen. Oder spricht Johannes von Gott? Er sagt nur: wir haben ihn erkannt. Es liegt ihm nicht daran, unsere Gedanken bestimmt und ausdrücklich allein auf Jesus oder allein auf Gott hinzulenken. Der Vater und der Sohn sind eins. Wer Jesus erkannt hat, hat Gott erkannt. Wenn wir ein wahres und lebendiges Bild Jesu in uns tragen, so sind wir Gottes gewiß geworden und haben verstanden, was er ist und will. Wiederum wenn wir einen lebendigen und wahren Eindruck von Gott in unserer Seele tragen, dann nehmen wir Jesu Macht, Herrlichkeit und Gnade wahr und haben ihn erkannt. Deswegen gilt es von der Erkenntnis Gottes und Jesu gleichmäßig, daß sie darin ihr Merkzeichen und ihre Bewährung hat, daß wir seine Gebote halten.

Jesus ist der Herr und der Herr gibt den Seinigen seine Gebote, die uns in seinen Dienst stellen. Wir kennen den Auftrag, den er uns gibt, durch sein Wort und wissen, wie wir ihm nach seinem Willen dienen. Nun sieh, sagt Johannes, ob du seinen Auftrag ausrichtest. Was gilt dir Jesu Gebot? Wenn es dir heilig ist und ein herzlicher Gehorsam gegen ihn in dir ist, dann hast du verstanden, was Jesus ist, und der Blick, der ihn erfaßt, war dir geschenkt. Erst damit ist vollständig ausgesprochen, was Jesus gegen unsere Sünde tut. Er macht uns von ihrer Schuld frei durch sein Versöhnen und gibt uns zugleich sein Gebot in die Seele, durch das er uns von unserem schlechten Willen trennt und uns dem guten Willen Gottes unterwirft. Er nimmt uns das erdrückende Joch ab, das wir selbst uns aufgeladen haben, und gibt uns statt dessen sein Joch, stellt uns in seinen Dienst und macht uns dadurch vom Dienst der Sünde los. So wird er uns zum Heiland, der uns vom Bösen hilft.

Es ist nicht möglich, ihn zu kennen und zugleich sein Gebot zu verwerfen. Wer ihn kennt, hat gesehen, daß er der Herr ist in der Macht Gottes, der berufen und gesalbt ist, uns zu regieren, und daß er der Sohn ist in der Einheit mit dem Vater, so daß sein Gebot nichts anderes als der Wille

Gottes ist, und daß er der Heilige ist, von allem Bösen getrennt, so daß sein Gebot uns von unserer bösen Weise hilft, und daß er der Gnädige ist, der es gut mit uns meint, so daß sein Gebot lauter Heil und Segen für uns ist. Darum läßt es Johannes niemand gelten, daß er Christus kenne, wenn er nicht seine Gebote hält. 2, 4: **Wer sagt: Ich habe ihn erkannt, und seine Gebote nicht bewahrt, ist ein Lügner und in diesem ist die Wahrheit nicht.** Johannes weist jene eingebildeten, unreinen Gedanken aus der Kirche hinaus, mit denen wir sagen, wir hätten Jesus verstanden und Gott in ihm erfaßt, obwohl uns das, was er von uns verlangt, nicht bewegt und regiert und ihm gehorsam macht. Wer sich der Kenntnis des Christus rühmt, ohne daß sie sein Gebot ihm teuer und heilig macht, der hat die Wahrhaftigkeit in sich ertötet, seine Gedanken verdreht und an leeren Worten seine Freude. In einem solchen hat die Wahrheit keinen Raum. Sowenig wir Gott, dem ewigen Licht, das Leuchten nehmen können, so daß es bei uns wäre und uns doch im Finsteren ließe, so wenig können wir Christus, den Gott zum Herrn der Menschheit bestellt hat, von seinem Gebot scheiden, so daß wir ihn haben und kennen könnten ohne sein Gebot. Wenn wir dieses verachten, dann ist er uns entzogen und verborgen und nicht für uns gekommen, und was uns von ihm bleibt, ist ein leeres, falsches Bild, das uns nicht mit ihm in Gemeinschaft bringt.

2, 5a: **Wer aber sein Wort bewahrt, in dem ist in Wahrheit die Liebe Gottes vollendet geworden.** Die Gebote Jesu bewahren und sein Wort bewahren, das ist dasselbe. Wir können von seinem Wort sein Gebot nicht absondern und etwa bloß die Verheißung behalten. Jesus hat sie in seinem Wort zusammengeknüpft und sein Wort ist das Mittel, durch das uns Gottes Liebe erreicht. Denn Gottes Liebe hat Jesus gesandt, hat ihm sein Wort vorgesagt und eingegeben und sucht durch dasselbe unser Herz. Solange wir uns ihr verschließen, ist sie noch nicht vollkommen und noch nicht an ihrem Ziel. Aber wer Jesu Wort faßt und bewahrt, für den wird es zum Boten der göttlichen Liebe; es bringt sie ihm in ihrer Vollkommenheit. Wer den Christus kennt, hat den gefunden, der das Vollkommene, das ewig Bleibende schafft und Gottes Werk zum Ziele führt. Unter den vollkommenen Gaben, die von oben herabkommen, ist Gottes Liebe die erste und größte und dazu, daß wir in der vollkommenen und wirksamen Liebe Gottes stehen, die keinen Schatten an sich hat und jeden Zwist verschwinden macht, bedarf es nur eins, daß wir Jesu Wort haben. Dann ist Gott für uns, Gottes Liebe uns zugewandt, Gottes Gabe uns beigelegt und die Gemeinschaft mit ihm da. Wenn wir dagegen sein Wort nicht bewahren, bloß hören, aber nicht tun oder nicht einmal hören mögen, so hindern wir dadurch Gottes Liebe, ihr Ziel zu erreichen und sich zu vollenden. In Gott ist sie freilich ewig vollkommen, ein heller Glanz ohne Finsternis; aber sie möchte sich auch in uns vollenden, weil es die Art der Liebe ist, daß sie an die anderen denkt, um sie sich kümmert und in sie den Eingang sucht. Durch unser Widerstreben gegen Jesu Wort stoßen wir sie aber zurück, lassen sie uns vergeblich suchen

und vereiteln ihr Werk. So geht uns ihr Segen verloren und wir fallen aus der Liebe Gottes heraus. So viel bedeutet es, wenn wir das Wort verwerfen; wir haben uns dadurch um Gottes Liebe gebracht.

2, 5b: **Daran erkennen wir, daß wir in ihm sind.** Immer näher und inniger stellt Johannes Jesus vor uns hin. Er hat zuerst gesagt: ihr kennt ihn. Er ist unserem Blick faßlich und sein Werk uns verständlich. Nun läßt er sein Wort steigen: ihr kennt ihn nicht bloß, ihr seid in ihm. Er zieht nicht nur unsere Gedanken, er zieht uns selbst zu sich; so wird er der Ort, der uns trägt und umschlossen hält, und der Grund unseres Lebens, an dem es hängt. Er nimmt uns zu sich und gibt uns bei sich Platz und Raum. Sind wir in ihm, so sind wir in Gott. Seine Erhebung in den Himmel und seine Gleichheit mit dem Vater gibt ihm das weite, große Herz, das Raum hat, alle in sich aufzunehmen, und die herrliche Macht, aller zu gedenken, alle zu lieben, für alle zu leben. Johannes heißt uns aus der himmlischen Art Jesu nicht einen Zweifel ableiten, als wäre er uns durch sie entzogen; wo er ist, da sind auch wir; er trägt und hält uns und hat uns mit sich selber durch ein festes Band vereint. Damit wir uns aber nicht selber täuschen und betrügen, hält er uns das Merkzeichen vor, woran wir erkennen, daß wir in ihm sind, eben daran, daß Gottes Liebe in uns ist mittelst seines Worts. Ist sein Wort in uns, dann sind wir in ihm; dann besteht dieser kräftige Zusammenhang, der uns mit ihm vereinigt. Wenn wir mit seinem Wort in Zwiespalt sind und es aus unserem Herzen ausstoßen und unseren Willen gegen sein Gebot verhärten, wie sollten wir eins sein können mit ihm? Wenn wir aus der Liebe Gottes herausfallen, wie sollten wir ihm verbunden bleiben? Dagegen wenn uns die Liebe Gottes umfängt und sich in uns vollendet, wie sollten wir von Jesus geschieden sein?

2, 6: **Wer sagt, daß er in ihm bleibe, hat die Pflicht, auch selbst so zu wandeln, wie er gewandelt hat.** Damit steigt das Wort des Apostels noch einmal. Er hat gesagt: ihr seid in ihm; nun fügt er bei: ihr bleibt in ihm. Ich kann mich nicht nur jetzt ihm verbunden achten, kann nicht glauben, daß er zwar jetzt mich mit seinem Wirken erfaßt habe, aber bald mich wieder von sich ausschließen und entfernen werde, daß er zwar jetzt mir Raum gönne bei sich und ihn morgen mir versage und zuschließe. Unser dankbarer und gläubiger Preis seiner Gnade muß in die Höhe: sind wir in ihm, so bleiben wir in ihm. Er verbindet uns mit sich mit ewiger Festigkeit; denn es hat uns eine vollkommene, nicht eine schwankende und wechselnde Liebe ergriffen und er verliert das, was er in sich aufgenommen hat, nimmermehr. Das ist des Glaubens Art, daß er im Anfang die Vollendung, in der Wurzel die Frucht, in dem, was uns jetzt gegeben ist, das, was uns ewig verliehen ist, erfaßt, weil er der vollkommenen Gnade ins Auge schaut und sie nicht nach unserer menschlichen Schwachheit, Armut und Wandelbarkeit bemißt, sondern nach Gottes Art. Damit wiederholt Johannes Jesu Verheißung und Gebot: bleibt in mir.

Wer aber mit diesem freudigen Blick vorwärts schaut und mit dem Triumph des Glaubens spricht: ich werde in ihm bleiben, und Christus als

sein unverlierbares Gut und sein ewiges Glück ergreift, der darf sein Leben nicht mehr nach seinem Eigenwillen führen, sondern ist verpflichtet, so zu handeln, wie Jesus gehandelt hat. Wenn ich sagte, ich bleibe bei ihm, und doch nicht Jesu, sondern meinen eigenen Weg ginge, so hätte ich ja und nein zur selben Zeit gesagt und aus mir einen Mann mit der doppelten Seele gemacht, Jak. 1, 8. Durch den Ort, an den ich mich stelle, empfange ich mein Gesetz. Stelle ich mich zu Jesus, so wird er mir mein Gesetz; stelle ich mich von ihm weg an meinen eigenen Ort, so nehme ich mein Gesetz und meine Regel aus meinem Eigenwillen. Wie ich mich bewegen muß, hängt ab von dem, der mich trägt. Halte ich mich an Christus, dann muß ich mich nach seinem Sinn bewegen; nach meinem Eigensinn oder nach des Teufels Sinn kann ich mich nur dann bewegen, wenn ich von ihm los und auf mich selbst gegründet bin.

Johannes stellt hier Jesu Beispiel neben sein Gebot. Er leitet uns nicht nur durch das, was er sagt, sondern auch durch das, was er tat. Alles, was wir von ihm wissen, jede Tat, die er vollbringt, seine ganze Weise, wie er sich zum Vater und zu den Menschen stellt, zeigt auch uns unseren Weg. Bei ihm waren Wort und Wandel eins. Er hat seine Gebote nicht bloß auf uns gelegt, sondern sich selbst vollkommen unter sie gestellt und selbst in der Güte gelebt, zu der er uns beruft. Sein besonderer Beruf, daß er der Sohn Gottes und Herr seiner Gemeinde ist, hat ihm zwar besondere Werke auferlegt, die ihm vorbehalten sind. Er hat Taten der Macht getan, die wir nicht zu tun haben, und Leiden getragen, die wir nicht zu tragen haben, weil er sie für uns trug. So haben auch wir unseren besonderen Beruf, sind Hausväter und Gatten und Handwerker und allerlei, was Jesus nicht gewesen ist. Und doch ist es eine gültige und deutliche Regel, die unseren ganzen Lebenslauf in Ordnung bringt, daß wir wandeln, wie er gewandelt hat. Wir sind nicht er und werden Toren, wenn wir uns stellen, als wären wir er, und können dennoch an ihm sehen, wie wir an unserem Ort und mit unserer Kraft unseren Lebenslauf vollbringen nach Gottes Sinn. Wir wissen bei redlicher Besinnung wohl, ob das, was uns bewegt, ihm gleicht oder nicht, ob wir ihn dabei an unserer Seite haben oder von ihm abgewichen sind.

2, 7—11.

Die Liebe gegen den Bruder.

Wir haben durch den Apostel ein Gebot erhalten, das unseren ganzen Lebenslauf umspannt: Jesu Gebote zu halten, sein Wort zu bewahren und auf seinen Wandel zu achten. Damit hat er aber die Gemeinde nicht überrascht und ihr nichts Neues gesagt. 2, 7: **Geliebte, ich schreibe euch nicht ein neues Gebot, sondern ein altes Gebot, das ihr von Anfang an hattet. Das alte Gebot ist das Wort, das ihr hörtet.** Schon damals, als das

Evangelium zum erstenmal zu ihnen kam und Jesus ihnen bekannt machte, empfingen sie dasselbe Gebot, um dessentwillen Johannes jetzt aufs neue an sie schreibt. Immer ist ihnen Jesus als ihr Herr verkündigt worden, dem sie sich in redlichem Gehorsam untergeben sollen, und immer ist ihnen sein Wandel dazu erzählt worden, damit sie ihm nachfolgen. Eine andere Gnade ist ihnen nie verkündigt worden als eine heiligende. Verschiedene Apostel und Evangelisten haben ihnen das Evangelium gebracht; immer hörten sie dasselbe Gebot, durch das sie zum Gehorsam gegen Jesus berufen worden sind. An dieses alte Gebot sollen sie allen Fleiß wenden; denn dieses erhält sie bei Christus und macht Gottes Liebe in ihnen vollkommen.

Wer sich am alten Gebot träg und widerwillig versündigt hat, bekommt Neigung, das alte gegen ein neues zu vertauschen und es mit diesem zu versuchen, als hätte ihm das alte Heilmittel nicht genützt, so daß er ein neues bedürfe. Und doch bedarf nicht die Christenregel, wie sie uns die Apostel gegeben haben und Jesus sie uns vorgelebt hat, sondern ich, der Christ, der Besserung, weil jene mir nicht helfen kann, wenn ich sie nicht halte. Die Gegner des Johannes priesen der Gemeinde neue Wege zu Gott, neue Mittel zur Heiligung, neue Ratschläge für ihren Christenlauf an, wobei Jesu Gebot und Wort gering geschätzt wurden. Deswegen stärkt sie Johannes zu festem Stand an dem Ort, auf den sie durch das Evangelium hingesetzt worden ist. Sie kennt Gottes Willen. Nötig ist nur das eine, daß sie an das alte Gebot einen ernsten Willen setze, es zu tun. Bei dem Wort, das sie gehört hat, soll sie bleiben. Damit stellt sich Johannes unter Jesus, wie es dem Boten gegenüber dem, der ihn sendet, ziemt. Jesus hat sein Gebot, das er seinen Jüngern beim Abschied gab, ein neues Gebot genannt. Seine Sache war es, ihnen den Willen Gottes in neuer Weise zu zeigen, ein neues Ziel in ihr Leben zu pflanzen und ihnen einen Beruf zu geben, den sie erst durch ihn empfingen. Aber des Apostels Sache ist es nicht, neue Gebote zu schreiben, sondern die Gemeinde zu erhalten und zu stärken im alten Gebot.

Aber auch er hat ihnen etwas Neues zu schreiben. 2, 8: **Wiederum ein neues Gebot schreibe ich euch, das in ihm und in euch wahr ist, daß die Finsternis vergeht und das wahrhafte Licht schon scheint.** Das Neue, was Johannes zu sagen hat, ist ein Gebot; denn es beruft sie zu einer neuen Pflicht und spannt ihre Kräfte zu neuem Fleiß. Weil sie aber bei neuen Geboten mit Grund fragen, ob sie auch wahr und keine Täuschung seien, da die neuen Gebote, die ihre Widersacher aufstellten, ihre eigenen Erfindungen waren, fügt Johannes bei: das in ihm und in euch wahr ist. Sein neues Gebot leitet sie nicht irre, weil es seine Wahrheit im Christus hat. Er macht es gültig und richtig. Es hat sie aber auch in ihnen; denn es bewährt sich an ihrer eigenen Person und findet an ihnen selbst seine Bestätigung. Das neue Gebot lautet, daß jetzt vor dem Licht die Finsternis vergeht. Johannes wartet wie ein Wächter auf den Anbruch des Tages, bis die Dunkelheit weicht und das Licht aufgeht. Er wartet nicht vergeblich, sondern sieht, wie der Nacht das Ende naht und das Licht seinen Schein ausgehen läßt. Das ver-

kündigt er nun der Gemeinde und seine gute Botschaft ist für sie ein neues Gebot. Denn wenn die Nacht weicht und das Licht anbricht, so bekommen wir dadurch einen neuen Beruf, eine neue Pflicht, eine neue Arbeit, eben die, im Licht zu wandeln als am Tage, wie Paulus sagt, und hinter uns zu lassen, was der Dunkelheit zugehört. Während die neuen Lehrer nicht nur das Kreuz Jesu geringschätzten, sondern auch seine Verheißung weglegten und in ihrer geistlichen Größe einen überreichen Ersatz für die Hoffnung sahen, mit der die Jünger Jesu ihre Arbeit getan hatten, besteht das neue Gebot des Johannes in der seligen Hoffnung, die auf die Verklärung der Welt und der Gemeinde schaut. Wie Nacht und Tag stellt es sich gegeneinander, was wir jetzt sind und was wir einst, wenn wir am Ziel stehen, geworden sind. Die Sonne, die den Tag bringt, ist Christus. Wenn er bei uns ist und wir ihn sehen und seine Herrlichkeit um uns und an uns offenbar wird, dann ist es heller, lichter Tag und es wird uns sein, als träten wir aus einer dichten, drückenden Finsternis heraus, in der man nichts sehen und fassen, sich nicht bewegen, nicht wachsen und gedeihen kann.

Schon scheint das wahrhafte Licht. Die Nacht ist noch nicht vergangen; aber sie weicht. Die Dunkelheit umfängt uns noch; aber sie zieht ab und die ersten Strahlen des Lichts erglänzen schon. Dadurch wissen wir: es kommt bald und es kommt mit siegreicher Macht, vor der die Finsternis vollkommen verschwinden muß. Christus ist ja auch jetzt nicht müßig und unwirksam. Sein Wort strahlt uns zu, seine Gnade faßt und erquickt uns inwendig, seine Verheißung ist bei uns und verspricht uns, daß er den Sieg behalten wird. Das sind die Strahlen, die jetzt schon vom wahrhaften Lichte her uns erreichen. Darum ist es nicht mehr völlig bei uns Nacht. Darum darf die Gemeinde nicht kleinmütig und verzagt werden. Es mag ihr scheinen, es sei noch dunkel in der Welt, dunkel auch im eigenen Herzen mit seiner vielfältigen Not. Gewiß, Finsternis hält uns umfangen; aber sie muß weichen. Es ist nicht die ewige Nacht, an deren Schwelle wir stehen, sondern ein heller Tag, dessen erste Strahlen wir schon sehen.

Das gibt den neuen Fleiß und frischen Mut für Jesu Gebot und es kommt zum alten Gebot das neue hinzu, daß uns der Tag bereit und das Licht wach finde, daß wir dem Christus mit fröhlichem Herzen entgegengehen und uns für seine Gegenwart bereit halten, bereit auch, der Finsternis zu widerstehen, wenn sie ihren letzten Kampf um ihre Herrschaft wagt. Nun verstehen wir auch, warum Johannes auf Christus hinzeigte als auf den, in dem das neue Gebot seine Wahrheit hat. Er macht, daß das wahrhafte Licht scheint; er allein überwindet die Finsternis und bringt den Tag. Aber auch in der Gemeinde ist das neue Gebot Wahrheit; denn sie erlebt es an sich selbst, daß das Licht bei ihr die Dunkelheit vertreibt. Zuerst sah Johannes auf den Anfang der Gemeinde zurück; dort steht das alte Gebot, durch das sie gegründet ist, Jesu Wort, das ihr Fundament von Anfang an ist, und die Erinnerung an seinen Wandel, an der sie ihren Leitstern hat. Aber sein Blick ist auch vorwärts gerichtet auf das, was kommen wird, und daraus

schöpft er für das Christenleben einen neuen Antrieb, vertieften Ernst und verstärkte Freudigkeit.

2, 9: **Wer sagt, daß er im Licht sei und seinen Bruder haßt, ist bis jetzt in der Finsternis.** Johannes sagt uns, worauf wir unseren Eifer und Ernst zu richten haben, um für den Tag des Christus bereit zu sein. Gott hat uns unter viele Brüder gestellt mit dem Auftrag, daß wir sie lieben. Das ist unser Lebenszweck, das von Christus uns aufgetragene Werk in der Welt, bei dem jeder Eifer und Ernst Raum zu kräftiger Regsamkeit und unermüdlicher Tat bekommt. Wer aber noch haßt, noch das Verlangen in sich hat, den anderen zu schädigen und zu verderben, der ist immer noch in der Dunkelheit, obwohl das wahrhafte Licht schon scheint und Christus die Nacht vertreibt, auch wenn er sich mit einem unechten Glauben des Lichtes rühmt. Sein Ruhm ist eine Täuschung, ein falscher Glaube und Unwahrheit, solange er noch seinen Bruder haßt. Den Bruder, sagt Johannes, und leitet dadurch unseren Blick nicht ins Weite, sondern bestimmt und klar auf die Menschen hin, mit denen wir zu der im Namen Jesu vereinten Gemeinde verbunden sind, ob unter ihnen einer sei, dem wir Übles wünschen, Böses gönnen und bereiten, den wir tot haben möchten, weil sein Schaden und Verderben unsere Lust wäre. Ob auch er uns haßt, quält und Unrecht tut, das läßt Johannes ganz aus dem Spiel. Tut er es, so gilt auch ihm das Wort, daß er im Finsteren sei. Aber er heißt uns nicht an die anderen denken, sondern an uns selbst, ob wir noch hassen können, noch als die Verderber und Schädiger an den anderen handeln und in unserem Sinn noch auf Kränkung und Übeltat gerichtet sind.

An denen, die die Gemeinde zertrennten und den Streit in sie hineintrugen, war sichtbar, daß sie hassen konnten. Das widerlegt ihre hochtönenden Worte über die Erkenntnis Gottes, die sie sich zuschrieben; denn man kann nur im Finstern hassen, nur dann, wenn man Gott vergessen und verleugnet hat, Christus verachtet, sein Wort verworfen und seinen Wandel sich aus dem Sinn geschlagen hat, nur dann, wenn unser Auge nichts sieht als uns selbst, unsere Ehre und unsere Lust, die anderen aber für nichts achtet, nur dann, wenn wir auch für uns selber völlig verwirrt sind über das, was uns dient und beseligt und ehrt, und unsere Lust in dem suchen, was uns verdirbt, und unsere Ehre in dem, was uns schändet, und unser Leben in dem, was uns um dasselbe bringt. Der aber, dem alles verschwunden ist, Gott und Christus und die Freude und das Leben, und nichts blieb als er selbst mit seiner auf Schaden und Tod gerichteten Begierde, der steht in der Finsternis und dann erst recht, wenn er zugleich noch sagt, er sei im Licht. Johannes gibt uns auch hier wieder zu bedenken, daß unsere Sünde doppelt bösartig ist, wenn wir sie mit dem Evangelium zusammen haben und die Kenntnis des Christus sie uns nicht nimmt. Denn dann haben wir sie fest mit uns verkettet und das Heilmittel, das uns gegen sie gegeben ist, unwirksam gemacht.

2, 10a: **Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Licht.** Nicht aus unserer Liebe entsteht das Licht; denn es kommt von oben, geht uns von Gott her

auf, ist im Christus zu uns gekommen und erreicht uns durch sein Wort; aber wir bleiben im Licht dadurch, daß wir nicht hassen, sondern lieben. So einfach ist Gottes Weg. Was sollen wir tun? Die Menschen liebhaben, uns freuen, wenn es ihnen wohl geht, und unsere Kraft und Arbeit dazu brauchen, damit Schaden und Unheil ihnen erspart, Gabe und Leben ihnen bereitet seien. Das erhält uns im Licht. Denn hienach strebt Gottes Rat und Tat; dazu ist uns Christus gegeben und dazu sind wir durch ihn erlöst, damit wir einander durch Dienst und Gabe helfen, wozu uns die Liebe das Auge und die Willigkeit verleiht. Und zwar bedürfen nicht nur die anderen unserer Liebe; wir selbst gehen zugrund und sterben elend ohne sie. Wir bleiben im Licht nur dadurch, daß wir durch Gott lernen, was Liebe ist.

2, 10b: **und ein Ärgernis gibt es in ihm nicht.** Die Apostel heißen das, woran man zu Fall kommt, Ärgernis. Wenn wir andere zum Bösen anleiteten und auf falsche Wege lockten, so wäre das der schlimmste Bruch der Regel Jesu, die uns zur Liebe beruft. Darum wiederholt Johannes die Warnung Jesu, Matth. 18, 6. 7, durch die er uns mit dem größten Ernst gesagt hat, daß wir uns selbst ohne Rettung verderben, wenn wir andere zum Sündigen bewegen. Ihr Fall wird, wenn er von uns verschuldet ist, uns selbst zum Fall. Darum ist dazu, daß wir das Leben gewinnen, vor allem notwendig, daß kein Ärgernis in uns sei, an dem sich andere verderben, und der Schutz vor dieser uns zerstörenden Gefahr ist uns dann geschenkt, wenn wir den Bruder liebhaben. Weil wir durch die Liebe dem anderen zum Führer und Helfer und nicht zum Verführer und Verderber werden, bewahrt uns die Liebe vor dem Fall.

2, 11: **Wer aber seinen Bruder haßt, ist in der Finsternis und wandelt in der Finsternis und weiß nicht, wohin er geht, weil die Finsternis seine Augen geblendet hat.** Der, den der Haß treibt, hat sich inwendig vom Licht abgesperrt und doch kann er sich bei den starken Trieben, die ihn bewegen, nicht stille halten, sondern fährt los auf sein Ziel. Er sieht aber nicht, was er anrichtet und was er sich selbst bereitet, wie töricht alle seine Rechnungen sind. Und doch hat Gott auch ihn zum Sehen geschaffen, hat auch ihn befähigt, das Gute zu schätzen und nicht das Böse, die Freude zu suchen und nicht den Schmerz, das Leben zu lieben und nicht den Tod. Aber er hat seine Augen umsonst. Denn in der Finsternis, in die er sich begeben hat, vermag ihm sein Auge nichts zu zeigen. Hilflos steht er in der Gewalt des ihn treibenden Wahns.

2, 12—17.

Die Absage an die Welt.

Es liegt uns ob, den Bruder liebzuhaben, und es liegt uns ob, die Welt nicht liebzuhaben. Hierin besteht die Schwierigkeit des Christenstands. Die Menschen um uns her haben eine doppelte Eigenschaft, weshalb wir ihnen

auch ein doppeltes Verhalten schuldig sind. Sie stammen vom selben Vater wie wir und stehen unter derselben Gnade Jesu und sind darum unsere Brüder. Sie haben aber auch vieles an sich, was nicht von Gott stammt, leben, ohne ihn zu kennen, nach ihren eigenen Gedanken und Begierden und sind darum von Gott sich selbst und ihrer eigenen Art überlassen, die mit Gottes Art im Zwiespalt ist. Darum heißt Johannes die Menschen mit besonderem Nachdruck die „Welt". Welt und Gott stehen gegeneinander. Jene will, was Gott nicht will, und tut, was Gott nicht tut, macht sich ihr eigenes Gesetz, bereitet sich ihr Glück nach ihrer eigenen Weise und bedarf Gottes nicht, sondern hat sich von ihm losgemacht. Darum hat der Mensch etwas an sich, weshalb man ihn nicht lieben darf. Dem Gebot stellt aber Johannes den hellen Blick in den Reichtum der göttlichen Gabe voran. Wie er das Gebot der Bruderliebe darauf begründete, daß das wahrhafte Licht schon scheint, und die Mahnung, Jesu Wort zu bewahren, darauf, daß er die Versöhnung für unsere Sünden ist, bezeugt er hier der Gemeinde zuerst die himmlischen Güter, die ihr Eigentum geworden sind, um derentwillen sie nicht zur Welt gehört, sondern von ihr geschieden ist. Aus der Aneignung dessen, was uns das Wort Jesu gibt, entsteht für uns die Notwendigkeit und die Kraft zur Absonderung von der Welt.

2, 12: **Ich schreibe euch, Kindlein, daß euch die Sünden um seines Namens willen vergeben sind:** Das Erste, was wir hiebei bedenken und glauben sollen, ist, daß wir die Vergebung der Sünden empfangen haben. Dies bezeugt Johannes der Gemeinde, seinen Kindlein, zuerst. Ihr Unterschied von der Welt besteht nicht darin, daß sie nicht gesündigt haben, sondern darin, daß ihnen die Sünden vergeben sind, des Namens Jesu wegen, deshalb, weil sein Name seine Sohnschaft Gottes kundtut, die ihn mit dem Vater vereint, und seine königliche Sendung bezeugt, die ihn für uns wirksam macht. Deshalb trennen ihre Sünden sie nicht von Gott und bringen ihnen nicht den Tod, weil er zu ihnen kam und für sie starb. Wären ihnen die Sünden nicht vergeben, so würden sie auf demselben Weg zum selben Ziel getrieben, wohin die Welt geht. Weil ihnen aber die Sünden vergeben sind, sind sie aus der Welt herausgehoben und zu Gott gebracht. Er, Johannes, schreibt ihnen dies. Sie hören durch das Wort, daß ihnen die Sünden vergeben sind, und sehen es nicht an ihnen selbst, auch nicht an der friedlichen Empfindung ihres Herzens oder an der kräftigen Besserung ihres Lebens. Das reicht nicht hin, um die Folgen aufzuheben, die nach Gottes heiligem Recht aus dem Bösen entstehen. Alle diese Folgen sind aber deshalb beseitigt, weil der Name Jesu uns das zeigt, was Gott für uns getan hat. Weil wir somit die Vergebung der Sünden durch das Wort empfangen, das uns den Namen Jesu bekannt und deutlich macht, bezeugt Johannes sie der Gemeinde so feierlich.

2, 13: **Ich schreibe euch, Väter, daß ihr den erkannt habt, der von Anfang an ist. Ich schreibe euch, Jünglinge, daß ihr den Bösen überwunden habt.** Johannes fügt zur Vergebung der Sünden die Erkenntnis des Christus und den Sieg über den Bösen als das, worin unsere Kraft und unser Reichtum besteht. In der Gemeinde bilden sich naturgemäß zwei Gruppen: die Väter

und die jungen Männer. Der Vorzug der Alten ist, daß sie weit zurücksehen und in ihrer Erinnerung tragen, was das junge Geschlecht nicht mehr weiß. Die Väter in der Gemeinde sind aber unermeßlich reicher begabt als irgend welche Alten in der Welt. Was der reichste Rückblick derselben nicht von ferne faßt, ist ihnen geschenkt. Ihnen ist der Ewige bekannt geworden, der vom Anfang her ist; denn sie haben Christus kennen gelernt und der Apostel bezeugt ihnen, daß sie in ihm wirklich den gefunden haben, der beim Vater war und den Weltlauf von Anfang an getragen hat und regiert. Haben die Väter ihren Vorzug im hellen Blick, der viel umfaßt, so hat ihn der junge Mann in seiner rüstigen Kraft, die sich auch im Kampf und in der Anstrengung bewährt. Er freut sich, wenn ihm ein Sieg zufällt. Johannes schreibt seinen jungen Männern, daß sie den größten Sieg erlangt haben; denn sie haben den Satan besiegt. Er sagt ihnen nicht, daß sie mit ihm im Kampf liegen und sich gegen ihn wehren müssen und hoffentlich den Sieg behalten werden, sondern: ihr habt ihn besiegt und seine Macht über euch vernichtet und die Freiheit von ihm gewonnen. Es ist ihnen als Gabe und Besitz zugefallen, daß sie vom Teufel abgeschieden und aus aller Untertänigkeit unter ihn herausgehoben sind, und Johannes versichert sie feierlich, daß sie wirklich und unzweifelhaft dadurch, daß sie Jesus fanden, vom Teufel nichts zu fürchten haben und von aller Gemeinschaft mit ihm getrennt sind. Das sollen sie glauben. So hat er auch den Vätern nicht gesagt: ihr bemüht euch, den, der vom Anfang her ist, zu finden, und es wird euch immer mehr gelingen, ihn zu erkennen. Er sagt auch hier mit freudiger und vollkommener Zuversicht: ihr habt ihn erkannt; eure Gemeinschaft mit ihm ist gestiftet und der Blick eurer Seele hat ihn erreicht. So sagt er auch von unseren Sünden: sie sind erlassen; weg sind sie und verschwunden in der göttlichen Gnade, die euch verziehen hat. Die Sünden sind euch vergeben; in Jesus habt ihr den Ewigen erkannt und den Teufel habt ihr für euch ohnmächtig gemacht; das ist das Eigentum des Glaubenden. Eins hängt hier am anderen. Dadurch, daß wir Christus kennen und für den Bösen nicht mehr faßbar sind, ist unser Fall, der uns unsere inwendige Not bereitet, geheilt, womit uns die Sünden vergeben sind, und daran, daß die Fesseln, mit denen uns unsere Schulden binden, gelöst und wir vom Bösen geschieden sind, erkennen wir das Ziel und die Macht Jesu; denn der Christus wird an seinem Werk erkannt.

Weil dies der Besitz des Glaubenden ist und der Glaube im Wort sein Fundament hat, deswegen fügt Johannes zur ersten Bezeugung noch eine zweite. 2, 14: **Ich schrieb euch, Kinder, daß ihr den Vater erkannt habt. Ich schrieb euch, Väter, daß ihr den erkannt habt, der von Anfang an ist. Ich schrieb euch, Jünglinge, daß ihr stark seid und das Wort Gottes in euch bleibt und ihr den Bösen überwunden habt.** Mit dem Zeugnis, daß sie den Vater kennen, faßt Johannes alles in das einfachste Wort zusammen, was uns das Evangelium gegeben hat, macht es aber auch besonders deutlich, wie arm und finster die Welt ist. Den Vater nicht kennen! das ist ihr Jammer, ihn, der uns das Leben gab, versorgt, leitet und liebt, ihn nicht kennen, mit dem und für den

wir als die Kinder zu leben haben, dessen Wille uns das heiligste Gebot sein müßte und dessen Dienst unsere Freude wäre. Ihr, bezeugt Johannes der Gemeinde, ihr seid nicht Kinder, die von ihrem Vater nichts wissen und fern von ihm unter lauter Fremden leben; ihr kennt ihn; denn ihr habt einen offenbaren, gegenwärtigen Gott. Vielleicht denkt Johannes bei diesem Wort besonders an die Jugend, die im Kreis der Gemeinde heranwächst und den unschätzbaren Vorzug hat, daß sie von Anfang an ihren rechten Vater kennt und dasjenige Leben hat, das er in uns wirkt. Dem Jüngling erläutert er, wie er zum Sieger über alle bösen Gewalten des teuflischen Reiches geworden ist. Du bist stark! stark nicht nur in der natürlichen Frische des Leibes, stark in deinem inwendigen Wesen, und dies darum, weil das Wort Gottes in dir bleibt. Daraus entspringt unsere Stärke, aus dem unscheinbaren Wort, das still in unsere Seele einzieht und dort sich heimisch macht, weil es Glauben schafft. Dieses Wort ist die Kraft, an der der Teufel scheitert; denn es ist Gottes Wort. Wer Gottes Wort in sich hat, sinkt niemals hinab in des Teufels Reich. Dort hat nur der Platz, der vom Wort Gottes leer geworden ist. Wenn wir kein Wort Gottes in uns hätten, wie sollten wir für Gott brauchbar sein? Dann wäre freilich unser Ort in jenem stummen Reich, wo Gott nicht mehr redet. Aber wo Gottes Wort ist, da ist alle Macht des Bösen ohnmächtig und unser Streit mit ihm ist entschieden. Denn Gottes Wort ist unverletzlich und wird nicht des Teufels Raub.

So hat Johannes die Gemeinde auf den hohen Felsen gestellt, den Gott ihr bereitet hat, und hat sie dankbar gemacht in der Erkenntnis der Gabe, die ihr verliehen ist. Darum ist es kein hartes oder unverständliches Gebot, wenn er nun von ihr verlangt, daß sie ihre Liebe nicht der Welt gebe. 2, 15a: **Liebt die Welt nicht, auch nicht das, was in der Welt ist.** Johannes sagt nicht: hasset die Menschen, streitet mit ihnen und schädigt sie, soweit ihr könnt. Das läge uns nur dann ob, wenn uns das Gericht übergeben wäre. Das Schicksal der Menschen steht in Gottes Hand und er hat sich selber die Verwaltung des Gerichts an ihnen vorbehalten. Was uns obliegt, ist, daß wir uns selbst vor der Macht der Menschen schützen, mit der sie uns beherrschen und beflecken, wie es uns auch Jakobus sagt 1, 27, und das tun wir dadurch, daß wir über unsere Liebe wachen und sie nicht an die Menschen verschenken. Die Liebe verlangt nach dem, dem sie sich ergibt, schätzt ihn, lobt ihn und heißt ihn gut, hilfreich und rein. Das alles ist der Mensch, solange er nichts als ein Glied der Welt ist, nicht. Wer sich an ihn hängt und bei ihm sein Glück und seine Freude sucht, hat sich an einen bösen Herrn verkauft, der ihm zum Verderber wird. Wir dürften die Welt nur dann lieben, wenn wir das, was sie inwendig erfüllt und bewegt, lieben dürften. Aber eben hier steckt ihr Schaden. Was die Menschen in sich tragen und bei sich hegen und pflegen, ist giftig und verdorben und steckt den an, der sich mit seiner Liebe ihnen ergibt.

Johannes hat bei Jesus gehört: Gott hat die Welt so geliebt, daß er ihr seinen Sohn gab. Sind die Menschen von Gott geliebt, von ihm wert

gehalten und hoch geschätzt, soll ich sie dann nicht auch lieben? Hat er uns nicht gesagt, daß Christus die Versöhnung für die Welt ist? Stehen die Menschen unter der Gnade des Christus und deckt er alle ihre Bosheit, sind sie dann nicht durch ihn rein und aller Liebe wert geworden? Gewiß, Gott hat die Welt lieb, aber dazu, damit sie nicht Welt bleibe, sondern in Jesus das Leben habe an Stelle dessen, was sie jetzt in sich trägt. Hätten die Menschen das Leben aus Gott in sich, so wären sie eben nicht mehr Welt, nicht mehr die Gemeinschaft derer, die ohne Gott leben, und nicht mehr das Reich dessen, der mit seinem gerechten und wahren Namen der „Böse" heißt. So ist auch Christus die Versöhnung für die Welt dazu, damit ihre Sünde überwunden und sie von ihrer Bosheit frei gemacht sei. Darum ist sie dann nicht mehr Welt, wenn Jesu Versöhnen an ihr wirksam wird. Wenn wir aber die Welt in dem Sinne lieben, wie es hier der Apostel uns verwehrt, so schätzen und suchen wir an der Welt eben das, was die Welt zur Welt macht, was Gottes Liebe ihr nehmen und Jesu Versöhnen an ihr tilgen möchte, und sind darum in unserer Liebe nicht mit Gott einstimmig, sondern wider ihn.

Deswegen ist das Gebot, das uns den Bruder lieben heißt, und das, das uns die Welt nicht lieben heißt, unlöslich aneinander gebunden, so daß wir keines vom anderen scheiden können. Denn wenn wir den Bruder lieben, der mit uns denselben Anteil am Vater hat wie wir, so schätzen wir Gottes Werk, sei es nun Natur oder Gnade, Schöpfung oder Erlösung, und freuen uns an Gottes Gaben, die ihn zieren, und dienen Gott in ihm. Wenn wir aber die Welt lieben, so ehren wir an den Menschen das, was sie von Gott scheidet, worin sie ihm widerstreben, und dienen dem an ihnen, was sie der Gemeinschaft mit Gott beraubt. Darum kann nur der den Bruder lieben, der die Welt nicht liebt, und nur der die Welt lieben, der den Bruder nicht liebt. Jede Zuneigung hat ihre Abneigung bei sich und jede Verbindung macht nach der anderen Seite hin los. Jesus hat unserer Liebe jede Enge und Beschränkung genommen, so daß wir mit ihr nicht warten dürfen, bis uns die anderen viel Gutes und Hilfe erwiesen haben, damit erst jetzt auch unser Herz sich zu ihnen hinbewege. Hievon bricht unser Wort nichts ab. Wer warten will, bis ein Mensch sich in deutlicher Erprobung und reicher Wohltat an ihm als Bruder erwiesen hat, ehe er ein Herz für ihn hat, der sieht und findet die Brüder nie, die Gott ihm gab, und wird dem älteren Sohn in Jesu Gleichnis gleich, der den Bruder verleugnet hat. Unsere Liebe darf fröhlich zu allen hinfahren und an ihnen allen das suchen, was sie uns zu Brüdern macht, was sie von Gott haben, worin wir mit ihnen durch Gott verbunden sind. Aber wir dürfen nicht alles an ihnen lieben, nicht das, was sie der Welt gleichartig macht. Darum hat die Liebe ihren tiefen und bitteren Schmerz bei sich. Sie ist nicht lauter Lust. Wer lauter Lust und Ergötzung in seiner Liebe haben will, der hat die unsaubere Liebe in sich, die uns Johannes verbietet, und hat den Blick auf Jesu Weg verloren und wandelt nicht wie er, der Mann der Schmerzen. Der Schmerz kommt uns daher, daß wir nicht alles in den Menschen lieben, schätzen und pflegen dürfen und, solange sie Christus nicht kennen, gerade

das nicht lieben dürfen, was sie bewegt und erfüllt und ihrem Leben das Ziel und den Charakter gibt.

Johannes stellt uns vor die Wahl: entweder die Welt oder den Vater. Liebt ihr die Welt, so habt ihr den Vater nicht. Habt ihr den Vater, so ist euch die Liebe zur Welt erloschen und versagt. 2, 15b: **Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm.** Den Vater können wir nicht preisgeben und seine Liebe nicht aufs Spiel setzen. Wenn die Liebe des Vaters in uns ist, ist unser Verlangen auf das gerichtet, was er schafft, was seine Art an sich hat und seinen Willen zur Erfüllung bringt, und wir haben es dann auch gemerkt, daß seine Liebe unser Glück und Leben ist. Dann ist es aber nicht möglich, daß wir zugleich das lieben, was nicht vom Vater stammt, das loben, was gegen ihn ist, und uns an dem freuen, was er richtet und straft.

Dadurch, daß der, der die Liebe des Vaters in sich hat, alles liebt, was vom Vater kommt, ist unserer Liebe eine unendliche Weite gegeben, von der Lilie, die Gott gekleidet hat, und vom Sperling an, der nicht ohne den Vater lebt, bis hinauf zu den herrlichen Geistern vor Gottes Thron, bis hinauf zum einzigen Sohn, der von Anfang an gewesen ist. Unsere Liebe erhält dadurch aber nicht bloß ein unendliches Gebiet, sondern auch eine deutliche Grenze. Denn das, was nicht vom Vater stammt, ist ihr nun auch völlig verboten und versagt. Das ist aber gerade das, was die Welt besitzt und was sie regiert. 2, 16: **Denn alles, was in der Welt ist, die Begierde des Fleisches und die Begierde der Augen und die Hoffart des Lebens, ist nicht aus dem Vater, sondern aus der Welt.** Wenn wir bis zum Kern des menschlichen Lebens vordringen und aufdecken, worin eigentlich der Besitz und die Kraft der Menschheit besteht, dann stoßen wir auf die Begierden, die aus dem Fleisch und aus den Augen entstehen, und auf den nach Prunk und Ehre verlangenden Wunsch. Das ist alles, was in der Welt zu finden ist, und das hat ihr nicht der Vater gegeben, sondern das erzeugt die Welt aus sich selbst. Das hervorzubringen, zu pflegen, groß und stark zu machen ist ihre Erfindung und Kunst.

Das Fleisch, in dem wir leben, ist begehrlich. Es will immer wieder genährt sein und verlangt für seine verschiedenen Triebe nach Sättigung und Lust. Eine andere Art Lust, die weniger körperlich ist als die, die aus dem Leib entsteht, bereiten uns die Augen. Gierig sehen sie in die Welt hinaus nach Ergötzung und Unterhaltung und liefern der Seele die bunten Bilder, mit denen sie spielt. Dazu kommt noch ein dritter Trieb, durch den wir unsere Lust bei uns selber suchen. Mit hoffärtiger Prunksucht stellt die Welt das aus, was ihr zum Unterhalt des Lebens gegeben ist, und legt es als Glanz und Schimmer um sich her, damit sie scheine und gelte und bewundert werde und sich selbst bewundern könne. Das ist alles, sagt Johannes, was in der Welt ist. Wenn wir abziehen, was die Menschen tun, weil sie von den leiblichen Trieben gestoßen sind, oder was sie ihren Augen oder ihrer Eitelkeit zulieb unternehmen, was tun sie denn sonst noch? Wenn dieser dreifache Anstoß, der die Menschheit in Bewegung bringt, stillstände, so hörte

plötzlich die ganze Weltgeschichte auf. Darum dürfen wir die Menschheit nicht liebhaben. Denn wer sie liebhat, der macht sich zum Diener des lüsternen Fleisches und der begehrlichen Augen und müht sich ab, sie zu ergötzen und zu befriedigen, und unterwirft sich der hoffärtigen Eitelkeit und stärkt und nährt sie, indem er die anderen um leeren Schein bewundert und beneidet und sich selber wegen ebenso nichtiger Dinge bewundern und beneiden läßt. Ohne das gibt es keine Freundschaft mit der Welt.

Es gibt freilich noch andere Dinge in den Menschen: Wahrheit, die als ewiges Licht durch die Geister leuchtet, Recht und Pflicht und heilige Ordnungen, die gehütet, bewahrt und getan sein wollen in ganzer Hingabe, herzliches Wohlwollen, Güte, lautere Liebe, die uns miteinander verbindet und füreinander leben und arbeiten läßt. Allein das ist nicht von derselben Art wie die Begehrung des Fleisches und der Augen und der Eitelkeit, sondern liegt damit im Streit. Jenes stammt nicht aus der Menschheit, sondern vom Vater, dieses aus der Menschheit und nicht vom Vater. Jenes ist Gottes Geschenk und macht Gottes Bild im Menschen aus, woran wir die Brüder erkennen. Dieses macht, daß die Welt abseits von Gott steht und ihr eigenes Bild und Wesen hat, nicht Gottes Art und Bild.

Gott hat den Menschen ins Fleisch gekleidet und ihm das Auge gegeben, mit dem er die Natur erfaßt, und auch das Verlangen nach Ehre und Herrlichkeit hat seinen Grund in der von Gott uns gegebenen Art. In allem, was der Mensch hervorbringt, bearbeitet und ordnet er nur das, was ihm gegeben ist. Wenn er aber nicht in der Gemeinschaft mit Gott handelt, so bringt er in das, was ihm gegeben ist, Unordnung hinein, versetzt es, krümmt es und stößt es aus seiner Regel in eine verkehrte Bahn. So hat es die Welt mit dem Fleisch gemacht; nicht das lebendige Fleisch, dieses wunderbare Gebilde, in dem wir leben, gibt sie sich selbst; aber seine Gier stachelt und entzündet sie, so daß sie ungestüm wird und keinen Zügel duldet und die ganze Seele umfängt und beherrscht. So hat sie sich auch nicht das Auge gegeben, dieses herrliche Wunder Gottes, durch das die Natur unserem Geiste offen ist; aber die Gier hat sie ihm eingepflanzt, daß sein Reiz uns mit fortreißt, uns zerstreut und so schwach macht, daß unsere ganze Seele nur in unseren Augen wohnt. Und während uns Gott eine rechtschaffene Ehre und Herrlichkeit gönnt, die wir suchen sollen, wie Paulus sagt, in der Geduld des guten Werkes, verkehren wir das zur Eitelkeit, wollen nicht warten, bis wir auf rechtem und göttlichem Weg in die Höhe fahren, fahren eigenwillig empor, wo wir uns beugen sollten, und suchen unseren Glanz in dem, was uns nicht ehren kann. Diese Unordnung mit ihrem Tumult, Unfrieden und Schein hat die Welt sich selber zuzuschreiben als ihr eigenes Werk. In diese Welt kam Christus hinein und hat sich aus ihr seine Gemeinde gesammelt. Darum hat auch sie an all dem teil, was die Art der Welt ist, und ist doch von ihr geschieden. Denn wir haben durch Christus gehört, gesehen und erkannt, daß diese Dinge nicht aus Gott sind, und haben in ihm erkannt und durch ihn empfangen, was aus Gott ist, eine Wahrheit, die von oben stammt, ein Gebot,

das der Wille des Vaters ist, eine Liebe, die die Liebe des Vaters ist. Das gibt Macht, das Verlangen des Fleisches zu dämpfen und die Begehrlichkeit der Augen zu überwinden, und beugt das eitle, prahlende Ich vor Gott.

Damit wir uns nicht durch eine falsche Liebe an die Welt verkaufen, heißt uns Johannes auf ihr Ende sehen. 2, 17: **Und die Welt und ihre Begierde vergeht; aber wer den Willen Gottes tut, bleibt ewig.** Dieses ganze lärmende, emsige Gewimmel, wohin geht es? Es flieht wie ein Schatten und versinkt ins Grab. Dies gilt auch von der menschlichen Begierde; von ihr heißt es nicht: sie hört niemals auf, sondern sie wird abgetan. Das Fleisch fällt zusammen; die Augen brechen; die Mittel, mit denen unsere Eitelkeit uns Glanz und Größe gab, vergehen und die Seele fällt ihrer inneren Leere und Nichtigkeit anheim. Schon dann, wenn die Begierde sich noch kräftig und eifrig regt, können wir an ihr sehen, daß sie nicht bleiben wird; denn sie kommt zu keinem festen, sicheren Bestand. Ihr Ziel entrinnt ihr stets; hat sie es ergriffen, so ist sie nicht zufrieden und satt, sondern enttäuscht und die Lust flieht uns gerade dann, wenn wir sie genießen möchten. Sie gleicht einer tauben Nuß; es fehlt ihr der Kern, wenn sie offen ist.

Während die Welt durch das bewegt wird, was sich das Fleisch und die Augen und das eitle Ich wünschen, wird Jesu Gemeinde durch das bewegt, was Gott von ihr verlangt. Wir haben erkannt, was Gottes Wille mit den Menschen ist, haben unseren Willen ihm untergeben und tun, was er uns als unseren Dienst für Gott zuweist. Das gibt einen von der Weise der Welt wesentlich verschiedenen Gang. Darum ist auch sein Ende von anderer Art. Auch wer den Willen Gottes tut, geht dahin und tritt ab von der Erde; dennoch bleibt er, weil er ewiges Leben hat und ein Glied des ewigen Reichs geworden ist, das in der Gemeinschaft mit Gott sein Fundament besitzt.

2, 18—27.

Der Schutz gegen die Widerchristen.

Der Verkehr mit der Welt ist nicht die einzige Versuchung und Schwierigkeit, in der Jesu Gemeinde den Sieg behalten muß. Aus ihrer eigenen Mitte erwachsen ihr die Widersacher, die für sie um so gefährlicher sind, weil sie sich nicht als solche zeigen, sondern nach ihrer wahren Absicht und Art nur von einem erleuchteten Blick erkannt werden. Johannes tröstet und stärkt die Gemeinde gegen diese Gefahr.

2, 18: **Kinder, es ist die letzte Stunde, und wie ihr gehört habt, daß ein Widerchrist kommt, so sind jetzt viele Widerchristen entstanden. Daraus erkennen wir, daß es die letzte Stunde ist.** Es gibt jetzt viele Widerchristen; das heißt nicht nur: es findet mancher den Glauben nicht, auch nicht: es ist mancher wieder vom Glauben abgetreten und hat sich von der Gemeinde wieder geschieden und sich an seinen alten Ort zurückgewandt. Weder der

Unglaube noch der Abfall vom Glauben macht den Widerchrist. Dieser Name geht auf den, der tätig und arbeitsam Christus entgegenwirkt. Wer ihn zu verdrängen sucht und sich selbst an seine Stelle setzt und einen anderen Weg zu Gott einrichtet und tut, als wäre er der Erlöser und Heiland der Welt, der ist ein Widerchrist. Er läßt Jesus sein Amt nicht, überträgt es vielmehr auf sich, stellt ihn in den Schatten und sich selbst ins Licht. Nicht auf das Wort und den Titel kommt es hiebei an, nicht darauf, ob er sich selbst den Gesalbten Gottes heiße. Was er tut, macht ihn zum Widerchrist, daß er Gottes Gemeinschaft, Leben und Reich in seiner eigenen Kraft gewinnen, seine Sünde selbst tilgen, sich und die anderen selbst erlösen und heiligen will und Christus nicht mehr braucht.

Solche Widerchristen hat der Apostel viele gesehen. Sie haben Israel verführt und in den Krieg und Untergang gerissen. Dazu haben es jene stolzen, hochfahrenden Männer gebracht, die Jesus als ohnmächtig und nutzlos verachteten, dagegen die Verheißung Gottes auf sich zogen und sich für tüchtig achteten, das Himmelreich zu gründen und Gottes erlösendes und verklärendes Werk in Gang zu bringen. Es kam auch in der Christenheit zu verwandten Vorgängen, nur daß die Männer, die hier Jesus zu verdrängen suchten, weniger stürmisch und kriegerisch handelten, sonden sich ihren Beruf innerlicher und geistiger dachten. Aber auch sie erschienen sich als Religionsstifter, als Empfänger neuer himmlischer Kräfte, redeten von neuen Mitteln der Erlösung und Heiligung, hielten Jesu Werk für unvollkommen, wollten es ergänzen und überschreiten und stellten sich auf eine Höhe, die Jesus verdunkelte.

Nicht von solchen redet Johannes, die sich ihm widersetzten, wie sein dritter Brief uns dafür ein Beispiel gibt. Solche Störungen überwindet die Gemeinde durch die Zucht, die dem Bösen widersteht und das Gute schützt. Deshalb muß die Gemeinschaft noch nicht enden. Aber dann hebt Johannes sie auf, wenn mit dem Apostel Christus verdrängt werden soll. Er erinnert die Gemeinde an die Weissagung. Die Christen haben gehört, daß der Widerchrist kommt. Es ist ihnen nicht versprochen worden, daß Jesu Wort ohne Widerspruch die Welt erfülle, Jesu Werk ohne Störung die Menschheit durchdringe und sich in seiner Gemeinde nur Glaube und Dank und Anbetung für ihn finden, niemand seinen Beruf leugne und seine Ehre sich selber beimesse. Vielmehr hat sie die Weissagung darauf vorbereitet, daß die Herrschaft des Christus bestritten werden und sein Reich durch einen letzten, großen Kampf hindurch zur Vollendung kommen wird.

Die Weissagung sprach zwar nur von einem einzigen Antichrist und stellte dem einen Christus den einen Antichrist entgegen, dem einzigen und ewigen Sohn von oben den hoffärtigen, sich selbst überhebenden Menschen, der von unten her seine Kraft empfängt, dem, der in die Knechtsgestalt trat, den, der nach der Herrschaft verlangt, dem, der sich Gott zum Werkzeug dargab und den Willen des Vaters tat, den, der seinen eigenen Willen tut, und Johannes selbst hatte bei der Weissagung, die er den Gemeinden der Asia schriftlich übergab, darin ein wichtiges Ziel, sie für die Zeit zu rüsten, in

der der Antichrist die ganze vom Evangelium berührte Völkerwelt zum Kampf gegen Jesus zusammenfaßt und dadurch den siegenden und richtenden Eingriff des Christus herbeiführt, durch den er sich der Welt offenbart. Allein die Gemeinde soll sich nicht nur an das Gleichnis hängen, ohne das es keine Weissagung gibt, und nicht bloß auf die äußere Figur des prophetischen Bildes achten, als bekäme das, was die Weissagung ihr sagte, erst dann Bedeutung, wenn es einen einzigen Antichrist gibt, der alle Völker beherrscht. Die vielen Widerchristen sind deshalb, weil sie viele sind, nicht ungefährlich und nicht von anderer Art als der Geweissagte. Eben auf solche Dinge, wie sie damals geschahen, rüstet sie die Weissagung. Diese ist der Gemeinde dazu gegeben, damit sie ein helles Auge gewinne, um das, was in ihrer Mitte geschieht, in seinem inwendigen Wesen zu sehen und zu verstehen.

Das besonnene Urteil, mit dem hier Johannes seine Weissagung auslegt und für die Gemeinde fruchtbar macht, steht in völliger Übereinstimmung mit der Weise, wie er die Worte der alttestamentlichen Propheten in seiner Weissagung erneuert hat. Er verband mit ihren Aussprüchen nicht den Gedanken, daß sie Anteil an Gottes Allwissenheit erhalten und das Zukünftige in fehlloser Erkenntnis zu enthüllen vermocht hätten. Erst Gottes Werk legt die Weissagung aus und macht deutlich, wie sich die dem Propheten verliehene Gewißheit zum göttlichen Willen verhält. Mit derselben gehorsamen Unterordung unter Gottes Regierung hat Johannes hier auch seine eigene Weissagung nach dem gedeutet, was seither in der Christenheit geschehen war.

Es ist eine verwirrende, schwere Sache, wenn in der Kirche selbst laut und heftig gegen Jesus gestritten und neben den wirklichen ein vorgeblicher Heilsweg gestellt wird. Das erschüttert und erschwert den Glauben und lähmt die Freudigkeit. Johannes aber zieht auch hieraus einen Trost; denn er sieht darin ein Zeichen, daß die Offenbarung Jesu naht. Die Widerchristen hofften nicht mehr auf Jesus und verlachten die Verheißung, auf die sich die Erwartung der Christenheit gründete. Darum verhießen sie ihren Anhängern, daß sie ihnen Besseres verschaffen, als was ihnen Jesus gebracht hatte, eine wirksamere Einigung mit Gott und den himmlischen Mächten, eine sicherere Überwindung des Tods. Ihr Spott machte aber die Gewißheit des Apostels nicht schwach; vielmehr sind jene Männer gerade durch ihren Kampf gegen Jesus ein Zeichen, daß nur noch eine einzige Stunde, nur noch eine kurze Frist vor seiner Erscheinung vorübergehen muß. Das gibt der Mahnung des Johannes einen tiefen Ernst. Was in der letzten Stunde versäumt wird, läßt sich nicht mehr nachholen. Jetzt fallen die Entscheidungen, bei denen es bleiben wird. Und doch liegt nicht bloß die Mahnung darin, daß die Glaubenden jetzt im Kampf feststehen und sich der Versuchung erwehren müssen, sondern auch der Trost, daß die Frist, wo man sie noch versuchen, erschüttern und irre machen kann, bald vorüber ist. Es gilt nur noch ein wenig auszuharren, nur noch diese letzte Stunde zu überstehen. Dann kommt Christus, macht der Verwirrung ein Ende, bringt die Wahrheit ans Licht, läßt die Lüge der Widerchristen zerschellen und erfüllt seine Verheißung an denen, die in ihm geblieben sind.

Aus der Not der Verwirrung in den Gemeinden schöpft Johannes den Antrieb zur innigen und völligen Betätigung des Glaubens. Wird jene groß, so ist dies das Zeichen, daß Christus nahe ist. Erhebt sich vielfältiger Widerspruch gegen ihn, nehmen ihm viele seine Ehre und verleugnen sie seinen heiligen Beruf, so wird er sich nun bald offenbaren, bald seinen Namen bezeugen in Macht und Herrlichkeit, bald die Lügner beschämen, bald sich kundtun als den, der vom Anfang her gewesen ist. Darin soll die Kirche mit dem Apostel immer eins bleiben, wie lange auch Gottes Regiment den irdischen Lauf der Dinge sich dehnen läßt. Sie soll und darf festhalten, daß die Not die Gnade herbeiführt, daß die Nacht den Aufgang des Lichts zur Folge hat, daß Christus immer wieder dafür sorgen wird, daß sein Name unvergessen, sein Werk in seiner Heilandskraft gültig und wirksam bleibt, daß niemand ihn verdunkeln kann. Wie er dies bewirkt, ob er sich neue Werkzeuge schafft, die von ihm zeugen, oder ob er selber sich der Welt wieder sichtbar macht in kurzer Frist, das steht in seiner Hand.

2, 19a: **Von uns gingen sie aus; aber sie waren nicht von uns; denn wenn sie von uns wären, so wären sie bei uns geblieben.** Die Männer, vor denen Johannes die Gemeinde warnt, haben zuerst zur Christenheit gehört und deshalb sind sie für die Gemeinde gefährlich; denn sie nannten das, was sie hatten, eine neue und höhere Form des Christentums. An Worten, die aus dem Evangelium genommen waren, hat es ihnen nicht gefehlt; auch sie sprachen von Gott und seiner Erkenntnis, vom Geist und seiner Freiheit, von der Erlösung und Verklärung. Ihr Wort klang wie Evangelium und war es doch nicht, weil sie sich selbst dadurch priesen und nicht Jesus, sondern ihn geringschätzten, als genüge er nicht zur Erfüllung der göttlichen Verheißung und zur Ausrichtung des göttlichen Rats. Laßt euch nicht täuschen, sagt Johannes; das ist keine Frucht der Evangeliums, kein Gewächs, das Christus gepflanzt hat; es besteht keine Verwandtschaft und Gemeinschaft zwischen uns und ihnen; deshalb gingen sie auch von uns fort, weil sie in dem, was sie inwendig erfüllt und bewegt, nicht mit uns verbunden sind. Johannes hängt mit ganzer Seele an Jesus, erkennt in ihm den Vater, hat in ihm das ewige Leben und in ihm den Sieg über die Welt. Wie kann denn hier ein widerchristlicher Sinn entstehen, die Verleugnung Jesu, ein Unbefriedigtsein durch ihn, eine höhere Form der Frömmigkeit, als er gibt? Das sind grundverschiedene Triebe, die widereinander stehen.

Wer aus uns ist, der bleibt bei uns, sagt Johannes, kraft der Treue Gottes, kraft der Festigkeit seiner Gnade, weil sein Wort bei dem bleibt, dem er es gab, und Glauben wirkt, der sich nicht nur für jetzt an Jesus hält, sondern bei ihm bleibt. Darum erhält er uns auch bleibend in der Gemeinschaft mit den Aposteln und bei ihrem Wort und bleibend in der Gemeinschaft mit denen, die an ihn glauben. Wenn wir dagegen dieser Gemeinschaft überdrüssig werden, dann war das, was uns inwendig bewegte, von Anfang an nicht Christus und sein Wort, sondern unsere Einbildung. 2, 19b: **aber damit sie offenbar werden, daß sie nicht alle von uns sind.** Auch der Streit

in der Gemeinde ist von Gottes Regierung umfaßt und hat deshalb einen guten Zweck. Es soll ans Licht kommen, daß nicht alle Glieder der Gemeinde auch innerlich am Evangelium Anteil haben und in der lebendigen Verbindung mit Christus stehen. So wird die Gemeinde zum Glauben genötigt, der auf Christus blickt und an ihn sich hält, da sich nun niemand schon damit beruhigen kann, daß er sich der Kirche angeschlossen habe und die Mitgliedschaft in ihr besitze. Daß sich die Glaubenden tiefer gründen und nicht an der Kirche ihr Genüge haben, sondern Gott suchen, dazu dienen ihnen solche Ereignisse, die offenbar machen, daß in der Kirche vielerlei beisammen ist und der Anteil an ihr noch niemand vor der Verirrung beschützt.

Johannes war für seine Leser getrost. Sie haben das Vermögen, sich in der Wahrheit zu erhalten und die verführerischen Gedanken abzuweisen. 2, 20: **Und ihr habt das Salböl vom Heiligen und wißt alles.** Was der Widerchrist mit sündlichem Griff vergeblich an sich reißen will, das hat der Glaubende wirklich von Jesus empfangen, eine Salbung, die ihm am Namen des Christus Anteil gibt. Er ist durch ihn auch ein „Christ" geworden, einer, den Gott durch eine Salbung bezeichnet und geheiligt hat. Alles, was von Jesus gilt, fällt seiner Gemeinde zu; er behält nichts als sein Vorrecht für sich, woran er uns keinen Anteil gäbe. Er ist der Sohn Gottes und macht uns zu Gottes Kindern. Er ist der Auferstandene und hat für uns das Leben offenbar gemacht. Er ist der Gesalbte und gibt uns die Salbung. Eben dann, wenn wir dies erkennen, wird er vor uns recht groß, immer größer und herrlicher. Denn je reicher seine Gabe für uns ist und je mehr er uns zu sich erhebt, um so tiefer sind wir vor ihm, dem Geber solcher Gnade, gebeugt. Jesu Salbung geschah im Geiste, durch den ihn der Vater zu seinem königlichen Beruf bestimmt und ausgerüstet hat. Haben auch wir das Salböl empfangen, so geschah es dadurch, daß auch uns der Geist unseren Ort zuteilt, nämlich bei Jesus, damit wir ihm gehören und mit ihm verbunden seien. Ist es sein Beruf, königlich zu regieren, so ist es unser Beruf, ihm zu dienen. Ist es sein Amt, uns zu erlösen, so ist es unser Amt, als die Erlösten ihn zu preisen. Zu unserem Amt sind auch wir ausgesondert und ausgerüstet wie Christus zum seinigen. Vom Heiligen haben wir die Salbung, vom Christus, den uns Johannes hier deshalb als den Heiligen beschreibt, damit wir den Wert seiner Salbung recht erkennen. Der Heilige ist der, der Gott gehört und mit ihm verbunden ist; deshalb ist er die lebendige und sichere Schutzwehr gegen alles Böse. Was der Heilige salbt, das ist durch seine Heiligkeit geschützt, unantastbar für jeden Widersacher und vor dem Verderben behütet. Darum sieht der Apostel mit freudigem Trost auf die Gemeinde: euch hat der Heilige die Salbung gegeben; was sollte euch verführen oder verderben?

Mit der Salbung ist ihnen ein klarer Blick geschenkt, der alles weiß. Sie sollen sich nicht mit der Sorge quälen, ob sie auch die Verführung erkennen und Christus unverwirrt im Auge behalten werden. Sie haben die Klarheit und Urteilsfähigkeit und wandeln nicht im Finsteren. Denn ihre

Salbung ist nicht durch ein totes Zeichen an ihnen geschehen, sondern durch den Geist, der erleuchtend und leitend in ihnen ist.

Alles*), sagt Johannes; er umfaßt mit seiner Zuversicht jede Schwierigkeit, die ihnen widerfahren mag. Gott wird sie durch alles durchleiten und ihnen überall zur richtigen Entscheidung helfen. So lesen wir auch bei Jakobus 1, 5, daß Gott dem, der ihn bittet, mit seiner erleuchtenden Weisheit nahe ist, und bei Paulus lesen wir dasselbe gläubige „alles", wenn er sagt: der vom Geist Geleitete erforscht alles; nichts bleibt ihm dunkel; alles löst sich für ihn auf, 1 Kor. 2, 15. Dieses „alles" empfängt sein Maß nicht aus unserer Neugier, die unsere Gedanken ohne Zügel und Regel schweifen läßt weit über unseren Beruf hinaus, sondern durch die Führung unseres Lebens, durch das, was Gott uns in die Hand gibt, daß wir es überwinden und ihm daran dienen. Da wird sich in allem der richtige Weg uns zeigen und wir brauchen nirgends töricht und verführbar zu sein.

2, 21: **Ich schrieb euch nicht, weil ihr die Wahrheit nicht wißt, sondern weil ihr sie wißt und weil keine Lüge aus der Wahrheit ist.** Die Gemeinde soll auch den Brief des Apostels nicht so verstehen, als hätte er Angst und Sorge für ihren Christenstand. Er will sie nicht hinunterbeugen in die Furcht, sondern aufrichten durch Glauben zum ungebrochenen Mut. Denn sie stehen bei Christus und damit in der Wahrheit und deren Leitung versagt nicht; sie wird sie wohl beschirmen gegen alle, die wider sie reden und sie irre leiten möchten. Darum fehlt es aber Johannes nicht an einem starken und kräftigen Grund zu seinem Brief. Er schreibt gerade deshalb, weil sie die Wahrheit kennen. Das macht sie ihm teuer; darum will er sie in ihr erhalten und befestigen und darum wird sein Brief bei ihnen seine Frucht schaffen. Denn weil sie die Wahrheit haben, lassen sie sich dankbar von ihm mahnen und weisen und haben ein offenes Ohr und gehorsames Herz für sein Wort.

Sodann schreibt Johannes deswegen, weil alles Erlogene nicht aus der Wahrheit kommt und es von der Wahrheit zur Lüge keine Brücke gibt. Aus der Wahrheit erwächst in unserem Denken und Wollen nur Wahrheit, nur helle Gedanken, die Gottes gewiß sind und Christus verstehen. Weil Wahrheit und Lüge in der Gemeinde beisammen sind, scheint es, als ob beides aus derselben Wurzel käme, als ob das Evangelium auch diese trüben Dinge hervorbringe und solche Verirrungen erzeuge. Und doch besteht hier keine Gemeinschaft und kein Übergang. Es gibt keine Lüge, die sich der Wahrheit als ihrer Mutter rühmen dürfte und sich damit entschuldigen könnte, daß sie sich in richtiger, gerader Ableitung aus der Wahrheit ergebe. Wegen dieses gänzlichen und scharfen Gegensatzes schreibt er der Gemeinde, damit sie gegen jede Lüge verschlossen und sich der Kluft bewußt sei, die sie von jeder Verfälschung der Wahrheit und Verleugnung Jesu trennt.

*) Andere alte Bibeln geben: ihr wisset alle. Bei dieser Fassung des Satzes beschreibt Johannes alle Glieder der Gemeinde, die hochbegabten und die schwachen, ohne Ausnahme, sowie Jesu Wort bei ihnen ist, als der Verführung überlegen und geschickt, ihren Weg zu finden. V. 27 sagt er aber auch „alles".

2, 22a: **Wer ist der Lügner, wenn es nicht der ist, der leugnet, daß Jesus der Christus sei?** Um Jesus ging der Kampf in der Gemeinde, was er sei, was man von ihm erwarten und von ihm glauben dürfe. Johannes faßt es in den einfachsten Ausdruck zusammen: Jesus ist der Christus. Das war das Bekenntnis der Jünger vor Jesus selbst und nachher beständig in ihrer ganzen apostolischen Arbeit und das Bekenntnis der gesamten Gemeinde, die sich um sie sammelte. Er, dessen Lebenslauf die Jünger kannten von Nazaret bis zum Kreuz und zum Ostertag, er, nicht eine Lehre, nicht eine geheimnisvolle Kraft, nicht ein von oben niedersteigender Geist, nicht eine himmlische Offenbarung irgend welcher Art, nein, dieser Mensch Jesus ist der mit der Salbung Begabte, der zum Herrn der Gemeinde Erwählte, der zum Königtum Berufene, der über Gottes Reich Gesetzte. Das leugnen heißt lügen. Keinen heißt Johannes im selben Maß einen Lügner wie den, der das zu leugnen versucht. Jesus kennen und sich vor ihm als dem Christus beugen, ist für den Apostel eins. So hell leuchten an ihm die Kennzeichen seiner Sendung; so vollkommen steht er mit seinem Beruf in Übereinstimmung; so offenbar ist der Vater in ihm. Daß er der Christus sei, war nicht eine Vermutung der Apostel oder ein tastendes Hoffen und Raten, ob es wohl so sein möge. Ich müßte lügen, sagt Johannes, wenn ich das leugnen wollte, und ihr auch und mehr lügen als irgend ein Lügner, müßte mich eigenwillig der Macht der Wahrheit entziehen und mich mit hartem Trotz wider sie setzen. Denn keine andere Wahrheit, die uns vorgehalten wird, faßt und bewegt so mächtig alle unsere Kräfte, durch die wir der Wahrheit fähig sind, wie Jesu Bild. Es erweckt das Andenken an Gott, das in jedem Menschen schlummert und mit Macht erwacht, wenn er auf Jesus blickt; es erweckt das Gewissen, das für Jesus Zeugnis gibt mit unbestechlichem Wohlgefallen; es erweckt die Bewunderung, die seine Hoheit empfindet und spürt, daß hier der Heilige zum Sünder tritt; es erweckt die Empfindung unserer Not und Gefahr und läßt uns erkennen, daß uns in ihm die Hilfe erscheint. Das alles müssen wir ersticken und töten, wenn uns Jesus nichts gelten soll, und müssen alle diese Züge zu ihm hin entkräften und uns ihnen entwinden. Wer das kann, sagt Johannes, der ist der Lügner, der das Lügen versteht und treibt als seine innerliche Art und Eigenschaft. Was soll er noch klar und hell erfassen, wenn er sich Jesu Bild entstellt und verkehrt? Soll er der Wahrheit gemäß von sich selber reden? Täte er es, so würde er in Jesus seinen Herrn erkennen. Oder von Gott? Täte er es, so sähe er im Sohn den Vater. Oder von der Welt? Dann sähe er, daß sie ihn bedarf.

2, 22b: **Dieser ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn verleugnet.** Kommt es zum Leugnen, so kommt es auch zum Widerstand und Streit gegen ihn. Wer ihn leugnet, will ihn verdrängen und ersetzen und überträgt Jesu Namen auf sich selbst. Niemand kann die Stelle des Christus völlig leer lassen, weil wir jemand brauchen, der uns führt, auf den wir blicken dürfen als auf unseren Herrn, der uns verzeiht, heilt und lebendig macht, durch den Gott bei uns ist. Ist es nicht er, so ist es ein anderer. Auf einen

anderen warten, nachdem er gekommen ist, das eben ist das Widerchristliche. Wer ihn leugnet, dem gefällt er nicht in seiner einem Knecht gleichenden Art, in seiner Kreuzesgestalt. Es fehlt ihm die Herrlichkeit der Macht, die welterneuernde Wirkung. Sein Wort verachtet er; was ist doch sein Wort! Dafür malt er sich einen anderen Heiland, will auch wohl sich selber Heiland sein. Das ist der Widerchrist. Er leugnet den Vater und den Sohn. Die Widerchristen, die aus der apostolischen Gemeinde herauswuchsen, haben sich auch mit Eifer um die Gemeinschaft mit Gott bemüht und nicht die Natur angebetet, sondern Gott und seine himmlischen Geister über sie gesetzt. Und doch sagt Johannes: sie verleugnen den Vater. Denn der Vater hat Jesus sein Wesen gegeben und seinen Weg geordnet und nimmt ihn gerade so, wie er gekommen ist, als Sohn in seine Liebe und Gemeinschaft auf und so macht er ihn uns zum Mittler des Lebens. Wem darum der Sohn mißfällt, dem mißfällt auch der Vater und der Streit gegen Jesus trifft Gott.

2, 23: **Jeder, der den Sohn verleugnet, hat auch den Vater nicht. Wer den Sohn bekennt, hat auch den Vater.** Eben dasselbe, was den Glauben an Jesus wirksam und zu unserem größten Reichtum macht, macht auch die Lüge, die ihn beiseitewirft, verderblich und zu unserem Sturz. Beides rührt daher, daß Gott mit Jesus und Jesus mit Gott eins und verbunden bleibt. Deshalb haben wir dadurch, daß wir uns zu Jesus bekennen, die Verbundenheit mit Gott. Wem aber Jesus mißfällt, so daß er ihn verleugnet, der hat auch keinen Anteil mehr an Gott. Denn der Vater läßt sich nicht von seinem Sohn trennen, so daß er für uns wäre, auch wenn wir den Sohn schelten, bestreiten und verleugnen. Er hält es nicht mit uns gegen seinen Sohn. Zwischen dem Vater und dem Sohn vermag der Mensch nicht Zwietracht zu stiften. Wir haben sie in ihrer Eintracht für oder wider uns.

In manchem lebt die Furcht Gottes und ein redliches Vertrauen zu seiner Regierung und Gnade, ohne daß er zum deutlichen Blick auf Jesu Werk und zum klaren Glauben, der ihn bekennt, gelangt. Dann dürfen wir unseren Spruch nicht dazu mißbrauchen, um solche Frömmigkeit zu schelten; denn auch sie hat Gottes Verheißung und steht unter der Gnade Jesu. Es ist ein Unterschied zwischen dem, der Jesus verleugnet, nachdem ihm sein Name bezeugt und sein Werk von ihm verstanden ist, und dem, der ihn nicht versteht und nicht faßt, daß er der Sohn ist, während die mancherlei Zeugnisse Gottes, die in der Natur und im Gewissen zu uns kommen, ihn bewegen. So war es ja auch in Israel. Sie hatten vor Jesu Zeit noch keinen deutlichen Blick, wie Christus kommen und was er tun sollte, und dienten doch Gott ihm zum Wohlgefallen und „hatten den Vater" und waren nicht in der Fremde fern von ihm, sondern dienten ihm in seinem Haus. Ähnliches wiederholt sich in mancherlei Weise auch in der Christenheit. Wenn uns aber Gott durch die Führung unseres Lebens zu Jesus bringt, daß uns das Evangelium vom Sohn Gottes hell und stark faßt, dann sollen wir bedenken: jetzt handelt es sich für mich um Gott, und wie ich mich zu Jesus stelle, so habe ich den Vater für oder wider mich.

2, 24: **Was ihr von Anfang an hörtet, das bleibe in euch. Wenn in euch bleibt, was ihr von Anfang an hörtet, werdet auch ihr im Sohn und im Vater bleiben.** Weil sich die Gemeinde nicht von Jesus trennen soll, darum mahnt sie Johannes, daß sie beim apostolischen Wort bleibe, wie sie es von Anfang an gehört hat. Denn wenn das Wort in ihnen bleibt, bleiben sie im Sohn und im Vater. Das ist die Macht des Worts, daß es uns zu ihm bringt und in ihn versetzt, und zwar nicht in den Sohn allein und nicht in den Vater allein, sondern in den Sohn und in den Vater zugleich, so daß wir die einträchtige, untrennbare Gnade und Liebe beider haben und von beider Hand getragen sind.

2, 25: **Und dies ist die Verheißung, die er uns verhieß, das ewige Leben.** Die Widerchristen wollten Jesus auch in seiner Verheißung überbieten und versprachen denen, die dem neuen Weg folgten, daß er ihnen nach dem Tode einen kräftigen Schutz und eine besonders reiche Seligkeit verschaffe. Darum erinnert Johannes die Gemeinde daran, daß ihr Jesus das ewige Leben versprach. Niemand kann uns ein größeres Versprechen geben und nirgends uns ein herrlicheres Ziel locken. Wer Jesu Verheißung als ein wahres Wort verstanden hat, der bleibt bei ihm.

2, 26. 27: **Dies schrieb ich euch über die, die euch verführen. Und in euch bleibt das Salböl, das ihr von ihm empfingt, und ihr habt nicht nötig, daß euch jemand lehre, sondern wie sein Salböl euch in allen Dingen lehrt, so ist es wahr und keine Lüge, und wie es euch gelehrt hat, so bleibt in ihm.** Johannes konnte die Gemeinde nicht allein gegen die Verführer schützen; sie müssen selbst je und je den rechten Weg erkennen und gehen. Er kann nicht für sie handeln; sie müssen sich selber schirmen, selbst den Kampf durchfechten und den Sieg behalten. Er stärkt ihnen hiezu den Mut; denn sie sind nicht nur für jetzt mit dem Siegel des Christus versehen und nicht für eine vergängliche Frist durch seinen Geist geweiht. Das ist eine ernst gemeinte Gabe; sie bleibt bei ihnen, weswegen sie keiner menschlichen Unterweisung bedürftig sind. Wären sie an die Menschen gebunden, so würde aus ihrem Christenweg ein ungewisser Gang; denn unter den Menschen, die uns leiten, kann ein Verführer sein. Hängen sich Menschen aneinander, so kommt es leicht so, daß ein Blinder den anderen in die Grube leitet. Aber sie haben einen höheren und zuverlässigeren Führer. Jesus selbst ist der lebendig gegenwärtige Leiter der Gemeinde und das Mittel, durch das er sie inwendig klar macht und ihren Blick auf sich richtet, so daß sie ihn nicht verlieren kann, und an den Vater bindet, so daß er ihr nicht verdunkelt wird, ist sein Salböl, der Geist, durch den er sie als sein Eigentum bezeichnet hat.

Auch hier setzt Johannes sein glaubensstarkes „alles" hin; über alles wird die Gemeinde durch den Geist belehrt. Er überläßt sie nie sich selbst und verstummt nicht, wenn sie ihn braucht, und was er ihr zeigt, ist Wahrheit, nicht Lüge wie die eigenen Erfindungen der menschlichen Religionsmacher. Darum liegt der Christenheit nur eins ob, daß sie sich der inneren Unterweisung gehorsam untergebe und im Christus bleibe. Das ist das Ziel der

ganzen uns innerlich geschenkten Wahrheit und Erkenntnis, daß wir wahrzunehmen vermögen, wo wir uns von Jesus entfernen würden und was uns mit ihm zusammenhält und wie wir seinen Willen tun. Der Geist ist uns nicht als Ersatz für Jesus gegeben, sondern als das Band, das uns bei ihm bewahrt.

2, 28—3, 3.

Der Blick auf Jesu neue Gegenwart.

2, 28: **Und jetzt, Kindlein, bleibt in ihm, damit wir, wenn er offenbar wird, Freudigkeit erlangen und nicht vor ihm beschämt werden bei seiner Ankunft.** Nicht einzig der Antichrist, sondern auch der Christus kommt. Auf den dunklen Tag, an dem die Zeugenpflicht der Christenheit zum harten Kampf wird, folgt der Festtag, der ihr die Offenbarung Jesu bringen wird. Darum begründet Johannes die Mahnung, in Jesus zu bleiben und alle als Widerchristen abzuweisen, die die Christenheit von Jesus trennen wollen, damit, daß Jesus wieder offenbar werden und die Gemeinde bald vor ihm stehen und ihn sehen wird. Ist sie in ihm geblieben, dann bringt ihr seine Gegenwart die freudige Zuversicht, da sie ja dann vor dem steht, der schon jetzt in seiner unsichtbaren, stillen Weise ihr Herz umschlossen hielt und leitete, an den sie sich mit Treue hielt und auf den sie mit beständiger Hoffnung wartete. So wird es ihr zur unausdenkbaren Freude, daß sie nun bei ihm ist, ohne Verhüllung, ohne Entfernung, in offenbarer Gegenwart. Aber wie, wenn ein Riß zwischen Jesus und der Gemeinde entstand, wenn sie ihn fahren ließ, sich selbst genug war und ihrem Eigenwillen sich ergab, wenn sie sich einen anderen Christus suchte und ihn verachtete? Dann entsteht ihr aus seiner Gegenwart die Beschämung, weil er sie dann von sich trennen und ihr die Türe seines Hochzeitssaals verschließen würde.

2, 29: **Wenn ihr wißt, daß er gerecht ist, so erkennet, daß auch jeder, der die Gerechtigkeit tut, aus ihm geboren ist.** Aus dem Blick auf die neue Erscheinung Jesu entsteht sofort die Frage: was sollen wir tun? Darauf kann uns Johannes eine ganz einfache und sichere Antwort geben. Ihr wißt, sagt er, von Jesus, daß er gerecht ist. Er hat keine Bosheit in sich eingelassen, sondern mit seinem ganzen Willen und mit seinem ganzen Werk dem gedient, was gerecht ist. Die Regel, die das Böse vom Guten trennt, hat er nie gebrochen und sich nie zum Gehilfen des Unrechts gemacht, weder wenn er zürnte, noch wenn er gnädig war, weder wenn er in Gottes Macht handelte, noch wenn er litt; immer war es sein Ziel, daß das geschehe, was nach dem göttlichen Gesetz geschehen soll. Dadurch kennen wir unseren Weg und wissen, wie wir einst freudig vor ihm stehen können: wer die Gerechtigkeit tut, der geht in seiner Bahn, dient ihm und tut seinen Willen. Meidet, sagt Johannes, das Unrecht. Es ist nicht Jesu Art, Schaden zu tun und die anderen zu bedrücken. Nicht so haben wir die Gerechtigkeit zu ehren, daß

wir sie mit Worten rühmen und uns zuschreiben, sondern so, daß wir sie tun. So einfach die Weisung des Apostels ist, so umfaßt sie doch das Höchste und Größte, was in unserem Leben Raum hat und aus ihm erwachsen kann. Wir haben alle Innigkeit, Hingebung und Aufopferung der Liebe dazu nötig, damit wir gerecht gegeneinander sind und im Verkehr mit den anderen ihnen das gönnen und gewähren, was die Gerechtigkeit von uns verlangt.

Nun heißt uns aber Johannes nicht vorwärts sehen auf den Lohn, den der gewinnt, der die Gerechtigkeit tut, und hält uns nicht vor, daß uns Jesus deswegen rechtfertigen wird. Wenn wir das schon jetzt vorwegnehmen, wird daraus leicht eine selbstgefällige Eitelkeit. Vielmehr lenkt er unsere Gedanken rückwärts auf den Anfang, der uns zur Gerechtigkeit gebracht und uns unseren guten Willen gegeben hat. Wer die Gerechtigkeit tut, dessen Leben ist Jesu Werk; ihn hat Christus lebendig gemacht, inwendig geformt und gebildet und ihm seine Art gegeben. Er ist ja gerecht, und wer ihm hierin gleicht, der hat seine Art und hat sie deshalb, weil er sie ihm gab.

Wenn im Folgenden Johannes auf den Anfang unseres ewigen Lebens sieht und auf den, der es uns schenkt und schafft, so nennt er uns den Vater. Aus Gott seid ihr geboren; was ihr seid, hat euch Gott gegeben. Aber hier hat er im Vorangehenden überall von Christus gesprochen, daß wir in ihm bleiben, daß er offenbar werden wird, daß wir in seiner Gegenwart nicht zuschanden werden, und erst im Folgenden zeigt er auf den Vater hin, der uns eine solche Liebe erzeigt hat, daß wir seine Kinder heißen. Johannes wird hier sagen: wer die Gerechtigkeit tut, der hat von Christus das empfangen, was er inwendig ist, und ist sein Werk. Er hebt Christus nie aus der Gemeinschaft mit dem Vater heraus; was er tut, ist vom Vater gewirkt. Aber er trennt auch den Vater nie vom Sohn; was der Vater tut, ist vom Sohne gewirkt. Aus Gott wird geboren, wer ewiges Leben hat; aber die Vollmacht, Gottes Kinder zu werden, wird uns von Jesus gegeben, Ev. 1, 12. Er sagt von sich: Ich bin das Leben; so ist er der, durch den wir lebendig geworden sind.

Dadurch, daß Johannes uns von unserem Werk, das der Gerechtigkeit dient, zu dem aufsehen heißt, der uns das Leben gab, tilgt er alle Hoffart und selbstgefällige Eitelkeit. Woher haben wir die Unfähigkeit zur Bosheit und die Lust und die Kraft zur Gerechtigkeit? Wären wir nicht aus ihm geboren, so glichen wir ihm nicht und hätten nicht in der Gerechtigkeit das, was uns mit ihm gemeinsam ist. Er selbst hat unser Bild dem seinigen ähnlich gemacht, selbst unser Verhalten nach dem seinigen geformt. Darum tun wir die Gerechtigkeit. Mit der demütigen Dankbarkeit, die der Gabe Jesu eingedenk bleibt, verbindet sich aber der tiefe Ernst, der uns zum Werk hintreibt. Wer aus ihm das Leben empfangen hat, der gleicht ihm auch in seiner Tat. Lebendigkeit, die nichts täte und wirkte, gibt es bei Johannes nicht. Nur dann, wenn unser Wille der Gerechtigkeit so untertan ist, daß wir sie tun, dürfen wir sagen, daß wir das, was wir sind, von Christus empfangen haben; nur dann sind wir mit dem, was uns innerlich erfüllt und bewegt, Jesu Werk.

Dadurch wird zugleich unsere Hoffnung fest, weil der, der aus ihm geboren ist, vor ihm nicht zuschanden werden wird. Indem Christus zum Urheber und Schöpfer unseres Lebens geworden ist, haben wir Gottes unermeßliche Liebe empfangen. Die Größe der Gabe, die uns gegeben ist, bildet ein Maß für die Hoffnung, die noch vor uns liegt. Zuerst richtet Johannes unser Auge auf das, was uns schon gegeben ist; dann hebt er es zur künftigen Gnade empor, die uns die Vollendung bringen wird. 3, 1a: **Seht, was für eine Liebe hat uns der Vater gegeben, daß wir Kinder Gottes genannt werden, und wir sind es.** Den Namen „Kinder Gottes" empfangen wir durch Jesus als Gottes Geschenk, der uns durch ihn beschreibt, was er uns sein will und was wir ihm sind. Ihm gelten wir als seine Kinder, die er zum Leben bringt, damit sie bei ihm seien und für ihn leben. Damit hat er uns Liebe gegeben und was für eine Liebe! Johannes steht mit tiefer Bewunderung vor ihr; sie dünkt ihm unbegreiflich groß, und wer das nicht in etwelchem Maß mit ihm empfindet, der hat ein verdrehtes Herz. Näher, völliger, wirksamer, kräftiger kann uns Gott nicht zu sich erheben als so, daß er uns seine Kinder heißt. Nicht mich oder dich allein heißt Gott sein Kind. Uns hat Gott so wunderbare Liebe erzeigt, daß wir seine Kinder heißen. Darin besteht erst die ganze Größe der göttlichen Liebe, daß sie nicht mich allein, sondern mich in Gemeinschaft mit vielen Brüdern Gottes Kinder nennt. Auf den Namen, den Gott uns verliehen hat, schaut Johannes und sucht nicht gleich bei sich selbst in der eigenen Gestalt seines Lebens die Merkmale und Spuren der göttlichen Liebe. Er baut und traut auf das Wort, auf das, was Gott von uns sagt und wie er uns heißt. Wie er den Namen Jesu als das vollgültige Zeugnis wertet, das uns die göttliche Gnade zuträgt, 2, 12, so sieht er auch in dem Namen, den Gott uns gab, sein herrliches Geschenk, das er staunend preist, weil sich Gottes Liebe in diesem Namen ausspricht und ihr Wort jeden Zweifel vertreibt; es macht, was es sagt. Darum fährt er dankend fort: und wir sind es*). Heißen wir so, so sind wir es auch. Was Gott von uns sagt, gibt unserem Leben und Geschick seine Art, weist uns unseren Platz vor Gott an und setzt unserem Wege das Ziel, das ihm nicht fehlen wird. Ich soll, was Gott mich heißt, als für mich gültig ergreifen und bejahen; es ist so, wie er es sagt. Diese dankbare Freude am Namen, den Gott uns gab, die ihn als ein kostbares Geschenk und eine wirksame Kraft behandelt, weil Gott nach dem Namen, den er uns gibt, auch an uns handeln wird, ist Glaube. Eben noch legte Johannes allen Nachdruck auf unser Werk, auf die Gerechtigkeit, die wir tun. Jetzt freut er sich und dankt dafür, daß wir Gottes Kinder heißen. So stehen bei ihm Glaube und Werk in völliger Eintracht beisammen und keines fügt dem anderen Schaden zu.

3, 1b: **Deshalb erkennt uns die Welt nicht, weil sie ihn nicht erkannte.** Die Anbetung und Freude, die Gottes Liebe anschaut und nicht ausmessen kann, verwandelt auch den Schmerz und Ernst des Christenlebens in einen Grund der Freude und des Dankes und läßt uns auch in diesem die Größe

*) Wenigstens steht es so in manchen alten Bibeln.

der göttlichen Liebe sehen. Gerade deshalb, weil ihr Gottes Kinder seid, weiß die Welt nicht, wer ihr seid, und versteht nicht, was ihr wollt. Johannes beschreibt uns unsere Stellung in der Menschheit nach und nach immer deutlicher. Das Erste, was er über die Menschheit gesagt hat, war, daß sie mit uns unter der Gnade des Christus steht, der die Versöhnung für ihre Sünden ist, 2, 2. Dann hat er von ihrer verlockenden Kraft geredet, wie sie unsere Liebe verleiten will, sich an das zu hängen, was nicht aus dem Vater stammt, 2, 15. Aber die Menschen locken uns nicht nur, sondern sie bedrücken uns auch. Sie möchten nicht bloß unsere Freundschaft haben, sondern stellen uns auch ihren Widerstand entgegen und das Erste, womit sie uns plagen, ist ihr Unverstand. Nun macht uns Johannes auch gegen den Druck der Welt fest.

Weil Gott und die Welt gegeneinander sind, ergibt sich aus der Weise, wie sich Gott zu uns hält, auch die Art, wie die Welt sich gegen uns stellt. Gott kennt uns als seine Kinder; darum kennt uns die Welt nicht mehr. Gott hebt die Scheidung auf, die uns von ihm trennt; dadurch entsteht für uns eine Scheidung und Trennung von der Welt. Das bringt manche Bitterkeit und Schwierigkeit im Leben mit sich. Die Mißverständnisse, Verdächtigungen und Vorwürfe stellen sich unvermeidlich ein. Jeder mißt die anderen nach seinem Maß, und wer den Glauben entbehrt, wem Gott und Christus nichts gelten, der urteilt notwendig schief und ungerecht über den, dessen Leben gerade hierin seine Wurzel und regierende Kraft besitzt. Wir verstehen dagegen die Menschen, weil wir ihre sündliche Art mit ihnen teilen und der Trieb des Fleisches, der sie bewegt, uns nicht unbekannt ist. Wir sind aber davon frei geworden durch Gottes Geschenk, das Gottes Liebe uns gegeben hat, weil wir Gottes Kinder geworden sind. In das haben die, die ohne Gott leben, keinen Einblick und darum urteilen sie unrichtig über uns und handeln verkehrt gegen uns.

Auch das ist ein Zeichen und Maß der göttlichen Liebe und kann uns darum in unserer Freude an Gottes Gabe nicht stören. Gottes Liebe bindet und löst zugleich. Sie bindet an Gott, löst von den Menschen, macht uns ihm nahe und denen fern, die ihn nicht kennen. Unser Gegensatz gegen alles, was das gemeinsame Leben der Menschheit füllt, kommt daher, daß Gott ihr unbekannt blieb. Wer das bedenkt, wird still und friedlich, auch wenn man ihn Jesu wegen verachtet und mißversteht. Wir dürfen von dem kein Lob erwarten, der für Gott weder Lob noch Anbetung hat, dürfen nicht verlangen, daß uns der nicht widerspricht, der dem Christus widerspricht und ihn leugnet, und müssen uns willig von dem als töricht betrachten lassen, der Gott nirgends spürt und sich eine Welt zurechtmacht ohne Gott oder mit einem entstellten Gott, der nicht dem gleicht, der Jesus zu uns gesandt hat.

3, 2: **Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes und es wurde noch nicht offenbar, was wir sein werden. Wir wissen, daß wir, wenn er offenbar wird, ihm ähnlich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.** Aus dem, was wir geworden sind, ergibt sich ein Blick in das, was wir sein werden, obgleich uns das noch verborgen ist. Dennoch ist uns eins als helle Gewißheit gegeben, damit wir sie mit fester Hoffnung ergreifen: Christus

bleibt für uns nicht der Verborgene und Unsichtbare, sondern wird sich uns mit sichtbarer Gegenwart zeigen und dann wird unser Wesen und Zustand so, daß sie dem seinigen gleichen. Wir dürfen Jesu Lebensziel als unser Ziel, Jesu Ort als unseren Ort, Jesu Art als unsere Art ansehen. Das war bei allen Aposteln die große Freude und Hoffnung und der Hauptsatz ihres Evangeliums: er ist geworden wie wir, damit wir würden wie er. Weil wir ihn sehen werden, werden wir ihm ähnlich sein. Ihn sehen, wie er ist, in seiner Wahrheit nach dem Reichtum seines Wesens, wie er in der Gemeinschaft mit dem Vater ist und an seinem Leben Anteil hat, das könnten wir nicht, wenn wir durch eine verschiedene, ihm widerstrebende Art von ihm getrennt blieben. Wer ihn sieht, der ist bei ihm und empfängt dadurch auch seine Gestalt und Art. Jede Gemeinschaft bewirkt Verähnlichung und die Gemeinschaft mit dem, der mit Gott eins ist, erträgt nichts, was er verwirft, und macht uns von allem Widergöttlichen frei.

3, 3: **Und jeder, der um seinetwillen diese Hoffnung hat, macht sich rein, wie er rein ist.** In ihm hat unsere Hoffnung ihren Grund. Daß wir Kinder Gottes sind, ist die Gabe dessen, der zu uns auf die Erde kam. Daß wir ihm ähnlich sein werden, ist die Gabe dessen, der uns wieder offenbar werden wird. Eine solche Hoffnung liegt aber nicht als etwas Totes und Unfruchtbares in unserer Seele, sondern hat bewegende Kraft, weckt auf und leitet unser Trachten. Der Wunsch, ihm ähnlich zu sein, die Freude an seinem Bild, die es über alles stellt als das, was uns selig macht, regiert tief in das hinein, was wir täglich sind und tun. Wir wissen nicht, wie er ist und sein wird in seiner Herrlichkeitsgestalt, wissen nicht, wie wir ihn uns denken sollen, jetzt, da er an Gottes Thron und Herrschaft Anteil hat. Aber wir wissen, daß er rein ist. Die häßlichen Dinge, die uns entstellen, finden sich an ihm nicht. Wer darum diese Hoffnung hat, der scheut und haßt, was ihn beschmutzt. Johannes zeigt uns, wie sich die Glieder des inwendigen Lebens aneinanderschließen und eines fest am anderen hängt. Wer die Hoffnung hat, der macht sich rein. Sind wir nicht auf Reinheit bedacht, so haben wir die Hoffnung nicht, haben weder Grund zu ihr noch ihre Kraft in uns. Die Mahnung erhält dadurch besonderes Gewicht. Wer möchte die Hoffnung nicht haben? wie kann sie dem fehlen, der Jesus kennt? Aber alle Kraft, mit der wir die Hoffnung erfassen und sie uns erfaßt, geht auch in unseren Wunsch über, rein zu sein, wie er es ist.

3, 4—10.

Unsere Unfähigkeit zum Sündigen.

Johannes hatte uns die Hauptstücke des Christenlebens in prächtiger Ordnung gezeigt: Gottes Licht strahlt in unsere sündige Art hinein, erweckt uns zur Reue und bringt Wahrheit in unseren Wandel und Christus erhält uns durch seine Fürsprache in Gottes Gnade und gibt uns sein Gebot ins Herz. Dem Bruder gehört die Liebe; der Welt gehört sie nicht; gegen die

Widerchriſten iſt uns Schutz und Schirm gegeben und mit der neuen Gegenwart des Chriſtus die Hoffnung geſchenkt, auf die wir uns rüſten. So iſt uns unſer Weg bis hinaus zum Ziel beſchrieben, bis dorthin, wo wir Jeſus ſehen werden, wie er iſt, und in ihm Gott.

Auf drei Punkte hat Johannes unſeren Blick gerichtet als auf die entſcheidenden Hauptſtücke, durch die wir in der Gemeinſchaft mit Gott ſtehen, darauf, daß wir von der Sünde frei werden, den Bruder lieben, an Jeſus glauben. Die Gefahr war aber ſchon damals für die Kirche da, daß ſie ſich den Grundriß des Evangeliums verdunkeln und ſich zu Nebenſachen treiben laſſe. Darum beſpricht Johannes dieſelben drei Hauptſtücke nochmals in derſelben Ordnung, um durch eine vertiefte Betrachtung der Kirche vollends deutlich zu machen, wo ihr Ziel liegt und was ihre Kraft ausmacht.

Er fängt wieder mit der Sünde an. Zuerſt hat er uns geſagt, daß wir ſie unmöglich ableugnen können; jetzt ſagt er uns, daß wir ſie unmöglich behalten können. 3, 4: **Jeder, der die Sünde tut, tut auch die Auflehnung gegen das Geſetz und die Sünde iſt die Auflehnung gegen das Geſetz.** Da das Geſetz unſer Gewiſſen kräftig erfaßt, ſo daß wir es als heilig und notwendig anerkennen müſſen, fürchtet ſich jeder vor dem geſetzloſen Weſen und ſcheut ſich, das Geſetz zu entkräften und zu verleugnen, wenn er nicht ſchon ganz ins Böſe verſunken iſt. Den Juden war eine kräftige Scheu vor der Antaſtung des Geſetzes eigen. Es galt ihnen als völlig verwerflich und verderblich, ſeine Gültigkeit zu bezweifeln. Ebenſo ernſt behandelten die apoſtoliſchen Gemeinden Gottes Geſetz. Aber auch unter der Anerkennung des Geſetzes kann ſich dadurch ein böſer Wille verbergen, daß wir es nicht gegen jede Sünde kehren. Den Anlaß dazu gibt, daß das Geſetz nicht alle Formen und Geſtalten der Sünde aufzuzählen und für ſchuldig zu erklären vermag, weshalb es mancherlei Böſes gibt, das nicht vom Geſetz ausdrücklich verboten und geſcholten wird, weder vom geſchriebenen Geſetz der Bibel noch von demjenigen Geſetz, das im allgemeinen Urteil als Sitte unter uns lebendig iſt. Darum ſtützt ſich der Unwahrhaftige, auch wenn er ſündigt, darauf, daß er ja das Geſetz nicht verletzt habe und ihm nichts abbreche, ſondern ihm alle Ehre gebe und ſeine Gültigkeit nicht beſtreite. Solche Lügen ſchneidet Johannes ab; denn er läßt nicht zu, daß es Sünden gebe, die das Geſetz nicht umſtießen, ſondern mit ihm vereinbar wären. Jede Sünde hat den Widerſpruch gegen das Geſetz in ſich und eben dies, daß wir uns durch ſie vom göttlichen Geſetz losſagen, macht ihre Häßlichkeit und Verwerflichkeit aus.

Was Sünde iſt, wiſſen wir durch das Zeugnis, das in unſerem Innern hörbar wird. Wir wiſſen, ob unſer Verlangen rein und recht iſt oder ob es krumm, häßlich, im Widerſpruch mit Chriſtus und Gott ungehorſam iſt. Darüber werden wir inwendig ins Klare geſetzt und dann gibt es keine Ausflucht mehr, als ob wir der böſen Regung folgen und das Geſetz dennoch anerkennen könnten. Eben dieſes Böſe, das ſich in mir regt, will das Geſetz treffen. Dagegen iſt es gegeben, und wenn ich es tue, ſo habe ich mich vom Geſetz losgeſagt, habe es für mich entheiligt und ungültig gemacht. Es gibt

keine Auflehnung gegen das Gesetz als einzig die Sünde; diese ist es aber auch in jedem Fall.

Doch nicht nur vom Gesetz, sondern auch von Jesus sagen wir uns durch die Sünde los. 3, 5: **Und ihr wißt, daß er dazu offenbar wurde, damit er die Sünden wegnehme, und Sünde ist nicht in ihm.** Warum trat Christus aus seiner himmlischen Art heraus und wurde bei uns heimisch und für uns offenbar? Der Sünden wegen tat er es, um sie zu beseitigen. So hat schon der Täufer Jesu Werk beschrieben: er nimmt als Lamm Gottes die Sünde der Welt weg, Ev. 1, 29. Er kam, um für uns der Versöhner zu werden, der uns Gottes Vergebung verschafft, und weil er uns in der Wahrheit und Kraft Gottes verzeiht, darum kommt er als der, der uns bekehrt, heiligt und verklärt. Er verzeiht, weil er das Sündigen beendigen will, und deshalb macht er uns kräftig und gänzlich von allem Bösen los. Wenn er die Sünde wegnimmt und tilgt, wie können wir sie behalten, pflegen und suchen? Wenn er gegen sie kommt, wie können wir uns für sie entscheiden? Wir widersetzen uns ihm mit jedem bösen Willen, handeln dem entgegen, wozu er gekommen ist, sagen zu dem, was er macht und gibt: nein! Er schafft die Sünde fort; wollen wir sie haben, so können wir dies nur dadurch, daß wir ihn lassen und von ihm geschieden sind. Denn in ihm findet sich nichts Böses. Darin ist er das Bild des Vaters, der Licht ist ohne Finsternis. Alle Herrschermacht Jesu und sein herrlicher Unterschied von uns beruht darauf, daß er nichts Böses in sich hegt, keine gottlose Begehrung, nichts, was Gottes Gesetz entheiligt und bricht. Alles, was uns zu ihm zieht, zieht uns darum vom Bösen ab. Mit ihm können wir nur ohne unsere Sünde, nicht zugleich mit ihr verbunden sein. Keine Sünde ist in ihm, also auch keine Abweichung vom Gesetz, keine Entweihung und Zerstörung desselben, nichts, was gesetzlos wäre. Johannes zeigt uns hier kurz und klar, worin die Freiheit des Christen vom Gesetz besteht und warum sie keine Ermächtigung zum Bösen ist. Er unterwirft uns nicht dem Gesetz, setzt es nicht neben Jesus hin als das, was uns regieren soll, sondern führt uns zu Christus allein, weil er allein unserer Sünde dadurch ein Ende macht, daß er uns vergibt, uns begnadigt und belebt. Daß wir uns an ihn halten, ist jedoch kein Bruch des Gesetzes, sondern ist Gottes Wille und das, was uns vom Bösen erlöst. Die Sünde ist der Bruch des Gesetzes, nicht der Glaube an Christus, nicht die Liebe, die er uns gibt, nicht das Leben, das durch ihn entsteht. Das Gesetz ist nicht gegen das Gute, sondern gegen das Böse gegeben. Im Christus finden wir aber nichts Böses, keine Gesetzlosigkeit, vielmehr den Willen und die Macht, die Sünden wegzunehmen. Darum ist Christus mit dem göttlichen Gesetze völlig eins und bringt auch uns nicht zu einem gesetzlosen Wesen, sondern macht, daß wir mit Gottes Gesetz einträchtig sind.

3, 6a: **Jeder, der in ihm bleibt, sündigt nicht.** Wer in ihm bleibt, steht unter seinem Regiment und wird durch das bewegt, was er uns gibt. So kommt er niemals ins Böse, niemals auf einen Irrweg, auf dem er Gottes Gesetz entheiligte. Er hat im Christus die vollkommene

und sichere Leitung zum Guten auf Gottes geradem Weg. Das ist ein Spruch und Schluß des Glaubens. Nicht aus dem, was der Christ in sich selbst ist, gewinnt Johannes die freudige Zuversicht, daß er richtig handeln wird und einen guten Willen hat. Er schaut auf Christus, auf die reine Abgeschiedenheit Jesu vom Bösen, auf die Macht seiner Gnade, die uns nicht im Bösen lassen, sondern von ihm erlösen will. Das heißt er uns mit kräftiger Bewegung des Glaubens fassen, nicht nur einmal, sondern immer wieder Tag um Tag: weil wir in ihm bleiben und mit ihm verbunden sind, haben wir mit der Bosheit nichts mehr zu tun und sind von der Sünde abgewandt. Daß unsere Art sündig und verdorben ist, gilt für jeden Glaubenden nicht minder als für den, der Jesus nicht kennt; es ist ja eine und dieselbe Art. Dazu ist für uns fleischliche und sündliche Menschen Christus offenbar geworden und hat uns zu sich berufen, damit er uns regiere und leite. Dadurch bringt er und er allein das Wunder zustande, daß fleischliche und sündliche Menschen mit finsteren und unreinen Gedanken und Trieben doch nicht sündigen, sondern diese verleugnen und wegwerfen, weil das sie hält, was ihnen Jesus zeigt und gibt, und sie daraus einen guten Willen schöpfen, der Gottes Willen tut. Daran sollen wir uns freuen und dafür Gott loben als für ein unschätzbares Geschenk. Daß wir nicht sündigen, ist also nicht eine natürliche Unmöglichkeit. Wir hängen am Christus nicht durch ein Naturband, das uns keine eigene Bewegung ließe. Hier steht Person vor Person, vor Jesus in der Macht seiner Gnade wir mit unserem Glauben und Gehorsam, den wir ihm darbringen. Aber unser Wille ist beweglich, kann sich dem versuchlichen Reiz ergeben, kann die uns innerlich geschenkte Weisung verachten und den göttlichen Antrieb abschütteln. Dann bleiben wir aber nicht bei Christus, sondern kehren uns von ihm ab. Deswegen sind die Versündigungen auch frommer Leute nicht eine Widerlegung, sondern eine Bewährung des Worts, daß jeder, der in ihm bleibt, nicht sündige. Denn wir wissen es klar, wenn wir sündigen, daß wir nicht auf Christus achteten.

3, 6b: **Keiner, der sündigt, hat ihn gesehen und erkannt.** Der, bei dem sich die Befreiung von der Bosheit, die uns Christus gibt, nicht zeigt und wirksam wird, hat den Weg zu ihm nicht gefunden. Johannes will es der Gemeinde recht eindrücklich machen: eine boshafte, sündigende Christenheit ist keine Christenheit, sondern Welt und zwar die schlimmste, verdorbenste Welt, die es gibt. Sie hat Jesus nicht bemerkt, nicht wahrgenommen, so daß er für sie noch nicht da ist wie jemand, der von uns ungesehen blieb. Ebenso wenig hat sie ihn erkannt und hat nicht begriffen, was er auf der Erde sucht und tut. Nur der hat ihn verstanden, dem durch ihn alles Böse widerwärtig und unmöglich geworden ist. Somit müssen wir, wenn wir krummen und schlechten Trieben dienen, uns sagen: Du kennst Christus nicht und hast ihn nicht begriffen; dein Auge ist zu krank und schwach dazu und dein Geist zu verdreht und unsauber. In der Tat ist das Wort des Apostels dazu gesagt, damit wir uns fürchten, und dieses Urteil über uns selbst ist gerecht. Es ist wahr, daß die Verdrehtheit und Unart unseres Geistes es uns unbegreiflich

macht, was Jesus will und tut, so daß wir sein Bild nur wie in einem trüben Spiegel auffangen. Allein die Furcht und Reue, die das apostolische Wort in uns schaffen will, ist niemals ungläubig. Im Christus ist keine Sünde; deshalb ist in ihm die Gnade und er ist dazu offenbar geworden, um unsere Sünden wegzunehmen. Die Gnade macht aber, was für uns zur Sünde werden könnte, uns nicht zur Sünde, was als Schuld uns erdrücken und töten müßte, uns nicht zur Schuld und läßt uns nicht fallen und scheidet uns nicht von Jesus ab, sondern hält uns bei ihm, daß wir in ihm bleiben dürfen trotz unserer Schwachheiten und Krümmungen. Nur dürfen wir hiebei nicht vermischen, was die Sache Jesu ist und ihm zukommt und was uns zukommt. Er ist der Verwalter der Gnade; wir haben sie uns nicht selber zuzumessen. Er verzeiht; wir dürfen uns nicht selber verzeihen. Er darf Sünden übersehen, Schulden tilgen, Krummes gerade heißen, Bosheit nicht empfinden und unvergolten lassen. Wir dürfen es nicht; wir haben klar und scharf unsere Sünden schlecht und uns ihretwegen schuldig zu heißen. Sowie wir uns unsere Bosheit wohlgefallen lassen, werden wir unfehlbar von dem, in dem keine Sünde ist, getrennt. Deswegen hat uns Johannes dies als die erste Wirkung des göttlichen Lichts beschrieben, daß wir unsere Sünden wahrnehmen und gestehen. Das Urteil: er sündigt nicht, gibt die vergebende und heiligende Gnade über uns ab. Sie rechnet uns unsere sündige Art nicht zur Sünde, verzeiht die bösartigen Bewegungen unseres Herzens und schenkt uns den Antrieb und die Kraft zu dem, was vor Gott gut und wohlgefällig ist, bis sie uns endlich zur Vollkommenheit bringt, in der es auch von uns in jedem Sinne gilt: Sünde ist nicht in ihm. Diesen Spruch der Gnade dürfen wir im Glauben nachsprechen, auf uns anwenden und als gültig für uns bejahen. Das ist aber ganz und gar des Glaubens Sache. Wir haben es nur durch seine Gnade, daß wir in ihm bleiben und nicht so sündigen, daß er uns wegwirft. Durch seine Gnade haben wir es aber auch in fester Wahrheit und Sicherheit. Das sollen wir glauben und im Glauben empfindlich werden gegen alles Böse und es mit festem Griff erfassen, daß er uns von jeder Sünde trennt.

3, 7: **Kindlein, niemand verführe euch. Wer die Gerechtigkeit tut, ist gerecht, wie er gerecht ist.** Johannes warnt, weil wir in diesem Stück für alle Verführung empfänglich sind. Wir lassen uns leicht mit unseren Sünden aussöhnen und nehmen die Ermächtigung zum Bösen gerne an. Darum dringt der Apostel auf die Tat; denn nicht der ist gerecht, der von der Gerechtigkeit redet und sie sich mit Worten beimißt und sich mit einem solchen Glauben ihrer rühmt, der ihn unwillig zum rechtschaffenen Handeln macht. Johannes hat ja schon von der Wahrheit gesagt, daß sie uns nicht nur dazu gegeben sei, damit wir sie bedenken, glauben und verkündigen, sondern damit wir sie tun. Nicht weniger gilt das für die Gerechtigkeit. Sie ist eine Regel für unser Handeln und ordnet die Weise, wie wir die Menschen und Dinge, Gott und die Welt anfassen. Wenn wir nicht nach der Anleitung der Gerechtigkeit handeln, sind wir ihr nicht ergeben, sondern inwendig von ihr los und sind

nicht gerecht, wie Jesus gerecht ist, der es auch nicht nur in Worten und Gedanken war, sondern so, daß er sie tat und mit seinem ganzen Willen und Leben ihr Diener ward. Mit seinem Werk bis in den Tod, bis zum Kreuz, hat er die Gerechtigkeit zur Geltung und zum Bestand gebracht. Und wir sollten sagen: wir wollen zwar die Gerechtigkeit mit Worten loben, wollen uns ihrer freuen in lieblichen und gläubigen Gedanken, aber tun mögen wir sie nicht! So würden wir uns wieder gründlich vom Christus scheiden und blieben nicht bei ihm.

„Wer in ihm bleibt," so redet der Glaube; „der sündigt nicht," so schließt der Glaube und macht durch solchen Schluß unseren Willen recht. „Wer die Gerechtigkeit tut," da tritt neben den Glauben das Werk; „der ist gerecht," da tritt zum Werk die Gnade und erhält uns durch unser Werk in der Gemeinschaft mit Gott. Johannes zeigt uns deutlich, wie der Glaube und das Werk verbunden sind. Wir können nicht gläubig Jesus als den erfassen, der uns hält und regiert, ohne daß unser Glaube in ihm den ergreift, der unserer Sünde ein Ende macht. Sie hat aber nur dadurch ein Ende, daß wir tun, was gerecht ist vor Gott.

3, 8a: **Wer die Sünde tut, ist aus dem Verkläger; denn der Verkläger sündigt von Anfang an.** Es verhält sich mit der Sünde ganz ebenso wie mit der Gerechtigkeit. Wie es bei der Gerechtigkeit nicht auf das ankommt, was wir von ihr denken und sagen, sondern was wir tun, so gilt es auch von der Sünde, daß der sie hat, der sie tut. Wenn wir sie auch eifrig schelten, sie häßlich und schlecht und traurig heißen mit Schmerz und Tränen und bitterer Reue und sie doch tun, oder wenn wir sie ableugnen und in hochklingenden Worten für uns für unmöglich erklären und sie doch tun, dann sind wir von der Sünde nicht los, sondern haben sie in uns, weil wir sie tun. Von der Sünde ist nur der frei, der sie nicht tut. Wer sie aber tut, der hat das, was er inwendig ist, vom Satan empfangen. Unser guter und unser böser Wille entsteht in der Gemeinschaft, in die wir versetzt sind. Wären wir einsam und eingesperrt in uns selbst, so geschähe gar nichts und gar kein Wille würde in uns geboren. In Bewegung kommen wir dadurch, daß wir nach oben oder nach unten mit einem unsichtbaren Reiche in Gemeinschaft stehen. Die Menschheit gleicht der See, die sich nicht selbst bewegt und ihre starken Wellen sich nicht selber gibt, sondern sie empfängt je nach dem Wind, der über sie fährt. Darum laufen sie bald so, bald so. Entweder haben wir nach oben zu Christus hin Gemeinschaft erlangt; dann entsteht aus seinem Willen in uns ein guter Wille, dem es an der Gerechtigkeit liegt, oder wir stehen nach unten hin in Gemeinschaft und haben, was uns inwendig bewegt und treibt, aus dem Willen des Satans empfangen; dann entsteht ein böser Wille, der die Sünde tut. Auch das hat Johannes von Jesus gehört. Denn Jesus hat der stolzen Zuversicht der Judenschaft, die sich keck auf Gott berief, gesagt, daß Lügen und Morden die Schöpfungen des Satans sind und daß der, der das in sich trägt und durch diese Triebe sich bewegen läßt, vom Satan gemacht und gebildet ist und darum sein Kind heißen muß, Ev. 8, 44.

Christus hat seine Weise in der Gerechtigkeit; die Art des Satans ist Sündigen. Das betreibt er als sein Ziel vom Anfang des Weltlaufs an, schon ehe der Mensch sündigte. Der Mensch ist nicht der erste in diesem Geschäft, nicht der Erfinder, sondern der Nachahmer, der Lehrling, der sich von einem Meister leiten läßt, den er freilich nicht sieht und kennt, der ihn aber trotzdem innerlich zu berühren und zu unterweisen vermag. Damit zeigt sich aufs neue, wie vollständig das Sündigen dem Christus widerspricht und wie unvereinbar es mit seiner Gemeinschaft ist. Denn Christus und der Satan stehen wider einander. Was uns vom Satan abhängig macht, macht uns vom Christus los. Wir können nicht zugleich nach beider Bild und Art gestaltet sein. 3, 8b: **Dazu wurde der Sohn Gottes offenbar, damit er die Werke des Verklägers auflöse.** Er wurde offenbar, um die Sünden wegzunehmen und um die Werke des Satans zu zerstören. Beide Absichten Jesu kommen miteinander zur Erfüllung. Die Werke des Satans bestehen in dem, was er im Geist des Menschen Böses anrichtet durch die finsteren Gedanken, die uns überfallen. Daraus entstehen die entzündeten Begierden und die alles verkehrenden Bewegungen unseres Geistes, die das Gericht Gottes nötig machen, durch das wir ins satanische Reich verbannt werden. Jesus heilt unsere Sündigkeit, zerstört dadurch alle teuflischen Absichten, vereitelt die Erfolge des Teufels und stellt ihn zur Menschheit hinaus in die Ohnmacht des Gefängnisses hinab. Das tut er, weil er der Sohn Gottes ist und das, was er in sich trägt, von Gott empfängt und in seiner Gemeinschaft mit Gott die Wurzel seines Lebens hat. Darum kann er nicht anders handeln als so, daß er zum Widersacher des Satans wird, und wenn wir ihm zumuten, daß er an den Werken des Teufels in uns seine Freude habe und sie erhalte und wachsen lasse, so vergessen und verleugnen wir, daß er der Sohn Gottes ist und daß der Sohn Gottes niemals ein Freund des Satans wird.

Johannes hat mit besonderem Ernst auf den verborgenen Grund der menschlichen Sünde hingezeigt, auf den Bösen, der das Böse in die Menschheit hineingepflanzt hat und dem sich jeder Sündigende nähert und ähnlich macht. Das entspricht seinem hellen Blick in die Macht und Gnade Jesu und in die Gegenwart Gottes in ihm. Er führt sowohl das Gute als das Böse auf seine Wurzel zurück. Indem er uns die himmlischen Kräfte zeigt, die das Leben hervorbringen und das Gute schaffen, tritt scharf und deutlich auch die bösartige Macht hervor, deren Werk der jetzige sündige und tote Zustand der Menschen ist, und Johannes braucht nicht zu fürchten, daß uns der Blick in das Reich des Bösen verwirre und in hilflose Angst versetze, weil er uns über ihm den zeigen kann, der es besiegt hat und seine Werke zerbricht. Auch dieses Wort drängt ernst zur Entscheidung. Die Verwandtschaft unseres Trachtens mit dem des Satans ist uns zunächst unbewußt. Wir sehen nicht, woher unsere verkehrte Neigung stammt, dünken uns dabei unsere eigenen Herren und bemerken nicht, daß wir sie empfangen haben und aus welcher Hand. Johannes zeigt uns den Geber dieser schlimmen Gabe und sagt uns, woher sie kommt, wohin sie deswegen auch führt. Das drängt zur

Entscheidung und macht ernst. Wenn wir sündigen und dabei wissen, daß das ein Erzeugnis des Bösen in uns ist, von unten stammt und teuflische Art an sich hat, so bestätigen wir mit unserem eigenen Willen unser Verkauftsein an das satanische Reich und machen uns selbst mit unserer eigenen Tat dem Satan zum Knecht. Wissen wir, woher die Sünde kommt, so bleibt uns nichts übrig, als mit ungeteiltem Willen uns an den zu halten, der die Werke des Satans zu beseitigen vermag.

3, 9: **Jeder, der aus Gott geboren ist, tut nicht Sünde, weil sein Same in ihm bleibt, und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist.** Johannes hebt unseren Blick zu Gott empor. Weil Jesus der Sohn Gottes ist, ist er der Zerstörer aller teuflischen Wirkungen; aber auch wir selbst sind von Gott ins Leben gesetzt. Er ist uns zum Vater geworden, der uns das verliehen hat, worin unser Wesen und Leben besteht. Menschen, die Gott macht, deren Vater und Urheber Gott geworden ist, sind von dem, was sündlich ist, getrennt; denn die Kinder haben des Vaters Art. Nur wenn wir das, was Gott uns gab, verlören, könnten wir sündigen. Gott hat ein Samenkorn in uns hineingesät, aus dessen kräftigem Trieb unser inwendiges Wesen erwächst, das helle Gedanken, die der Wahrheit teilhaft sind, und den guten Willen, der nach der Gerechtigkeit verlangt, in uns hervorbringt. Dieses Samenkorn, mit dem uns Gott beschenkt hat, damit es der Grund eines neuen Wesens für uns sei, ist nicht bald in uns und bald wieder weg. Es bleibt und deswegen kann der, der es empfangen hat, nicht sündigen. Es fehlt ihm dazu das Vermögen und die Fähigkeit. Das ist die runde, saubere Absage gegen alles Böse, die sich nicht doch noch begehrlich nach ihm streckt, sondern ihm ein ehrliches Nein entgegenstellt. So sieht ein rechtschaffener guter Wille aus. Er sagt nicht bloß: ich will nicht und darf nicht, sondern was er nicht soll und darf, das kann er auch nicht, weil er das göttliche Gebot nicht zerbrechen, dem Satan nicht gehorchen, Jesus nicht verleugnen und nicht gegen Gott streiten kann. Als aus Gott geboren hat er wohl die Fähigkeit und das Vermögen, Gott zu dienen, aber nicht mehr die Fähigkeit und das Vermögen, Böses zu tun. Dieser Spruch ist eins mit dem Wort des Paulus: wir, die wir der Sünde gestorben sind, Röm. 6, 2. Wer ihr gestorben ist, kann ihr nicht mehr leben, weil der Tod eine vollständige Trennung herstellt. Er ist dadurch in die Unfähigkeit gesetzt, ihr zu folgen und zu dienen, und der Gerechtigkeit zum Knecht geworden, von der Sünde aber frei. So sagt auch Johannes: der Strick ist entzwei, der uns an das Böse band; wir können dasselbe nicht mehr. Fehlt es dem Wort des Apostels unter uns an Bewährung? Es ist doch nicht einzig Luther, der in einem entscheidenden, versuchungsreichen Augenblick sagte: Ich kann nicht anders, ich kann nicht lügen, kann mich nicht krümmen, sondern muß nach meinem Gewissen handeln. Das ist immer wieder die Gabe Gottes an alle, die ihm redlich dienen, daß eine feste Gebundenheit ihres Herzens an Gottes Wahrheit und Gebot entsteht, so daß sie nicht mehr lügen, nicht mehr geizen, nicht mehr hassen können; sie verstehen es nicht mehr. Ein Grund zur Überhebung liegt hierin nicht. Wenn sie sich einmischt, dann können wir unzweifelhaft alles

Schlechte und sind zu jeder Sünde aufgelegt und präpariert. Woher haben wir unseren guten Willen? Johannes antwortet: daher, weil dich Gott gemacht hat. Darum schließt dieses: wir können nicht! die dreiste Sicherheit aus. Nach dem, was wir selber sind, können wir es freilich, haben es auch oft genug praktiziert und sind alsbald wieder in der alten Kunst und Übung drin, die durch den Unterricht des Satans ein allgemein menschliches Vermögen geworden ist. Wir können es nur deswegen nicht, weil Gott uns bildet und bewegt. Im Glauben, der sich an Gott hält, weil er uns hält, sprechen wir: wir können nicht. Vom Glauben, der bei Gott die Bewahrung vor der Bosheit sucht, gilt aber, daß er nicht zuschanden wird.

3, 10a: **Dadurch sind die Kinder Gottes und die Kinder des Verklägers offenbar.** Man kann sie nicht verwechseln, da die Kinder des Satans das Sündigen verstehen, die Kinder Gottes es nicht verstehen. Jene vermögen zu lügen und zu hassen; diese vermögen es nicht. Darin kommt ans Licht, was als verborgene Kraft den Menschen hält, wo er angewachsen ist und woher er die Säfte und den Trieb seines Herzens bezieht. An nichts anderem sind sie offenbar, nicht an ihrer äußeren Lebensgestalt, da sie beide dasselbe Fleischesbild tragen, auch nicht an ihrem Lebenslauf, als wären Gottes Kinder durch besondere Segnungen ausgezeichnet. Denn die Kinder des Satans stehen noch unter Gottes Geduld und die Kinder Gottes noch unter Gottes Zucht, die sie schwer treffen und tief beugen kann. Auch nicht an ihren Worten und Gedanken lassen sie sich unterscheiden; denn das göttliche Wort läßt sich lernen und nachahmen auch von dem, in dem es nicht heimisch ist, und eine Art Erkenntnis Gottes kann in uns sein, ohne daß wir selbst uns ihr ergeben haben und ihr untertan geworden sind. Dasjenige Geschenk, das sicher und hell das Kind Gottes kenntlich macht, ist, daß es die Fähigkeit zum Sündigen verloren hat. Ist es uns nicht mehr möglich, Böses zu denken und zu tun, dafür sollen wir Gott danken; das ist sein Werk und das Kennzeichen, daß er uns zu seinen Kindern macht.

3, 10b: **Jeder, der nicht Gerechtigkeit tut, ist nicht aus Gott, und wer nicht seinen Bruder liebt.** Mit dem Werk, das die Gerechtigkeit herstellt, ist die Bruderliebe vereint. Solange wir das Böse tun, bringen wir es niemals zur Liebe. Wir finden sie erst dann, wenn wir das Sündigen verlernt haben und, statt zu sündigen, das, was recht ist, tun. Wiederum macht erst die Liebe alles Handeln gut und rein. Ein liebloses Rechttun kann den anderen manchen Nutzen zuwenden, manchen Schaden abhalten und Frieden und Ordnung schaffen und ist doch nicht das Gute, das Gott pflanzt, nicht die Unfähigkeit zur Sünde, die er wirkt, nicht die Erscheinung jenes Lebens, dessen Urheber und Schöpfer Gott ist. Wenn die Liebe unsere Tat leitet und unsere Gerechtigkeit durchdringt, dann ist uns unser Werk von Gott gewährt. Lieben wir, so sind wir in unserem inwendigen Wesen durch Gott bewegt und in die gute Bahn gebracht.

Nun wissen wir nicht bloß, wie es mit uns selber steht und wie wir unseren eigenen Wandel richtig führen, sondern haben auch ein klares Urteil über alles, was um uns her geschieht und in der Kirche nach Geltung strebt. Wort und Erkenntnis, Geist und Wunder, Macht und Erfolg, das alles be-

weist noch nicht, daß Gottes Art im Menschen ist, daß Gott ihn leitet und zu seinem Werkzeug braucht. Wenn er sündigen, ungerecht und gehässig sein kann, so ist er mit all seiner Erkenntnis doch nicht aus Gott. Als Kind und Werkzeug Gottes ist nur der bewährt, der nicht zu sündigen vermag. Nur an dem, der die Unfähigkeit zum Bösen hat, dürfen wir uns freuen und mit dem uns verbinden und ihn ehren, weil er ein Werk Gottes ist.

3, 11—18.

Die Merkmale der Liebe.

3, 11: **Denn dies ist die Botschaft, die ihr von Anfang an gehört habt, daß wir einander lieben sollen.** Durch die ganze Zeit, die die Kirche damals schon durchlebt hatte, war das apostolische Zeugnis einstimmig gewesen und hatte ihr stets dasselbe Ziel gezeigt. Auch die anderen Apostel haben demselben Willen Gottes gedient und Johannes selbst hat ihr von Anfang an dasselbe gesagt. So hat ihr auch die Bibel von ihrem ersten Anfang an, als Gottes Fluch auf den Brudermörder fiel, dasselbe göttliche Gebot gebracht. Nicht vielerlei Gebote sind der Gemeinde auferlegt worden, nur das eine, dieses aber immer und gleichmäßig in seiner heiligen Notwendigkeit.

Was die Liebe ist, das erläutert Johannes zuerst an ihrem Gegenteil. 3, 12: **Nicht wie Kain aus dem Bösen war und seinen Bruder mordete, und weshalb mordete er ihn? Weil seine Werke böse waren, aber die seines Bruders gerecht.** Die Lust, den Bruder, der doch mit uns einen gemeinsamen Ursprung des Lebens hat, zu töten, ist das Gebilde des Satans. In eine solche wider die Natur und Gott streitende Bewegung kommt ein Menschenherz dann, wenn es sich durch den Stoß des Satans treiben läßt. Zum Mord kam es deshalb, weil der Böse den Gerechten nicht ertragen konnte, da die gerechten Werke des Bruders die Bosheit seiner eigenen Werke deutlich machten. Um sich gegen das Urteil zu schirmen, das von den gerechten Werken seines Bruders her auf ihn selber fiel, vernichtete er ihn. Er wollte die Gerechtigkeit in ihm töten und für die Bosheit die Macht und den Sieg erringen, dadurch daß er den Gerechten beseitigte. Am Altar erregte sich der Bruder wider den Bruder und holte sich vom Altar her den grimmigen Haß, weil Gott ihm nicht gewährt hatte, was er Abel gewährte, die gnädige Aufnahme seines Opfers. Der Bruder hatte ihn in der Gunst Gottes überholt; darum mußte er sterben. Er stellte sich nicht in Beugung unter Gottes Urteil, sondern rächte sich für die ihm versagte Gnade dadurch, daß er den, der sie empfing, mit dem Tode dafür büßen ließ. Johannes spricht aus, daß dieses Urteil Gottes nicht willkürlich war, sondern die Art ihrer Werke offenbarte. Das Opfer dessen, dessen Werke gerecht waren, war Gott angenehm und sein Opfer war selbst ein gerechtes Werk der dagegen, dessen Werke böse waren, versöhnte Gott auch durch sein Opfer nicht; auch dieses war ein böses Werk. Johannes erklärt dadurch, wie es soga

mitten in der Christenheit zum Hasse kommt. Die Gemeinden hatten es bereits erlebt, daß in Männern, die eine religiöse Wirksamkeit betrieben, dennoch eine bittere Leidenschaft und ein starker Haß zum Vorschein kamen. Das tritt als die Frucht und Folge böser Werke ein. Weil uns niemand bei diesen stören und niemand uns ihretwegen beschämen soll, darum werden wir einander feind. Wir können einander erst dann lieben, wenn wir von der Sünde frei geworden sind.

Darum besteht in der Liebe unser Unterschied von der Welt und hier liegt auch der Grund, warum zwischen ihr und uns kein Friede möglich ist. 3, 13: **Verwundert euch nicht, Brüder, wenn euch die Welt haßt.** Die Welt kennt euch nicht, hieß es 3, 1; wir haben aber nicht bloß ihren Unverstand wider uns, dem Gott nicht faßlich ist, sondern auch ihren Haß. Warum soll das der Christenheit nicht seltsam scheinen? Weil ihre Werke gerecht und die der Menschen böse sind und es darum immer wieder wie in der Geschichte Kains geht.

3, 14: **Wir wissen, daß wir aus dem Tod in das Leben hinübergeschritten sind, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod.** Wir lieben die Brüder; das ist nicht nur ein Gebot, sondern Wahrheit und Leben in der Gemeinde. Sie hat das am Evangelium gelernt und dadurch empfangen, daß sie Christus kennt. Damit ist aber für uns der Tod vergangen; wir sind ihm entronnen. Das Ende unseres Lebens ist kein Sterben mehr. Der Leib bricht; die irdische Natur geht für uns unter; das Leben dagegen bleibt uns; denn wir stehen schon in ihm. Früher hat auch uns der Tod regiert; unsere Art war ihm auch unterworfen und hätte uns zuletzt in die Öde und Ohnmacht einer erstorbenen Existenz hinabgeführt. Aber die Pforten des Totenreichs wurden für uns aufgemacht; das Leben ist ja offenbar geworden; und wir haben die offene Türe benützt und den Schritt vollzogen, der uns aus dem Bereich des Todes hinausführte in die Lebendigkeit. Dieser Schritt besteht darin, daß wir die Brüder lieben. Lieben und Leben hat hier Johannes untrennbar zusammengefaßt, ebenso wie die Unfähigkeit zur Liebe und den Tod. Wenn sich aufrichtiges Wohlwollen im Herzen zeigt und wir lernen, an die anderen zu denken, nicht an uns, ihnen zu dienen und an ihnen uns zu freuen, das ist Leben; das unterscheidet sich von der Öde und Leere der lieblosen Art wie die Nacht vom Tag und das Himmelreich vom Totenreich. Dadurch sind wir darum in das Leben gekommen, weil sich nun unser Trachten in Gottes Bahn bewegt und seinem Willen dient. Wer aber Gottes Willen tut, der bleibt in Ewigkeit.

Wer dagegen zur Liebe unwillig und unfähig ist, der bleibt im Tod. Im Tode bleiben — wie rätselhaft und verkehrt. Es ist ein zu völliger Unnatur entstellter Trieb, im Tod zu bleiben, während man ins Leben hinübergehen kann. Aber es steht ein Riese vor uns, der uns dem Reich des Todes nicht entfliehen läßt: unser eigenes, teures Ich. Um das müssen wir uns notwendig drehen als um unsere Sonne und für dasselbe sorgen und es pflegen und ihm dienen und haben nicht Zeit und Muße, an etwas anderes zu denken als an uns selbst. Und ob dieser Sorge, uns selbst zu erhalten und zu be-

glücken, bleiben wir im Tod. Wir fürchten das Leben, als wäre es der Tod, weil es uns von uns selber löst und in der Liebe den anderen dienstbar macht und wir suchen den Tod, als wäre er das Leben, indem wir uns in uns selbst verschließen und nichts anderes kennen und schätzen als uns selbst. Es zeigt sich überall dasselbe Gesetz Gottes, das unsere Gedanken völlig umkehrt: wer sein Leben erhalten will, der verliert es; wer es im Dienst und in der Liebe für die anderen weggibt, der gewinnt es. Die Sucht, die sich selber dient, hat den Tod in sich und macht, daß wir uns selbst verloren geben.

Warum ist das Leben für uns in die Liebe eingeschlossen? Weil da, wo die Liebe fehlt, der Haß entsteht und aus dem Haß das Morden und mit dem Morden der Tod. 3, 15: **Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder und ihr wißt, daß kein Mörder ewiges Leben in sich bleibend hat.** Dabei, daß uns die Liebe fehlt, können wir nicht stillestehen. Man kann sich ja lange in einer kühlen Gleichgültigkeit bewegen, die den Menschen weder Gutes noch Leides gönnt, besonders wenn man sie nicht bedarf, sondern sich selbst verschaffen kann, was man zur eigenen Lust nötig hat. Allein wenn sich einmal unser Weg mit dem der anderen kreuzt, dann springt aus dem an Liebe leeren Geist der Haß. Jeder Stoß, der uns widerfährt, kann ihn herauslocken. Und den Haß mögen wir zähmen und ihm sein Maß auflegen und ihn anständig machen, daß er sich nicht tätlich und grob äußern darf, dennoch steckt im Haß der Mordsinn. Er begehrt nicht das Leben für den anderen, sondern den Tod. Aber der Mörder hat das ewige Leben nicht als das, was in ihm bleibt. Jedes Wort drückt hier die Herrlichkeit des Lebens aus, das Gott uns gibt: ewig ist es und in uns, als unser Eigentum in uns hineingepflanzt, und bleibend, festgemacht in uns zur Unverlierbarkeit. Wer aber den anderen das Leben nimmt, der hat es selber nicht. Wer tötet, wird getötet; das ist Gottes Recht. Der Mörder tötet sich selbst.

Die Liebe bewegt sich in der entgegengesetzten Bahn. 3, 16a: **Daran erkannten wir die Liebe, daß er seine Seele für uns hergab.** Der Mörder nimmt dem anderen das Leben; Jesus gab sein eigenes für uns. Wir sollen auf Jesus sehen, wie er zum Kreuz ging und sich des Sterbens nicht weigerte, weil er sich Gott zum Werkzeug seiner Gnade darbot, damit Gott durch ihn für uns in seinem Blute Versöhnung stifte; da, sagt Johannes, haben wir die Liebe erkannt. So sieht sie aus. Daraus ergibt sich, was unsere Pflicht ist. 3, 16b: **Auch wir sind verpflichtet, für die Brüder die Seelen herzugeben.** Johannes läßt für die Liebe kein geringeres Maß zu und behandelt das keineswegs als eine besondere Groß- und Heldentat, wofür wir uns selbst bewundern und bewundern lassen dürften, sondern heißt das einfach unsere Pflicht. Wir sollen füreinander sterben können. Er hat ja soeben gesagt: wir sind aus dem Tod ins Leben hinübergegangen; da hat das „Hinlegen der Seele", wie er es nennt, keine Schrecklichkeit mehr. Zur buchstäblichen Ausführung des Gebots, daß wir mit einem einzigen Entschluß und einer raschen Tat das Leben für die anderen lassen, kommt es natürlich nur durch besondere Fügungen. Dennoch gilt unser Wort für jedermann. Wenn wir

den Vorbehalt machen: ich will den anderen dienen und für die anderen leben; nur darf es mir selbst nicht schaden, meine Kraft nicht erschöpfen, meine Gesundheit nicht gefährden, mein Leben mir nicht kosten, so stirbt die Liebe, weil am entscheidenden Punkt das eigene Ich festgehalten wird. Johannes straft jeden solchen Vorbehalt und dann, wenn wir ihm hierin gehorsam sind und fröhlich dem Trieb der Liebe folgen, was sich auch für uns daraus ergeben mag, gewinnt sie ihre Freiheit und Aufrichtigkeit.

3, 17: **Wer den Lebensunterhalt der Welt besitzt und sieht, daß sein Bruder bedürftig ist, und sein Inneres vor ihm verschließt, wie bleibt die Liebe Gottes in ihm?** Sind wir einander das Leben schuldig, dann noch viel mehr das Geld. Das Geld ist weniger als das Leben. Aber weil es uns immer wieder Überwindung kostet, aus der Liebe heraus zu handeln, darum mahnt Johannes noch speziell an diesen Punkt. Die Welt sieht im Geld ihr „Lebensmittel"; sie hat ohne das nichts. Für euch, sagt Johannes, ist es bloß das, was ihr gemeinsam mit der Welt besitzt, nicht euer eigentliches Gut. Die Pflicht zur Gabe begründet er auf die Bedürftigkeit. Wer ihrer bedarf, soll sie empfangen, nicht der, der sie nicht bedarf, aber auch jeder, der sie bedarf. Weitere Bedingungen gibt es hier nicht. Um das Bedürfnis der anderen zu sehen und zu verstehen, dazu hat die Liebe Weisheit nötig; sie selbst gibt uns, wofern sie nur wach und kräftig ist, auch das Auge für das, was den anderen fehlt. Wer es sieht, — Johannes wartet nicht einmal, bis die Bitte an uns kommt. Du siehst, daß er es nötig hat, das ist genug; nun verschließe dich nicht vor ihm. Das Mitgefühl regt sich schon durch die Natur, wo immer wir Not und Bedürftigkeit sehen. Wenn es uns nicht zur Tat bewegt, so unterdrücken wir es durch einen Riegel und Verschluß. Dann verläßt uns Gottes Liebe. Johannes lockt uns immer durch die eine Gabe, die alles in sich hat. Soll Gott an unserer Härte gegen den Bruder Wohlgefallen haben und seine Liebe uns erhalten, während wir den Bruder verstoßen? Hieß es oben: wer aus Gott geboren ist, der kann nicht sündigen, so schließt das somit in sich: er ist unfähig, grausam zu sein, und nicht imstande, sein Herz zu verriegeln, und unfähig, die Brüder leiden zu lassen, während er helfen kann. Das Unvermögen, hart zu sein, ist ein Zeichen, daß wir von Gott erzeugtes Leben haben. Es gibt aber zwei Weisen, wie wir die Liebe betätigen. Bei der einen bringt sie nur das freundliche Wort, bei der anderen auch die heilsame Tat hervor. 3, 18: **Kindlein, wir wollen nicht mit dem Wort und der Zunge, sondern mit dem Werk und der Wahrheit lieben.** Das Wort für sich allein ist noch nicht wahr.

3, 19—24.

Was die Liebe vor Gott gewährt.

3, 19a: **Daraus werden wir erkennen, daß wir aus der Wahrheit sind,** daran, daß wir es zur redlichen Liebe bringen, die keine Lüge, sondern Wahr-

heit ist und darum nicht bloß Worte, sondern Werke bei sich hat. Johannes möchte uns gern zum guten Gewissen helfen, damit wir wissen, wie es um uns steht, und nicht dem Gewoge des Meeres gleichen, Jak. 1, 6, durch unsere Haltlosigkeit und Unsicherheit. Das ist der Segen und Gewinn, den uns selbst das redliche Handeln und die treue Liebe bringt, daß wir dadurch inwendig zur Ruhe kommen und zum festen Stand. „Aus der Wahrheit sein" ist auch eines der Worte, die Johannes von Jesus gehört hat. Jesus hat die Menschen unterschieden in solche, die aus der Wahrheit sind, und in solche, die es nicht sind, und hat gesagt: wer aus der Wahrheit sei, der höre seine Stimme, Ev. 18, 37. Wir können in der Wahrheit unseren Boden und unsere Wurzel haben, an die wir festgeheftet sind und aus der wir herauswachsen, weil sie uns unsere Gedanken gibt und unseren Willen leitet. Wenn wir einander redlich dienen mit der Liebe, wie sie uns beschrieben ist, dann bewährt es sich, daß wir durch die Wahrheit gehalten sind. Die Liebe zeigt, daß unsere frommen Gedanken nicht Einbildungen sind und unser guter Wille keine Lüge ist.

3, 19b. 20: **und wir werden vor ihm unser Herz stillen; denn wenn uns das Herz verurteilt, ist Gott größer als unser Herz und erkennt alles.** Jedes ernste Gebet und jeder gesammelte Aufblick zu Gott läßt es uns empfinden, daß Gott Licht ist und alle Täuschungen vor ihm zergehen. Dann zeigen und regen sich alle Unaufrichtigkeiten und inwendigen Schäden und belasten unser Gewissen, lassen unser Gebet verstummen und machen uns zum Glauben unfähig. Wenn wir dagegen den Brüdern in redlicher Liebe dienen, so werden wir unser Herz vor Gott beruhigen. In demjenigen Christenstand, zu dem uns Johannes anleitet, gibt es keine stolze Sicherheit. Unser Herz wird oftmals beben und gegen die Freudigkeit des Glaubens Einsprache erheben und es nicht wagen, Gottes Verheißung an sich zu ziehen. Ja, es wird verklagend wider uns reden und unsere vielfältige Schuld uns vorhalten. Auf das, was unser Herz uns vorhält, müssen wir eine deutliche und sichere Antwort haben, damit der Friede bei uns sei und wir mit ungeteiltem Herzen auf Gott blicken und ein Gebet gewinnen, das aus einer gesammelten Seele kommt. Deswegen genießen nicht bloß die anderen, sondern auch wir selbst unmittelbar und reichlich den Lohn und Segen jeder treuen Arbeit in Gottes Dienst. Sie hilft uns glauben, hilft uns über die Einrede und Anklage unseres Herzens hinweg und macht, daß wir uns mit Gewißheit an Gottes Größe halten, der alles erkennt. Unser Herz hat zwar mit seiner Anklage vollständig recht und wir können seiner Beschuldigung nicht widersprechen. Aber das Urteil unseres Herzens gilt hier nicht, sondern Gottes Urteil. Hier spricht der, der größer ist als unser Herz. Kann unser Herz nicht vergessen, Gott kann vergeben; muß unser Herz die Schuld empfinden, Gott macht uns rein und gerecht; muß unser Herz den Schaden für unheilbar achten und sich vor der Gefahr des Sturzes ernstlich fürchten, vor Gott ist das kein Hindernis. Er kennt alles, weiß, was unsere Sünde ist, weiß aber auch, wie es mit unserer Liebe steht, weiß, daß wir ihm redlich dienen und sein Gebot in unserem Herzen lebt. Aber wie soll es uns ein Trost sein, daß Gott alles weiß, wenn wir

nicht aus der Wahrheit sind, sondern bei Täuschungen, leeren Worten und unredlichem Schein unsere Hilfe suchen? Aller lügnerische Trost und falsche Schein zergeht vor Gottes Blick. Wenn wir aber an der Wahrheit hängen und aus ihr erwachsen, dann freilich ist es ein süßer Trost und ein tiefer Friede, daß das ganze Geflecht unseres Lebens ihm völlig bekannt und verständlich ist und sich nichts in uns regt, was er nicht nach seinem Grund und seiner Art durchschaut. Er, der alles weiß und uns vollständig kennt, hat uns Jesus offenbar gemacht und uns sein Wort ins Herz gelegt, das uns von seiner Gnade und Gemeinschaft Zeugnis gibt. Das tut er nicht, weil er uns nicht kennt, sondern weil er uns kennt.

3, 21. 22: **Geliebte, wenn das Herz nicht verurteilt, haben wir zu Gott Freudigkeit, und was wir bitten, erhalten wir von ihm, weil wir seine Gebote bewahren und das tun, was vor ihm wohlgefällig ist.** Wenn Freude und Stille in unserem Herzen sind, dann besitzen wir das freie, freudige Wort zu Gott und wir können das Größte, was in unserem irdischen Leben Raum hat: beten, so beten, daß unser Gebet uns die Gabe Gottes bringt. Unbegrenzt ist die dem Gebet gegebene Verheißung; denn sowie es zu einem wirklichen Gebet kommt, nicht nur zu einem vergeblichen Versuch zu beten, der in sich selbst wieder zusammensinkt, zu einem Anlauf gegen Gott, der einem ungläubigen, also sündlichen Trieb entspringt und darum niemals gelingen kann, wenn wirklich unser Herz nach der göttlichen Gnade greift, dann ist das Bitten nicht vergeblich, sondern trägt uns Gottes Gabe zu, deswegen, weil wir dem göttlichen Gebot gehorchen. Gott kann uns nicht dienen, wenn wir ihm nicht dienen, kann uns nicht unseren Willen tun, wenn wir nicht seinen Willen tun. Ein Gebet, das unseren und Gottes Platz vertauscht und uns zum Herrn, Gott zum Knecht macht, steht jenseits der Verheißung. Darum entscheidet es sich an Gottes Gebot, was aus unserem Beten wird, weil unser Gebet nur dann richtig und kräftig ist, wenn das, was ihm wohlgefällig ist, auch uns wohlgefällt. Zwar hat auch ein zerrüttetes Herz, wenn es unter dem Druck schwerer Sünde und Not zur Anrufung Gottes kommt, an der dem Gebet gegebenen Verheißung teil; denn jede Bewegung des Glaubens, einerlei, wie es um unser Werk steht, findet die Gnade sich zugewandt. Aber aus dieser ersten Zuwendung zu Gott soll eine Gebetsübung werden, die unseren ganzen Christenstand durchzieht, und diese stirbt unfehlbar ab und wird zum leeren Wort, das keine Erhörung hat, wenn Gottes Gebote von uns verlassen sind.

Damit wir uns aber über Gottes Gebote nicht täuschen und nicht eine eigenwillige Frömmigkeit aufrichten, nennt sie uns Johannes. 3, 23: **Und dies ist sein Gebot, daß wir dem Namen seines Sohnes Jesus Christus glauben und einander lieben, wie er uns das Gebot gegeben hat.** Mit zwei Worten ist ausgesprochen, was Gott uns geboten hat; das erste sagt, was wir Jesus, das andere, was wir einander schuldig sind. Das erste Gebot macht uns Jesu Namen heilig und gültig, daß wir ihn stehen lassen, wie ihm Gott denselben gegeben hat, als Zeugnis seiner Einigkeit und Gemeinschaft mit dem Vater und seiner Salbung zur Regierung der Gemeinde Gottes.

Tragen wir seinen Namen als gewisse Wahrheit in uns, so daß wir uns auf ihn verlassen und unsere Hoffnung auf ihn setzen, so tun wir, was Gott von uns will. Glauben kann man freilich nicht dadurch erwecken, daß man ihn gebietet. Er wächst freiwillig hervor als die eigene Bewegung des Herzens, indem wir Gottes Wahrheit und Gnade in Jesus sehen und uns deshalb zu ihm hinwenden. Hiebei sollen wir aber wissen, daß wir damit an dem Ort stehen, den Gott uns angewiesen hat, und ihm die Ehre und den Dienst erweisen, den er von uns verlangt. Nun bleibt uns nur noch eines übrig, daß wir einander lieben. Dadurch ist das ganze göttliche Gesetz von uns erfüllt. Somit ist unser Beten nichtig und leer, wenn es vergißt, was Jesu Name sagt, und den Sohn Gottes und sein Werk für uns nicht kennen will und sich vor Gott auf anderes stützt als auf ihn, und weiter dann, wenn der Wunsch unseres Gebetes nicht aus der Liebe stammt. Beten wir füreinander, nicht widereinander, mit dem gläubigen Blick auf Christus als in seiner Versöhnung stehend, wie sein Name sie uns bezeugt, dann bewahren wir auch in unserem Gebet Gottes Gebote und tun auch betend, was ihm wohlgefällig ist. Johannes hat Jesu Verheißung gehört: was ihr in meinem Namen bittet, wird euch der Vater geben, und hat sie uns hier ausgelegt. Dadurch, daß wir in unserem Gebet dem Namen Jesu ein herzliches Vertrauen erweisen, wird es Gott gehorsam und wohlgefällig. Weil es sich auf Jesu Namen gründet und im Glauben an ihn seine Wurzel hat, wird ihm die Erhörung zuteil.

3, 24: **Und wer seine Gebote bewahrt, der bleibt in ihm und er in ihm und daran erkennen wir, daß er in uns bleibt, am Geist, den er uns gab.** Der Gehorsam gegen diese Gebote Gottes erhält uns in der Verbundenheit mit Gott. Gott nimmt uns auf bei sich, daß wir bleibend von seiner Liebe umfaßt, von seinem Licht durchleuchtet, von seinem Leben durchdrungen sind, und kommt auch wiederum zu uns, daß wir ihn in uns haben als den, der uns leitet, unsere Gedanken regiert, unsere Liebe entzündet und in unser Herz den Frieden gibt. Das Zeichen dieser lebendigen Gemeinschaft zwischen ihm und uns, woran wir wahrnehmen, daß er für immer in uns ist und uns bleibend durch seine Gegenwart bei uns geheiligt hat, ist der Geist, der als Gottes Gabe in der Gemeinde Jesu ist. Die Gemeinsamkeit des Geistes schafft jene lebendige Gemeinschaft zwischen uns und Gott, die Johannes als das Merkmal des Christenstands bezeichnet hat. Geist ist das, was unser Inwendiges belebt und bewegt, unsere Gedanken sprossen macht und den Trieb unseres Herzens erzeugt, und wir können es wissen, ob der Geist, der uns treibt, uns von Gott gegeben ist oder nicht, ob er heilige oder unheilige Art hat, ob er unser Trachten nach außen kehrt dem Fleische zu oder nach oben zu Gott empor. Wenn der Geist, der uns bewegt, uns von Gott gegeben ist, so sehen und genießen wir die Frucht jener Verbindung mit Gott, durch die er bei uns gegenwärtig ist und wir in ihn hineinversetzt sind zum bleibenden Anteil an ihm.

An alle Worte, die Gottes Gnade und Gabe ausdrücken, heftet sich der Mißbrauch und die Verführung an. Von seinem Geiste gibt uns Gott! Das

ist das Evangelium und ein unermeßlich großes und tiefes Wort. Man konnte es mit unheiligem Sinn verkehren und sich daran überheben und aus dem „Geist" eine Verführung machen für sich und andere. Darum beschreibt nun Johannes ernst und nüchtern das Merkmal des göttlichen Geistes.

4, 1—6.

Das Kennzeichen des göttlichen Geistes.

4, 1: **Geliebte, glaubt nicht jedem Geist, sondern prüft die Geister, ob sie aus Gott sind; denn viele falsche Propheten sind in die Welt ausgegangen.** Es können sich unter uns Kräfte regen, die sich unzweifelhaft als Geist darstellen, weil sie gesteigerte Erkenntnis und starken Willen, Glut im Wort und überraschende Wirkungen verleihen, und doch sind sie nicht aus Gott. Auch in der Gemeinde, zu der Johannes spricht, gab es Männer, die auf den Geist pochten und auch unzweifelhaft solchen hatten und nicht nur das träge, stumpfe Fleisch und die menschliche Schwachheit aufwiesen. Dennoch durfte die Gemeinde ihnen nicht schon deshalb trauen und sich nicht sofort der Leitung dieses Geistes hingeben. Geist für sich allein gibt uns noch nicht das Recht, Vertrauen zu dem zu fassen, der ihn hat. Der Geist, in dem jemand redet und auf den er seinen Anspruch an den Glauben und Gehorsam der Christenheit gründet, muß zuerst geprüft und erprobt sein, ob er aus Gott ist; nun erst ist die Bahn frei, daß wir ihm glauben dürfen. Denn der Glaube ist eine große Sache; er gibt dem, dem wir glauben, Macht über uns. Er macht uns für ihn offen und empfänglich, verknüpft uns mit ihm und zieht uns auf seinen Weg. Darum hat hier jeder Mißgriff böse Folgen. Wer seinen Glauben dem schenkt, der seiner nicht würdig ist, so daß hernach sein Glaube enttäuscht wird, der zerstört sich die Glaubensfähigkeit. Zum Glauben haben wir aber noch nicht den rechten Grund, wenn wir bloß sehen: in dem ist Geist, ihn bewegt und hebt eine höhere Hand. Ist es Gottes Hand, die ihn bewegt? Erst wenn wir dessen sicher sind, dann freilich ist volle Offenheit und Willfährigkeit Recht und Pflicht.

Die Erfahrung hatte schon damals gezeigt, wie Verschiedenes sich als Geist darstellte und ohne Grund von der Christenheit Glauben verlangte. Mancher Mann sah aus wie ein Bote des göttlichen Worts, redete in Gottes Namen, forderte Glauben und Gehorsam, dünkte sich ein Besitzer des Geistes und hatte auch in gewisser Art solchen, weil er von einer höheren Macht bewegt war, die ihn durchdrang und trieb. Und doch waren es falsche Propheten, getäuschte und täuschende Männer, das gerade Gegenteil zu einem rechten Glaubensgrund.

4, 2. 3: **Daran erkennt den Geist Gottes: jeder Geist, der Jesus Christus als im Fleisch gekommen bekennt, ist aus Gott und jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott und dies ist der Geist des Widerchrists, von dem ihr gehört habt, daß er kommt, und jetzt ist er schon in der Welt.**

Woran sollen wir den Geist aus Gott erkennen? Nicht Macht ist sein Zeichen, nicht staunenerregende Begabung oder rätselhafte, geheimnisvolle Erlebnisse, nicht daß er den, der ihn empfängt, neue, überraschende Wege führt, sondern aus Gott ist jeder Geist, der die Sendung Jesu verkündigt und sich zu seinem Amt bekennt. Der Geist dagegen, der sich nicht zu Jesus bekennen mag, ist das, was den Widerchrist erfüllt und zu Jesu Widersacher macht.

Der Vater, Sohn und Geist sind der Dreieinige. Wie der Sohn den Vater verklärt und offenbart, so bekennt und bezeugt der Geist den Sohn. Wo diese Einheit gebrochen und aufgelöst wird, da ist nicht Gott der Wirkende. Gott gibt uns nicht dazu den Geist, um uns Jesus entbehrlich zu machen, als wären wir selbst nun durch den Geist zu Gott erhoben und mit himmlischem Wesen erfüllt, selbst erleuchtet und imstande, uns selbst zu führen, weshalb wir nicht mehr Jesus bedürften, um von ihm Verzeihung und Begnadigung, Heiligung und Regierung zu empfangen. Ein hochfahrender Geist, der sich selber preist, ist nie von Gott. Gott, der den Christus gemacht hat, macht nicht auch zugleich den Widerchrist. Der Sohn und der Geist sind die beiden einträchtigen Zeugen und Boten Gottes auf Erden, die nie widereinander sind; denn sie kommen beide vom selben Gott. Der Sohn dient dem Geist und macht ihm durch sein Sterben und Leben die Bahn zu uns frei. Und der Geist dient dem Sohn, bringt uns zu ihm, gibt uns das Auge, daß wir an Jesus die Herrlichkeit Gottes erkennen, und das Herz, daß wir an ihm Gottes Gnade spüren und gläubig begehren, und schafft in uns das Verlangen, ihm nachzufolgen und zu wandeln, wie er gewandelt hat. So vollführt der Geist den gnädigen und königlichen Willen des Sohnes und wird uns dazu gegeben, damit Jesu Werk an uns durch ihn geschehe und unsere Gemeinschaft mit Jesus durch ihn lebendig sei. Deswegen hat er sein Merkzeichen darin, daß er das Bekenntnis zu Jesus erweckt.

Zu dem, der im Fleisch gekommen ist, bekennen wir uns durch den Geist. Er führt uns nicht in die Himmelshöhe, sondern zum Menschen Jesus hin, wie er in der Gleichheit mit uns in unserer irdischen und leiblichen Natur lebt, in der Knechtsgestalt steht, dem Gesetz der Natur und dem Gesetz der Schrift untergeben, ein Mensch, ein Jude, ein Gekreuzigter und als solcher Gottes Sohn. Die hoffärtigen Geister ärgerten sich an der Menschlichkeit Jesu und fühlten sich über ihn erhaben. Gottes Werk und Gabe müsse lauter Geist sein, lauter Kraft, lauter Himmel, lauter Ewigkeit. Für den, der ins Fleisch gekleidet, in die Schwachheit gesetzt, auf die Erde und in die Zeit hineingestellt ist, fehlte ihnen der Glaube, und wenn sie von Jesus als dem Anfänger der Kirche und dem Boten Gottes redeten, so beschrieben sie ihn ähnlich, wie etwa ein Engel dem menschlichen Auge sich zeigen kann, ohne daß er an der menschlichen Art Anteil hat, oder sie unterschieden an ihm zwischen seinem Fleisch, das uns nichts helfe, und dem in ihm wohnenden Geist. Gottes Geist, sagt Johannes, tut uns das, daß er uns glaubend und anbetend vor den ins Fleisch Gekommenen stellt. Denn hierin offenbart sich Gottes Gnade und Gottes Herrlichkeit, daß der Mensch Jesus sein ewiges Wort ist und der ewige Sohn ein menschliches Leben geführt hat, so daß Gott und Mensch hier eins geworden sind.

Der hoffärtige Geist, der Jesus leugnet, und der Geist, der ihn bekennt, liegen miteinander im Streit. Der eine redet wider den anderen. Der hoffärtige Geist heißt den, der sich zu Jesus bekennt, finster, abergläubisch und schwach; der sich zu Jesus bekennende Geist bezeugt dem anderen, daß er nicht aus Gott, nicht Gottes Gabe und Wirkung sei. Johannes tröstet die Gemeinde; 4, 4: **Ihr seid aus Gott, Kindlein, und habt sie überwunden, weil der, der in euch ist, größer ist als der, der in der Welt ist.** Die Gemeinde wird sich gegen die schützen, die sie verwirren, und den Glauben trotz ihrer Einreden bewahren; ja noch mehr, sie hat sie ohnmächtig gemacht und den Erfolg ihnen aus der Hand genommen. Das liegt nicht an dem, was sie selber ist, an der Geschicklichkeit ihres Verstandes oder an der Kraft ihres Glaubens, sondern daran, daß Gott in ihr ist, weil sie sich zum Christus bekennt. Johannes hat mit seinen weissagenden Worten recht behalten. Die falschen Propheten, die damals die Gemeinde störten, sind vergangen; wir wissen nicht einmal ihre Namen mehr. Das Wort des Apostels ist geblieben und Jesu Name hat alles überdauert, was gegen ihn geredet war, und wird auch jetzt wieder alles überwinden, wodurch er erniedigt und entwertet werden soll.

Der Sieg gehört dem, der uns trägt und leitet und uns zu seinem Werkzeug braucht. Der Christenheit, die sich an Jesus hält, wie er ihr durch sein irdisches Leben bekannt ist, und sich auf sein Werk gründet, das er im Fleisch vollbracht hat, sagt Johannes, sie sei aus Gott, und weil das, was sie besitzt, aus Gott stammt, darum ist sie ihren Widersachern überlegen und der Sieg ihr geschenkt. Auch die Gegner Jesu geben sich ihre Gedanken nicht selbst und dienen nicht bloß ihrer eigenen Absicht, sondern sind die Werkzeuge eines anderen Gedankens und einer ihnen überlegenen und verborgenen Macht. Sie dienen dem, der die Welt inwendig bewegt und für seinen Zweck benützt, dem Bösen. Aber zwischen Gott und dem Bösen ist der Kampf von Anfang an entschieden. Der Sieg bleibt in Gottes Hand.

4, 5. 6: **Sie sind aus der Welt; deswegen reden sie aus der Welt und die Welt hört sie. Wir sind aus Gott. Wer Gott erkennt, hört uns. Wer nicht aus Gott ist, hört uns nicht. Dadurch erkennen wir den Geist der Wahrheit und den Geist der Verführung.** Die, die den Menschen Jesus als nutzlos verachteten, priesen den Geist als ihren kostbaren Besitz und zeigten ihn auch in ihrer Regsamkeit und fortreißenden Macht und doch gehören sie bloß zur Welt und haben nichts in sich, was die Welt nicht geben und erzeugen könnte. Der Geist, der sie treibt, steht mit dem Fleisch, dessen Begierde die Welt treibt, in gutem Frieden und enger Gemeinschaft und macht zwischen ihnen und den anderen keinen wesenhaften, gültigen Unterschied. Darum soll sich die Gemeinde nicht über die Macht ihres Wortes verwundern. Weil sie aus der Welt sind, finden sie überall empfängliche Hörer für ihr Wort. Es trifft mit dem zusammen, was der Mensch nach seiner ungöttlichen Art überall denkt und will. Er besitzt inwendig die Vorbereitung und Übung zu einer solchen Frömmigkeit schon längst.

Von sich und der Gemeinde sagt Johannes, daß Gott der Urheber und Geber dessen sei, was sie sind. Er faßt die Gemeinde mit sich zusammen, weil

sie eines Sinnes mit ihm ist und sich wie er zu Jesus bekennt. Sie hat das Wort des Apostels aufgenommen und bewahrt. Mit dem apostolischen Wort verhält es sich aber anders als mit dem Wort der falschen Geister. Die Menschheit hört es nicht und hat bei sich für dasselbe keinen Raum, solange sie nur das besitzt, was sie bei sich selber findet. Um es zu hören und aufzunehmen, muß der Hörer selber aus Gott sein und Gott kennen. Das apostolische Wort läßt sich nicht durch die Welt hin ausbreiten und zum allgemeinen Besitz aller machen, so daß es die ganze natürliche Gemeinschaft der Menschen durchdränge. Auf diesen sichtbaren und blendenden Erfolg muß es verzichten. Um so herrlicher und größer ist das, was es wirklich kann und tut. Es erreicht, nährt, stärkt und einigt die, die Gott kennen, die, für die Gott die Wurzel ihres Lebens ward, die aus ihm empfangen haben, was sie innerlich bewegt. Sie sind für die Verkündigung Jesu vorbereitet; ihnen ist sie verständlich; bei ihnen findet sie Glauben; sie nährt sie und wird für sie zum Lebenswort.

Zwei Dinge leiten uns zu Gott. Die eine Leitung wird uns von außenher gegeben durch das Wort der Schrift, wie es sich durch den Unterricht der Kirche forterhält. Dem Zeugnis, das uns von außenher erreicht, steht die Wirkung Gottes zur Seite, die uns von innenher bewegt. Nachdem Gott sein Wort durch seine Boten in die Welt hineingepflanzt hat, ist er nicht untätig und abwesend geworden. Er selbst ist allezeit am Werk und belebt die Geister, so daß sie aus ihm ihren Trieb haben und ihr Trachten ziehen und darum ihn erkennen, ihn spüren und greifen, wie Paulus sagt, und sich ihn nicht verbergen und ihn nicht vergessen können. Gottes eigene Wirksamkeit im Grund der Geister macht, daß das Wort nicht vergebens in der Welt ist, sondern in sie eingeht, in ihnen heimisch wird und Glauben schafft.

Derselbe Gott erweckt den Hunger und schafft die Speise, die ihn sättigt, bringt die Empfänglichkeit hervor und schickt ihr seine Boten mit seinem Wort, das sie erfüllt und befriedigt. Darum kann hier niemals ein Zwiespalt und Widerstreit entstehen. Wer Gott kennt, der hört das Wort der Apostel, und wer dieses hört, der kennt Gott. Deswegen zeigt die Weise, wie wir uns zum Wort halten, welcher Art der Geist ist, der sich in uns regt. Daran, ob die Apostel gehört werden oder nicht, ob ihr Wort aufgenommen wird oder nicht, werden der Geist, der die Wahrheit gibt, und der Geist, der uns irreführt, erkannt. Als das erste Merkmal, woran man die Geister erkennt, hat uns Johannes das Bekenntnis zu Jesus in seiner Fleischesgestalt genannt. Als das zweite Merkmal nennt er, ob sie das apostolische Wort hören und fassen oder nicht; denn dieses stellt Jesus dar und bezeugt seinen heiligen Beruf. Wird es aufgenommen, so gibt es uns das Bekenntnis zu ihm. Geist der Wahrheit, das gehört auch zu den Worten Jesu, durch die er seinen Jüngern Gottes Gabe beschrieben hat. Es ist uns damit klar bezeichnet, was für Geist wir allein begehren dürfen. Auch Gottes Geist ist Macht, die die Persönlichkeit beherrscht, die Herzen bewegt und mit sich fortzieht und von uns ausströmt und in die anderen übergeht. Aber der Geist, den Gott gibt, übt seine Macht durch die Wahrheit. Nur durch sie regiert und treibt er uns. Er erregt unsere

Gedanken dadurch, daß er Wahrheit in unsere Erkenntnis bringt, entzündet unsere Begehrung dadurch, daß er sie auf die Wahrheit richtet und ihr gehorsam macht, und gibt uns auf die anderen dadurch Einfluß, daß er uns in den Dienst der Wahrheit stellt. Wenn nicht die Wahrheit die Eigenschaft und Gabe des Geistes ist, dann wird er, weil er uns mächtig bewegt und viele mit uns fortreißt, zur verführerischen Gewalt, durch die wir selbst verführt werden und die anderen mit uns.

4, 7—21.

Die göttliche Art der Liebe.

4, 7a: Geliebte, wir lieben einander; denn die Liebe ist aus Gott. Daß wir einander lieben, das ist das Merkmal der Gemeinde Jesu, die Eigenschaft derer, die das apostolische Wort hören und bewahren, der Beruf und die Art der Christenheit. Wo sich Geist regt, der nicht aus Gott ist, da wird immer der Zweck und das Glück des Lebens in anderen Dingen gesucht, etwa darin, daß wir am Wissen reich werden, auch in Gottes Dinge Einblick gewinnen und uns mit heller Erkenntnis in Gottes Geheimnisse vertiefen, oder darin, daß wir über uns selber Macht gewinnen, unseren Leib und seine Regungen beherrschen und von seinen Bedürfnissen frei werden, oder darin, daß wir über die Welt um uns her Macht gewinnen, sie kultivieren, reformieren, verschönern, ja verklären und ihr zu neuen, besseren Ordnungen helfen, in denen sich die menschliche Gemeinschaft bewegen kann. Das alles, sagt Johannes, tun wir nicht. Wir ergründen nicht Gottes Geheimnisse, machen nicht mancherlei Experimente mit unserem Leib, kultivieren und verschönern die Welt nicht. Das vermögen wir nicht und tun wir nicht; es ist nicht unser Beruf. Was tun wir denn? Wir lieben einander. Das macht uns das Evangelium zu unserem Lebenszweck. Derselbe reicht vollständig aus, wird jeden Tag wieder neu, spannt alle unsere Kraft, beschäftigt unser ganzes Denken, welkt und dorrt nicht ab, wird nie schal und leer, ist immer reich und frisch, süß und ernst zugleich.

So machen wir es und haben darin unser Geschäft und leben diesem Zweck und keinem anderen; denn wir sind, wie er V. 5 sagte, aus Gott und haben das in uns, was Gott uns gibt. Die Liebe ist aber das, was aus Gott stammt und durch ihn entsteht. Für jede Regung eines ehrlichen Wohlwollens, womit wir für die anderen sorgen, daß ihnen Leben beschert sei und die vollkommene Freude und Wahrheit in ihnen sei und Finsternis, Schmerz, Tod und Bosheit ihnen erspart seien, für jede Regung echter Liebe dürfen wir Gott danken. Das ist sein Geschenk; das macht er und er allein. So bewegt sich ein Menschenherz, wenn Gott es führt und sein Werk in ihm vollbringt.

4, 7b: Und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Gibt uns Gott die Liebe, so ist das nicht nur eine einzelne Gabe, die unsere übrige Art nicht weiter änderte und den Kern unserer Person leer und gottlos ließe. So sind wir vielmehr lebendig geworden durch Gott, haben Gott zum

Urheber und Schöpfer für das, was uns unsere Art und unser Wesen gibt. Wir sind dadurch Kinder Gottes und dürfen ihn mit uns verbunden wissen, wie ein Vater mit dem Kind verbunden ist. Nun nehmen wir mit klarer Erkenntnis wahr, was Gott ist und tut. Solange an uns alles anders ist als bei Gott, ja ihm entgegengesetzt ist und ihm widerstrebt, können wir ihn nicht fassen und verstehen. Was wir über Gott sagen und denken, nimmt notwendig unsere eigene Farbe an und das ist eine falsche Farbe, die ihn entstellt und unsere Gedanken über ihn unwahr macht, ehe wir zur Liebe bewogen und aus der Einsperrung in unser hohles, eigenes Ich befreit worden sind. Wer in seiner leeren, nichtigen Selbstsucht eingeschlossen ist, denkt sich auch die Welt hohl als eine leere Blase, die aus sich selbst entstanden sei; oder wenn er Gott neben die Welt hinstellt, so macht er ihn so geistlos, zwecklos, tot, leer und hart wie sich selbst. Er macht sich eine Welt und einen Gott, wie sie seine Selbstsucht nicht stören, sondern ihr dienlich sind, und ist darum auch gegen alle Zeugnisse, durch die Gottes Gnade zu uns redet und unter uns wirkt, blind. Sie passen sämtlich nicht zu seinen Gedanken, weshalb er an ihnen vorbeigeht, weil sie ihn nur stören. Erst wenn uns Liebe geschenkt ist, haben wir ein Maß, das uns begreifen macht, soweit wir Menschen es können, was Gott denkt und wirkt, wie er lebt und selig ist. Sie macht uns auch seine Zeugnisse und Werke verständlich, weil sie alle aus derselben Quelle entspringen, die auch uns belebt. Sie stammen alle aus seiner Liebe und dienen ihr, und wer die Liebe selber in sich hat, der erkennt sie wieder und sieht, daß sie hier in göttlicher Größe und Heiligkeit vor uns erscheint.

4, 8: **Wer nicht liebt, erkannte Gott nicht; denn Gott ist Liebe.** Was tut denn ein Mensch, wenn er nicht liebt? Dann klebt er an sich selbst, dreht sich mit seinem Denken und Trachten um sich selbst, sucht seinen Lebenszweck bei sich selbst und hält es für seinen Beruf, sich selbst zu dienen und alles andere sich dienstbar zu machen. Ihm blieb Gott unbekannt. Mag er noch so viel Geist und Scharfblick haben, der das natürliche Gefüge der Welt deutet und beherrscht, für Gott hat er nur Unverstand und Verachtung, weil er die Liebe verachtet. Sie begleitet Gottes Erkenntnis auf ihrem ganzen Weg von ihrem Anfang bis zu ihrer Vollendung hin. Sie macht uns den Anfang möglich, daß wir ihn spüren und erkennen, nnd schließt wiederum als Frucht und Gewinn jede Kräftigung unserer Erkenntnis Gottes ab. Denn sie zieht aus jedem Blick auf Gott neuen Antrieb und Lebendigkeit. Fehlt die Liebe, so fehlt die Bedingung und Wirkung der Erkenntnis Gottes, somit auch diese selbst.

Johannes stärkt damit die Gemeinde in ihrem Beruf, einander zu lieben, gegen die stolzen Wissenden, die ihn geringschätzen und ihre Erkenntnisse ihr anpreisen als einen viel größeren Schatz und dabei den Haß in sich erwecken und den Hader und den Zank pflegen und die herrische Sucht, die die anderen knechten und meistern will. Der Liebende hat den Schlüssel zur höchsten Erkenntnis; sein Auge allein erreicht Gott. Jenes stolze Wissen, das nicht lieben mag, ist vor Gott finster und ohnmächtig.

Denn Gott ist Liebe. Er ist auch Macht, ist Zorn, ist Gerechtigkeit,

ist Weisheit. Das alles hat er nicht als etwas Fremdes an sich, sondern er ist das. Und doch läßt sich nicht in derselben Weise sagen, daß er dies sei, wie hier Johannes sagt, daß er Liebe ist, weil sie die höchste und regierende Gestalt des göttlichen Willens ist, die alles, was Gott denkt und tut, durchdringt. Er ist nicht neben ihr noch etwas Anderes und Höheres. Ihretwegen ist er der Schöpfer und Regierer der Welt und der Ernst seines Zorns und Gerichts entspringt aus ihrer Größe und Wahrhaftigkeit und seine Gerechtigkeit hat in ihr ihren Grund. Darum macht sie allein alle Worte und Werke Gottes verständlich, und wer sie nicht hat, ist für Gott blind.

Die Liebe bleibt nichts Verstecktes und Verborgenes. Sie lebt ja für die anderen und freut sich an den anderen und hat im Geben ihre Art. 4, 9: **Dadurch wurde die Liebe Gottes in uns offenbar, daß Gott seinen einzigen Sohn in die Welt sandte, damit wir durch ihn leben.** Gott hat seine Liebe an uns und in uns sichtbar gemacht, an uns durch die Gabe, mit der sie uns beschenkt, und in uns dadurch, daß wir ihre Gabe empfinden und erkennen und dadurch die Liebe wahrnehmen und schmecken, aus der sie kommt und die sie in sich trägt. Wodurch ist uns Gottes Liebe wahrnehmbar geworden? Seinen einzigen Sohn, nicht bloß mancherlei Boten, die uns an Gott erinnerten, sondern den, der so einzig ist wie Gott selbst und keinen Genossen hat, sondern in einer unvergleichlichen Einheit mit ihm steht als seines Wesens teilhaft, den sandte er uns und stellte ihn in die Welt hinein, so nahe zu uns, daß er unter uns stand und mit uns ein Glied derselben Welt geworden ist. In die Welt hinein stellte er ihn, wo doch für sein göttliches Wesen und Leben kein Raum war, wo der Tod und das Kreuz auf ihn warteten. Dennoch sandte er ihn zu uns als den Überbringer des größten Geschenks und das ist für uns erstorbene Menschen das Leben. So wurde es an und in uns offenbar, daß Gott Liebe ist, und das Unglaubliche ist uns sichtbar gemacht, daß Gott nicht das Seine sucht, sondern das Unsere und nicht sich verherrlicht, sondern uns und sich dadurch verherrlicht, daß er uns erhöht.

4, 10: **Darauf beruht die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns liebte und seinen Sohn als Versöhnung für unsere Sünden sandte.** Nicht durch unsere Liebe bewegen wir Gott dazu, uns zu lieben. Wir vergessen ihn mit leichtem Herzen und kümmern uns um seinen Willen wenig. Auch nicht auf die Liebe, die wir durch Christus lernen und empfangen, ist Gottes Liebe aufgebaut. Wie unsäglich kümmerlich bleibt sie in uns, so daß wir uns schämen über die Weise, wie wir Gott je und je behandeln. Seine Liebe kommt aus seinem eigenen Herzen; er selbst ist sie. Darum hat er uns Jesus dazu gesandt, damit uns unsere Sünden vergeben seien. So wenig sind wir die Anfänger der Liebe, daß er selbst uns ihrer erst fähig und würdig machen muß, dadurch, daß er unseren Sünden die Vergebung verschafft. Dazu hat er uns seinen Sohn gesandt, damit er die Deckung unserer Sünden sei, und hat selbst dadurch seiner Liebe die Bahn geöffnet, auf der sie zum Sünder, der lieblos und gottlos geworden ist, herniedersteigen kann.

Ihr könnt euch nicht besinnen, sagt Johannes, was nun eure Schuldigkeit

und Aufgabe ist. 4, 11: **Geliebte, wenn uns Gott so geliebt hat, so sind auch wir schuldig, einander zu lieben.** Die Gnade, die uns erwiesen ist, bringt uns nun auch in ihren Dienst und beruft uns dazu, daß auch durch uns Liebe und Hilfe zu denen kommen, die wie wir ihrer bedürftig sind. An Gottes Liebe in der Sendung Jesu haben wir vor uns, was Gott uns als Pflicht und Beruf zuteilt. Gottes Werk bestimmt auch unser Werk.

Freilich streckt sich unser Verlangen höher und gibt sich nicht damit zufrieden, daß wir mit Menschen in der Liebe vereinigt sind. Wir verlangen nach Gott und können nicht in Geringerem unser Ziel und Glück suchen als darin, daß wir ihn finden, ihn bei uns haben als den, der mit uns redet, uns unterweist, erfreut und begabt, und seine Liebe in uns haben und zwar so, daß sie in uns vollkommen wird und zu ihrem Ziele kommt und sich in ihrer ganzen Kraft und Seligkeit uns offenbart. Wie wollt ihr es machen? fragt Johannes. 4, 12: **Keiner hat Gott je gesehen; wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollendet.** Er steht in der unaufhebbaren Entfernung über uns, die Gott vom Menschen und den Schöpfer vom Geschöpf trennt, so daß ihn kein Auge erfaßt. Aber dann, wenn die Liebe uns zueinander führt und eine einträchtige Gemeinde aus uns macht, ist es uns gegeben, daß wir mit ihm durch eine reiche und wirksame Gemeinschaft verbunden sind. Die stolzen Geister, die die Gemeinde verleiten möchten, redeten von ihrer Gemeinschaft mit Gott in großen Worten, verachteten aber die Menschen und dachten von der dienenden Liebe, die ihnen erwiesen wird, gering. So machen sie aus der Gemeinschaft mit Gott eine Träumerei, fahren mit hohlen Worten in das, was ihnen völlig verborgen ist, und zertreten, was im hellen, wirklichen Lauf des Lebens göttlich ist. Diejenige Gemeinschaft mit Gott, die Leben ist, hat dagegen das Zeugnis beider Boten für sich, die von oben her in die Welt gekommen sind, das des Geistes und des Sohns. 4, 13: **Daran erkennen wir, daß wir in ihm bleiben und er in uns, daß er uns von seinem Geist gegeben hat.** Johannes hat uns schon 3, 24 daran erinnert, daß Gott dadurch, daß er uns von seinem Geist gab, bei uns gegenwärtig wird zu einer festen Gemeinschaft, die nicht mehr bricht. Den Beweis für sie haben wir nicht nur in uns, sondern auch vor uns. Jesus ist ihr Grund; das Bekenntnis zu ihm versetzt uns in sie. 4, 14. 15: **Und wir haben gesehen und bezeugen, daß der Vater den Sohn als Retter der Welt gesandt hat. Wer bekennt, daß Jesus der Sohn Gottes ist, in dem bleibt Gott und er in Gott.** Johannes hebt die Sicherheit des Berichts hervor, der uns von Jesus gegeben ist. Er hat ihn gesehen und redet als Zeuge, wenn er verkündigt, daß Jesus der von Gott gesandte Sohn gewesen ist, den der Vater der Welt dazu gab, damit er ihr die Errettung von allem bringe, was uns verdirbt. Je kräftiger wir den Grund erfassen, auf dem sich die Gemeinschaft mit Gott für uns erbaut, um so ernster machen wir uns auch an unsere Aufgabe, einander zu lieben, weil wir nur so jene Gemeinschaft uns erhalten und in sie eingeschlossen sind.

4, 16: **Und wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und**

geglaubt. **Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.** Das ist der Ertrag und das Ergebnis, das wir aus der Sendung Jesu gewonnen haben, daß die Erkenntnis der Liebe Gottes uns so gegeben ist, daß wir sie glauben. An Jesus wird sie uns sichtbar, bringt als Erweckung zum Glauben an uns heran und möchte von uns mit einem ganzen Ja bekräftigt sein. Und wer sich zu Jesus bekennt, der hat es Gott zugestanden und bejaht, daß er uns wahrhaftig liebhat. Durch ihn haben wir es vor Augen und tragen es nun als Gewißheit in uns, daß Gott Liebe ist. So wissen wir auch den Weg, wie wir in Gottes Gemeinschaft bleiben, eben dadurch, daß wir uns nicht von der Liebe scheiden. Nur eins ist not, daß sie uns auch im Verkehr mit den Menschen umfasse und führe. Fallen wir durch das, was wir tun, nicht aus der Liebe heraus, so haben wir den festen Stand in Gott gewonnen, von dem uns auch der Tag des Gerichts nicht wegreißen wird.

4, 17: **Dadurch ist die Liebe bei uns vollendet geworden, damit wir am Tag des Gerichts Freudigkeit haben; denn wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt.** Die letzte und höchste Erprobung unserer Gemeinschaft mit Gott wird uns der Gerichtstag bringen. Allein das frohlockende „Bleiben in ihm", wie es Johannes so oft gebraucht, hat ewigen Sinn, so daß es bis zum Gericht und über dasselbe hinausreicht. Deshalb dankt er Gott von Herzen, daß ihm auch die Furcht vor dem Gericht abgenommen und Freudigkeit dazu gegeben ist. Dadurch bewährt Gott seine Liebe als vollkommen: denn nun gibt sie uns alles, was wir bedürfen, hilft uns nicht nur jetzt, sondern für die Ewigkeit, nimmt uns nicht nur jetzt Tod und Finsternis ab, sondern verleiht uns auch alles, was wir für die Zukunft brauchen, für den Durchgang durch das Gericht und den Eingang in Gottes ewiges Reich. Sie hat sich selbst für uns zum Weg ins Himmelreich gemacht und bringt uns dadurch dorthin, daß wir in ihr bleiben. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und wer in Gott geblieben ist, der hat auch am Gerichtstag Freudigkeit. Die Liebe, die uns Gott erwiesen hat, ist also etwas Ganzes und Vollkommenes. Sie stiftet nicht nur einen Anfang, sondern bringt ihn auch zur Vollendung. Sie schenkt sich uns nicht bloß, sondern macht auch, daß wir sie behalten und nicht mehr verlieren. Alles macht sie; an ihr hängt alles, auch unsere Vollendung und Ewigkeit. Sie bedarf keiner Nachhilfe und Ergänzung, sondern vollbringt ihr Werk kräftig und herrlich bis zu ihrem Ziel.

Freudigkeit, ein unbeschwertes Herz und freien Blick zu Gott und Christus haben wir auch am Tag des Gerichts deshalb, weil wir so sind, wie Jesus ist. Daraus entsteht unsere Freudigkeit, daß wir durch die Liebe ihm ähnlich geworden sind. Er hat der Liebe Gottes an der Welt gedient und sie in sich gehabt in ihrer göttlichen Art und Kraft, hat aber auch uns die Liebe geschenkt, so daß wir in ihr bleiben. Sie ist sein Bild in uns. Hieraus entspringt Freudigkeit und lebendige Hoffnung. Sind wir wie er, so richtet und verwirft er uns nicht. In dieser Welt sind wir wie er; deshalb werden wir in der Ähnlichkeit mit ihm bleiben, auch wenn diese Welt vergangen und zu einer anderen Welt geworden ist. Sind wir schon jetzt, da diese Welt uns

von ihm trennt und sein Bild an uns bedeckt und verborgen macht, dennoch wie er, wie viel mehr wird sein Bild an uns hervorglänzen, wenn wir ihn sehen werden, wie er ist!

4, 18: **Furcht ist in der Liebe nicht, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht hinaus, weil die Furcht Strafe hat; wer sich aber fürchtet, ist in der Liebe nicht vollendet.** Der Blick auf den Tag des Gerichts erweckt die Furcht. Aber die Liebe hat sie nicht in sich und gibt zur Furcht keinen Grund, sondern überwindet sie. Worauf soll sich die Furcht noch gründen, wenn lauter Liebe mich umfaßt, lauter Güte und Gnade, lauter Willigkeit zu helfen, zu vergeben, zu verherrlichen, wenn die Liebe nichts anderes von mir sucht als wieder Liebe und sie in mir erweckt, so daß sie auch mir geschenkt ist und ich Gott wieder lieben darf? Da ist kein Raum zur Furcht mehr. Wir fürchten, er sei wider uns; aber die Liebe macht, daß er für uns ist; er scheide uns von sich; aber die Liebe verbindet und vereinigt uns mit ihm; er schelte uns; aber die Liebe vergibt; er erniedrige uns; aber die Liebe erhöht; er betrübe uns und setze uns in Dunkelheit und Todesschatten; aber die Liebe schafft Frieden und Freude und Leben.

Muß nicht auch Furcht in unserem Christenleben sein? Die Schrift pflanzt die Furcht vor Gott in uns als den Anfang der Weisheit und auch das apostolische Wort erzieht sie in uns und bringt sie Hand in Hand mit dem Glauben zu kräftiger Bewegung. Wir kennen, sagt Paulus, die Furcht des Christus und wirken unsere Seligkeit in Furcht und Zittern, 2 Kor. 5, 11 und Phil. 2, 12. Johannes weiß auch, wozu sie gut ist und warum wir sie nötig haben; sie ist unsere Strafe und sie ist das nach Gottes Ordnung. Aus der Sünde entspringt sie und um ihretwillen ist sie notwendig und heilsam. Sie ist Gottes Antwort auf unser Sündigen. In ihr wird es uns deutlich, daß das Böse trennend zwischen ihm und uns steht und wir ihn wider uns haben und unter seinem Zorn stehen. Sowenig wir unsere Sünden ableugnen dürfen, sowenig dürfen wir die Furcht ausstoßen. Es gilt sie zu haben und ihr reinigendes Werk an uns geschehen zu lassen, daß sie uns vom Bösen löse, zum Glauben treibe und uns aus uns heraus auf Gott weise, damit wir zu seiner Liebe fliehen und Christus verstehen, wie er die Versöhnung für unsere Sünden ist. Weil aber die Furcht aus der menschlichen Sünde und dem göttlichen Zorn entsteht, ist sie nicht in der Liebe, und weil wir nicht nur Zorn in Gott finden und nicht nur Sünde in uns, sondern in Gott die Liebe haben als uns erwiesen und in uns bewirkt, werden wir über die Furcht emporgehoben zu einer Freude, die Gott von ganzem Herzen danken kann.

Bei dem, der das nicht kann, weil er sich fürchtet, hat die Liebe noch Risse und Löcher, ist unfertig und gemischt. Besser ist es freilich, wir fürchten uns, als wir seien furchtlos durch Trotz und Verhärtung. Wer sich aber fürchtet, steht erst im Anfang und hat weder die Vollkommenheit der göttlichen Liebe gesehen noch seine eigene Liebe fertig gemacht. Johannes warnt den, der sich fürchtet: gib acht auf deine Liebe, auf das, was du den Menschen bist, gönnst und tust. Wenn du nicht aus der Furcht herauskommst, so liegt

es an den Schäden in deiner Liebe, am Neid und Haß gegen den oder jenen, an der Unversöhnlichkeit, an der Härte und eigensüchtigen Trägheit hier und dort. Wenn du deine Liebe brichst und schädigst, so schädigst du auch deine Freudigkeit und die Ruhe in Gottes vollkommener Liebe. Aus solchen Rissen in der Liebe kommt die Furcht heraus uns zur Strafe und Züchtigung, zum Stachel und Antrieb, der uns in die vollkommene Liebe treiben soll.

Weil Johannes von der vollkommenen Liebe gesprochen hat, die der Furcht verwehrt, sich in unserem Herzen auszubreiten, und uns Freudigkeit gibt vor Gott jetzt und am Tage des Gerichts, zeigt er nochmals auf den göttlichen Grund hin, der uns in die Liebe stellt. 4, 19: **Wir lieben, weil er uns zuerst liebte.** Gott fängt mit der Liebe an, nicht wir. Weil seine Liebe uns in unserer Sündigkeit suchte, als wir von Liebe zu ihm noch nichts wußten, sondern ihn vergessen hatten und uns selber lebten, weil er zuerst seine Liebe uns gab und uns die Gaben seiner Gnade schenkte, daher haben wir unser Vermögen und die Lust, aber auch die Pflicht, daß die Liebe auch uns durchdringt und bewegt.

Unsere Liebe verdirbt aber, wenn wir sie nur ihm geben wollen. Er erscheint uns groß, herrlich, gnadenreich. Seine Gabe und Hilfe, sein Reich und Leben hätten wir gern. Ihn wollen wir ehren und ihm danken und ihn über alles schätzen als unser höchstes Gut. Er hat uns ja zuerst geliebt! Aber die Brüder, die Menschen neben uns, sind uns widerwärtig; sie verletzen und hindern uns; gegen sie erbittert sich unser Herz und findet an ihnen keine Liebenswürdigkeit. So wird unsere Liebe krank und stirbt, weil sie sich in eine Lüge verwandelt. 4, 20: **Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, und seinen Bruder haßt, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen hat, kann nicht Gott lieben, den er nicht gesehen hat.** Wir können nicht hassen und lieben zugleich, und solange wir hassen können, ist es eine Lüge, daß wir Gott liebhaben. Es dünkt uns leichter, Gott zu lieben als den Bruder. Das ist aber eine Täuschung; denn den Bruder sehen wir; Gott aber sahen wir nie. Mit dem Bruder stehen wir im lebendigen Verkehr, sehen, was er bedarf, und seine Bedürftigkeit redet unmittelbar zu unseren Herzen. Unsere Liebe hat keine Mühe und Schwierigkeit, ihn zu erreichen. Jedes gute Wort gelangt zu ihm; jede Gabe kommt in seine Hand. An seinem Leid können wir mittragen, an seiner Freude uns mitfreuen. Hier ist die Liebe leicht; denn die Mittel, wodurch sie tätig und kräftig werden kann, sind uns hier gegeben und die Gelegenheit für sie ist bereit. Bringen wir es nicht einmal hier zur Liebe, weil wir ihrer unfähig sind und das Herz uns erstorben ist durch die Kälte der Sünde, dann vermögen wir noch weniger, unsere Liebe ins Unsichtbare zu erheben und den in Ehren zu halten, den man so leicht vergessen und verachten kann, weil man ihn nicht sieht. Es ist nur Täuschung, wenn wir meinen, wir können Gott besser lieben, weil er uns ferner ist, unserer Gabe nicht bedarf, uns nichts zu tragen gibt und kein Vergeben braucht, als würde die Liebe am besten in der Entfernung gedeihen gegenüber dem, der nichts von uns bedarf und dem wir nichts zu geben imstande sind. Das ist das

Gegenteil der Liebe. Sie freut sich nicht an der Abwesenheit, sondern will beim Geliebten sein und sie freut sich nicht, wenn sie nichts zu tun hat, sondern dient gern. Nahe sind wir beim Bruder; dienen können wir nur ihm. Bleibt hier die Liebe aus, so ist sie gar nicht da.

4, 21: **Und dieses Gebot haben wir von ihm, daß der, der Gott liebt, auch seinen Bruder lieben soll.** Zur Liebe gegen den Bruder verpflichtet uns auch Gottes ausdrückliches Gebot. Wir können also dem Bruder die Liebe nicht versagen, ohne daß wir Gott ungehorsam sind und sein Gebot wegwerfen. Es ist aber nicht die Liebe zu Gott, was uns sein Gebot verächtlich macht. Wie der Glaube, so läßt sich auch die Liebe durch kein Gebot machen und erzeugen. Sie entspringt als die eigene Regung unserer Seele in Freiwilligkeit. Darum hat auch Johannes nicht nur auf Gottes Gebot, sondern auf Christus hingezeigt, durch den wir zuerst geliebt worden sind mit Gottes eigener Liebe, die sich uns in ihm bezeugt und schenkt. An der Tat der Liebe Gottes hat unsere Liebe ihren Grund. Wir sollen es aber hiebei wissen und festhalten, daß uns auch der Befehl Gottes an sie bindet, so daß wir die Liebe nicht verletzen können, ohne daß wir uns am göttlichen Gebot vergreifen. Das macht uns sorgsam in der Weise, wie wir die Liebe pflegen, und gibt ihr eine heilige Notwendigkeit und Unverletzlichkeit.

5, 1—12.

Die Kraft und der Grund des Glaubens.

Weil die Liebe uns durch Christus gegeben ist, entsteht sie mit dem Glauben an ihn und kann in uns nicht absterben, solange der Glaube in uns ist. Denn damit, daß uns der Glaube an Jesus gegeben wird, bekommt der Brudername für uns seinen ernsten Sinn. Wie wir Gott ernsthaft unseren Vater heißen, ebenso ernsthaft sind wir für einander Brüder. 5, 1a: **Jeder, der glaubt, daß Jesus der Christus ist, ist aus Gott geboren.** Weil wir das Amt und Werk Jesu erkennen und uns an ihn anschließen, darum dürfen wir zu Gott aufsehen als zu dem, der uns inwendig erfaßt, leitet und lebendig macht. Das kann jedoch niemand nur für sich allein ergreifen; es gilt für jeden, der an Christus glaubt, in derselben Weise wie für ihn. Wir können nicht bloß unseren Glauben als den Anfang und Grund des ewigen Lebens schätzen, sondern müssen es ebenso für die anderen tun. Sie sind in derselben Weise Gottes Schöpfung wie wir selbst und haben dieselbe Lebensgabe von ihm empfangen und sind mit ihm in derselben Weise verbunden. Darum macht uns der Glaube an Christus untereinander eins; denn er macht uns derselben Gnade teilhaft, durch die wir denselben Vater haben. Deshalb macht der Glaube an Christus eine brüderlich geeinigte Gemeinde aus uns, die der rechte Ort und die Heimat der Liebe ist.

Wer die Gerechtigkeit tut, hat uns Johannes 2, 29 gesagt, ist aus Gott erzeugt, und wer Liebe übt, ist es, 4, 7, und wer glaubt, daß Jesus der

Christus ist, 5, 1. In der Gerechtigkeit, der Liebe und dem Glauben kommt das Samenkorn zum Vorschein, das uns Gott eingepflanzt hat. Das sind die Erweisungen der von ihm uns geschenkten Lebendigkeit und die Gliedmaßen unseres inwendigen Menschen, die er alle von ihm empfängt. Mit dem Glauben, der Jesu königlichen Beruf erkennt und festhält, zeigt Johannes auf das erste Stück des christlichen Lebens hin, durch das die Gemeinde entsteht. Von denen, die sich zu Jesu Heilandsamt bekennen, sollen wir gewiß sein, daß sie ein Werk Gottes und uns zu Brüdern gegeben sind, damit wir sie ohne Furcht und Vorbehalt lieben können. Denn der, dem das Bekenntnis zu Christus gegeben ist, hat damit nicht nur eine einzelne göttliche Gabe empfangen, die im übrigen seine alte Art und Beschaffenheit nicht änderte. Damit wird vielmehr alles an ihm neu; er steht nun anders zu Gott, anders zur Welt als früher; denn er steht nun bei Christus und hat an dem Anteil, was Christus gibt und schafft. Schon der Glaube macht uns neu geboren, weil jede gläubige Erfassung des Christus uns die ganze Gnade verleiht und uns in sein ganzes Werk einschließt. Wir sehen nicht erst an unserer Liebe und an unserem Rechttun, was wir an Gott haben, wie väterlich er an uns handelt und wie vollkommen er uns mit sich verbunden hat, sondern sehen das zuerst an Jesus, sehen es daran, daß Gott uns Jesus zu unserem Herrn gemacht hat, so daß wir uns gläubig zu ihm bekennen dürfen. Solcher Glaube ist freilich nicht die einzige Wirkung Gottes in uns, sondern Gott zieht uns auch in die Liebe und in die Gerechtigkeit und wir sehen auch an ihnen, daß Gott unser Vater geworden ist und uns das Leben gab. Deswegen kehrt sich aber unser Blick nicht von Christus weg, in dem uns alle Gnade und Gabe Gottes gegeben ist. Auf den Vater kann man nicht blicken, ohne daß sich das Herz ihm zukehrt und sich ihm zum unbeschränkten Eigentum dargibt, und dem Vater kann sich unser Herz nicht zuwenden, ohne daß es auch dem Bruder zugewandt ist, der wie wir durch ihn zum Leben gebracht worden ist.

5, 1b: **Und jeder, der den liebt, der ihn geboren hat, liebt den, der aus ihm geboren ist.** Die Erkenntnis der uns gewährten Gabe stellt uns sofort in die Gemeinde hinein, führt uns sofort zu den anderen hin und macht uns mit ihnen eins. Denn wir können nicht auf Gott sehen, ohne daß wir vor Augen haben, wie er die anderen liebt, ihnen ihr Leben gibt, ihnen zum Vater wird, sie durch den Glauben an Christus erneuert und mit göttlicher Art beschenkt.

Darum ist die Liebe zu den Brüdern mit unserer Liebe zu Gott eins; sie entsteht aus ihr und hat in ihr ihre Kraft und Wahrheit, darum auch ihr Merkzeichen und ihr Maß. 5, 2: **Dadurch erkennen wir, daß wir die Kinder Gottes lieben, wenn wir Gott lieben und seine Gebote tun.** Ist Gott uns teuer und wert geworden, hat er uns zu sich gezogen, so daß wir ihm leben, dann geben wir denen, die mit uns dem Christus gehören, alles, was ihnen gebührt. Wenn ihr euch aneinander versündigt, sagt Johannes, so liegt das daran, daß Gott euch nichts gilt. Ihr ehrt ihn nicht und habt euch ihm entzogen. Ist euch Gott gleichgültig, so wird euch auch der Mensch wertlos und die Liebe erstirbt auch gegen ihn.

Die Liebe zum Bruder scheint kein Merkmal nötig zu haben, da wir ihn ja sehen und es sofort spüren, ob unser Herz ihm offen ist und unsere Hand sich für ihn regt. Ist nicht vielmehr unsere Liebe zu Gott eines Merkmals bedürftig? Sie erhält auch sofort ein solches. Zuerst aber will uns Johannes ein Maß geben, nach dem wir unsere Liebe zu den Menschen prüfen und das Echte vom Unechten unterscheiden können. Denn auch hier ist Täuschung möglich. Es gibt der Liebe ähnliche Stimmungen und Handlungen, die doch in ihrer Art von der echten Liebe ganz verschieden sind. Sie kann sich fleischlich verunreinigen, so daß ein weichliches Wohlgefallen an den anderen aus ihr wird, das sich feig und schlaff an sie hängt und uns zum Knecht der Menschen macht. Das ist nicht Liebe, weil wir den anderen so nicht redlich dienen und nicht ihr Wohl im Auge haben und nicht auf das sehen, worin sie ihr Leben aus Gott haben und was ihnen bleibt. Was uns Gott gilt und wie wir zu Gott stehen, daraus ergibt sich, wie es mit unserer Liebe zu den Menschen steht. Die echte und fruchtbare Liebe ist die, die wir den Menschen deswegen geben, weil wir Gott liebhaben. Wenn wir sie Gottes wegen lieben, dann ist ein reines Wohlwollen in uns geboren und wir sind einander wirklich zum Heil.

Wenn wir Gott lieben; dazu fügt Johannes noch: und seine Gebote tun. Die unechte, verdorbene Liebe bricht Gottes Gebote, um den Menschen zu gefallen und zu dienen. Allein jede Liebe, die Gottes Gebote verletzen kann, ist falsch. Die heilige und reine Art der aus Gott stammenden Liebe zeigt sich darin, daß sie sich nie mit Unrecht und Unwahrhaftigkeit vermischt, nie im Willen und der Lust der Menschen ihr Gesetz sucht, sondern, so ernst und eifrig sie ihnen dient, dies deswegen tut, weil sie Gott dient und seinem Gebot untergeben ist.

5, 3: **Denn dies ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote bewahren, und seine Gebote sind nicht schwer.** Gott lieben und seine Gebote bewahren hat Johannes zuerst nebeneinander gesetzt. Es sind dies aber nicht zwei, sondern eine und dieselbe Sache. Eine ungehorsame Liebe zu Gott gibt es nicht; der Gehorsam und die Liebe sind völlig eins. Wir können nicht selbst die Gelegenheit erfinden, wie wir Gott dienen und ihm unsere Gaben geben. Der Anlaß, daß wir ihm unsere Liebe zeigen, entsteht vielmehr durch sein Gebot. Andere Gaben bedarf und verlangt Gott nicht; nur sein Gebot erwartet von uns den Gehorsam. Darum offenbart sich an ihm unser Eifer und unsere Hingebung für ihn, und was er uns wert ist, zeigt sich in dem, was sein Gebot uns gilt.

Wir fürchten jedoch seine Gebote und erbeben vor dem Weg, den er uns gehen heißt, als ob er unerträglich schwer sei und uns einen schrecklichen Kampf und eine erdrückende Last bringe. Unser törichtes Herz ängstet sich umsonst; denn Gottes Gebote drücken nicht und bereiten uns keine Not und Qual. So redet die Liebe; sie treibt die Furcht aus; denn sie kennt Gottes gnädige Absicht, sieht den Segen des Gebots, hält sich vom Bösen abgewandt, weil es Gott widerwärtig ist, freut sich auch an der Zucht und Schranke, die uns das Gebot auferlegt, weil sie uns in Gottes Weg und Sinn bringt, und

hat einen fröhlichen Trieb zu Gottes Dienst. Und die Liebe behält mit ihrem Urteil über die göttlichen Gebote recht. Denn Gottes Liebe führt uns so, daß wir seine Gebote wohl ertragen und mit Freuden ausführen können und uns auf dem Weg des Gehorsams nicht schädigen, sondern wohl erhalten bleiben zu vollkommener Freude und ewigem Leben.

5, 4a: **Denn alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt.** Was uns hindert und den Weg schwer macht, ist die Welt, die sich Gottes Geboten widersetzt. Wir sollen den Namen des Christus durch Glauben ehren; aber der Welt gilt er nichts und wir müssen uns gegen ihren Einfluß wehren, der uns zur Gleichgültigkeit gegen ihn verleiten will. Wir sollen uns durch die Liebe führen lassen; aber die Welt macht sie uns durch ihre bösen Dinge schwer, an denen die Liebe befleckt, schwach und kalt wird. Daraus entsteht der Kampf unseres Lebens. Er ist aber nicht unentschieden und von zweifelhaftem Ausgang, sondern wir haben den Sieg. Der, dem Gott das Leben gab, bleibt im Kampf mit der Welt der Sieger, wehrt ihren Angriff ab, zerstört ihren Wahn, entkräftet ihren Haß und macht, daß ihre bösen Werke nicht gelingen. Frei und freudig steht Johannes da, durch nichts belastet. Gott drückt ihn nicht und die Welt auch nicht. Gottes Gebot ist ihm keine schwere Bürde und der Widerstand der Welt beugt ihn nicht. Das hängt inwendig aneinander. Weil Gottes Gebot ihm keine Last ist, darum ist ihm auch die Welt nicht schwer. Schwer, knechtend und übermächtig ist sie uns nur dann, wenn wir mit Gottes Gebot im Zwiespalt stehen und es nicht in uns haben als unsere Lust. Allem, was aus Gott geboren ist, spricht Johannes den Sieg über die Welt zu um deswillen, weil es Gottes Schöpfung und Eigentum ist. Er heißt uns gläubig auf Gottes Macht sehen, es gläubig festhalten, daß er uns das Leben gab. Hierin steht ganz in derselben Weise sowohl unsere Unfähigkeit zum Bösen als auch unsere Überlegenheit über die Welt, die uns zu Überwindern macht. Wir haben sie gläubig bei dem zu suchen, der das, was er lebendig macht, von niemand zerstört werden läßt.

5, 4b: **und dies ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, unser Glaube.** Ohne den Glauben sind wir sofort durch den Druck, den der Zustand und Wille aller auf uns legt, verkrümmt und ohnmächtig gemacht. Der Kampf ist deswegen zu unseren Gunsten entschieden, weil wir durch den Glauben bei Jesus stehen. Dadurch sind wir von Gott getragen und dem Druck und der Macht der Menschen entzogen und können ihre Härte aushalten, ohne daß sie uns knickt und beugt, und lassen uns nicht verlocken durch ihre Ehre und Lust und nicht verbittern durch ihre Verleumdungen und nicht anstecken durch ihre Sünde und nicht verwirren durch ihre Lügen, werden auch nicht verdüstert durch ihren Unfrieden und nicht begraben in ihrem Sturz und nicht mitgetroffen von ihrem Gericht. In all dem sind wir von allen anderen verschieden und frei, weil wir im Glauben mit Christus verbunden sind. Darum haben wir die Macht, ihre Dunkelheit mit Gottes Licht zu durchbrechen, ihr Gewissen zu erwecken, ihre bösen Werke zu strafen, sie aus dem Schlaf zu wecken, ja ihnen aus dem Tod zu helfen, dadurch

daß sie durch uns Christus kennen lernen. Dazu gibt uns aber nur der Glaube Kraft und Fähigkeit.

Johannes spricht gläubig von der Macht des Glaubens und redet deshalb vom Sieg als von einem gewonnenen Gut. Von außen her stellt es sich dar, als ob der Kampf noch schwankte, als könnte uns die Welt vielleicht doch noch einfangen, uns Christus verdunkeln, unser Wort ersticken und zum Schweigen bringen, unser Herz verwirren und ans Böse heften. So sieht es oft aus, wenn wir auf uns selber und die schwankende Bewegung unseres Inneren sehen, wo Stoß und Gegenstoß abwechseln. Aber anders sieht es aus, wenn wir zu Gott aufblicken. Da dürfen wir sprechen: Du hast uns den Sieg gegeben und alle Verführung und alles Verderben, das uns von der Welt her droht, zunichte gemacht; wir sind ihr entronnen und von ihr erlöst.

Daran zeigt sich wieder deutlich, was wir verlieren, wenn wir Jesus verleugnen und wegen eines falschen Propheten und lügnerischen Geistes uns von ihm abwenden. 5, 5: **Wer ist der, der die Welt überwindet, außer dem, der glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist?** Jesus hat den Sieg über die Welt auf seinem Kreuzesweg gewonnen und wird ihn behalten als der ewige König der zu Gott berufenen Gemeinde. Darum besitzen wir den Sieg dadurch daß wir uns an ihn halten und bei ihm stehen und an dem teilhaben, was er erworben hat. Die stolzen Geister sprachen auch davon, daß sie sich die Menschheit untertan machen wollen; Johannes heißt das aber eine leere Prahlerei. Treten wir vom Sohn Gottes weg, so stellen wir uns ins Getriebe der Welt hinein und verlieren jeden Unterschied von ihr; dann verflicht sich unser Weg mit ihrem Lauf und ihr Los wird unser Geschick. Es gibt im ganzen Bereich der Welt nur einen einzigen, der über sie erhaben ist und wie ein Fels aus ihrer Flut aufragt. Das ist Jesus, der nicht aus der Menschheit hervorging, sondern aus Gott. Wer sich zu ihm stellt, ist über die Welt emporgehoben, und wer sich von ihm trennt, versinkt in ihrer Flut.

Darum heißt uns Johannes nochmals bedenken, was unserem Glauben die Gewißheit gibt, worin er seinen Grund hat, der ihn zu einer festen Überzeugung macht. 5, 6a: **Dieser ist der, der durch Wasser und Blut gekommen ist, Jesus Christus, nicht bloß mit dem Wasser, sondern mit dem Wasser und mit dem Blut.** Jesu Weg führte ihn durch das Wasser durch, als er sich taufen ließ und sich unter den Bußruf an Israel stellte und sich vor Gott beugte und Israels Schuld anerkannte und zugleich das gnädige Wort Gottes besiegelte, daß sein Reich nahe sei und zu uns komme. Eben damals empfing er das Zeugnis Gottes, das ihn als seinen Sohn offenbarte und Gottes Wohlgefallen an ihm kundmachte, und der Geist kam und blieb auf ihm. Aber er tat noch Größeres. Nicht bloß durch das Wasser empfing er sein Heilandsamt, sondern auch durch das Blut, als er sich zum Kreuz willig machte und sein Leben dargab und sein Blut vergoß zur Versöhnung der Welt und zur Aufrichtung des neuen Bundes. Daß er durch das Wasser unser Heiland ward, war der Anfang seines Werks; daß er es durch das Blut geworden ist, war dessen Vollendung. Johannes faßt beides zusammen, weil beides

gleichartig ist und in derselben Weise seinen Beruf offenbarte und sein Heilandswerk in Gang brachte. Was er mit der Taufe begann, hat er mit dem Kreuz vollendet. Schon in der Taufe hat er sich mit uns verbunden als der, der unsere Sünde trägt und sich vor Gott dahin stellt, wo wir stehen, und uns dadurch Vergebung bringt. Als er sich uns gleichstellte und sich zu uns erniedrigte, erhob ihn Gott zu sich; darum bringt uns seine Gemeinschaft mit uns Gottes Frieden, Tilgung unserer Sünde und Einpflanzung in das Himmelreich. Diese Gemeinschaft und Gleichstellung mit uns, den Sündigen, vollendete er am Kreuz. Da trat er noch vollständiger an unsere Stelle, an den Ort, der dem Sünder gebührt, trug Gottes Gericht, heiligte sein Gesetz, um der Gnade zu dienen, suchte und fand für uns Vergebung, Entlastung von aller Schuld und Versöhnung mit Gott. Darum wurde er durch sein Blut hindurch zu Gottes Thron erhöht und zum Herrn über alle gemacht, die in Gottes Liebe stehen und seines Reiches teilhaft sind.

Weil Wasser und Blut die Mittel waren, durch die er Gottes Willen tat und der Gnade Gottes diente, hat er auch beides der Gemeinde hinterlassen als seine Zeichen, die von ihm zeugen und seine Gnade ihr zutragen, das Wasser, das ihr in der Taufe zur Vergebung ihrer Sünde und zur Hinzubringung zu Gott dient, und das Blut, an dem sie durch den Kelch des Christus, den er uns trinken heißt, Anteil hat, weil sich durch ihn die Kraft und Gnade seines Todes auf uns erstreckt und wir mit ihm verbunden sind.

Wer Gottes Liebe nicht versteht, nimmt an Jesu Kreuz leicht Anstoß und verdeckt es sich, daß er durch die Preisgabe seines Blutes sein Heilandsamt vollzogen hat. Es gab damals Lehrer, die seine Taufe, bei der ihn der Geist erfüllt hat, priesen als die herrliche Stunde, die ihn als den himmlischen Menschen offenbart habe, während sein Kreuzesweg ihnen als unnötig, ja ärgerlich erschien. Darum sagt Johannes ernst: nicht mit dem Wasser allein, auch mit seinem Blut ist Jesus der geworden, der für uns gekommen ist und uns Gnade und Leben erworben hat.

Wasser und Blut sind für sich allein stumm. Wozu sie dienen, was sie wirken, muß uns erläutert sein. Darum fährt Johannes fort, 5, 6b: **und der Geist ist das, was Zeugnis gibt, weil der Geist die Wahrheit ist.** Der Geist ist das kräftige Mittel, durch das Christus uns innerlich erfaßt, uns unterweist und verstehen lehrt, wozu er Wasser und Blut braucht und was er uns durch sie gibt. Er hat seiner Gemeinde nicht nur das Wasser und das Blut hinterlassen und als sein Testament geschenkt, sondern ihr auch den Geist verliehen und der Geist erzeugt das Wort und bildet die Erkenntnis und stellt durch sein Zeugnis fest, was die Tat Jesu vor Gott ist und uns verschafft. Der Geist hat schon, als Jesus selbst ins Wasser trat, über ihm Gottes Wohlgefallen offenbart; durch den Geist hat Jesus mit seinen Jüngern von der erlösenden Kraft seines Todes geredet und ihnen die Augen dafür geöffnet, daß in seinem Kelch und Blut ihr Leben sei. Der Geist hat das kräftige Wort geschaffen, mit dem die Apostel den Segen des Kreuzes priesen. Der Geist läßt fort und fort in der Kirche den Sinn und Zweck der Taufe in unsere

Seele bringen und uns in ihr die Gabe Gottes erkennen, daß durch dieses Wasser unsere Sünde tot und unsere Schuld erledigt ist und wir Gott geheiligt sind. So ist es auch der Geist, der uns durch den Kelch Jesu ihn selbst gegenwärtig macht, daß wir in seinem Tod nicht die Schwachheit, sondern die machtvolle Gabe Gottes sehen und im Gekreuzigten den erkennen, der uns errettet hat und in uns lebt. Darum bleiben Wasser und Blut in Jesu Gemeinde nichts Totes, Leeres, Äußerliches; sie kann ihre Wahrheit schmecken, ihre Kraft erleben und hat darin ihren reichen Schatz, der uns zu Christus zieht. Das kann sie deswegen, weil sich der Geist als das, was Zeugnis gibt, zum Wasser und zum Blut gesellt.

Der Geist ist der rechte Zeuge, glaubwürdig und überzeugungskräftig, weil der Geist die Wahrheit ist. Das sagt Johannes nicht nur deswegen, weil in Gottes Geist kein Irrtum eindringt und keine Verdunklung geschieht, sondern auch deswegen, weil, wenn er bei uns ist, die Wahrheit in uns ist. Er läßt sie in uns aufgehen und befähigt und reinigt uns zum hellen Gedanken, der Gottes Willen und Werk erfaßt. Nur durch den Geist wird die Wahrheit unser. Sind wir auf uns selbst beschränkt, macht uns nicht Gott wach, leitet nicht er den Lauf unserer Gedanken, so bleiben sie im Dunkeln und verwickeln und verhärten sich darin. Darum ist der Geist als Zeuge für Christus in die Welt gesandt, damit wir die Wahrheit empfangen.

Weil das Wasser und das Blut durch den Geist belebt und gedeutet sind, werden auch sie zu Zeugen Jesu und richten ein kräftiges Wort an uns, durch das wir vernehmen, was für uns vollbracht worden ist. Jesus hat sein Wort in beides eingefaßt, in seine Taufe und in seinen Kelch, und dieses Wort wird durch den Geist für uns erweckt und faßlich gemacht, so daß es in uns zum Glauben wird. 5, 7. 8: **Denn die, die Zeugnis geben, sind drei: der Geist und das Wasser und das Blut, und die drei sind einträchtig.** Wir sollen sie nicht voneinander trennen. Jesus ist weder bloß der Geber des Geistes, durch den er uns jetzt gegenwärtig ist in Gottes Art, noch bloß der Geber des Wassers und des Bluts, das er auf Erden durch seine irdische Arbeit für uns bereitet hat, sondern er ist beides zugleich als der eine und selbe, der auf Erden war und im Vater ist. Wir müssen deswegen, wenn wir den Glauben an ihn finden wollen, auf sein Werk auf Erden zurücksehen, woher das Wasser und das Blut zu uns gekommen sind, und zugleich hinauf zum Thron des Vaters blicken, woher der Geist zu uns gekommen ist. Der Geist gibt uns ein inwendiges, verborgenes Zeugnis, Wasser und Blut ein auswendiges und sichtbares. Wir sollen keines verachten um des andern willen. Erst in ihrer Vereinigung stellen sie uns den ganzen Christus dar und geben uns den festen Glaubensgrund. Wasser und Blut bezeugen, daß er zu uns kam; der Geist bezeugt, daß er beim Vater ist. Jene bezeugen sein Werk in der Zeit, dieser sein Leben in Ewigkeit; jene bezeugen, daß er unsere Versöhnung ist, dieser, daß er unsere Heiligung und Verklärung ist. Durch beides zusammen ist er unser Heiland und uns ganz geoffenbart*).

*) Die Worte: drei sind es, die das zeugen im Himmel: der Vater, das Wort

5, 9a: **Wenn wir das Zeugnis der Menschen annehmen: Gottes Zeugnis ist größer.** Gott führte Jesus durch Wasser und Blut hindurch und nach Gottes Auftrag gab er der Kirche beides als sein Testament und aus Gottes Hand empfing er für uns den Geist. Nun gestehen wir jedem menschlichen Zeugnis zu, daß wir es anzunehmen haben; das Zeugnis Gottes ist aber vollends der Annahme wert und leidet keinen Widerspruch. Unsere Unwilligkeit zum Glauben bringt uns mit uns selbst in Zwiespalt und das Fundament unserer Existenz ins Wanken. Was soll aus uns werden, wenn wir kein Zeugnis annehmen, und daraufhin handeln wollten? Wir sind fortwährend genötigt, auf den Bericht von Menschen uns zu stützen und ihnen Glauben zu erweisen. Wer jedermann als Lügner behandeln und sich über jedes Zeugnis der anderen hinwegsetzen wollte, würde sich das Leben arm und zur Qual machen. Denn er würde die Gemeinschaft aufheben, in der wir allein gedeihen. Wir sind aber nicht nur auf das gewiesen, was uns Menschen bezeugen, sondern noch viel mehr auf das, was uns Gott bezeugt, und haben uns von ihm weisen zu lassen und das, was er uns vorhält, als wahr und gültig zu behandeln und mit fester Gewißheit darin zu ruhen.

5, 9b: **Denn das ist das Zeugnis Gottes, daß er über seinen Sohn Zeugnis gab.** Einmal im Weltlauf tritt Gott als Zeuge auf und redet deutlich und gibt Beweis und sichere Wegleitung. Das geschah bei der Sendung des Christus. Seinem Sohn hat er eine kräftige Beglaubigung gegeben, die sein Verhältnis zum Vater erkennbar macht. Auf ihn bezieht sich Gottes Wort, und wer es hier nicht annehmen will, der findet es nicht daneben noch an einem anderen Ort, sondern hat Gottes ganzes Wort verneint.

Das gibt dem Glauben an Jesus seine dringliche Unerläßlichkeit. 5, 10a: **Wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das Zeugnis in sich.** Es ist ihm nicht mehr bloß ein Wort, das er von außen hört, sondern er hat es dadurch, daß er an ihn glaubt, bei sich aufgenommen und trägt es nun in sich. 5, 10b: **Wer Gott nicht glaubt, hat ihn zum Lügner gemacht; denn er hat an das Zeugnis nicht geglaubt, das Gott über seinen Sohn bezeugt hat.** Wer es Jesus gegenüber nicht zum Glauben bringt, hat Gott in Verdacht gezogen, als ob er uns belöge und täuschte, da er ja Gottes Zeugnis verworfen hat. Darum liegt im Widerspruch gegen Jesus die Lossagung von Gott. Alles, was uns innerlich Gott unterwirft und Gott uns heilig macht, daß wir ihn nicht schelten und beschuldigen dürfen, all das nötigt uns auch, Jesus so aufzunehmen, wie er uns verkündigt ist, als Gottes Sohn.

Gottes Zeugnis besteht nicht nur in Worten, sondern in der Tat. 5, 11. 12: **Und dies ist das Zeugnis, daß Gott uns ewiges Leben gab und dieses Leben in seinem Sohn ist. Wer den Sohn hat, hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht.** Gott beglaubigte Jesus dadurch, daß er ihn zum Geber des Lebens für uns macht. Daß wir in ihm

---

und der Geist, und diese drei sind eins, wurden erst in der abendländischen Kirche beigefügt.

dasselbe haben und außer ihm es nicht haben, das ist Gottes Zeugnis für Christus, durch das seine Sohnschaft Gottes sichtbar wird.

5, 13—21.

Hauptwahrheiten, bei denen die Gemeinde zu bleiben hat.

Johannes stellt zum Schluß die Hauptsätze zusammen, die der Gemeinde ihren Weg zeigen im Unterschied von der Welt und von jeder Verführung in ihrer eigenen Mitte. 5, 13: **Dies schrieb ich euch, damit ihr wißt, daß ihr ewiges Leben habt, euch, die ihr an den Namen des Sohnes Gottes glaubt.** Gewiß sein sollen wir des ewigen Lebens. Das ist das Geschenk des Evangeliums, daß wir wissen, daß wir nicht der Raub des Todes sind, sondern ewiges Leben empfangen haben. Damit erst kommt die Lust und die Freude und der Dank in unsere irdische Existenz hinein. Ihr habt es, sagt Johannes; es ist euer. Wer hat es? Wer Jesus den Sohn Gottes nennen kann, dankbar und fest, ohne Künstelei und Zweifel, so daß es Überzeugung in ihm ist und Wahrheit, der hat das ewige Leben. Der Glaube an ihn ist Besitz des Lebens. Dazu schrieb Johannes seinen Brief, um die Gemeinde bei Jesus festzuhalten, ihr die Art und Kraft des Glaubens an ihn zu zeigen und ihr deutlich zu machen, daß sie mit ihm die vollkommene Gabe empfangen hat, das ewige Leben. Dann wird sie sich durch nichts zur Geringschätzung Jesu verleiten lassen und zur Unlust, ihm zu dienen, sondern wird bei ihm bleiben mit jenem geraden Ernst, der aus dem Bleiben bei ihm all das schöpft und gewinnt, was uns unser Brief als dessen Merkmal und Bewährung vorgehalten hat.

5, 14: **Und dies ist die Freudigkeit, die wir zu ihm haben, daß er uns hört, wenn wir um etwas nach seinem Willen bitten.** Der Glaube an Jesus ist mit Freudigkeit zu Gott verbunden und macht uns dadurch zum Beten geschickt. Das ist ein weiteres Hauptstück des Christenstands und macht den Beruf der Gemeinde aus. Ihre Freudigkeit entsteht daraus, daß sie weiß, daß Gottes Ohr ihr für alles offen steht, was seinem Willen angemessen ist. Gegen den Willen Gottes kann sie niemals beten. Ihr erstes Begehren geht darauf, daß Gottes Wille geschehe. In ihm hat sie die Regel, die ihre Wünsche führt und begrenzt. Welch weiter Raum ist ihr aber gegeben zu unendlich vielen und großen Bitten! Gottes gnädiger Wille teilt uns einen unendlichen Schatz von Gütern, von Lust und Leben zu und in diesen Reichtum darf sie bittend hineingreifen in der Gewißheit, daß sie stets Gehör finden wird. 5, 15: **Und wenn wir wissen, daß er uns hört, worum wir ihn bitten, so wissen wir, daß wir die Bitten haben, die wir von ihm erbaten.** Der Betende hat nichts weiter nötig, als daß Gott ihn hört. Hört uns Gott, so haben wir das, was unser Gebet begehrt. Am ersten ist kein Zweifel, darum auch am letzten nicht. Wir haben es, sagt Johannes und zeigt uns auch hier die

Art des Glaubens, der keine Zerspaltung in sich trägt und Gottes Güte nicht halb, sondern ganz bejaht. Er bricht die Zuversicht im Gebet durch keine Bedingung, sagt nicht einmal: wir werden es erhalten, sondern: wir haben es. Vielleicht geht es noch durch langes Warten und mancherlei Wendungen hindurch, bis das von unserem Gebet begehrte Ziel erreicht und vollendet ist. Aber Johannes wartet gern und läßt sich auch seltsame Fügungen Gottes wohlgefallen. Denn er weiß: ich habe es dennoch; das Erbetene ist jetzt schon mein; ihn habe ich darum gebeten, der mich gehört hat und den niemand umsonst gebeten hat.

Der wichtigste Gebrauch, den die Gemeinde vom Gebet zu machen hat, ist der, daß sie es als Waffe und Schutzwehr gegen die Sünde benützen darf. 5, 16: **Wenn jemand seinen Bruder eine Sünde begehen sieht, die nicht zum Tod führt, so wird er bitten und er wird ihm Leben geben, denen nämlich, die nicht zum Tod sündigen. Es gibt Sünde, die zum Tod führt; von ihr sage ich nicht, daß er bitten soll.** Nicht schelten soll der, der es mit ansieht, wie sich ein anderer verfehlt, und die Liebe sterben lassen und den Sündigenden sich selbst und Gottes Gericht anheimgeben, sondern bitten, und Gott wird den Fallenden vom Tod befreien, der sich aus seiner Sünde notwendig ergäbe, wenn sie ihm nicht vergeben würde. Wegen des Gebets der Gemeinde bleibt aber auch der Schuldige in Gottes Gnade, und da ihm diese die Vergebung gewährt, so erhält er von ihr das Leben. Die Gemeinde ist also zu dem Zweck vereinigt, damit sie gemeinsam das Böse überwinde, durch ihr Gebet die Folgen der Sünden hemme, die göttliche Vergebung erlange und die Aufrichtung der Fallenden bewirke. Allerdings ist die Verheißung, die Johannes uns geben darf, nicht unbegrenzt. Sie gilt denen, die nicht so sündigen, daß ihre Sünde ihnen den Tod bewirkt. Die Gemeinde darf nicht hoffen, sie könne jeden Fall verhüten, alles Böse unschädlich machen und jedem helfen, daß er sich nicht verderbe und dem Tod verkaufe. Es gibt Tiefen der Bosheit, die nicht vergeben werden, sondern dem Gericht Gottes anheimfallen. Hier soll auch unser Gebet sich zurückhalten. Denn wir sollen nicht vergeblich bitten, nicht da beten, wo der Wille Gottes wider uns ist. Für Sünden, die Gott richten will, können wir nicht Verzeihung suchen. Wir können nur so lange bitten, als der Sündigende noch im Bereich der Gnade steht. So lange ist er noch nicht tot, sondern hat in der Gnade das, was ihn lebendig macht; dann dürfen wir ihm unser Gebet als unsere Hilfe schenken, daß es ihn in ihr erhalte. Wenn er sie aber für sich unwirksam gemacht und verloren hat, sollen wir uns still unter Gottes Urteil beugen und seine Gerechtigkeit ehren und in der Furcht Gottes bedenken, daß zwischen Gott und dem Bösen der unvereinbare Widerstreit besteht, der Gottes Gericht notwendig macht.

Es gibt solche Sünden, sagt Johannes, durch die sich der Mensch um das Leben bringt. Wir können uns verderben, das ewige Leben verlieren, hinunterfallen in das satanische Reich. Das ist die Gefahr, die am menschlichen Leben haftet und die nicht nur Johannes bezeugt, sondern von der das

ganze apostolische Wort redet; denn es kehrt bei allen Aposteln wieder, daß neben denen, die errettet werden, die stehen, die verloren sind. Verloren sind sie deshalb, weil sie zum Tod sündigten. Verlorenheit ist Tod und er kommt über uns nicht anders als durch das Sündigen. 5, 17: **Jedes Unrecht ist Sünde und es gibt Sünde, die nicht zum Tod führt.** Wir sollen die scharfe und klare Empfindung für die Bosheit und Verwerflichkeit jedes Unrechts behalten, sollen keine Ungerechtigkeit leicht nehmen, da sie ja unter der Gnade stehe, und jede Verletzung der göttlichen Ordnung und Gerechtigkeit ernstlich meiden. Aber nicht jedes Unrecht ist Sünde zum Tod und macht uns der Hilfe und Verzeihung unfähig; sonst wären wir alle unrettbar tot; sondern es gibt Sünde, von der wir durch Gottes Verzeihung befreit werden.

Ein Kennzeichen, woran man es in allen Fällen sicher merkt, ob der Fall eines anderen tödlich und unaufhebbar sei oder Gottes Verzeihen ihn noch heilen will, kann uns Johannes nicht geben und kein Mensch kann es. Das ist das Geheimnis der göttlichen Rechtsverwaltung, das wir nicht nach unseren Regeln bestimmen und aufklären können. Je unmittelbarer die Sünde sich gegen Christus kehrt, je kräftiger und heller der Sündigende Gottes Wort hat und seinen Willen kennt, je reicher er durch die göttliche Gnade begabt war, um so gefährlicher ist sein Sturz. Um aber Gottes Urteil zu kennen und zu begreifen, müßten wir ins Inwendige der Persönlichkeit hineinblicken können, wie sich ihr Gottes Wahrheit und Hilfe innerlich bezeugt und angeboten haben und wie sie sich gegen ihn verhärtet und sich ihm entzogen hat. Das sind Geheimnisse, die niemand sieht als der, vor dem unser aller Wille mit seinem Grund und seiner Art völlig durchsichtig ist. Für unser Gebet gilt die Regel, daß es im Glauben seine Eigenschaft und sein Maß haben muß. Wo uns in der Sünde der anderen die teuflischen Züge der Hoffart, die sich gegen Gott erhebt, und des Hasses, der sich gegen ihn empört, nicht sichtbar sind, so daß wir sie gläubig unter das Versöhnen Jesu stellen können, da dürfen wir beten und sollen es tun und uns an die Verheißung halten, daß Gott die Bitte der Liebe nicht verwirft. Tritt uns die Bosheit in ihrer Schrecklichkeit entgegen, daß wir erbeben müssen und sie nicht mehr mit unserem Glauben umfassen können, so haben wir uns in die Beugung zu begeben, die mit Gottes Willen eins bleibt und ihn walten läßt.

5, 18: **Wir wissen, daß jeder, der aus Gott geboren ist, nicht sündigt, sondern der, der aus Gott geboren wurde, bewahrt ihn und der Böse rührt ihn nicht an.** Auf die Frage, wie sich der Glaubende zur Sünde zu stellen habe, antwortet Johannes bündig: er sündigt nicht. Jeder in der Christenheit weiß, daß Gottes Werk gegen das Böse gerichtet ist, weshalb alle, für die Gott zum Vater ward, von allem Bösen geschieden sind. Ihr Schirm ist der, dem Gott das Leben gab. Das ist Jesus*), den der Apostel hier so nennt, damit es uns deutlich sei, daß Jesus und die Sünde gänzlich voneinander geschieden sind und daß es sein Beruf und Wesen ist, uns vor ihr

*) Die andere Übersetzung: der aus Gott Erzeugte behütet sich selbst, ist nicht unmöglich, aber weniger wahrscheinlich.

zu behüten. Weil er aus Gott hervorgegangen ist, ist er der Zerstörer der Sünde, der ihr ein Ende macht. Ihm sind alle übergeben, die Gott als seine Kinder lebendig macht, damit er sie bewahre, und sein Schutz macht, daß wir nicht sündigen. Weil Christus bei uns ist, berührt uns der Böse nicht und hat die Macht verloren, seine finsteren Gedanken und Triebe uns mitzuteilen. Wären wir durch Jesu Nähe nicht für den Bösen unerreichbar geworden, so bliebe unser Weg nicht von der Sünde frei. Johannes wiederholt und deutet uns auch hier Jesu Wort, mit dem er sich als den Hirten darstellte, der die Herde vor dem Wolf behütet, so daß des Hirten wegen der Wolf die Schafe nicht mehr fassen kann.

Die Erlösung vom Bösen bringt unsere Trennung von der Welt hervor. 5, 19: **Wir wissen, daß wir aus Gott sind und die Welt ganz im Bösen liegt.** Durch Christus ist Gott der, der in uns wirksam ist. Ohne ihn haben wir nichts, als was uns die allen gemeinsame Art der Welt verleiht. Sie steht aber in einer Abhängigkeit und Untertänigkeit vom Bösen, an der jeder teilhat, der zur Welt gehört.

Dies führt zum letzten Satz, mit dem Johannes schließt; er spricht den Anteil der Gemeinde an Gott aus. 5, 20a: **Wir wissen aber, daß der Sohn Gottes gekommen ist und uns Verständigkeit gegeben hat, damit wir den Wahrhaftigen erkennen.** Der Menschheit ist Gott verborgen, solange sie Gemeinschaft mit dem Satan hat. Aber in die von ihm geknechtete Welt trat der Sohn Gottes hinein und durch ihn ist unser Auge für Gott geöffnet worden. Er nahm uns unsere Torheit, die Gott übersah und sich um ihn nicht kümmerte, und brachte unser Herz in Ordnung und unsere zerrütteten Gedanken in den rechten Lauf, so daß uns der Wahrhaftige gewiß und bekannt geworden ist, er, dessen Wesen sich völlig mit der Wahrheit deckt, so daß kein Trug, kein Schein, keine Täuschung in ihm ist, er, dessen Erkenntnis uns über die trüglichen Erwartungen und leeren Nichtigkeiten erhebt, weil wir in ihm den erreichen, der in Ewigkeit so ist, wie er ist, und dessen Rat und Wort in Unvergänglichkeit besteht.

5, 20b: **Und wir sind im Wahrhaftigen in seinem Sohn Jesus Christus. Dieser ist der wahrhaftige Gott und ewiges Leben.** Wenn der Mensch Gott in seinem Sohn erkennt, bekommt er statt der Gemeinschaft mit dem Verführer, der ihn verblendet, die Gemeinschaft mit Gott, dessen Merkmal und Gabe die Wahrheit ist. Die vom Christus Aufgenommenen sind von Gott aufgenommen und umfaßt und er, den wir durch Jesus kennen lernten, auf den uns Jesus gegründet hat, der in Jesus uns umfaßt und regiert, er, kein anderer, ist in Wahrheit Gott und er ist das ewige Leben; denn er hat es in sich und gibt es dem, der in ihm ist. So ist die Gemeinde zum höchsten Ziel geführt und wahrhaft erlöst. Sie hat Gott gefunden. Der wahrhaftige Gott ist ihr Gott geworden.

Früher beteten sie nichtige Götter an und um sie her wurde der Dienst derselben noch mit Eifer betrieben und verteidigt und ihr Verkehr mit der Welt brachte ihnen allerlei Gelegenheit, bei der ihr alter Gottesdienst ihnen

wieder nahekam. Der Apostel hat sonst nirgends die Sorge ausgesprochen, daß heidnische Dinge die Gemeinde überwältigen könnten. Auch hier drückt er keine solche Sorge aus. Er erinnert nur mit einem kurzen, entschiedenen Wort, daß sie nicht mehr rückwärts sehen können auf ihren früheren Bilderdienst. 5, 21: **Kindlein, hütet euch vor den Götzen.** Jetzt habt ihr wirklich Gott. Bei Jesus habt ihr ihn gefunden, den wahrhaftigen Gott. Götterbilder und Gott vertragen sich nicht. Seid ihr im Wahrhaftigen, so liegt euch ob, die völlige Trennung von allen heidnischen Dingen sorgsam und ernst durchzuführen und das jetzt zu fliehen, was ihr einst angebetet habt.

Diese Schlußsätze sind eine festgefügte Kette, aus der sich kein Glied herausbrechen läßt. Das Leben, das Gott gibt, hat die Unfähigkeit zur Sünde bei sich und die Unfähigkeit zur Sünde hat die Befreiung von allen teuflischen Wirkungen bei sich und die Entrückung aus der Untertänigkeit unter den Teufel macht uns anders als die Welt. Das alles ist das Werk des Sohns. Durch ihn gehören wir dem wahrhaftigen Gott an. Nun wissen wir, wie viel das an den Eingang des Briefs gestellte Wort umfaßt: **Wir haben Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn.**

Der zweite Brief des Johannes.

Die beiden kleinen Briefe zeigen uns den Apostel bei seiner seelsorgerlichen Arbeit im persönlichen Verkehr mit den Christen um ihn her und bilden darum eine kostbare Ergänzung zum ersten Brief, der nicht von den besonderen Umständen und Personen sprach, die damals für die Gemeinden wichtig waren, sondern aus dem Evangelium die Grundregel heraushob, die allen in allen Verhältnissen den guten Willen Gottes zeigt.

1—3: **Der Alte an die erwählte Herrin und ihre Kinder, die ich in Wahrheit liebe, und nicht einzig ich, sondern auch alle, die die Wahrheit erkannt haben, um der Wahrheit willen, die in uns bleibt, und sie wird in Ewigkeit bei uns sein. Gnade, Barmherzigkeit, Friede wird bei uns sein von Gott dem Vater und von Jesus Christus, dem Sohn des Vaters, durch Wahrheit und Liebe.** Johannes richtet diesen Brief deutlich an einen größeren Kreis, entweder an eine von der Mutter geleitete Familie oder an die gesamte Gemeinde jenes Orts. Es ist nicht unmöglich, daß Johannes die Gemeinde einer Hausfrau verglich, um ihr lebendig darzustellen, daß sie ein eng verbundenes Ganzes ist. Wie die Kinder die Art des Hauses an sich haben und in ihrem inwendigen Wesen vieles von der Mutter empfangen, so entsteht

auch in jeder Gemeinde eine gemeinsame Art, die für das Verhalten aller ihrer Glieder wichtig ist und sie inwendig anregt und fördert oder auch schwächt und verwirrt. Sich selbst hat Johannes in den beiden kleinen Briefen den Alten genannt. Mehr bedarf es nicht, damit sein Wort für sie das rechte Gewicht und Ansehen habe. Er steht als der Alte unter ihnen, der sie väterlich unterweisen und mahnen kann, als der, der seines Alters wegen weiter zurücksieht als sie alle und mehr erlebt und erfahren hat als sie. Er hat ja das Größte und für die Kirche Wichtigste noch gesehen, hat Christus auf Erden gekannt und seither den ganzen Weg der Kirche, wie Gott sie geführt hat, miterlebt. Darin gleicht die Aufschrift der beiden kleinen Briefe der des ersten Briefs, wo uns Johannes daran erinnerte, daß er uns das verkündige, was er selbst gehört, gesehen und betrachtet habe, damit auch wir Gemeinschaft mit ihm haben in dem, was der Kirche vom Anfang her gegeben war.

In den beiden kleinen Briefen sagt er denen, die sie erhielten, zuerst, daß er sie in Wahrheit liebhabe. Damit bestätigt er ihnen ihren Christenstand und macht sie dankbar und freudig für das, was sie empfangen haben. Der Apostel des Christus hat sie lieb und steht mit ihnen in jener inneren Gemeinschaft, die in der Wahrheit ihren festen Grund besitzt. Auf die Wahrheit zeigt er nicht bloß deswegen hin, damit sie an den Ernst und die Aufrichtigkeit seiner Liebe glauben, sondern er hat den tiefen, innerlichen Zusammenhang im Auge, der die Wahrheit und die Liebe zueinander gesellt. Über den Personen und ihren kleinen Anliegen steht ihm die Wahrheit, in der Gottes Wesen und Wille offenbar ist und sich das Amt des Christus und seine Gnade uns bezeugt. Sie leitet ihn bei seiner Liebe; um ihretwillen sind ihm die Menschen teuer und wichtig; daß die Wahrheit bei ihnen sei und in ihnen regiere, darauf richtet er seinen ganzen Verkehr mit ihnen hin. Wo er die Wahrheit wiederfindet, wo sie Eingang gefunden hat, dahin wendet sich seine Liebe und dort stiftet sie die herzliche und feste Verbundenheit. Darum fügt er bei: nicht bloß ich habe euch lieb, sondern alle, die die Wahrheit erkannt haben. Seine Leser haben nicht bloß den Apostel gefunden, sondern den ganzen großen Kreis derer, die zur selben Erkenntnis Gottes und Jesu gekommen sind. In ein großes Reich der Liebe sind sie eingetreten, das so weit als die Wahrheit reicht. Darum fährt er nochmals fort: der Wahrheit wegen haben wir alle euch lieb. Sie macht, daß wir zusammengehören, macht, daß euer Wohl und Weh auch uns bewegt, so daß wir euch gern helfen und dienen; sie macht uns eins.

Dadurch ist ihnen der köstliche Wert der Wahrheit hell beschrieben; sie sehen in ihr das Band, das sie mit dem Apostel und der Kirche zusammenhält. Johannes fügt darum die Verheißung bei, daß ihnen nichts die Wahrheit rauben, nichts sie von ihr trennen wird. Gott gibt sie uns als unser Eigentum zu unverlierbarem Besitz. Sie kehrt nicht nur zu einem kurzen Besuch bei uns ein, sondern macht sich für die Ewigkeit in unseren Herzen heimisch. Darum ist auch die Liebe und Gemeinschaft, die sie zwischen uns stiftet, von unvergänglicher Art.

Auch im Segenswunsch nennt er die beiden großen Hauptstücke Wahrheit und Liebe, die zusammen das Merkmal des rechtschaffenen Christenstands sind. Die Gnade und die Barmherzigkeit und der Friede, die Gott für uns hat und uns bereitet, sind dadurch bei uns, daß Wahrheit und Liebe bei uns sind. In der Erleuchtung des Geistes zum Empfang der Wahrheit und in der Reinigung des Herzens zur Liebe übt Gottes Gnade an uns ihr Werk und kommt der Friede, den Gott zwischen uns und ihm gestiftet hat, an uns zu seiner Frucht. Das ist die ungeteilte Gabe Gottes, des Vaters, und des Christus, des Sohns des Vaters. Im Segenswunsch, den Paulus an den Anfang seiner Briefe setzt, heißt es: von Gott dem Vater und vom Christus, unserem Herrn. Beide Apostel erläutern uns, wie Gottes Gnade und Friede durch Christus zu uns kommen. Er bringt sie uns, weil er unser Herr ist, weil ihn Gott über uns gesetzt und uns ihm untergeben hat als sein Reich und Eigentum. Darum empfangen wir Gottes Gnade und Friede durch das, was uns Christus tut. Jesu Herrschaft und königliches Regiment hat aber seinen Grund darin, daß er der Sohn des Vaters ist. Deswegen, weil Gott für Jesus in einem wunderbar großen und geheimnisvollen Sinn der Vater und er für ihn der Sohn ist, darum kommt die Gnade und der Friede uns von Gott und Christus in einer und derselben einträchtigen Wirkung und Gabe zu.

4—6: **Ich freute mich sehr, daß ich unter deinen Kindern solche fand, die in der Wahrheit wandeln, wie wir vom Vater das Gebot erhalten haben. Und jetzt bitte ich dich, Herrin, nicht als ob ich dir ein neues Gebot schriebe, sondern das, das wir vom Anfang an hatten, daß wir einander lieben. Und das ist die Liebe, daß wir nach seinen Geboten wandeln. Das ist das Gebot, wie ihr vom Anfang an gehört habt, damit ihr darin wandelt.** Als der hauptsächliche Anlaß und Zweck des Briefs liegt es dem Apostel am Herzen, seine Leser vor der Verführung zu behüten. Ehe er aber mahnt und warnt, richtet er ihr Auge fest auf die eine große Hauptsache im Christenwandel hin, daß sie sich durch die Wahrheit bewegen und leiten lassen, so daß sie nicht nur ihr Wort, sondern auch ihre Tat regiert und daß sie das alte Gebot bewahren, das der Kirche vom Anfang an übergeben ward, das ihnen die Liebe als ihr Geschäft und Ziel vorhält, und daß sie ihre Liebe dadurch rein und wahr machen, daß sie eins mit dem Gehorsam ist und ihren Beruf darin erkennt, zu tun, was Gott geboten hat. Nur dies ist das der Christenheit gegebene Gebot; andere Pflichten hat sie nicht; andere Gesetze soll sie sich nicht auflegen lassen. Nach diesem Gebot hat sie aber zu handeln, so daß es die Führung ihres Lebens bestimmt. All das haben wir auch im ersten Brief ausführlicher gelesen als die feste, große Regel, die der ganzen Kirche gilt.

7: **Denn viele Verführer gingen in die Welt aus, die Jesus Christus, der im Fleisch kommt, nicht bekennen. Dies ist der Verführer und der Widerchrist.** Johannes heißt sie deshalb auf den Wandel in der Wahrheit und Liebe bedacht sein, weil es viele gibt, die ihnen ein anderes Christentum anpreisen. Wo sie Gehör und Geltung finden, wird die Liebe verdrängt durch den Stolz eines leeren Wissens und durch den Zank eines fleischlichen Eifers

und durch die Versündigungen am Heiligen, die das Gewissen beflecken und den Geist von Gott, dem Grund aller lebendigen Liebe, trennen. Als das Merkmal der Verführer nennt Johannes wie im ersten Briefe dies, daß sie sich nicht zu Jesus bekennen, und auch hier zeigt er auf Jesu Fleisch hin, auf seine menschliche Natürlichkeit, deren wir uns nicht schämen dürfen, zu der wir uns vielmehr bekennen sollen, weil durch sie Gottes Gnade, Geist und Leben zu uns kommt. Im ersten Brief sagte er: sie bekennen sich nicht zu dem, der im Fleisch gekommen ist, 4, 2. Denn dort sah er auf Jesu irdische Lebenszeit zurück; hier sieht er hinaus zu seiner neuen Gegenwart. Auch dann kommt er im Fleisch, freilich nicht mehr als der Sterblichkeit und Schwachheit unterworfen, sondern in Gottes Herrlichkeit und Macht gekleidet und doch auch dann als der, der an unserer Art teilhat, Mensch war und bleibt wie wir und sich ernst und ganz in die Gemeinsamkeit des Wesens mit uns stellt.

Wem Jesu menschliche Art anstößig ist, wer eine Offenbarung Gottes wünscht und träumt, die nicht im Fleisch ihr Werkzeug haben darf, der will vollends dann, wenn das Himmelreich mit Macht anbricht und die Herrlichkeit Gottes sich offenbart, vom Fleisch des Christus nichts mehr wissen. Johannes dagegen richtet auch den hoffenden Blick der Gemeinde auf den Menschen Jesus hin, der nicht nur für eine kurze Frist und zum Schein uns gleich geworden ist, sondern in unserer Art die unzerstörbare, bleibende Gestalt seines Lebens hat. Er, der Mensch wie wir ist und darum wie wir im Fleisch sein Leben hat, er, kein anderer ist der, der uns in Gottes Macht verklären und die Welt mit Gottes Herrlichkeit erfüllen wird, und dies vermag er deshalb, weil Gott ihn in unserem Fleisch zu uns gesandt hat. Im Anstoß an der Menschlichkeit Jesu sieht Johannes den vollständigen Bruch mit ihm. Er redet darum nicht weiter von den besonderen neuen Gedanken, die diese neue Art von Christentum verkündigte, sondern sagt nur das eine, damit werde der Christus verdrängt und nach einem Ersatz für ihn gesucht. Es braucht darum nicht mehr als dieses neue Christentum, um die Weissagung vom Widerchrist zu erfüllen. Wer den Menschen Jesus verachtet und sich statt seiner einen anderen Mittler mit Gott ausdenkt, der macht aus sich einen Widerchrist.

8: **Habt acht auf euch, damit ihr nicht verliert, was ihr erarbeitet habt*), sondern vollen Lohn erhaltet.** Wer die Christen vom Menschen Jesus, wie ihn die Jünger kannten, ablenkt und ihr Glauben und Hoffen auf einen anderen Grund hinsetzt, der zerstört, was sie in ihrem Christenleben bisher erworben haben. Wenn sie das Wort des Apostels bewahren und durch dasselbe Jesus untergeben bleiben, dann verfließt ihr Leben nicht nutzlos und umsonst; dann ist es ein Dienst, der für Gott getan ist und den er ihnen nach seiner reichen Gnade lohnt. Vollen Lohn möchte ihnen Johannes gönnen und verschaffen und sie davor beschirmen, daß sie sich ihren Lohn verkürzen. Darum kämpft er gegen die finsteren, verführerischen Gedanken, daß sie ja

*) Manche Bibeln geben: „was wir erarbeitet haben." Dann ist vom Christenstand der Leser gesagt, er sei die Frucht der Arbeit des Johannes.

keinen Eingang bei ihnen finden; denn an ihnen würde sich ihr Glaube und ihre Liebe schwächen und beflecken und es entginge ihnen, auch wenn sie sich nicht ganz von Jesus scheiden, doch der volle Lohn.

Johannes erinnert wieder wie im ersten Brief daran, daß, wer Jesus verliert, auch Gott verloren hat. 9: **Jeder, der vorausgeht und nicht in der Lehre des Christus bleibt, hat Gott nicht. Wer in der Lehre bleibt, der hat sowohl den Vater als den Sohn.** Der Beruf und die Art des rechten Jüngers ist, daß er seinem Herrn nachfolgt. Des Herrn Sache ist es voranzugehen; der Jünger dagegen geht ihm nach, folgt seiner Weisung, hält sich an sein Wort und macht den Weg des Meisters zum seinigen. Die stolzen Geister gehen aber ihren eigenen Weg, laufen ohne seine Führung nach den Gedanken ihres eigenen Herzens voran und sind stark und weise, um sich selbst zu führen und sich selbst zu Gott emporzuschwingen. Darum mißachten sie auch den Unterricht Jesu, durch den er seinen Jüngern zeigte, was er als Sünde richtete und worin er den guten Willen Gottes erkannte, und tun ungescheut, was er verwarf, machen dagegen auch aus solchem, was er rein hieß, eine Sünde. Wer sich aber einen anderen Weg wählt als den, den die Worte Jesu der Kirche zeigen, der trennt sich nicht nur von Christus, sondern zugleich von Gott. So hat es uns Johannes auch im ersten Brief gesagt.

10. 11: **Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht bei sich hat, den nehmt nicht in das Haus auf und begrüßt ihn nicht; denn wer ihn begrüßt, nimmt an seinen bösen Werken teil.** Wer sich Gottes rühmt und zugleich Jesus schilt, Gott für sich haben will und sich zugleich Jesus widersetzt, mit dem hebt Johannes die Gemeinschaft völlig auf. Er verlangt Ernst und Wahrhaftigkeit in allen Stücken, auch in der Abwehr der verdorbenen Frömmigkeit und des verkehrten Evangeliums. Sie darf sich nicht nur in Worten äußern, sondern soll Tat werden, dadurch daß seinen Boten und Verkündigern keine Unterstützung gewährt wird. Das will Johannes nicht nur deswegen, damit die Christenheit sich selber schütze und verhüte, daß sie unmerklich in diese finsteren Gedanken hineingerissen und in die unlautere Frömmigkeit hinübergezogen werde, sondern er will vor allem, daß sie am Werk dieser Gegner Jesu völlig unbeteiligt sei und von der Schuld, mit der sie sich beladen, ganz frei bleibe. Wer jenen Boten einer falschen Frömmigkeit Liebe und Hilfe erweist, der fördert auch ihr Werk und unterstützt sie in ihrem Zweck. Wir dürfen aber nicht mithelfen bei irgend einem Werk, das Christus verdunkelt und seinem Werk und Wort entgegentritt.

Das ist kein hartes Wort. Hätte Johannes einen solchen Verführer in einer ähnlichen Lage getroffen wie die, in der der Samariter jenen Juden fand, so hätte er ihm in aller Bereitwilligkeit auch getan, was der Samariter dem Juden tat. Diese Verführer wollten aber nicht deswegen in das Haus genommen und willkommen geheißen sein, weil sie der Hilfe und Gabe bedürftig waren, sondern sie zogen von Haus zu Haus und von Gemeinde zu Gemeinde, um für ihre neuen Gedanken Jünger zu suchen und ihre besondere Frömmigkeit auszubreiten und ihr in den Gemeinden Geltung und Herrschaft zu verschaffen.

Es war ein böses Werk, um deswillen sie an die Türe klopften, und darum wäre es für den Apostel ein großer Schmerz gewesen, wenn die, an die er schreibt, sie ihnen geöffnet hätten. Er braucht nicht von uns zu lernen, was Liebe ist, sondern wir lernen es von ihm. Seine Liebe hat aber ihr Merkmal daran, daß sie in der Wahrheit lebt und handelt, und hat mit der Verleugnung derselben nichts gemein. Dem, der sich selbst und andere irreführt, erweist man nicht dadurch Liebe, daß man ihn hiebei unterstützt und so tut, als ob sein Irrweg unschädlich sei, sondern dadurch, daß ihm ernst und fest gezeigt wird, daß sein Werk böse ist und ihn von denen, die Christus kennen und ihm redlich dienen, gänzlich trennt. Das ist die Gemeinde nicht nur denen schuldig, die der Verführung zugänglich sind und sich leicht durch sie blenden lassen, sondern auch den Verführern selbst.

12. 13: **Obwohl ich euch vieles zu schreiben habe, wollte ich es nicht durch Papier und Tinte tun, sondern ich hoffe, zu euch zu kommen und von Mund zu Mund zu reden, damit unsere Freude vollendet sei. Die Kinder deiner Schwester, der Auserwählten, grüßen dich.** Bis zum Schluß ihres Wirkens machten die Apostel aus sich keine Schriftsteller, sondern sehen im Wort das Werkzeug, durch das sie ihre Arbeit zu tun hatten. Denn die Verkündigung des Christus und die den Wandel ordnende Mahnung bekamen dadurch ihre Kraft, daß der Redende in die persönliche Gemeinschaft mit den Hörenden trat. Er wollte ja nicht bloß ihr Denken bewegen und ihnen nur Erkenntnisse geben, sondern den Menschen mit Glauben und Liebe zum Anschluß an Jesus anleiten. Zu diesem Ziel gelangte das Wort dann, wenn es mit der vollen Kenntnis seiner persönlichen Lage dem Hörer das gab, was ihm eben jetzt notwendig war. Darum galten Johannes seine Briefe nicht als ein vollwertiger Ersatz für den persönlichen Verkehr, der „von Mund zu Mund" geschieht, bei denen der Apostel das Wort nicht einseitig an die Hörer richtet, sondern auch diese die Gelegenheit zur Antwort haben und das Wort von ihnen angeeignet wird.

Der dritte Brief des Johannes.

1. 2: **Der Alte an Gajus, den Geliebten, den ich in der Wahrheit liebe. Geliebter, ich wünsche, daß es dir in allem wohl gehe und du gesund seiest, da es ja deiner Seele wohl geht.** Zu diesem Brief an Gajus wurde Johannes teils durch einen freudigen, teils durch einen schmerzlichen Anlaß bewogen. Die freudige Ursache des Briefs bestand darin, daß Christen, die für den Namen, nämlich den des Christus und Gottes, ausgezogen waren, wohl als Boten des Evangeliums an Orten, wo noch das Heidentum mächtig war, aus der Stadt, in der Gajus wohnte, zu Johannes kamen und von ihm wieder zu Gajus zurückkehrten. Der Wohnort des Gajus war wieder auf ihrem Rückweg gelegen, nachdem sie inzwischen Johannes vermutlich in Ephesus besucht hatten. Diese Brüder hatten der Wahrheit des Gajus und seiner Liebe Zeugnis gegeben; denn dieser hatte sich ihrer angenommen und sie unterstützt.

3. 4: **Denn ich freute mich sehr, als Brüder kamen und deiner Wahrheit Zeugnis gaben, da du ja in der Wahrheit wandelst. Ich habe keine größere Freude*) als die, daß ich von meinen Kindern höre, daß sie in der Wahrheit wandeln.** Da läßt uns Johannes den reichen Schatz von seliger Freude sehen, der sein Leben gefüllt hat. Er hat viele Kinder an allen den Männern und Frauen, denen er mit dem Evangelium zu jenem Leben half, das in Gott seinen Schöpfer hat, und wenn er nun sieht, daß sie die Wahrheit nicht nur kennen und gehört haben, sondern sich so verhalten, wie es ihnen die Wahrheit zeigt, so daß sie einen echten Christenstand haben, nicht nur den Schein eines solchen, weil sie so handeln, daß die Wahrheit sie regiert, so bekommt er dadurch eine tiefe, volle Freude, die ihn dankbar macht.

5. 6: **Geliebter, ein treues Werk machst du aus dem, was du für die Brüder und erst noch für Fremde arbeitest, die deiner Liebe vor der Gemeinde Zeugnis gaben. Du wirst richtig handeln, wenn du sie so verabschiedest, wie es Gottes würdig ist.** Der zweite Brief ließ uns den Kampf der apostolischen Kirche wahrnehmen, wie die Christen ihre Häuser vor den lügenden

*) In andern Bibeln steht: „Es gibt für mich keine größere Gnade als die, daß ich höre." Dann hat es Johannes eine Gnade genannt, wenn sich die von ihm zum Christus Gebrachten als aufrichtig fromm erwiesen. Denn es ist Gott, der ihm diese Kinder gab und der die Wahrheit in ihnen so mächtig macht, daß sie ihr untertan sind.

und trügenden Geistern verschließen mußten, die sie von Jesus abziehen wollten. Hier wird uns das sichtbar, was die Kraft und das Wachstum der apostolischen Gemeinde hervorgebracht hat, wie in herzlichem Verkehr und reger Gemeinschaft die Brüder von Gajus zu Johannes ziehen und wieder von Johannes zu Gajus und der Gemeinde von denen Nachricht bringen, die anderswo der Wahrheit in der Liebe dienen, und wie sie nicht bloß den Apostel aufsuchen sich selbst zur Erbauung, sondern auch die Heiden suchen mit dem Wunsch, Gottes Namen unter ihnen zu preisen und den Glauben an Christus in denen zu erwecken, denen er noch unbekannt war. Johannes dankt Gajus für das, was er an diesen Männern tat. Sie haben ein Anrecht an seine Unterstützung, weil sie Brüder sind, wozu erst noch kommt, daß sie, weil sie nicht aus dieser Gegend stammten, auf die Hilfe der einheimischen Christen angewiesen sind, damit ihr Werk gedeihe. Zugleich mahnt er Gajus, daß er sich nochmals der Brüder annehme. Er soll bei der begonnenen Arbeit beharren und ihrer nicht müde werden. Die Brüder kehrten zu ihm zurück und bedurften aufs neue seiner Unterstützung. Johannes fordert ihn auf, für ihre weitere Reise besorgt zu sein in einer Weise, wie es Gottes würdig ist. Nicht die Menschen, die seine Gaben empfangen, heißt er ihn vor Augen haben, sondern Gott. Was er Gott schuldet, wie er Gott danken möchte, wozu ihn die Liebe Gottes treibt, das soll er bedenken und daraus das Maß gewinnen für das, was er an den Brüdern tut. So hat uns Johannes auch im ersten Brief gesagt, daß sich unsere Liebe zu Gott in dem zeigt, was wir den Menschen tun.

7. 8: **Denn des Namens wegen zogen sie aus, ohne etwas von den Heiden zu nehmen. Darum sind wir verpflichtet, solche aufzunehmen, damit wir mittätig für die Wahrheit werden.** Es gibt nur einen Namen, an den Johannes und die Christenheit ihre ganze Liebe, Ehrung und Arbeit wenden; das ist der Name Jesu. Um ihn zu verkünden, traten diese Männer ihre Wanderschaft an und sie machten es dabei so, wie es Jesus seinen Boten befohlen hat, Matth. 10, 8, und wie es Paulus der Christenheit zeigte, der von niemand eine Gabe nahm, damit niemand den Verdacht hege, er suche die irdische Vergeltung und den greifbaren Lohn und habe ein anderes Ziel als das Heil des Menschen und den Gehorsam gegen Gottes Wort. Darum heißt Johannes die Christen Sorge tragen, daß die Boten des Evangeliums ihrer selbstlosen Liebe wegen nicht Mangel leiden. Dadurch traten auch sie in die Arbeit für die Wahrheit ein. Immer ist es die Wahrheit, dieses eine unschätzbare Gut, dem Johannes alle Habe und alle Kraft des Menschen dienstbar macht. Er gibt uns hier genau dieselbe Regel, die wir auch im zweiten Briefe hörten; nur ist sie hier nach der entgegengesetzten Seite hin gewandt. Dort sagte er: schließt ihnen das Haus zu, hier sagt er: schließt es ihnen auf. Der Grund war dort: ihr würdet euch an ihren bösen Werken beteiligen und der Wahrheit zuwiderhandeln; hier ist der Grund: ihr beteiligt euch so an ihrem redlichen Werk und helft der Wahrheit, indem ihr den Boten der Wahrheit dient.

So macht uns auch dieser Brief wieder die Freude und Herrlichkeit des Christenstandes deutlich. Der Wahrheit zum Gehilfen werden in herzlicher und treuer Gemeinschaft mit den Brüdern, die derselben Wahrheit ergeben sind wie wir, das bringt in unser Leben Glück, Reichtum, Kraft und Seligkeit. Es wird aber auch der Schmerz und Kampf, der dem Christentum anhängt, in unserem Briefe sichtbar. 9. 10: **Ich habe etwas an die Gemeinde geschrieben. Aber Diotrephes, den es freut, unter ihnen der erste zu sein, nimmt uns nicht an. Deshalb werde ich, wenn ich komme, an seine Werke, die er tut, erinnern, da er mit boshaften Worten über uns schwatzt, und das ist ihm nicht genug, sondern er selbst nimmt die Brüder nicht auf und wehrt es denen, die es wollen, und stößt sie aus der Gemeinde aus.** Das treue Werk, das Gajus an den Brüdern tat, ist ihm nicht leicht geworden. Bitterer Zank, Verdächtigungen und böswillige Angriffe sind in der Gemeinde des Gajus geschehen. Johannes hat ihn gelobt und mit seinem Lob ihn erquickt; aber Diotrephes hat ihn gescholten und nicht bloß Gajus, sondern auch Johannes mit bösen Worten angegriffen und einen Brief von ihm nicht beachtet und die Brüder nicht aufgenommen und die, die sie aufnahmen, aus der Gemeinde gestoßen und den Brudernamen ihnen verwehrt und die Gemeinschaft ihnen aufgesagt. Dergleichen tut weh.

Der Brief zeigt uns, daß die Arbeit der Apostel dem Wege Jesu bis ans Ende ähnlich geblieben ist. Sie mußten sich vielfach verachten lassen und redeten vergeblich und ertrugen das Widersprechen der Sünder, nicht nur unter Juden und Heiden, sondern auch in der Kirche selbst. Sie sind nie Kirchenfürsten geworden, die durch äußeren Glanz und Ansehen die Gemeinde sich unterwürfig machten und für ihr Wort überall willigen Gehorsam fanden. Sie arbeiteten bis ans Ende mit dem stillen, nach innen zielenden Mittel des Wortes; wer sie hören wollte, trat mit ihnen in Gemeinschaft und ward ihnen von Herzen untertan; wer sich ihrem Wort nicht untergab, der widersprach und schalt, verwarf ihre Briefe und übertrat ihr Gebot.

Es wird hier noch eine andere Ursache der Verwirrung und Versündigung in der Kirche sichtbar als im zweiten Brief. Dort mußte Johannes vor den finsteren Gedanken und Lehren warnen, die Jesus nicht fassen und Gottes Art und Willen nicht verstehen, sondern sich eine unsaubere Frömmigkeit zurecht machen. Diotrephes war dagegen kein Irrlehrer, sondern gehörte der Gemeinde an und stand sogar an ihrer Spitze als der leitende Mann. Vielleicht war er mit dem Bischofsamt betraut; jedenfalls galt er den Brüdern als der bedeutendste Mann in ihrem Kreise, dem willig der größte Einfluß eingeräumt wurde. Darum hat ihn der Ehrgeiz zu Fall gebracht, der die Gemeinde als Mittel zur eigenen Erhöhung mißbraucht und seine Befriedigung darin sucht, daß er den eigenen Willen durchsetzt und die eigene Meinung gültig macht. Darum wird er auch die fremden Brüder nicht aufgenommen haben, weil er keinen fremden Einfluß in der Gemeinde dulden wollte, und darum war ihm auch der Brief des Apostels widerwärtig, weil er ihm seine eigensüchtigen Pläne störte. Darum hat er auch allerlei Verleumdungen über

Johannes verbreitet; denn damit schwächt er das Vertrauen der Gemeinde zum Apostel und schafft sich selber Raum. Es geschah und geschieht immer viel Ähnliches in der Kirche. Darum war es der Wunsch des Apostels, jene Gemeinde bald zu besuchen. Dann wird er ihn an seine Werke erinnern und sie nicht mit schonendem Vergeben decken. Um ihn zu beschämen, braucht es nur das, daß ihm sein eigenes Werk vorgehalten wird. Am Anblick desselben wird seine angemaßte Größe zergehen und die Gemeinde erwachen und von ihm frei werden.

Solche Dinge werden allen, die von ihnen berührt werden, zur Versuchung. 11: **Geliebter, ahme nicht das Schlechte, sondern das Gute nach. Wer Gutes tut, ist aus Gott; wer Schlechtes tut, hat Gott nicht gesehen.** Nicht alles, was in der Christenheit geschieht, darf uns zur Nachahmung locken. Wir haben immer die heilige Regel vor Augen zu haben, die Böses und Gutes voneinander trennt, und nur das Gute hat ein Anrecht daran, daß es uns gefalle und uns als Muster bei unserem eigenen Verhalten diene. Johannes erinnert Gajus daran, daß es sich für ihn dabei um Gott handle, darum, daß Gottes Gemeinschaft ihm gegeben sei und Gott ihn inwendig leite, so daß sein Leben aus ihm erwächst. Wenn wir den bösen Trieb in uns walten lassen und unsere Gedanken mit ihm füllen und unseren Willen aus ihm schöpfen, dann ist ein Riß zwischen uns und Gott entstanden, durch den Gott uns gänzlich verborgen wird. So ist er für uns nicht vorhanden, wie etwas, das uns unsichtbar bleibt. Alle frommen Worte ändern hieran nichts. Zu Gott hat der, der dem boshaften Verlangen nachgibt, keine Beziehung, hat keinen Verkehr mit ihm und keinen Anteil an seinen Gaben. Der Gott, den er sich träumt und von dem er spricht als von seinem Gott, ist nicht der wahrhaftige Gott, der überall, wo er sein Werk aufhebt, das Gute schafft.

12: **Demetrius hat von allen und von der Wahrheit selbst das Zeugnis erhalten und auch wir sind Zeugen und du weißt, daß unser Zeugnis wahr ist.** Das Wort über Demetrius hat den Zweck, ihm das volle Vertrauen des Gajus zu verschaffen. Vielleicht hat er die Brüder, die von Johannes zu Gajus zurückkehrten, geleitet. Dieser Demetrius war des Vertrauens wert; denn sein Christentum hat sich überall in derselben Treue und Aufrichtigkeit bewährt. Das zeigt sich darin, daß er das Zeugnis von allen hat. Es steht ihm aber nicht nur ein menschliches Zeugnis zur Seite, sondern die Wahrheit selber, Gott selber, hat für ihn geredet durch seinen Geist, der in der Gemeinde das göttliche Wort lebendig macht, und unter denen, die aus der Wahrheit im Namen Gottes reden dürfen, steht Johannes an erster Stelle und Gajus hat erlebt und erprobt, wie klar und eindringend der Blick des Apostels und wie zuverlässig sein Urteil über die Menschen gewesen ist. Dadurch hat Johannes dem Demetrius eine offene Aufnahme bei Gajus verschafft. Nun bedurfte es zwischen ihnen nicht mehr einer langsamen, vorsichtigen Verständigung. Hier reichten zwei Männer einander die Hand, deren Gemeinschaft sofort ihr ganzes Leben und Handeln umfaßt hat, weil sie auf Gott begründet war.

13—15: **Ich hätte dir vieles zu schreiben; aber ich will dir nicht mit Tinte und Feder schreiben. Ich hoffe aber, dich sogleich zu sehen, und wir werden von Mund zu Mund reden. Dir sei Friede. Die Freunde grüßen dich. Grüße die Freunde mit Namen.** Die beiden kleinen Briefe sind genau gleich lang; Johannes hat beide Male einen Bogen Papier vom selben Format gebraucht. Und wie er am Ende des Bogens ist, spricht er wieder die Empfindung aus, daß es mit dem Schreiben doch eine kümmerliche Sache sei, weil es uns lange nicht das gebe, was das Wort von Mund zu Mund uns verschafft. Auch die Kirche kann sich nicht bloß durch das geschriebene Wort erhalten. Gottes Wahrheit und Botschaft muß immer wieder in uns lebendig werden und als unser eigenes Wort unseren Verkehr durchdringen, so daß es „von Mund zu Mund" durch die Zeiten weitergeht, jedem Bedürfnis und jeder Empfänglichkeit angepaßt. Aber das von den Aposteln geschriebene Wort ist dennoch für uns alle unentbehrlich und durch nichts ersetzbar. Denn sie sind von Christus zu seinen Boten gemacht und auf ihr Wort ist jeder gewiesen, der ihn und Gott in ihm finden will. Auch ein so kleiner Brief wie der dritte des Johannes, der uns nur ein kleines Stück aus seiner Arbeit sichtbar macht, stellt das Größte und Heiligste vor unser Auge, was je auf der Erde geschehen ist.

Inhalt.

Der erste Brief des Petrus.

Kap.		Seite
1, 3—12:	Die Herrlichkeit des Christenstands	3— 11
1, 13—2, 10:	Der inwendige Gottesdienst	11— 24
2, 11—3, 7:	Die Christenpflicht im Staat und im Haus	25— 35
3, 8—4, 6:	Die Aufgabe im Verkehr mit den Heiden	35— 45
4, 7—5, 11:	Die Arbeit in der Gemeinde	45— 56
5, 12—14:	Das Schlußwort	56— 57
	Der Brief des Judas	58— 70

Der zweite Brief des Petrus.

1, 3—11:	Die Pflicht der Christenheit	71— 78
1, 12—21:	Das die Gemeinde tragende Wort	78— 82
2:	Das die Gemeinde verführende Wort	82— 89
3:	Die Erwartung des Endes	89— 96

Der erste Brief des Johannes.

1, 1—4:	Weshalb Johannes schreibt	97—100
1, 5—10:	Wahrhaftigkeit gegen Gott	101—108
2, 1—6:	Der Gehorsam gegen Christus	108—114
2, 7—11:	Die Liebe gegen den Bruder	114—118
2, 12—17:	Die Absage an die Welt	118—125
2, 18—27:	Der Schutz gegen die Widerchristen	125—134
2, 28—3, 3:	Der Blick auf Jesu neue Gegenwart	134—138
3, 4—10:	Unsere Unfähigkeit zum Sündigen	138—147
3, 11—18:	Die Merkmale der Liebe	147—150
3, 19—24:	Was die Liebe vor Gott gewährt	150—154
4, 1—6:	Das Kennzeichen des göttlichen Geistes	154—158
4, 7—21:	Die göttliche Art der Liebe	158—165
5, 1—12:	Die Kraft und der Grund des Glaubens	165—173
5, 13—21:	Hauptwahrheiten, bei denen die Gemeinde zu bleiben hat	173—177
	Der zweite Brief des Johannes	177—182
	Der dritte Brief des Johannes	183—187

Der Brief an die Hebräer.

1, 1—4.

Wie groß Jesus ist.

Unser Brief ist ausschließlich mit der Herrlichkeit Jesu beschäftigt. Gleich in seinem ersten Wort hält er uns vor, wie groß Jesus ist, damit wir Gott danken, daß wir ihn kennen.

Es bedeutet wenig, daß uns deshalb der Schreiber dieses Briefs unbekannt geblieben ist. Weil er sich nicht bei seiner eigenen Person aufhielt und nicht von sich selber, sondern nur von Jesus sprach, blieb sein Name der Kirche nicht erhalten. Schon in der alten Zeit hat man nur verschiedene Vermutungen über ihn geäußert. In manchen Gegenden dachte man an Paulus, in anderen an Barnabas oder an einen der Gehilfen, die Paulus begleitet haben. Luther meinte, Apollos könnte so geschrieben haben. Der Schluß des Briefs zeigt, daß sein Verfasser mit Timotheus verbunden in der apostolischen Kirche als Lehrer tätig war. Paulus selber war es nicht. Denn unter den Aposteln hatte jeder seine eigene Weise, wie er dachte, redete und lehrte, jeder auch seine besondere Art, wie er sich an Christus anschloß und in ihm lebte. Das ist alles in unserem Brief anders als bei Paulus. Für uns ist es genug und wir sollen es dankbar schätzen, daß wir hier einen hochbegabten Christen und Lehrer aus der apostolischen Gemeinde hören, der vereint mit den Aposteln an der Gründung der Kirche gearbeitet hat.

Noch weniger kann uns hindern, daß wir nicht wissen, an welchem Ort die ersten Empfänger des Briefes wohnten. Sie waren Hebräer, d. h. Christen von jüdischer Abkunft. Solche gab es in der ersten Zeit in allen größeren Gemeinden, auch in Rom, in Kleinasien, in Alexandria, und es ist nicht unmöglich, daß der Verfasser zunächst einen besonderen Kreis von jüdischen Christen im Auge hatte, der ihm persönlich bekannt gewesen ist. Aber auch das läßt sich nicht als unmöglich bezeichnen, daß der Brief zunächst in die Heimat der jüdischen Christenheit, in eine Gemeinde des Orients oder Palästinas, geschickt worden ist.

Wichtiger ist, daß wir darauf achten, wie es inwendig mit den Lesern stand. Der Brief ist an Angefochtene gerichtet. Anfechtung kommt uns aber nicht bloß durch stürmische Bewegungen, die uns in einen harten Kampf treiben und zu schweren Entscheidungen nötigen. Die gefährlichste und schlimmste Art

der Anfechtung ist vielmehr jene schleichende Schwächung des inneren Lebens, bei der äußerlich alles ruhig ist und doch inwendig eine schwere Last auf uns liegt, die uns aufhält und sinken macht. Die jüdischen Christen waren müde und schlaff geworden. Deswegen sagt ihnen der Brief: „Haltet die Freudigkeit und Hoffnung fest; bleibt bei eurem Bekenntnis; ihr habt Geduld nötig; lauft den Kampf, der euch verordnet ist; stärkt die wankenden Kniee!" In dieser Mahnung liegt das Herz des Briefs und der Zweck, der ihm seine Gestalt gegeben hat. Er verherrlicht Christus und macht ihn in seiner Größe deutlich, nicht um müßigen Köpfen zu gefallen, die bloß in ihren Gedanken mit ihm spielen, sondern für Ermattete, um sie zu erquicken, für Schwankende, um sie aufzurichten und in ihrer Überzeugung stark zu machen und fest im Gehorsam auf Jesu Weg.

Der Anstoß, der die jüdischen Christen erschütterte, entstand aus dem Zwiespalt zwischen dem Ausgang Jesu und dem, was die Judenschaft vom Verheißenen erwartete. Was Jesu Kreuz und Himmelfahrt geschaffen haben, widersprach ihren Gedanken und Wünschen gänzlich und machte ihnen den Glauben an Jesus schwer. Dazu kam die innere Stärke und der ruhmreiche Vorzug der Judenschaft. Diese Christen sahen sich nach dem um, was sie verlassen hatten, und verglichen damit, was ihnen durch Jesus zuteil geworden war. Es wollte ihnen scheinen, ihr Gewinn sei klein, lange nicht, was sie erwartet hatten. Sie wurden unzufrieden, enttäuscht und fragten: was hat uns Jesus gebracht zu dem hinzu, was wir schon als Juden hatten? ist es der Mühe wert, Christ zu sein? Wenn ein jüdischer Mann, der in der alttestamentlichen Verheißung lebte, Jesus den Christus nannte, so richtete er auf ihn eine unermeßliche Hoffnung, die Himmel und Erde umfaßte und die Erneuerung aller Dinge, die Verklärung der Welt, den Anbruch der Ewigkeit erwartete. Statt dessen war Jesus gestorben, zwar auch auferstanden, aber nun verborgen in himmlischer Unsichtbarkeit und die Christenheit wurde zum Glauben berufen. Sie war freilich durch den heiligen Geist reich begabt und zum Glauben und zur Liebe kräftig erweckt. Doch war dies alles ein inwendiger, verborgener Reichtum und es blieb beim Wort des Apostels: unser Leben ist verborgen mit Christus in Gott. Nach ihrer äußeren Erscheinung unterschied sich Jesu Gemeinde wenig von der Judenschaft. Auch dort war man fromm, betete zu Gott, bewahrte im Glauben und Gehorsam sein Wort und tröstete sich mit der Hoffnung auf eine selige Auferstehung zum Himmelreich. Die jüdischen Christen hatten auf mehr gerechnet, wenn einmal Christus gekommen sei, und in ihm den erwartet, der die Welt Gott untertan mache und ihr eine neue Gestalt der Herrlichkeit verleihe. Davon war der Gemeinde Jesu noch nichts zugefallen. War das die Erfüllung der Verheißung oder doch der Weg zu ihr? Dazu kam die schwierige Lage, in die alle jüdischen Männer kamen, wenn sie sich zu Jesus bekannten. Sie wurden von ihrem Volk verachtet und verleugnet und viele Opfer mußten gebracht, manches Leid um Jesu willen ertragen werden. Von all dem wären sie frei geblieben, wenn sie sich von der übrigen Judenschaft nicht getrennt

hätten. Sie hatten ja auch als Juden echte, wahre Religion, unzweifelhafte Offenbarung Gottes, Anteil an seiner Vergebung und Verheißung, Zugang zu seinem Thron. Solcher Art waren etwa die versuchlichen Gedanken, die diese Männer innerlich belasteten. Um sie aufzurichten, ihre Ermattung zu überwinden, ihre innere Lähmung zu heilen, dazu stellt ihnen der Brief die Herrlichkeit Jesu dar. Er hat darum sofort über den ersten Kreis seiner Leser hinaus Verbreitung gefunden und auch für die späteren Geschlechter der Kirche Wichtigkeit erlangt; denn es war immer viel Mattigkeit in ihr. Auch unter uns gibt es manches geknickte Leben, schwankendes „Christentum", dem es doch nicht wohl ist bei seiner Überzeugung, das heimlich die Frage in sich trägt, ob es nicht besser wäre davonzugehen, ob es sich auch lohne, ein Christ zu sein. Freundlich, milde, mit reicher Lehre, allerdings auch mit tiefem Ernst bietet unser Brief solcher Ermattung und Unzufriedenheit das Heilmittel dar.

Er tut dies dadurch, daß er uns sagt, was Jesus ist. Darum handelt es sich, wenn wir den Wert des Christentums ermessen wollen. Wenn wir auf das achten, was bei der Begründung der Kirche geschehen ist, so kann uns die Meinung nicht kommen: das Christentum sei eine Lehre, Theologie oder Philosophie, eine neue Sitte und Kultur, ein neues Gesetz und Religionsinstitut. Das apostolische Christentum war dies alles nicht. Was war es denn? Es war Bekanntschaft mit Jesus. Ihn kannten die Jünger, die die Gemeinden gründeten. Ihre Bekanntschaft mit Jesus war ihr Reichtum und einziger Besitz und ihre Arbeit an den Menschen bestand darin, daß sie auch ihnen Jesus bekannt machten. Alles übrige im Christentum, seine Lehre, Sitte, Kultur und Religionsübung, ist hieraus erwachsen. Das alles ist die Frucht, die die Kenntnis Jesu der Kirche eingetragen hat. Heißt uns unser Brief bedenken, was Jesus ist, so führt er uns zur Wurzel des ganzen Christentums hin, zum Grundstein, der seinen Bau trägt. Es kann uns nichts in der christlichen Gemeinde festhalten, wenn Jesus für uns Wert und Bedeutung verloren hat, aber auch nichts uns von ihr trennen, wenn wir ihn erkannt haben in der Größe seiner Person und seines Werks.

1, 1. 2a: **Nachdem Gott vielfach und mannigfaltig in alter Zeit zu den Vätern in den Propheten geredet hatte, redete er im letzten Teil dieser Tage zu uns im Sohn.** Wenn die Müden und Wankenden fragen: was haben wir von Jesus? so ist ihnen zunächst zu sagen: ihr habt Jesu Wort und wißt durch den Dienst der Apostel, was er geredet hat. Daher haben wir zuerst zu bedenken, was wir an Jesu Wort besitzen, nämlich Gottes Wort. Wir bedürfen aber, um der Gnade und Gabe Gottes gewiß zu sein, nicht mehr als sein Wort. Mag unser Auge ihn nicht erreichen, mag er uns unsichtbar sein, mögen wir ihn nicht fühlen, nicht empfinden und noch nichts empfangen aus dem Reichtum seines Lebens und seiner Herrlichkeit: wenn wir ihn hören, wenn wir ein Wort haben, das sein Wort ist, so ist er uns nicht mehr fern und fremd, so hat er sich unserer angenommen und das Band der Gemeinschaft gestiftet zwischen ihm und uns und der Zugang zu ihm und seinen

Gütern ist uns aufgetan. Wenn wir aber das Wort, Gottes erste Gabe, geringschätzen, dann ist es uns nicht um Gott zu tun und wir sind innerlich von ihm los.

Gleich von Anfang an schaut der Brief rückwärts auf das, was Israel besaß. Seine Leser verglichen den neuen mit dem alten Bund; er tut es auch. Sie taten es mißmutig mit einem unwilligen Herzen, das sich nach dem alten Bund zurücksehnte; er tut es, um ihnen zu zeigen, wie nicht nur alle Gaben des alten Bunds im neuen ihnen erhalten sind, sondern wie sie durch Jesus noch viel reicher begabt und vor Israel hoch bevorzugt sind. Der Grund, auf den Israel erbaut war, und sein Vorzug, den es besaß, war das Wort, das Gott zu ihm geredet hat. Aber auch wir haben durch Jesus Gottes Wort gehört. Wem das nichts gilt, der trennt sich nicht nur von Jesus, sondern verleugnet mit dem neuen auch den alten Bund. Wie können die jüdischen Christen noch Israeliten sein, wenn sie Gottes Wort verachten? Und wie können sie als Israeliten ohne Falsch Gottes Wort ehren, ohne daß sie zu Jesus kommen und bei Jesus bleiben, in dem derselbe Gott, der zu den Vätern sprach, wieder geredet hat?

Der Brief beginnt mit dem Preis desjenigen göttlichen Worts, das Israel empfangen hat. Er meint nicht, daß es zur Verherrlichung Jesu diente, wenn er am alten Bund nur das zeigte, worin dessen Mangel und Schwachheit bestand. Er stellt uns umgekehrt Israels Eigentum nach seiner ganzen Größe dar mit allem Reichtum, den ihm Gott gegeben hat, und dann heißt er uns Jesus betrachten und zeigt uns, was Jesus uns gebracht hat, wie dies noch weit über jene reichen Gaben erhaben ist. Unter uns verläuft der fleischliche Zank über die „Religion" freilich so, daß jeder erniedrigt, was der andere hat, um seine eigene Meinung und Stellung zu erhöhen. Der Apostel Weise war das nicht. Wie hätte denn unser Brief jüdische Männer in ihrem Schwanken und ihrer Anfechtung dadurch stärken können, daß er das, was Gott ihnen früher gegeben und getan hatte, verächtlich machte? Er wollte sie nicht ungläubig machen, sondern gläubig, nicht unzufrieden, sondern dankbar gegen Gott. Darum macht er sie zuerst fest in der Erkenntnis und Verehrung dessen, was ihnen früher gegeben war, und legt dadurch das Fundament, auf das er nun die Erkenntnis des Christus und seiner Gabe stellt. So steht auch der Schreiber selbst zu Gott: er ist zuerst ein gläubiger Israelit und darum auch an Christus gläubig gewesen.

Gottes Wort hat Israels Lebenslauf begleitet in immer neuer, lebendiger Fortsetzung. Er gab nicht bloß Abraham und Mose sein Wort, so daß die Späteren nichts mehr von ihm hörten, sondern Gott sandte auch ihnen seine Boten und ließ auch sie seine Rede reichlich hören. Auch ihrem Inhalt gab er eine große Verschiedenheit. Sein Wort begleitete die Väter bei ihren mannigfachen Erlebnissen und zeigte ihnen Gottes Größe in immer neuer Gestalt. Waren sie in Not, so kam sein Wort als Verheißung zu ihnen und brachte ihnen Hilfe und Schutz. Vor ihren Irrwegen warnte es sie mit herzlicher Klage und dringender Mahnung zur Buße und über ihren Trotz und

Aufruhr kam es als Urteil und Strafe mit heiligem Ernst. Gott gab ihnen sein Wort als Gesetz für die Gegenwart, damit sie lernen, dem Willen Gottes gehorsam zu sein; er gab es ihnen aber auch als Weissagung, die ihnen seine künftigen Werke und sein herrliches Reich beschrieb, damit sie einen reichen Trost besäßen; er lehrte sie weiter, mit sinnender Weisheit die Wege und Geschicke der Menschen zu verstehen, und erweckte in ihnen das gläubige Gebetswort des Psalms. Sein Wort suchte viele Wege zu ihrem Herzen und machte sich ihnen in vielfältiger Form faßlich und nützlich, wie uns dies im Alten Testament, diesem vielgestaltigen Buch, vor Augen liegt.

Dennoch haben wir mehr empfangen als die Väter. Es war große Gnade, daß Gott Israel sein Wort so oft und so reichlich gab; aber Gottes Gnade hat uns noch etwas Höheres beschert und uns sein Wort noch reichlicher und deutlicher gesandt. Denn während Gott zu den Vätern in den Propheten redete, redete er zu uns im Sohn. Mit den Propheten sprach Gott als mit seinen Knechten, die er zur Ausrichtung besonderer Aufträge mit seinem Wort ausrüstete. Dieses wurde ihnen deshalb nur teilweise gegeben entsprechend dem Zweck, dem sie dienen sollten. Nun hat uns aber Gott nicht nur Propheten, sondern seinen Sohn gegeben und das ist die höchste, vollkommene Gestalt, wie Gott mit uns reden kann. Denn der Sohn steht in der vollkommenen Liebe und Einigkeit mit dem Vater und hat den ganzen Einblick in seinen Rat und Willen. Darum wohnt im Sohn das Wort des Vaters ganz. Darum hat Jesus auch zu denen, die das alte, reiche Wort Gottes besaßen und darin Meister waren, gesagt: ihr kennt Gott nicht; niemand kennt ihn als der Sohn. Sie standen alle als die Unwissenden und Blinden neben ihm, weil sie von seinem Umgang mit dem Vater und von seinem Einblick in Gottes Willen nichts besaßen. Aber er fuhr fort: niemand kennt den Vater als der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Weil er uns den Vater offenbaren will, deshalb hat er uns sein Wort gegeben, das Wort, das der Vater zuerst in ihm selbst geredet hat, und dieses Wort des Sohns ist nun im höchsten und eigentlichsten Sinne Gottes Wort.

Die Geheimnisse der göttlichen Herrschaft hat uns Jesus nicht gedeutet, sondern seine Unterweisung steigt zu den Unmündigen herab und ist die schlichte, durchsichtige Zusammenfassung dessen, was schon die Schrift enthielt. Allein diese einfachen Worte Jesu bekommen eine große Herrlichkeit und Tiefe, wenn wir bedenken: da hören wir die Weisung und den Willen dessen, der mit Gott wie der Sohn mit dem Vater verkehrt. Es scheint zunächst eine geringe Sache, wenn Jesus vom Zöllner sagte: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Aber wenn wir bedenken: so schaut der das menschliche Leben an, der Gott kennt, wie der Sohn den Vater kennt, so wird uns dieses einfache Wort zum unersetzlichen Edelstein, zum Eckstein unseres Lebens, zur Zuversicht und Krone unseres Geists. Es läßt sich mit einigem Recht sagen, andere weise Meister haben auch gelehrt, daß das Gesetz Gottes in der Liebe seine Summe und Erfüllung habe. Aber wenn wir erwägen, daß uns der Sohn dies sagt, dem der Sinn und Wille des Vaters gegenwärtig und auf-

geschlossen ist, da wächst solch ein Wort heran zur Majestät und steht vor uns als das Weltgesetz, nach dem unser und aller Lebenslauf regiert und gerichtet wird, und wie mit diesem, so verhält es sich mit allen Worten Jesu, so schlicht sie sind.

Gottes Wort war den Vätern schon vor alter Zeit gegeben und auch dies gab ihm für die Juden eine besondere Heiligkeit. Weil es zu den Alten gesagt war, haben es die Späteren in Ehren gehalten und nichts daran geändert, sondern sie blieben dabei als bei einem unwandelbaren Gesetz. Nun war freilich Jesu Wort daneben ein neues Wort, erhielt aber gerade durch die Zeit, in der es uns gegeben wurde, eine ganz besondere Wichtigkeit. Denn Gott hat im Sohn am Ende dieser Tage geredet. Auch in unserem Brief steigt, wie überall in der apostolischen Predigt, die Hoffnung hoch und stark zu Gottes letzten Werken empor und betrachtet die Tage der irdischen und zeitlichen Weltgestalt, „diese Tage", als rasch dahineilend und erwartet, Gottes Herrschaft erscheine bald in ihrer ewigen Gestalt. Wie kurz oder lang die Frist ist, die Gott der irdischen Ordnung der Dinge zugemessen hat, müssen wir uns von Gottes königlichem Walten zeigen lassen, sollen aber mit unserem Brief bedenken, daß uns Jesu Wort um deswillen gegeben ist, was auf diese Tage folgen wird. Auf Gottes Wort wird Gottes großes Werk folgen, sein richterliches Handeln an der Welt, das seiner Gemeinde die Erhöhung aus der irdischen und zeitlichen Art ins ewige Leben bringen wird. Um uns hiefür zu bereiten und in Gottes ewiges Reich zu bringen, dazu ist uns Jesu Wort gegeben und dazu sollen wir es nützen. Hierin steht die heilige Wichtigkeit seines Worts.

1, 2b: **den er zum Erben von allem bestellte, durch den er die Welt auch machte.** Jesus hat ein Eigentumsrecht erhalten an uns und alle Dinge. Das Ende des Weltlaufs und das Ende unseres eigenen Lebenslaufs wird zeigen, was er ist. Dann wird er über aller Kreatur stehen als der, dem alles untertan geworden ist, von dem wir abhängen, der uns unsere Stellung, Wohnung und Gabe im Haus seines Vaters zuweisen und seine Macht an uns offenbar und herrlich machen wird. Jetzt schon darf er alles sein Eigentum heißen; denn das Anrecht an diesen Besitz hat ihm Gott schon jetzt in seine Hand gelegt. Das gibt dem Wort des Christus eine unvergleichliche Bedeutung. Wir kennen und hören in ihm den, dem wir und alles, was besteht für die Ewigkeit zum Eigentum gegeben sind.

Gott, der Herr über alle Dinge, der über sie nach seinem königlichen Recht verfügt, hat ihn zu ihrem Erben eingesetzt. Wie Jesus sein Wort von Gott empfängt, so hat er auch seine Macht aus ihm. Weil er der Sohn ist, wird er wie zum Boten des göttlichen Worts, so auch zum Erben aller Dinge. Weil er sich als Sohn unter dem Vater hält, darum steht er schließlich über der ganzen Welt als ihr Herr. Deshalb wirft seine Macht keinen Schatten auf Gott. Christus bedeckt und verdunkelt Gott nicht. In seiner Macht erscheint vielmehr Gottes Macht, wie uns in seinem Wort Gottes Rede hörbar wird. Indem ihm Gott alle Dinge übergibt, umfaßt Gott alles mit seiner Herrschaft und macht alles seinem Willen untertan und von seiner Güte voll. Dadurch, daß wir Jesu Eigentum werden, werden wir Gottes Eigentum.

Dem Ende und Ausgang des Weltlaufs entspricht sein Anfang, weil schon das Entstehen der Welt auf der Herrlichkeit und Macht des Christus beruht. Der erste Teil des Verses sagte: Gott hat seine Schöpfung für seinen Sohn gebaut, damit sie sein Reich sei, das ihm gehört. Nun sagt sein zweiter Teil: die Welt ist nicht bloß für ihn bestimmt, sondern auch durch ihn entstanden. Gott berief ihn zu tätiger Mitwirkung, als er die Welt bildete, und gab ihm Anteil an seiner schöpferischen Macht, damit durch ihn die Kreatur entstehe nach dem Rat des Vaters und durch die Kraft des Vaters.

Die Stelle redet vom Weltlauf mit seinen wechselnden Zeiten und Perioden, weil wir soeben nach dem letzten Ziel der Welt ausschauten, an dem die Welt ganz und gar das Eigentum des Christus werden wird. Aber vor diesem letzten Ziele liegt die lange Weltgeschichte mit ihrem rätselhaften Verlauf. Uns mag es scheinen, sie gehe nicht den rechten Weg zur Herrschaft des Christus hin. Nein! sagt unser Vers, der Weltlauf mit seinen Stufen und Wendungen bereitet Christus kein Hindernis; er selbst hat ihn so geordnet von der Schöpfung an.

Kein Bedürfnis hat Gott genötigt, sich im Sohn den Gehilfen zu geben. Gottes Macht ist durch keinen Mangel gehemmt und nicht durch Bedürftigkeit bewegt. Seine eigene, freie Liebe allein hat ihn bestimmt. Diese seine Liebe hat er seinem Sohn geschenkt. Sie will ihm ein Erbe schaffen und beweist sich dadurch als vollkommen, daß sie ihn selbst zum Wirken beruft und zum Schaffen ausrüstet, so daß er als Gottes Gehilfe dessen Schöpfungsrat ins Leben führt. Er darf nicht nur hören, was der Vater spricht, sondern auch tun, was der Vater tut. Gottes Werk darf er ausrichten und dies schon am Schöpfungstag. Dadurch wird Gottes Liebe auch uns zuteil. Wir werden deshalb zur Herrlichkeit und Seligkeit erhöht, weil wir von unserem Ursprung an dem Sohn zum Eigentum gegeben sind.

Gottes Schaffen bleibt uns ein Geheimnis, das wir nicht durchblicken, und ein verständiger Geist wird hier willig Gottes Größe ehren und seinem Schaffen die Unbegreiflichkeit freudig lassen. Aber wenn wir auch nicht mit eigenmächtigen Gedanken die Grenzen des göttlichen Geheimnisses überspringen sollen, so dürfen wir doch das Licht, das uns vom apostolischen Wort angeboten wird, an uns ziehen und benützen. Es ist aber eine große Wahrheit, daß wir ganz und gar schon vom Ursprung unseres natürlichen Lebens an von Christus abhängen, daß alles, was wir von Gott empfangen bis zu unserer Existenz hinab, uns durch ihn zukommt, daß die Liebe des Vaters zum Sohn die Wurzel unseres ganzen Daseins ist und den ganzen Weltlauf erzeugt. Und der, durch den wir unser Dasein haben, stand unter uns und hat zu uns geredet; sein ist das Wort, das vor uns liegt.

Diese beiden Sätze verknüpfen den Blick auf Jesus mit den beiden heiligsten Überzeugungen jedes Israeliten. Dem Juden stand fest: unser Gott ist der Schöpfer aller Dinge, und: unserem Gott wird noch alles untertan. Das war ihm durch das Gesetz und die Propheten so eingeprägt, daß er nicht mehr daran rüttelte, sondern darin die heilige Wahrheit sah, die seinen Unter-

schied von den Heiden bildete. Seht auf Christus, sagt unser Brief, in ihm findet ihr Gottes Herrlichkeit, wie ihr sie kennt, den Schöpfer, der die Welt mit dem Wechsel ihrer Zeiten gemacht hat, und den Vollender, der sich am Ende dieser Zeiten alles untertan machen wird. Im Sohn findet ihr ihn; denn durch ihn hat er alles geschaffen und durch ihn macht er sich alles untertan, indem er es dem Sohn zum Erbe gibt.

Was ist denn der Sohn, durch den Gott sein ganzes Werk von der Weltschöpfung bis zur Weltvollendung vollbringt? 1, 3: **der sich, da er der Glanz der Herrlichkeit und das Kennzeichen seines Daseins ist und alles durch das Wort seiner Kraft trägt, nachdem er eine Reinigung der Sünden hergestellt hatte, zur Rechten der Majestät in der Höhe setzte.** Der Satz beschreibt das ganze Wesen und Werk des Christus in einer großen Übersicht. Sein erstes Wort zeigt, wie Christus mit Gott verbunden ist. Dazu braucht der Brief ein doppeltes Bild, einmal das Bild vom Licht, das seinen Schein und Glanz von sich ausgehen läßt, sodann das Bild von einem Stempel, Siegel oder einer Münze, in die scharf und deutlich eine Figur eingeprägt oder eingeschnitten ist, an der sie erkennbar ist. Gottes Herrlichkeit läßt ihr Licht hervorgehen als einen hellen Schein. Worin besteht dieser Glanz, in dem Gottes Herrlichkeit sichtbar wird? Nicht im Sonnenlicht, auch nicht in der Geisterwelt himmlischer Art, in der sich Gottes Weisheit und Macht tausendfach spiegelt, sondern der Glanz, der Gottes Herrlichkeit offenbart, ist der Sohn. Die Kraft der göttlichen Existenz und Lebendigkeit prägt sich aus in einem Merkzeichen, woran wir inne werden, daß Gott ist und was er ist. Was ist dieses Kennzeichen Gottes, durch das er uns gegenwärtig und in seiner Wirklichkeit erkennbar wird? Nicht der Weltbau in seiner Unermeßlichkeit, auch nicht das Menschenherz mit dem lebendigen Geist, der in ihm ist, sondern der Sohn allein ist die Gestalt, die sichtbar macht, was Gott ist.

Konnten wir es anders erwarten? Können denn Dinge die Herrlichkeit Gottes ausstrahlen und seine Gegenwart kundtun? Nur der kann es, der Geist und Liebe ist wie Gott. Nicht dadurch leuchtet Gottes Herrlichkeit hervor, daß sie sich in viele Strahlen zerteilt, und nicht dadurch wird sein Dasein deutlich und gewiß, daß ihm mancherlei Wirkungen entströmen. So offenbaren freilich die vielen Kreaturen Gott; was sie uns sagen, müssen wir zusammensetzen und verknüpfen, damit wir fassen, was Gott ist. Darum sind nicht sie der Glanz seiner Herrlichkeit und das Wahrzeichen seines Bestehens; das kann nur einer sein, der so einzig und unvergleichlich ist wie Gott selbst.

So innig und vollkommen ist Jesu Gemeinschaft mit Gott. Wie der Glanz nichts ist an sich selbst, sondern dem Licht entströmt, das leuchtet, und wie man die Figur nicht vom Siegel lösen kann, an dem sie haftet, so schöpft der Sohn alles, was er in sich hat, aus dem Vater. Er kann und will nichts durch sich selber und für sich selber sein. Daß die Herrlichkeit des Vaters in ihm leuchte mit hellem Glanz und die Gegenwart des Vaters in ihm erscheine in einem deutlichen und vollkommenen Bild, das ist sein Wesen und Beruf.

Und der Vater gewährt ihm dies. Er hat ihn zum Strahl und Glanz seiner Herrlichkeit gemacht, so daß er sie offenbaren kann, wie der Schein das Licht offenbart, und hat ihn zum Träger und Zeugen seines Daseins gemacht, so daß es an ihm Sichtbarkeit und Wirksamkeit besitzt.

Darum ist er für uns der Weg zu Gott, der Mittler mit ihm, die Pforte, durch die wir den Vater finden. Wir Menschen wissen nichts von Gottes Herrlichkeit und Gegenwart. Wer sieht hinauf zu dieser Höhe über die Scheidung hinweg, die uns von ihm entfernt? Im Christus zeigt er sich uns. Das ist seine erste Gabe, die zugleich die größte ist, weil sie alles in sich schließt, daß durch ihn uns Gott nicht mehr verborgen und abwesend, sondern offen und gegenwärtig ist. Wie könnten wir uns von Jesus scheiden wollen! Alle Triebe, die sich in uns nach Gott und seiner Herrlichkeit strecken, müssen uns zum Christus treiben und bei ihm uns festhalten, da uns Gott allein durch ihn sichtbar wird. Das erklärt alle vorangehenden Worte über Jesu Größe. Deshalb ist er größer als die Propheten; denn Gottes Offenbarung geschieht nicht bloß durch ihn oder an ihm; er ist sie, weshalb auch sein Wort über dem Wort aller anderen Boten Gottes steht. Und weil nur er mit Gottes Herrlichkeit und Wesen eins ist, deswegen sind alle Dinge ihm und nur ihm zum Erbe gegeben und deshalb sind sie auch durch ihn geschaffen; denn Gott wird offenbar in ihm.

Diese Worte beschreiben das ewige Wesen des Christus; er steht in dieser Einheit mit dem Vater vor und über aller Zeit. Aber sie hört auch in seiner irdischen Existenz nicht auf. Da geht er freilich völlig in unsere menschlichen Schranken und Maße ein und legt, wie der Brief später sagt, das Fleisch als Vorhang über Gottes Herrlichkeit. Er ist aber auch so der Sohn, der uns den Vater verklärt und erkennbar macht, und einst wird diese Gabe Jesu noch ungleich größer und herrlicher werden, wenn wir ihn sehen in seiner himmlischen, ewigen Gestalt.

Das zweite Wort V. 3 geht auf Jesu Verhältnis zur Welt: er trägt alles als der Erhalter aller Dinge, der über ihnen wacht, sie schützt, leitet und zum Ziel bringt. Alles würde zerfallen, nichts käme auf gutem Weg zum rechten Ziel, wäre es nicht gehalten von der Hand des Christus. Wie trägt er für alle Dinge Sorge und wie gibt er jeder Kreatur Bestand? Durch das Wort der Macht Gottes. Durch sein Wort gibt er allem seinen Platz und zeigt allem seine Bahn; denn sein Wort hat die göttliche Macht in sich und geschieht. Spricht er zu uns: lebe! das gibt uns Leben; schilt er uns, das bindet uns in Ohnmacht und Tod. Wollten wir ihn lassen oder sein Wort verachten, so würden wir uns von der Wurzel trennen, aus der für uns und für die ganze Welt das Leben und Gedeihen kommt.

Daran, daß der Sohn das allmächtige Wort des Vaters verwaltet, das allem Weg und Ziel bestimmt und jedem Ding die Regel gibt, in der es bleibt, sehen wir, daß ihn der Vater zu seinem vollkommenen Ebenbild macht. Wir stehen nahe beim Spruch des Johannes, Ev. 1, 1, der sagt: Christus ist das Wort. Doch bleibt zwischen beiden Stellen ein Unterschied; denn hier ist

gesagt: er verwalte das Wort. Das Wort läßt sich in doppelter Weise betrachten, wie es auch in der neutestamentlichen Rede einen doppelten Namen hat. Es lebt zuerst in dem, der es bildet und spricht; es ist das, was er in seinem Geiste trägt, die Spiegelung seines Wesens, worin er faßt und formt, was er selber denkt, fühlt und will. Dieses Wort ist ein Stück unseres Wesens; das sind wir selbst. Deshalb kann Johannes sagen: der Sohn ist das Wort, das Gott ewig bei sich hat und das Gott ist. Wiederum kann ich das Wort betrachten, wie es sich nach außen wendet zu dem, dem es gilt, und unseren Sinn und Willen denen kundmacht, die es hören sollen. So beschreibt unsere Stelle Gottes Sohn, nicht wie er mit dem Vater verbunden ist — das taten die beiden vorangehenden Worte —, sondern so, wie er sein Auge auf alles gerichtet hält und alles im rechten Stand und Gang erhält. Darum ist er hier als der Verwalter des göttlichen Worts beschrieben. Aber jedermann sieht, wie nahe beide Gedanken zusammentreffen. Weil Christus im Sinn des Johannes das Wort ist, kann er so zur Welt reden, daß sein Wort alles hält und trägt.

Noch eins gehört zum Werk des Sohns; sonst hätten wir von ihm keinen Gewinn. Gottes Herrlichkeit leuchtet in ihm; kann ihr Glanz auch uns verklären, während wir doch Sünder sind? Gott wird durch ihn offenbar; sollen auch wir Gott schauen, die wir gesündigt haben? Er nimmt sich in der Macht Gottes aller Dinge an und trägt sie alle, daß sie alle Bestand und Kraft erhalten aus ihm; gibt es auch für uns bleibenden Bestand und lebendiges Gedeihen, für uns Sünder? Es muß noch etwas weiteres geschehen, damit das Wesen und Werk des Sohnes uns zugute komme. Noch eine Tat gehört zur Ausrichtung seines heiligen Amts und er hat sie vollbracht, die große Tat des irdischen Lebens Jesu, die Frucht seiner Erscheinung im Fleisch, der Gewinn seines Leidens, Sterbens und Auferstehens: er stellte eine Reinigung von den Sünden her.

Wie Schmutz und Flecken unseren Ekel und Abscheu erregen und uns unausstehlich sind, ebenso, ja noch viel mehr würden wir, wenn unsere Gedanken aus der Wahrheit wären, an unserem inwendigen Wesen das richten und verwerfen, was sündig ist. Mögen wir uns an die Sünde gewöhnen und an ihr Gefallen haben, Gott verwirft sie. Vor Gott ist sie Unreinheit und bringt uns Entfernung aus dem Verkehr mit ihm und Ausschluß von seinen Gütern. Aber Jesus hat für uns eine Reinigung von den Sünden hergestellt. Er, der die Herrlichkeit Gottes in sich hat als hellen Glanz, gab sich mit unserer Unreinheit ab und hat sie weggeschafft; er hat bewirkt, daß unsere Sünden nicht an uns haften und uns nicht verderben, daß wir vielmehr vor Gott als die Reinen stehen. So hat er für uns getan, was wir selbst nicht tun konnten und was doch die Bedingung alles Lebens für uns war.

Dies alles endete darin, daß er den Thron neben Gott im Himmel erlangt hat. Dort ist er jetzt; einen solchen Christus haben wir. Die Teilnahme an Gottes königlicher Herrschaft ist sein, nicht nur wegen seiner ewigen Gemeinschaft mit Gott, durch die er der Glanz der göttlichen Herrschaft ist, auch nicht nur wegen seines treuen Waltens über der Welt, wonach er alles mit dem göttlichen Wort trägt, sondern auch wegen der Vollendung seines

heiligen Dienstes an uns Sündern, durch den er die Sünden von uns Menschen weggenommen hat. Was können wir noch Höheres suchen? Ist ein solcher Christus nicht groß genug für uns?

Vom Thron Gottes, zu dem Jesus erhoben ist, wissen wir, daß ihn die Engel umgeben, Gottes starke und reiche Geister, die im himmlischen Wesen stehen. Ist Christus wie einer von diesen geworden? Wir würden ihn noch nicht genug erheben, wenn wir ihn den Engeln gleichstellten. 1,4: **wodurch er um so viel größer als die Engel geworden ist, als der Name, den er erlangt hat, vorzüglicher als der ihrige ist.** Auch im Kreis der himmlischen Geister steht keiner, der ihm vergleichbar wäre. Dafür haben wir ein Kennzeichen und einen Maßstab in dem Namen, der für Jesus bestimmt gewesen ist. Das ist der Sohnesname, kraft dessen er auch Herr und Gott zu heißen verdient. Dieser Name ist in der Schrift zum voraus für ihn bereitet und nun ist er ihm zugefallen als sein Erbe und Eigentum, das niemand mit ihm teilt. Sein Name ist kein leerer Titel, einer Anzeige gleich, hinter der nichts steht. Er hat ihn auch vor Gott nach seiner vollen Wahrheit und Kraft und deshalb kann uns sein Name zeigen, wie hoch Jesus über allen Engeln steht.

Bei den meisten anderen Briefen des Neuen Testaments wird durch den Eingang kurz erklärt, warum die Apostel zur Feder gegriffen und diese Briefe verfaßt haben. Sie beginnen deshalb mit einigen Worten über die göttliche Berufung, die ihnen gegeben war, und über die Herrlichkeit des Evangeliums. Auch der Verfasser unseres Briefes hat dies in seiner Art getan, obgleich er nicht von sich selbst, sondern nur von Jesu Größe handelt. Auch so hat er ausgesprochen, was ihn bewegt und zum Schreiben treibt. Weil er Jesus kennt und zwar als den kennt, wie er ihn uns beschrieben hat, darum hat er den jüdischen Christen diesen Brief gesandt. Dabei hat er es verstanden, schon durch die feierliche Art, wie er den Brief beginnt, uns fühlbar zu machen, wie tief ihn Jesu Größe bewegt, wie es ihm als die heiligste und erhabenste Sache gilt, wenn unser Nachdenken sich auf Christus richtet. Er gibt uns dabei gleich die Hauptgedanken des ganzen Briefes. Der erste Satz faßt alles bündig zusammen, was im Folgenden eingehend beleuchtet und begründet wird. An der irdischen Erscheinung Jesu sind zwei Hauptzüge herausgehoben: er hat uns Gottes Wort gebracht und uns von unseren Sünden rein gemacht. Die folgende Vergleichung des alten Bundes mit dem neuen wird immer wieder auf diese beiden Gedanken hinzeigen, weil in ihnen der Besitz und Vorzug des Christen besteht. Und dieses doppelte Amt Jesu ist hergeleitet aus seinem Sohnesverhältnis zu Gott, das ihn zum Mittler zwischen Gott und uns macht, daraus, daß der verborgene Gott, zu dessen Licht wir nicht hinzukommen, uns von Anbeginn an in ihm den Weg zu sich und seiner Herrlichkeit bereitet hat. An diese Einheit des Christus mit dem Vater wird uns auch die folgende Darstellung beständig erinnern, damit wir in ihr den Grund erfassen, aus dem alle Macht und Segnung Jesu stammt.

1, 5—14.

Wie Jesus über die Engel erhaben ist.

Es fehlte dem alten Bund nicht an der Erscheinung himmlischer Mächte und göttlicher Boten aus der oberen Welt. Israel konnte sich rühmen, daß ihm das göttliche Wort durch Engel gebracht worden sei. Die machtvollen, sichtbaren Bezeugungen Gottes, von denen die Stiftung des alten Bundes begleitet war, der Donner und Posaunenhall, das Reden der Stimme zum Volk, die Gestalt, die im Dornbusch erschien und die an Mose vorüberging, die Wolke, die Israel begleitete und das Heiligtum erfüllte, aus der die Stimme mit Mose redete und ihm die Gesetze gab, das alles wies auf die Gegenwart und Wirksamkeit der Engel hin. Die Schrift sagte: der Engel Gottes zog mit Israel in der Wüste. Darum ist das Gesetz ein „durch die Engel geredetes Wort", 2,2; vgl. Gal. 3,19. Apostg. 7,53. Was steht nun im neuen Bund diesem offenbaren, gewaltigen Eingreifen der himmlischen Geister gegenüber? Jesus allein! Jesus in der ganzen Menschlichkeit seiner Erscheinung, nicht umgeben von himmlischen Heerscharen, Jesus, der uns als den letzten und tiefsten Eindruck aus seiner irdischen Gegenwart sein Kreuzesbild hinterlassen hat. Aber das ist kein Rückschritt hinter Israel zurück. Jesus ist größer als die Engel. Nichts, was der Himmel in sich schließt, kann ihm verglichen werden.

Indem der Brief die Vergleichung zwischen dem alten und dem neuen Bund an dieser Stelle beginnt, legt er zu allem Folgenden den festen Grund. Der Unterschied Jesu von den Engeln gibt uns einen reichen Blick in Jesu Wesen, in seine Einheit mit dem Vater, in seinen Anteil an der Herrlichkeit Gottes. So lernen wir die Wurzel kennen, aus der sein Werk erwachsen ist und ewige Kraft und Gültigkeit erhalten hat, und können nun ermessen, was es bedeutet, daß er zu uns kam und für uns starb. Der Brief stellt Jesus später auch noch neben die menschlichen Bundesmittler und Boten des göttlichen Wortes an Israel, neben Mose und Aaron; aber dort kann er sich hernach kurz fassen. Weil nicht einmal die himmlischen Geister mit Jesus zu vergleichen sind, steht er auch hoch über Moses Glanz und Aarons Herrlichkeit.

Als Mittel, um uns Jesu Größe deutlich zu machen, braucht der Brief die Schrift des alten Bundes. Schon als er den ersten Blick auf Jesus mit der Bemerkung schloß, daß Jesus hoch über den Engeln stehe, hat er auf den Namen hingedeutet, der im Alten Testament für ihn bereitet ist. Nun schlägt er dasselbe vor uns auf und heißt uns erwägen, was es über die Engel und über den Christus sagt, wie beiden durch die göttlichen Worte ihre Stellung angewiesen ist. Auf das Wort verweist uns unser Brief, auf Gottes altes Wort an die Väter und auf Jesu Wort. Darum zeigt er uns auch, wie reich diese göttlichen Worte sind, welche Fülle und Tiefe in ihnen beschlossen liegt. Er leitet uns an, von den göttlichen Worten nicht gering zu denken und sie nicht herabzumindern, sondern ihrem hohen Flug nachzugehen. Dann sehen

wir, wie schon die alttestamentlichen Worte Jesu Herrlichkeit abzeichnen und ausprägen. Zugleich müssen wir bedenken, daß er zu „Hebräern" spricht, denen das alttestamentliche Wort heilig und ehrwürdig blieb, auch wenn sie des Evangeliums müde wurden, weil jenes von Jugend auf mit ihrem Denken und Gewissen verwoben war. Hier sucht unser Brief für seine Lehre und Ermahnung den festen Grund, auf dem er ihren Glauben neu aufbauen kann. Lest doch, sagt er ihnen, eure Bibel; glaubt ihren großen Verheißungen; seht, wie hoch sie Christus erhebt, wie ihre herrlichsten Worte in Jesus Wahrheit geworden sind. Wenn ihr die Schrift nicht verwerfen wollt, könnt ihr Jesus nicht lassen, weil er allein der Erbe jener wunderbaren Worte der Propheten ist.

Die alttestamentliche Schrift enthält unermeßlich hohe Worte, die alles überragen, was von einem Engel gelten kann. Wem gelten sie? Unser Brief zeigt auf Jesus hin. Für ihn sind diese gewaltigen Bibelworte da, die sonst für niemand passen, und sie heben ihn nicht nur über alle Menschen, sondern auch über alle Engel empor.

1, 5a: **Denn zu welchem von den Engeln sagte er je: Du bist mein Sohn; ich habe dich heute gezeugt** (Ps. 2, 7)? Die Schrift enthält einen Spruch Gottes, mit dem er jemand nicht nur seinen Knecht, nicht nur seinen Boten, nicht nur seinen Stellvertreter, nicht nur den Genossen seines Thrones und seiner Herrlichkeit, nicht nur seinen Freund, — nein, seinen Sohn nennt. Das gilt keinem Engel, sondern gehört Jesus an. Dieses Wort ist sein Besitz allein. Es hebt alles weg, was zwischen ihm und Gott in der Mitte stehen könnte. Du, mein Sohn! das zieht ihn zu Gott heran und schließt ihn in seine Liebe zu völliger Gemeinschaft ein. Ihn erreicht das Leben und die Liebe Gottes nicht erst durch den Dienst von Boten und Mittlern, sondern strömt ihm vom Vater in unteilbarer Vollkommenheit zu. Darum nennt ihn der göttliche Spruch heute von Gott erzeugt. Auf allem, was der Himmel und die Erde sonst enthalten, ruht das Wohlgefallen des Schöpfers; die Freude des Vaters dagegen haftet an dem Einigen, an Jesus allein. Nicht nur gemacht und gebildet, nicht nur berufen und erwählt, nicht nur begabt und gekrönt: erzeugt habe ich dich heute; ich gab dir dein Leben; es stammt aus mir. Wie ein Vater sich freut, wenn ihm ein Sohn geboren ist, und ihn als seinen Sohn an sich zieht, so verkündigt der Psalm, daß auch Gott einen Tag habe, da er einen Sohn ins Leben setzt, zu dem er sich bekennt als zu dem, dessen Leben aus ihm selber stammt. Wann geschah dies? Es war V. 4 gesagt, daß Jesus dadurch höher als die Engel geworden sei, daß er sich zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt habe. An diesem Tag hat sich das Wort des Psalms erfüllt. Damals, als Gott Jesus aus dem Tod erweckte und zu sich erhob, gab er ihm die Lebensgabe, die ihn über alle Engel stellt. Auch in seiner irdischen Gestalt war er der Sohn; aber indem er an unserer Sterblichkeit teilnahm und in den Tod ging, trat er von der Lebensfülle Gottes weg und ward dadurch geringer als die Engel. Mit seiner Erhöhung wurde ihm aufs neue das Leben aus Gott zuteil und nun brach das „heute" für ihn an, das der Psalm beschrieben hat.

1, 5b: **Und wieder: Ich werde ihm zum Vater sein und er wird mir zum Sohn sein** (2 Sam. 7, 14). Die Schrift redet nicht nur vom Geburtstag des Sohnes Gottes, sondern sie zeigt auch, was für einen Fortgang dieser Anfang findet. Das Band, das damals gestiftet wurde, als Gott seinen Sohn ins Leben rief, zerreißt nicht mehr, sondern bringt eine bleibende, ewige Gemeinschaft beider hervor. Gott wird stets als der Vater an ihm handeln und ihm alles erzeigen, was ein Vater seinem Sohn tut; wiederum wird der Sohn allezeit tun und haben, was einem Sohn vor dem Vater eigen ist. So steht nun Jesus zu Gott und Gott zu Jesus in Ewigkeit.

1, 6: **Wenn er aber den Erstgeborenen wieder in die Welt hineinführen wird, sagt er: Und alle Engel Gottes sollen ihn anbeten** (5 Mos. 32, 43). Zu welchem Ziel Gott seinen Sohn führt, wird durch die neue Offenbarung Jesu sichtbar werden. Durch jenes Wort Gottes, das Christus seinen Sohn nannte, den Gott selbst ins Leben rief, wurde er über die Welt erhöht und von uns Menschen getrennt. Dasselbe öffnete ihm Gottes Thron, den himmlischen Sitz. Allein Gott führt den, den er jetzt über die Welt erhöht hat, wieder in sie ein. Warum? Das deutet der neue Name an, den Jesus hier erhält. Während ihn das göttliche Wort: du bist mein Sohn, als den Einzigen bezeichnet hat, heißt er hier der Erstgeborene. Ist er auch Gottes einiger Sohn, so bleibt er doch nicht einsam, sondern Gott hat ihm Brüder zugeordnet, unter denen er der Erstgeborene ist. Um sich diese Brüder zu erwerben, kam er einst als der, der ihnen gleich geworden ist, in diese Welt und um ihretwillen führt ihn Gott abermals in sie, weil er an ihnen noch ein Werk Gottes auszurichten hat, das mit seiner ersten Erscheinung noch nicht zur Vollendung kam. Es ist noch eine Verheißung für sie übrig geblieben und diese bringt ihnen Christus mit seiner neuen Gegenwart. Und dann gibt Gott allen Engeln die Weisung, daß sie ihn anbeten.

Dieser Zug gehört wesentlich zur Verheißung, die uns die herrliche Herrschaft des Christus beschreibt. Dann wird die Scheidewand zwischen dem Himmel und der Erde durchbrochen und die himmlischen Mächte und Geister treten mit der Gemeinde des Christus zu einem Reich zusammen, so daß Jesus dann nicht nur Ehre und Dienst von den Menschen, sondern auch von den Engeln empfängt. Steht er am Ziel seines Werkes als der Erstgeborene unter seinen vielen Brüdern in königlicher Herrlichkeit, dann beugen sich in seinem Namen auch die Himmlischen und vereinigen sich mit der verklärten Menschheit zu einer einträchtigen Anbetung. Das ergibt dann erst den rechten Gottesdienst.

Damit wird jedoch offenbar, daß die Schrift die Engel in ein anderes Verhältnis zu Gott setzt als den Sohn. Zwischen dem Wort, das sich an Christus wendet: Du bist mein Sohn! und dem, das sich an die Engel richtet: Betet Christus an! ist ein großer Unterschied und dieser Unterschied gibt ein Maß für die Erhabenheit Jesu über alles, was im Himmel ist. Wenn Christus am Ziel seines Werkes steht, dann hat ihn Gott so groß gemacht und seine Einheit mit dem Vater ist so offenbar, daß er auch für die Engel zum Spiegel der Herrlichkeit Gottes wird, den sie anbeten. In der Beugung der Engel

vor Christus liegt natürlich keine Abwendung und Entfremdung von Gott. Der Engel verläßt das Lob Gottes nicht, wenn er Christus ehrt. Es ist Gott, der spricht: ihn sollen sie alle anbeten. Sie ehren Gott im Christus, den Vater im Sohn. Aber im Sohn erkennen sie Gottes Rat, sehen sie Gottes Tat, schauen sie hinein in den Reichtum der Erkenntnis und Liebe Gottes. Wo aber Gott offenbar ist, da beugen sich die himmlischen Geister mit jener seligen und willigen Beugung, wie die Anbetung sie in sich hat. Absichtlich redet hier der Brief nicht von dem, was im verborgenen Heiligtum des Himmels jetzt schon geschieht, wohin unsere Gedanken nicht reichen, sondern von dem, was wir dereinst erleben werden, wenn Christus zu uns kommt, wie wir ihn sehen werden, wenn er wieder bei uns ist. Dann werden wir ihn sehen als den von den Engeln Angebeteten.

Nach ihrer verschiedenen Stellung zu Gott erhalten Christus und die Engel auch einen verschiedenen Wirkungskreis und verschiedene Macht, V. 7—12. Auch den Engeln gibt Gott Macht. 1, 7: **Und zu den Engeln sagt er: Der seine Engel zu Winden macht und seine Diener zur Feuerflamme** (Ps. 104, 4). Gott legt auch Sturm und Blitz und alle Kräfte der Natur in die Hand seiner himmlischen Boten wie z. B. am Sinai, so daß sie mit ihnen ihr Werk ausrichten und in ihnen das Zeichen ihrer Gegenwart haben. Sie dürfen machtvoll in die irdische Natur eingreifen und sie als Werkzeug brauchen zur Ausrichtung ihres Berufs.

Allein alle diese Macht verschwindet neben dem, was dem Sohne übergeben ist. 1, 8. 9: **Zum Sohn aber sagt er: Dein Thron, o Gott, ist für alle Ewigkeit und der Stab der Richtigkeit ist der Stab deiner Herrschaft. Du hast Gerechtigkeit liebgehabt und den Bruch des Gesetzes gehaßt. Deshalb salbte dich, o Gott, dein Gott mit dem Öl des Frohlockens vor deinen Gefährten** (Ps. 45, 7. 8). Dem Sohn gehört der Thron und zwar ein ewiger Thron und er führt das Zepter des Rechts. Liebe zur Gerechtigkeit und Haß der Ungerechtigkeit sind der Grund und die Regel seines Regiments. Darum wird ihm vor allen anderen die Salbung mit dem Öl der Freude zuteil. Sein Werk gelingt und wird für ihn selbst zum Quell reicher Seligkeit. Christus hat somit einen umfassenden Beruf: sein ist die Verwaltung des göttlichen Rechts, sein die Sache der Gerechtigkeit. In seiner Hand liegt der Sieg über alles Unrecht, die Zurückleitung des Verdorbenen und Verkrümmten in Gottes gerade Bahn. Sein ist die Aufrichtung einer Weltgestalt, in der die göttliche Gerechtigkeit erscheint und regiert. Dazu hat er ewige und königliche Macht erhalten und Gottes Name ist nicht zu groß für ihn. Indem ihm Gott seinen eigenen Namen gibt, richtet er unseren völligen Glauben und ganzen Gehorsam und unsere Anbetung auf ihn. Wo ist nun die wirkliche Größe? Was ist alle Macht über die irdische Natur, auch wenn sie Berge beben macht und im Sturm und Blitz sich kundtut, neben dem Beruf des Christus, neben dem Zepter des Rechts in seiner Hand?

Zum Siege der Gerechtigkeit gehört die Erneuerung des Himmels und der Erde. 1, 10—12: **Und: Du, Herr, hast im Anfang die Erde gegründet und**

die Himmel sind das Werk deiner Hände. Sie werden untergehen, du aber bleibst, und sie werden alle wie ein Gewand veralten und wie ein Kleid wirst du sie zusammenrollen und wie ein Gewand werden sie gewechselt werden. Du aber bist derselbe und deine Jahre werden nicht zu Ende gehen (Ps. 102, 26—28). Wie für die ganze Natur, so kommt auch für den Himmel die Zeit, in der er durch eine neue Schöpfung ersetzt werden und wie ein Kleid, wenn es seinen Dienst getan hat und alt geworden ist, gewechselt wird. Christus aber wird nicht alt und nicht durch etwas Neues überholt und unnötig gemacht. Seinen Sohn wechselt Gott nicht. Was ist daneben die Macht der Engel, auch wenn sie sich so gewaltig äußert wie am Sinai? Solche Macht bleibt innerhalb der irdischen Natur. Christus dagegen steht über der ganzen Welt, und wie er der Mittler der Weltschöpfung war, macht er sie auch neu als der Mittler der Weltvollendung. Während er selbst an Gottes Ewigkeit teilhat, gibt erst er aller Kreatur und auch dem Himmel seine ewige Gestalt. Er erhebt sie durch die Offenbarung seiner Herrlichkeit zu ihrer Unvergänglichkeit.

Das Verhältnis, in dem die Engel und der Sohn zu Gott stehen, ist verschieden; darum ist es auch ihre Macht und Tätigkeit, darum weiter auch ihr Verhältnis zu uns Menschen. Mit dem Hinweis auf diesen Unterschied schließt das letzte Wort der Vergleichung der Engel mit Christus ab. 1, 13. 14: **Zu welchem von den Engeln hat er je gesagt: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße mache** (Ps. 110, 1)? **Sind sie nicht alle mit Dienst beschäftigte Geister, die um derer willen zum Dienst ausgesandt werden, die die Rettung erlangen werden?** Das Werk und die Freude der Engel besteht in dem Gott anbetenden Dienst. So oft sich einem Propheten ein Blick nach oben öffnete, sah er die Engel in tiefster Anbetung vor Gott gebeugt. Darum sind sie auch seines Auftrags gewärtig und werden zu mannigfacher Dienstleistung ausgesandt. Kniet auch Jesus mit verhülltem Angesicht vor Gottes Thron? Ruft auch er, ob auch in ungetrübter Seligkeit, so doch von unten nach oben: heilig ist der Herr der Heerscharen? An ihn ergeht vielmehr das unausdenkbare göttliche Wort, das ihn neben Gott setzt und ihm an aller Gottesmacht Anteil gibt. So ist er in die heilige Stille und ungestörte Ruhe eingeführt, die um Gottes Thron waltet, und wird nicht mehr in den Streit hienieden verflochten und nicht mehr zur Arbeit auf Erden ausgesandt. Er kann sagen: es ist vollbracht! und die Krone ist sein, die ihm niemand rauben wird. Denn Christus hat die Zusage Gottes, er selbst werde seine Feinde völlig beugen. Gott nimmt sich der Sache des Christus an als seiner eigenen Sache und setzt in die Ehre des Christus seine Ehre und in die Herrschaft des Christus seine Herrschaft. Daher sind die Feinde des Christus Gottes Feinde und ihr Kampf gegen ihn ein Kampf gegen Gott. Darum führt Gott selbst den Streit mit ihnen und Gottes Macht und Zorn beugen sie in die Ohnmacht und Ergebung unter Christus hinab. Darin, daß Gott seinen Namen, seine Ehre, sein Reich von Jesu Namen, Ehre und Reich untrennbar macht, liegt die Gewähr und Sicherheit für Jesu Sieg. Mit dem

Engel dagegen verhält es sich anders. Er ist nicht das Ziel des göttlichen Werkes, sondern ein Glied im großen Schöpfungsganzen und das Amt und Werk des Gliedes ist Dienen. Darin liegt keine Erniedrigung für den Engel, auch wenn sein Dienst den Menschen zugute kommt. Gott dienen ist nur in den Gedanken des durch Stolz verkehrten Menschenherzens eine Schande. Kam doch auch der Sohn selbst, um uns Menschen zu dienen; wie sollte der Engel nicht hiezu willig sein? Und gerade darin, daß er zum Dienst gesandt wird, ist er ja über uns Menschen erhöht. Denn der Ohnmächtige und Arme kann nicht dienen, sondern nur der, dem Kraft und Reichtum aus Gott verliehen sind. Aber das ist freilich mit diesem Wort gesagt, daß wir uns nimmermehr um der Engel willen von Christus trennen können. Denn was nützte uns die Hilfe des Knechts ohne die Gabe und Gnade des Herrn?

Für die, die an der Rettung Anteil haben, mit der die Gemeinde die Vollendung erlangt, werden auch die himmlischen Geister ausgesandt, damit sie ihnen dienen. Seht, sagt der Brief, ihr verliert, wenn ihr Christus findet, den Dienst der Engel nicht. Hat ihn die alttestamentliche Gemeinde empfangen, so erlangt ihr ihre Hilfe und ihren Schutz noch viel mehr. Denn sie dienen Gott und darum euch, nachdem ihr im Christus zum Heil berufen seid. Mit Christus findet ihr den ganzen Himmel, auch all das, was euch der Engel an Hilfe und Dienst darreichen kann; ohne ihn hilft euch der Engel nichts.

Wir haben eine überraschende Auslegung der alttestamentlichen Schrift vor uns. Der Mann, der hier spricht, hat die Bibel anders gelesen als wir. Wir müssen zunächst allen Fleiß daran wenden, das Wort der Propheten und Apostel so zu fassen, wie sie es gegeben haben, und ihren Gedanken genau in uns zu wiederholen. Wir lesen die Schrift als die Lernenden, die sich klar machen möchten, was diese Worte nach der Absicht der heiligen Männer bedeuteten und was sie uns damit ans Herz legen wollten, und wir haben gelernt, wie nützlich uns hiebei die geschichtliche Kunst und Übung ist, die uns auf die Unterschiede zwischen den verschiedenen Zeiten und Männern achtsam macht. Die Auslegung unseres Briefes ist anderer Art. Denn er liest die Schrift nicht als ein Schüler, sondern als ein Meister und ein Meister ist er deshalb, weil er Jesus kennt. Sein Auge ruht auf zwei Dingen und verbindet sie: hier auf dem Schriftwort, dort auf Jesus, dessen Erhabenheit und Herrlichkeit ihm aufgedeckt ist. Eins macht das andere hell, wichtig und groß. Jesus wird ihm groß um deswillen, was die Schrift für ihn sagt, weil er die Tat und Wahrheit hat zu jenen großen Worten der Schrift. Die Schriftworte werden ihm groß, neu und reicher als das, was sie anfänglich bedeuteten, um deswillen, was er an Jesus sieht; erst dadurch kommt ganz ans Licht, was Gottes Meinung und Wille in denselben war.

Fragen wir nach dem Sinn, den diese Worte für die alttestamentlichen Männer hatten, so sind sie von zwiefacher Art. Die eine Reihe derselben, Ps. 2, 7. 2 Sam. 7, 14. Ps. 45, 7. 8. Ps. 110, 1, hatte zunächst die Könige Jerusalems im Auge. Allein für diese blieben diese Worte ein Bild, das größer war als die Wirklichkeit. Sie sagten viel mehr, als jene Könige erlebten

und ausführten. Unserem Brief ist aber an diesen Worten nichts bloßes Bild, Schmuck und Übertreibung. Er baut auf diese Worte mit einem vollkommenen Vertrauen. Sie kommen von Gott und haben deshalb vor Gott eine unbegrenzte Wahrheit. Die alten Könige haben sie nicht ihretwegen empfangen, sondern nur darum, weil ihr Thron das Königtum Jesu vorbereitete. In Jesus ist dagegen die volle Wahrheit dieser Worte erschienen. Darum tut der herrliche Beruf, den einst die Propheten dem Königtum Israels gegeben haben, die Herrlichkeit kund, die Jesus hat. Die anderen Stellen, Ps. 97, 7 und 102, 26—28, reden von Gott, wie er sich in künftiger Offenbarung als Richter und Erlöser seinem Volk und aller Welt zeigen wird. Da schaut unser Brief wiederum auf Christus hin. Er weiß, wie Gott zur Erlösung seines Volkes erscheinen wird, weil er im Christus erschienen ist. Die Weise, wie die Schrift Gott als den künftigen Heiland beschreibt, macht uns deutlich, wie sich Jesus offenbaren wird, und alle Macht und Herrlichkeit, mit der sie uns die verheißene göttliche Hilfe darstellt, ist Jesu Besitz.

Wir sind vielleicht geneigt, ihm entgegenzuhalten, daß wir die alt- und neutestamentliche Zeit unterscheiden und auf die stufenmäßige Entwicklung der biblischen Gedanken achten müssen. Er würde uns wohl antworten: studiert nur Geschichte; forscht dem Unterschied der Zeiten nach; gebt euch Mühe, die Gedanken Moses, Davids, Jesajas zu erfassen nach ihrer besonderen Art und Begrenzung; nur gebt acht, daß ihr nicht schließlich bloß die Menschen vor Augen habt, Menschen in recht altertümlichem Gewand, Menschen, die ihr mit großer Kunst aus dem Grabe wieder erweckt und so sprechen lasset, wie sie etwa dereinst dachten und sprachen, aber eben doch nur Menschen, während ihr für Gottes Wort und Gottes Werk blind geworden seid. Stellt nun, ihr geschichtskundigen Leser der prophetischen Schrift, auch eure Bibel in das Licht, das euch Jesu Kommen gibt. Wenn ihr nicht begreift, daß Israel um des Christus willen geschaffen ist und daß Mose und die Propheten des Christus wegen geredet haben, dann versteht ihr vom Alten Testament nichts. Lernt in ihm das Wort erkennen, das auf das Kommen des Christus zielt und sein Reich vorbereitet, so daß es von ihm seine Erfüllung bekommt. Das allein heißt das Alte Testament nicht mißverstehen, sondern verstehen.

Bei seiner Auslegung braucht der Brief die damals verbreitete griechische Übersetzung, die natürlich nicht frei von manchen Irrungen war. Es sind an einigen Stellen Zusätze beigefügt oder Änderungen vorgenommen zum Teil mit Rücksicht auf die Denkweise der griechisch redenden Leser. Das Wort: „Und es sollen ihn anbeten alle Engel Gottes", V. 6, las der Verfasser in seiner griechischen Bibel am Schluß des Liedes Moses, 5 Mos. 32. In der hebräischen Bibel findet es sich dort nicht. Allerdings sind die dem Lied Moses beigefügten Worte selbst auch Bibelworte und aus Ps. 97, 7 entlehnt. Sie sind aber auch so ein Beispiel für den Unterschied zwischen dem Text und der Übersetzung, die unser Brief benützt. Im hebräischen Psalm ist von den heidnischen Göttern gesagt, daß sie alle aus ihrer falschen göttlichen Ehre herabsinken, wenn der Herr in seiner richterlichen Majestät sein Werk auf

Erden vollführt. Der Übersetzer mochte nicht von „allen Göttern" reden, damit nicht der heidnischen Vielgötterei eine scheinbare Rechtfertigung gegeben sei. Er setzte die Engel in die Stelle ein als die, die den höchsten Anteil an göttlicher Herrlichkeit und himmlischem Wesen haben und darum in gewissem Sinne mit dem göttlichen Namen genannt werden können. Wenn wir nun dem Schreiber unseres Briefes sagen wollten: das Wort, das du anführst, lautet im Hebräischen anders, so würde er wohl sagen: lest ihr nur eure hebräische Bibel; faßt sie aber so völlig und tief mit Jesus zusammen, versteht sie so einträchtig mit Gottes Rat und Jesu Werk, wie ich meine griechische Bibel las und verstand.

Die apostolischen Männer redeten nicht dazu, um uns ein Joch aufzulegen, das uns an der Erfassung irgend einer Wahrheit, irgend einer Erkenntnis, die uns zugänglich ist, hindern soll, sondern dazu haben sie geredet, um uns zu helfen und zu dienen, damit wir Gott durch Christus finden, Gottes Werk wahrnehmen und seine Gabe erlangen, die uns im Christus gegeben ist.

Kap. 2.

Wie auch in Jesu Erniedrigung Herrlichkeit ist.

Wir kennen Jesus noch nicht ganz, wenn wir nur seine Majestät betrachten. Was er auf Erden gewesen ist, das gehört nicht weniger wesentlich zu seinem Bild und unser Brief muß um so mehr hievon sprechen, weil die Anfechtung seiner Leser gerade mit der irdischen Gestalt Jesu zusammenhing. Die Herrlichkeit des Christus, die ihn größer als alle Engel macht, nahm kein irdisches Auge wahr; auf Erden sah man nur den dienenden und gekreuzigten Jesus. Das erschien der Christenheit, an die der Brief gerichtet ist, als ein dunkles Rätsel. Solange wir uns aber an Jesu irdischer Erscheinung ärgern und sie seiner himmlischen Majestät entgegensetzen, als wäre sie zu ihr ein Widerspruch, so lange kennen wir ihn noch nicht. Es leuchtet auch in seiner irdischen Niedrigkeit eine anbetungswürdige Herrlichkeit. Darum richtet nun der Brief unser Auge auf den menschlichen und sterbenden Jesus hin, damit wir auch in ihm die Größe Gottes sehen und dadurch die Einrede unseres Herzens überwinden, dem der Weg der Niedrigkeit, den Jesus ging, nicht wohlgefällt.

2, 1: **Deshalb müssen wir besonders auf das achten, was von uns gehört wurde, damit wir nicht vorbeifahren.** Zuerst leitet der Brief aus dem Blick auf die Herrlichkeit des Christus eine Mahnung ab; denn er läßt es uns nicht zu, daß wir uns bloß in unseren Gedanken mit Christus beschäftigen, sondern erinnert uns an das Ziel, zu dem uns das, was wir von Christus wissen, bringen soll. Ist Christus höher als die Engel, was folgt für uns daraus? Daß wir auf das achten, was wir gehört haben. Wie sind wir mit Christus verbunden? Durch sein Wort. Das führt uns zu

ihm und hält uns bei ihm. Wir haben freilich seine Herrlichkeit und erlösende Macht noch nicht gesehen; wohl aber haben wir durch das Evangelium von ihm gehört, haben vernommen, was er ist und gibt, und sein Wort muß in unserer Achtsamkeit und Wertschätzung steigen, je mehr Jesu Hoheit uns erkennbar wird.

Wir sollen in besonderem Maß auf das achten, was wir von Christus gehört haben, noch mehr als auf das Gesetz, weil Christus größer ist als die, die das Gesetz am Sinai verkündigten. Der Brief richtet die jüdischen Christen durch das auf, was jeder Jude als sichere Erkenntnis festgehalten hat. Sie würden es sich zur schweren Sünde anrechnen, sich gegen das Gesetz aufzulehnen. Das erschiene ihnen als Antastung Gottes, als Widersetzlichkeit gegen ihn und davor fürchten sie sich. Aber mit dem Evangelium gehen sie leichtfertig um, zweifeln und klagen es an und legen ihm kein Gewicht bei, so daß sie sich dadurch gebunden fühlten. Und doch hat das Wort, das aus der Majestät des Christus zu uns kommt, vollends Heiligkeit. Da trifft der Widerstand noch direkter und tiefer Gott selbst und wird vollends zur Auflehnung gegen ihn. Wir gestatten uns leicht ähnliche Torheiten. Gewisse sittliche Gebote und Grundsätze grenzt sich mancher als unantastbar ab; hieran will er weder selber rütteln noch anderen gestatten, daß sie an ihnen zweifeln. Aber das Evangelium, das Wort Jesu, die Anbietung der Gnade und Versöhnung in seinem Tod, die Verheißung des ewigen Lebens in seiner Auferstehung, das rechnet er zu den zweifelhaften Dingen, die nicht binden, zu denen jedermann sich nach seinem Belieben stellt. Umgekehrt, sagt unser Brief, hier habt ihr vollends ein Wort vor euch, das euch heilig sein muß, eine göttliche Weisung, unter die wir uns gehorsam zu stellen haben und die achtsam von uns zu bewahren ist.

Sie haben auf das Wort zu achten, damit sie nicht vorbeigetrieben werden, etwa wie die Strömung jemand mit sich reißt und nicht zum Ufer gelangen läßt. Dieses Wort beleuchtet uns hell die Gefahr unserer Lage. Wir stehen auch ohne unser Zutun unwillkürlich in einer Bewegung drin, die uns vom Christus und seinem Wort wegführen wird, sowie wir uns ihr überlassen. Kein außergewöhnlicher Aufruhr, keine absichtlich verübte Unbotmäßigkeit ist nötig, damit wir fallen. Wir brauchen uns nur unserer Schlaffheit und Trägheit, unserer Hoffnungslosigkeit und der Unlust unseres Herzens zu überlassen, so werden wir finden, daß das Heil Gottes uns entronnen ist und wir daran vorbeigefahren sind. Aber wir haben ein Mittel, das uns zu festem Stand verhilft, Jesu Wort. Wir müssen es wagen, an sein Wort uns zu halten; dann stehen wir fest.

2, 2. 3a: **Denn wenn das Wort, das durch Engel geredet wurde, fest wurde und jede Übertretung und jeder Ungehorsam nach dem Recht die Vergeltung bekam, wie werden wir entrinnen, wenn wir eine solche Rettung unbeachtet ließen?** Auch das Gesetz des alten Bundes wurde fest, obgleich es nur durch die Engel zu Israel kam. Dennoch ließ Gott nicht zu, daß es verachtet und verworfen werde, sondern schützte es mit scharfer Vergeltung gegen die, die es übertraten, und jedermann mußte sagen: Gottes Gericht

über die, die seinem Wort ungehorsam waren, war gerecht. Noch viel mehr hütet aber Gott sein Evangelium, das er uns durch Christus gegeben hat, damit wir es nicht verachten und entweihen. Er macht es fest uns zu gut, wenn wir es aufnehmen, wider uns, wenn wir es für nichts achten. Trifft uns wegen der Verachtung der Botschaft Jesu Gottes Strafe, so bleibt auch uns nur das Bekenntnis übrig: Gottes Vergeltung ist gerecht.

Denn nicht nur die Majestät des Boten, sondern auch der gnadenreiche Inhalt seiner Botschaft macht uns schuldig, wenn wir sein Wort geringschätzen. Eine solche Errettung achten wir gering! Wir hören von Jesus, daß wir erlöst sind und Gottes Hilfe empfangen in wunderbarer Weise. Die Hoheit des Christus zeigt uns sofort auch die Größe seiner Gnade und die Macht seiner Hilfe. Wenn uns der Sohn Gottes rettet, so ist das eine wunderbar große Errettung. Was soll uns noch gegeben werden, wenn wir sie verschmähen? Je größer die Gnade ist, die uns Christus erweist, um so größer ist die Sünde, die durch ihre Verachtung geschieht.

2, 3b. 4: **da sie ja damit begann, daß sie durch den Herrn verkündet wurde, und dann von denen, die ihn gehört haben, bei uns fest gemacht wurde, wobei Gott zugleich Zeugnis gab durch Zeichen und Wunder und mancherlei Taten der Macht und Austeilungen des heiligen Geistes nach seinem Willen.** Wäre Gottes erlösende Gnade eine zweifelhafte Sache, so wäre es erklärlich, wenn wir uns von ihr abwendeten. Nun ist sie aber wohl beglaubigt und sichergestellt und deshalb aller Annahme wert. Der Erste, der sie uns verkündigt hat, ist Christus selbst, der dazu kam, um uns die Botschaft zu bringen, daß Gott uns errettet und selig macht. Seine Verheißung ist sodann der Kirche übergeben worden durch die, die sie mit ihren eigenen Ohren von Jesus selbst gehört haben. Diesem menschlichen Zeugnis trat ein göttliches Zeugnis zur Seite in den Taten wunderbarer Macht, die er seinen Boten gab. Sie stellten es der Gemeinde in einzelnen Erlebnissen sichtbar vor das Auge, daß Gottes allmächtige Hilfe bei ihr sei und ihr im Namen Jesu Erlösung und Seligkeit beschert werde. Ebenso war die Austeilung des heiligen Geistes in der Gemeinde ein Siegel Gottes auf die große Verheißung des Christus. Dadurch erlebte sie es in unzweifelhafter Weise, daß ihr Gott das Höchste und Heiligste gab und sie mit einem lebendigen und kräftigen Bande an sich zog. Geteilt wurde der Geist, weil er keinem mit allen seinen Gaben verliehen wird, sondern die einzelnen Glieder der Gemeinde in bestimmter Richtung in ihrem Leben und Wirken bereichert und erhöht. Diese Gaben werden nicht durch unseren Willen ausgewählt und herbeigeschafft, sondern Gott teilt sie nach seinem Willen aus und gerade darum, weil wir sie nur durch Gottes Willen erlangen können, bilden sie ein göttliches Zeugnis, das auf die Verkündigung seiner Gnade das Siegel drückt.

2, 5: **Denn nicht Engeln unterwarf er die zukünftige Welt, von der wir reden.** Gott hat den Christus zum Herrn der neuen Welt bestellt. Das ist das Ziel, weshalb Jesus zu uns gesandt ist; um deswillen verkündigte er uns eine vollkommene Erlösung; um deswillen bestellte er seine Boten und

um deswillen hat Gott ihrem Wort sichtbar sein Siegel beigegeben. Das alles geschah deswegen, weil nicht die Engel die Herren der zukünftigen Welt sind, sondern weil sie Jesus untergeben ist und dies gerade wegen seiner Menschwerdung. Darum liegt auch nicht in dem, was Israel durch den Dienst der Engel vernommen hat, sondern im Wort Jesu unsere Berufung und Zubereitung für die zukünftige Welt.

Die zukünftige Welt, damit ist uns eine neue Wohnstätte und Heimat zugesagt von höherer Art als diese irdische Natur, in der wir jetzt zu Hause sind. Und von dieser künftigen Welt, sagt der Brief, reden wir. Wieso denn? Es war ja davon die Rede, daß Jesus größer als alle Engel sei. Eben dies wird aber erst in einer zukünftigen Welt offenbar. Und dahin deuteten die vorangehenden Worte beständig. Wenn der Brief Christus den Erben aller Dinge nannte, wenn er ihn den Erstgeborenen hieß, den Gott wieder in die Welt einführen werde, wobei ihm die Anbetung der Engel zuteil wird, wenn er seinen Thron als ewig pries und sein Regiment als die Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit, wenn er von der Wandlung des Himmels sprach, bei der Christus unveränderlich derselbe bleibt, wenn er uns auf die Stunde verwies, da Gott alle seine Feinde vor ihm niederbeugt, und wenn er von der wunderbar großen Errettung und Beseligung redete, die Jesus uns verkündigt hat, so sprach er hier überall nicht von dieser, sondern von der zukünftigen Welt. Das ist aber auch der Grund, warum mit der Erscheinung des Christus in dieser unserer jetzigen Heimat seine Macht und Herrlichkeit noch nicht offenbar geworden ist. Sie tritt erst in der zukünftigen Welt ans Licht. Deshalb sind wir jetzt noch auf sein Wort verwiesen und dürfen es nicht geringschätzen.

Daß Jesus zum Herrn der künftigen Welt berufen ist, das zeigt unser Brief mit dem achten Psalm, der die Güte Gottes darum preist, weil sie gerade den Menschen so hoch erhebt und so reich begabt. 2, 6—8a: **Es hat aber jemand an einer Stelle bezeugt und gesagt: Was ist ein Mensch, daß du dich an ihn erinnerst, und ein Sohn eines Menschen, daß du nach ihm siehst? Du hast ihn ein wenig geringer als die Engel gemacht, hast ihn gekrönt mit Herrlichkeit und Ehre, hast alles unterworfen, so daß es unter seinen Füßen ist** (Ps. 8, 5—7). Auf den Menschen, dieses nichtige Wesen, das in Ohnmacht und Kleinheit verschwindet, wenn sich das Auge zum Himmel erhebt, zielt Gottes Blick, Gottes Güte und Gabe. Ihn hob er bis nahe an die Engel heran; ihm unterwarf er die Natur. Der Psalm schaut auf die Schöpfung zurück und hält uns die Fülle und Größe der Güte vor, die der Schöpfungsrat Gottes für uns enthält. Dadurch wird er auch zur Weissagung, die uns die Herrlichkeit unseres Zieles erkennen läßt und uns die vollkommene Gabe zeigt, die unserer wartet. Wir sind ja das noch nicht, wozu wir geschaffen sind. Unser jetziges Leben ist voll von Störungen, mit Elend und Jammer belastet und tief erniedrigt. Wir sind aber nicht zur Knechtschaft und zum Schmerz und zur Ohnmacht geschaffen, sondern Gott hat uns eine Existenz bereitet, die der der Engel gleicht, und uns mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt und uns alles unter in gemacht.

2, 8b: **Dadurch, daß er alles ihm unterwarf, ließ er nichts übrig, was ihm nicht unterworfen wäre. Jetzt aber sehen wir noch nicht, daß ihm alles unterworfen ist.** Alles, auch dies Wort faßt unser Brief mit unbegrenzter Zuversicht und zieht nichts davon ab, sondern läßt es stehen in seiner ganzen Höhe und Weite und schaut den unermeßlichen Reichtum der Gabe Gottes darin. So reicht sie jedoch über das hinaus, was wir jetzt haben. Wir machen uns allerdings die Natur jetzt schon dienstbar, aber nur dadurch, daß wir uns ihr unterwerfen. Sie zwingt uns auch ihrerseits in ihren Dienst und wird uns nur durch harte Anstrengung brauchbar in einem Kampf mit ihr, bei dem wir uns aufreiben. Da ist das, was das Psalmwort sagt, noch nicht sichtbar, noch nicht erlebt als Gegenwart und Wirklichkeit. Dadurch führt uns der Psalm zu Jesus und lehrt uns seinen Weg verstehen und zeigt uns, warum ihm beides zuteil werden mußte, Erniedrigung und Erhöhung. Der Psalm redet ja von beidem, von der menschlichen Nichtigkeit und Niedrigkeit und von der menschlichen Würde und Herrschaft über alle Dinge. Für uns ist die letztere noch ein verheißenes Gut, das in der Zukunft liegt. Wenn wir auch dies noch nicht sehen, eins sehen wir, was mit dem Psalmwort trefflich stimmt und es zur Erfüllung bringt: Jesus sehen wir und seinen Weg aus der Niedrigkeit zur Herrlichkeit.

2, 9: **Den aber, der ein wenig geringer als die Engel gemacht ist, sehen wir, Jesus, deshalb, weil er den Tod litt, mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt, damit er durch Gottes Gnade für jeden den Tod schmecke.** An Jesus haben wir vor Augen, daß er unter die Engel erniedrigt war, wie der Psalm es sagt, und an ihm, dem Erniedrigten, sehen wir zugleich, daß er in die Herrlichkeit erhoben ist, wie der Psalm es sagt. Er war dadurch niedriger als die Engel gestellt, daß er in die irdischen Verhältnisse unseres Lebens eingegangen ist. Wir sind ja noch nicht die Herren über alles und er war es auch nicht, als er in dieser Welt in unserer Mitte stand. Damit trat er in eine Enge, unter einen Druck und in ein Leiden, das den himmlischen Geistern nicht auferlegt ist. Er wurde der Ordnung unseres Lebens untertan und diente wie wir gehorsam der Natur und trug den Druck der Dinge und fügte sich ins Leiden bis zum Tod. Da war er freilich schwächer und geringer als die Engel, die Gott, wie wir 1, 7 lasen, zu Sturm und Blitzen macht. Allein wir sehen nicht bloß das an ihm, sondern wir sehen ihn zugleich mit Ehre gekrönt, da er ja auferstanden und in den Himmel erhoben ist. So hat ihn Gott genau nach dem Wort des Psalms geführt und ihm gegeben, was er den Menschen zugedacht hat. Wir können uns über seinen Weg nicht wundern. Er war ihm bestimmt durch das, was Gott dem Menschen nach jenem Wort der Schrift verordnet hat.

Wir sehen, wie vollständig unser Brief das Alte Testament mit Jesus verknüpft. Beschreibt die Schrift Gottes künftiges Erscheinen: auf wen soll dies zielen, wenn nicht auf den, der der Glanz der Herrlichkeit Gottes ist? Beschreibt sie, was der Mensch nach Gottes Bestimmung ist und erhalten soll: an wen sollen wir hiebei denken, wenn nicht an den einzigen Menschen, über

dem Gottes Wohlgefallen steht? Alles Göttliche wie alles Menschliche, das die Schrift offenbart und bezeugt, bestimmt Jesu Weg.

Freilich erhält für ihn die Erniedrigung unter die Engel einen anderen Sinn, als wenn sich der Blick auf uns, die Irdischen, richtet. Für uns ist es Hoheit, daß wir an Gottes Bild in einer Weise teilhaben, daß wir etwas Verwandtes besitzen mit der Himmelswelt. Aber für ihn, den Erben aller Dinge, durch den Gott alles gemacht hat, ist es Erniedrigung, wenn er unter die Engel gestellt wird. Doch auch für ihn handelt es sich nur um eine geringe Erniedrigung; denn er mußte nur für eine kurze Frist, nur für seine irdische Lebenszeit entbehren, was der Engel hat.

Nun sehen wir aber an Jesus nicht bloß Erniedrigung und Erhöhung aufeinander folgen, sondern wir sehen auch den inneren Zusammenhang zwischen beiden. Weil er den Tod erlitten hat, darum ist er mit seiner unvergänglichen Herrlichkeit gekrönt. Um seiner Erniedrigung willen wurde er verherrlicht. Es ging nach der Regel, daß Gott den Geringen heimsucht und den erhebt, von dem man sagen muß: was ist er noch? Gerade weil Jesus sich bis in den Tod herabbeugte, strömte ihm die Fülle der Ehre und Erhebung zu. Das ist der erste und nächste Gedanke, mit dem der Brief den über die Knechtsgestalt Jesu unwilligen Sinn zurechtweist. Seht ihr denn nicht, daß dies für ihn der Weg zur Herrlichkeit war? Wollt ihr über das Kreuz murren, wenn ihr bedenkt, was Jesus seinetwegen empfangen hat?

Nicht nur er, nein, wir empfangen aus seinem Sterben die kostbare Frucht. Warum führte ihn Gott diesen Weg? Warum stellte er ihn zuerst unter die Engel hinab und erhob ihn erst aus dem Todesleiden in die Herrlichkeit? Die Gnade, die gebende Güte Gottes, hat dies so geordnet. Die Gnade errichtete das Kreuz, die an uns denkt, uns Barmherzigkeit erweist und für uns Jesus sterben läßt. Der Brief macht große Schritte. Von der Herrlichkeit, die Jesus für sich selbst wegen seines Leidens empfangen hat, schaut er vorwärts zur umfassenden Bedeutung seines Todes, die ihn für uns alle zum Erweis der göttlichen Gnade macht. Aber groß erscheinen uns diese Schritte doch nur darum, weil wir mit unseren Gedanken außerhalb des Evangeliums stehen und uns erst in dasselbe hineinfinden und hineinleben müssen. Die apostolischen Männer standen drin; darum ist es ihnen so einfach, so durchsichtig, so fest und gewiß: er starb für alle. Das hängt schon an dem, was sein Christusname sagt. Soll ein Glied des Hauses zweifeln, daß das, was der Hausvater tut, alle umfaßt und für alle getan ist? Oder soll ein Genosse des Volks zweifeln, daß der Beschluß und die Tat der Obrigkeit für alle gelten und an aller Statt geschehen sind? Ebenso wenig zweifelte ein Jünger Jesu daran, daß das, was Christus tat, der zum Herrn und Haupt aller gesetzt ist, alle umfaßt. Was er hat, ist aller Habe; was er tat, ist für alle getan. Redet er, so redet er für uns; leidet er, so leidet er für uns; lebt er, so lebt er für uns. Er scheidet sich nicht von uns; so sollen wir uns auch nicht von ihm scheiden und trennen, sondern in seinem Sterben die Tat der Gnade erkennen, die für alle geschehen ist.

Damit ist der Hauptpunkt ausgesprochen, der alles Murren über Jesu irdische Erscheinung zum Schweigen bringt. Ist er für uns gestorben, dann können wir ihm nur danken, daß er als der Demütige und Dienende, als der Leidende und Sterbende gekommen ist. An dieser Stelle verweilt darum der Brief und betrachtet Jesu Tod nacheinander unter drei Gesichtspunkten. Zuerst blickt er auf zu Gott und seinem Rat. War es für Gott geziemend, Jesu Lebensgang so zu ordnen, wie es geschehen ist? Fällt nicht das Kreuz wie ein Flecken auf Gott? Wird es nicht zu einer Art Vorwurf gegen ihn, daß jene Klage: warum hast du mich verlassen? laut wurde? Wie steht dies mit Gottes königlicher Obmacht über allem Tun der Menschen in Einklang? Das Kreuz erscheint ja fast wie ein Zurückweichen Gottes vor der menschlichen Sünde, wie Vereitelung und Durchkreuzung seines Gnadenrats. Nein, antwortet der Brief: Jesu Tod offenbart Gottes Majestät und vollführt seinen herrlichen Rat, V. 10. Sodann faßt er den Beweggrund ins Auge, der Christus ins Leiden führte. Was trieb ihn, frei mit eigenem, festem Willen das Kreuz als das Ziel seines Lebens zu wählen? Was bewog ihn, nicht mehr sein zu wollen als wir und kein anderes Los zu suchen als das, das uns geordnet ist? Achten wir auf das Ziel und den Willen Jesu, dann sehen wir auch im Kreuz seine Herrlichkeit, V. 11—14. Endlich legt er uns aus, was der Tod Jesu uns einträgt und als Gut und Gabe in unsere Hand legt, und damit ist vollends aller Anstoß an Jesu Niedrigkeit ausgelöscht, V. 14—18.

2, 10: **Denn für ihn, um dessenwillen alles ist und durch den alles ist, war es, als er viele Söhne zur Herrlichkeit führte, geziemend, den Anfänger ihrer Rettung durch Leiden zu vollenden.** Damit wir sehen, daß der Tod Jesu der Majestät und dem Regiment Gottes völlig entspricht, sollen wir zuerst erwägen, was es heißt, daß Gott Schöpfer ist. Um seinetwillen und durch ihn sind alle Dinge. Gott ist durch sich selbst bewogen zu allem, was er tut, und nimmt aus sich selbst die Kraft zu allem, was er schafft. An ihn sind alle Dinge gebunden nach ihrem Zweck und nach ihrem Grund. Ihren Zweck haben sie in ihm: ihm dienen sie. Ihren Grund haben sie in ihm: durch ihn entstehen sie. Das ist der feste Grund, auf dem sich Jesu Sendung und sein Heilandswerk erbaut. Sollen wir uns wundern, daß Gott in seiner Gnade Jesus uns geschenkt und für uns in den Tod gegeben hat? Auf wen sind wir denn verwiesen von Anbeginn an, auf wen sonst als auf den Gott, der uns durch sich selbst das Leben gab um seiner selber willen? Wie soll uns auf andere Weise die Erlösung kommen als durch ihn auf dem Wege, den er selbst nach seiner königlichen Freiheit wählt und vollbringt?

Wir müssen aber Gottes Rat noch bestimmter ins Auge fassen: er führt viele Söhne zur Herrlichkeit. Damit erkennen wir noch deutlicher, was ihn bewegt, uns durch Christus zu erlösen. Wir stehen vor Gott nicht nur als das Gebilde seiner Macht und das Kunstwerk seiner Hand, das er nicht zerstören und zerfallen lassen will, weil es seiner Absicht dient und sein Vermögen sichtbar macht, sondern wir haben in Gottes Augen den vollen Wert

von Personen, denen er selbst das Leben gab. Es handelt sich bei Jesu Werk um Gottes Söhne und zwar um deren große Schar. Ihn hat uns nicht nur der Schöpfer gesandt, der sein Werk vor dem Zerfallen schützt und wieder herstellt, sondern der Vater, der seinen Söhnen hilft, weil er sie nicht verderben lassen will. Und zwar will er ihnen nicht nur eine zeitweilige Hilfe und nebensächliche Gabe darreichen, sondern das höchste Gut, seine Herrlichkeit. Gottes großer Kinderschar die Herrlichkeit zu öffnen, das ist ein Ziel, das Gottes würdig ist. Alles, wodurch dasselbe erfüllt wird, steht Gott wohl an und paßt zu ihm.

Zu diesem Zweck hat uns Gott Jesus als unseren Anführer gegeben, damit er uns die erlösende Hilfe bringe und die Befreiung uns erwerbe. Daraus folgt, daß er uns gleich geworden ist. Denn weil er Mensch ist wie wir, ist er unser Anführer und Vordermann. Weil er auf unserem Wege vorwärts ging, wird er für uns zum Bahnbrecher. Diesen unseren Anführer und Vordermann hat Gott auch vollendet und ans Ziel gebracht. Er steht nicht mehr wie wir im Werden, Suchen und Hoffen, sondern hat alles erlangt, was Gott ihm zugedacht hat. Wir sahen eben am 8. Psalm, wie fern wir noch von unserer Bestimmung sind. Aber er, unser Anführer, steht am Ziel.

Der Brief braucht gern das Wort „vollenden", um uns Jesu Werk und Gabe darzustellen, da er damit an die Erwartung anknüpft, mit der Israel auf den Verheißenen sah. Von ihm hoffte es die Vollendung aller Dinge, das Vollkommene und Ewige. Darum wartete auch die jüdische Christenheit mit Sehnsucht und Ungeduld auf die Erscheinung des Vollkommenen, auf den endgültigen, verklärten Lebensstand. Unser Brief sagt: Jesus, den Gott als euren Anführer euch vorsetzte, hat das, was der Vollender haben muß; denn er selbst ist vollendet; er hat, was ihr hofft; denn er steht in der Vollkommenheit.

Das Mittel, das ihn dazu brachte, waren seine Leiden. Im Leiden wurde sein Gehorsam vollkommen, den er Gott erzeigte, und seine Liebe, die ihn uns verbunden hält. Durch Leiden hat er für uns vollbracht, was für uns nötig war, und unsere Sünden gebüßt. Darum wurden ihm die Leiden zum Eingang ins himmlische Wesen und deshalb hat er nun beides, das vollkommene Recht und die vollkommene Macht, uns ihm nach in die Seligkeit zu ziehen. Wie kann denn in Jesu Kreuz eine Verdunkelung der Macht und Güte Gottes liegen? Hier schließt sich alles zusammen zu einem einträchtigen göttlichen Rat von der Schöpfung aus durch Jesu Leiden zu unserer Einführung in Gottes Herrlichkeit. Weil uns durch Jesu Kreuz ein vollendeter Urheber des Heils gegeben ist, so können wir nur dankbar sprechen: das geziemte Gott; so zu handeln, das ist Gottes große Art.

Wenn wir den Weg Jesu verstehen wollen, so müssen wir die enge Gemeinsamkeit erwägen, in der er mit uns steht. Schon das vorangehende Wort hat uns an sie erinnert, da es Christus unseren Anführer nannte, der uns vorgesetzt worden ist, und da es unserer Gemeinschaft mit ihm ihren tiefsten Grund darin gab, daß wir als Gottes Söhne unser Leben von dem empfangen,

durch den alles geworden ist. 2, 11a: **Denn der, der heiligt, und die, die geheiligt werden, kommen alle aus Einem.** Der vorangehende Vers beschrieb das, was der Vater seinen Söhnen schenken will, als unsere Einführung in die Herrlichkeit; jetzt werden wir an das erinnert, was es hiezu bedarf. Wie geht es zu, daß wir in die Herrlichkeit gelangen? Wir werden geheiligt. Es muß uns zuerst das gegeben werden, was uns mit Gott vereint und uns ihm wohlgefällig macht, und das ist Heiligkeit. Nur dann haben wir in Gottes Herrlichkeit Raum und sie in uns. Geheiligt werden wir dadurch, daß ein Heiliger, der es nicht erst wird, sondern ist, zu uns kommt, uns in seine Gemeinschaft mit Gott einschließt und dadurch seine Heiligkeit auf uns überträgt. Deshalb ist Jesus gestorben, weil seine Heiligkeit uns zur Heiligung dienen soll.

Dadurch ist der tiefe Unterschied zwischen uns und ihm ausgesprochen: er ist der, der heilig ist und heiligen kann; wir dagegen sind die Unheiligen, die der Heiligung bedürfen. Was macht, daß jener Unterschied uns nicht von ihm geschieden hat? Wir stammen alle vom selben Gott. Wie Gott nicht vergißt, daß wir aus ihm das Leben haben, so faßt auch Christus nicht nur jenen Unterschied ins Auge und sieht nicht nur die Unheiligen in uns, die mit Gott zerfallen, von ihm abgewandt und entweiht sind, sondern er achtet auf das, was uns mit ihm gemeinsam ist, daß diese ganze große Schar, die jetzt zwar weder Heiligkeit noch Herrlichkeit besitzt, dennoch wie er in Gott den Ursprung hat. Da deckt uns der Brief den Grund der Liebe Jesu und seiner Gemeinschaft mit uns auf. So wird sichtbar, was ihn zu uns zieht und ihm an uns liebenswürdig ist. Er sieht in uns das Werk und die Kinder seines Vaters; er schätzt an uns den gemeinsamen Ursprung, die Abkunft von dem Einen, aus dem auch er sein Leben mit seinem ganzen Reichtum hat. Darum hat er alles mit uns geteilt, auch den Tod.

2, 11b. 12: **Aus diesem Grund schämt er sich nicht, sie Brüder zu heißen, und sagt: Ich werde deinen Namen meinen Brüdern verkünden, mitten in der Gemeinde dir singen** (Ps. 22, 23). Jesus schreitet über die Kluft hinweg, die ihn von uns trennt. Was ist tiefer als die Scheidung zwischen dem Heiligen und den Unheiligen? Was scheint unmöglicher als der Umgang und Verkehr beider miteinander? Muß nicht der Heilige die Unheiligen meiden, wie diese jenen scheuen und fliehen? Und dennoch hält er sich zu uns und will unser Bruder sein. Unser Ursprung aus Gott überwiegt in seinen Augen unsere Unheiligkeit. Der Brief erläutert Jesu Sinn mit dem Schluß des 22. Psalms, den er selbst in der Kreuzesstunde zum Gefäß seines Gebets gemacht hat. Der Psalm geht in Dank und Jubel aus, aber nicht so, daß ihn David nur für sich allein abseits und einsam Gott darbringen möchte, sondern er hat Brüder, denen er den Namen Gottes verkünden kann, eine Gemeinde, in deren Mitte er Gott loben will. Das war Jesu Sinn. Auch er will unter uns als seinen Brüdern stehen, um für uns der Zeuge der Größe und Gnade Gottes zu sein, der uns auslegt, was Gottes Name in sich schließt. Auch er sucht eine Gemeinde, die durch ihn zum Lob und zur Anbetung Gottes bewogen sei. Darum weil Jesus den Schluß des Psalms mit

ganzem Herzen ergriff als Gottes gewisse Verheißung, die ihm Brüder zugesellte, unter denen er Gott preisen kann, darum ließ er sich auch seinen Anfang wohlgefallen und weigerte sich nicht, mit dem Psalmisten beten zu müssen: mein Gott, warum hast du mich verlassen? Darum erwählte er den Kreuzesweg.

2, 13a: **Und wieder: Ich werde auf ihn trauen** (Jes. 8, 17). Gott ein wahrhaftiges Vertrauen zu erweisen, das ist unser menschlicher Gottesdienst und die Ehre, die wir Gott erweisen sollen. Aber wer ist willig, Gott zu trauen? Unser Herz, herumgeworfen zwischen Trotz und Verzagtheit, will nichts vom Vertrauen wissen. Aber wie der Prophet mitten in einem Geschlecht, das Gott mißachtete und die Hilfe überall anderswo suchte, nur nicht im lebendigen Gott, dies als seine Aufgabe ergriff, daß doch er Gott traue, ebenso ging auch Christus mit Freuden die Bahn, deren wir uns weigern. Deswegen wollte er heraustreten aus dem Licht des Sehens und der Seligkeit des Genießens und Besitzens. Denn das Trauen hebt erst dann an, wenn das Sehen uns nicht möglich und das Haben und Besitzen uns nicht zugänglich ist, wenn die Wolke zwischen uns und Gott steht, die ihn verbirgt, wenn sich die göttliche Güte unserem Empfinden und Genießen entzogen hat und das Herz klagen muß: warum verließest du mich? Dann an Gott sich halten, dann seiner Führung untergeben und seiner Güte gewiß bleiben, das heißt auf ihn trauen und das war es, was Christus freudig auf sich nahm. Weil er dieses Prophetenwort in sein Herz nahm als ihm gesagt, darum fürchtete er sich nicht vor dem Kreuzesweg.

Noch in anderer Weise wird Jesaja zum Bild des Christus. 2, 13b: **Und wieder: Sieh! ich und die Kindlein, die mir Gott gab** (Jes. 8, 18). Der Prophet stellt seine Kinder neben sich und tritt vereinigt mit ihnen vor das Volk als Gottes lebendige Wahrzeichen. So hat auch Jesus Kindlein vor sich, eben jene Söhne Gottes, die er zur Herrlichkeit führt, die in ihrer irdischen Gestalt noch Kindlein sind, klein und schwach. Aber Gott hat sie ihm gegeben; und ob er auch in ihrer Mitte wie ein Mann unter Kindlein steht, er nimmt sie als eine teuerwerte Gabe aus Gottes Hand, wie er am letzten Abend betete: dein sind sie und du hast sie mir gegeben. Er scheidet sich nicht von ihnen und verleugnet sie nicht, sondern knüpft sein Los und ihr Los untrennbar zusammen und macht seinen Reichtum zur Gabe für sie und tritt vereinigt mit ihnen vor Gott und vereinigt vor die Welt.

2, 14a: **Darum weil die Kindlein an Fleisch und Blut Anteil haben, nahm auch er in gleicher Weise an denselben teil.** Weil Christus zu uns gehören und uns verbunden sein will, nahm er das an sich, was wir haben, nämlich Fleisch und Blut, unsere natürliche Lebensgestalt. Wenn er das, was wir sind, von sich wiese und nicht an sich herankommen ließe, wo bliebe da der Brudername? Dieser wird dadurch zur Wahrheit, daß er in unsere Verhältnisse eintritt und sich uns gleichartig macht. Wie muß doch alle Unzufriedenheit gegen die Niedrigkeit des Christus schwinden, wenn wir auf ihre heilige Wurzel sehen! Er tritt in sie ein, weil ihn nach uns verlangt; sollen

wir ihm antworten: so gefällst du uns nicht? Sollen wir uns deshalb seiner schämen, weil er sich unserer nicht schämte, und ihn darum verachten, weil er uns hochachtete als göttlichen Geschlechts? Was kann ihm die Gemeinde anderes bringen als tiefen Dank und innige Hingebung? Solche Liebe ist Herrlichkeit. Wenn Christus Fleisch und Blut annimmt, so geht er dem Tod entgegen. Denn das Fleisch und Blut ist das Sterbliche und Verwesliche und kann Gottes Reich nicht ererben. Wer in unsere Art und Natur eingeht, hat sich zum Sterben willig gemacht. Die Gabe, die er uns durch sein Sterben erworben hat, zeigt uns, warum er in den Tod zu gehen willig war.

2, 14b. 15: **damit er durch den Tod den kraftlos mache, der die Macht des Todes hat, das ist den Verkläger, und alle die befreie, die durch die Furcht vor dem Tod durch ihr ganzes Leben der Knechtschaft verfallen waren.** Sein Tod galt unserem Tod, daß wir vor ihm behütet seien, und zwar gründlich von der Wurzel aus. Der Brief heißt uns bedenken, warum das Sterben, wenn uns nicht Rettung kommt, ein unheilvolles Ereignis für uns ist. Das Unselige am Tode besteht nicht im Schmerz des Sterbens; wir tragen im Leben leicht größere Schmerzen, als sie uns der Tag oder die Tage des Sterbens bringen werden. Es besteht auch nicht im Verlust dessen, was uns jetzt als Gut und Lust umgibt; dieser Verlust ließe sich verschmerzen, wenn ein höheres Gut dahinter stünde, aus dem ein neues Leben erblüht. Aber leer und öde starrt uns diese Zukunft an und in diese Leere tönt die anklagende und verurteilende Stimme hinein, die jeder Mensch in sich trägt. Er hat außer sich sein Gutes, in sich Böses und der Tod läßt ihn mit seiner Bosheit allein. Das weissagt schlimme Gesellschaft, unselige neue Beziehungen, Verknüpfung mit unheilvollen Genossen. Bosheit hebt nicht empor zu Gott, sondern macht sinken. Wohin? Zum Satan und in sein Reich.

Die Macht, mit der sich der Tod den Menschen unterwirft, gehört nicht deshalb dem Satan, weil er nach seiner Willkür bestimmen könnte, wann und wie wir sterben müssen. Kein Sperling fällt tot zur Erde nieder ohne unseren Vater, der den Gang der ganzen Kreatur bestimmt. Wohl aber ist der Tod deshalb dem Verkläger dienstbar, weil er eine Kraft des Verderbens ist, die zerstörend in unser Wesen hineingreift und Elend und Ruin in ihm wirkt. So dient er dem auf das Verderben gerichteten Sinn des Verklägers und fördert dessen Macht. Auch der Tod und seine schädigende Gewalt ist von Gott geordnet. Er ist Gottes Gericht über die Sünde; aber eben darum werden wir, solange wir im Tod die von Gott Gerichteten sind, dem Satan ähnlich, der auch ein von Gott Gerichteter ist, und fallen unter seine Macht.

Der Stachel des Todes ist die Sünde und die dem Tod gegebene Macht ist ein Gewinn und Besitz des Satans; diese beiden Worte der Schrift stehen miteinander in engem Zusammenhang. Ohne die Sünde ständen wir nicht in der Gefahr, daß das von Gott uns geschenkte Leben uns verloren ginge und wir in die Ohnmacht, Leere und Gebundenheit einer toten Existenz hinuntersänken. Weil aber Lüge und Bosheit, die satanischen Dinge, bei uns sind, darum sind wir vom wahrhaftigen und ewigen Leben abgeschieden und

unser Ausgang wäre ohne den, der uns erlöst, ein Fall hinab in die Tiefe, in die Gottes Gericht die zerrütteten Geister verschlossen und begraben hat.

Aber der Tod des Christus kam als Gericht über unseren Verderber und hat ihn ohnmächtig gemacht. Indem Jesus an unserer Statt starb, sind wir vom Tod und darum auch von dem, dem er dient und Vorteil bringt, erlöst. Jesus ist dazu gestorben, damit wir leben, und das durch Jesu Tod uns erworbene Leben ist der Gewalt des Verklägers unzugänglich. Das kann er uns nicht nehmen, eben weil es durch Jesu Tod uns gegeben ist. Sterben wir, so sterben wir als die, die auferstehen. Das ist kein Tod mehr, kein Verlust des Lebens, kein Versinken in die Finsternis und in das satanische Reich. Christus hat uns durch sein Blut geheiligt. Deshalb fahren wir, ob wir auch sterben, nicht zum Satan, sondern zu ihm. Das Zerstörende und Unselige am Tod hat Jesus dadurch für uns getilgt, das, was uns am Sterben mit Grund in Angst versetzt.

Die Erlösung vom verderblichen Tod, die uns Jesus gebracht hat, kommt uns nicht erst am Ende unseres Lebens zugut, sondern verschafft uns sofort jetzt schon eine große Wohltat. Was ist es doch für eine Entlastung und Befreiung unseres ganzen Empfindens für unsere ganze Lebenszeit, daß wir mit fester, gläubiger Gewißheit das erfassen dürfen, daß wir durch Christus von allem teuflischen Wesen und Geschick gänzlich getrennt und abgeschieden sind! Wir sind unfrei und geknechtet nicht nur durch die Schranken unserer natürlichen Macht, weil uns jetzt die Dinge um uns her noch nicht untergeben sind; wir tragen dazu auch innerlich eine schwere Kette, die Todesfurcht. Sie spielt eine große Rolle in unserem Leben. Lastend und hemmend fällt vom Tod her ein Schatten auf unsere ganze Lebenszeit und all unser Dichten und Trachten, Genießen und Hoffen hat ein Fragezeichen neben sich: wer weiß? vielleicht lauert hier der Tod auf dich. Was tut der Mensch nicht alles unter der Herrschaft dieser Furcht! Wie mächtig wirkt sie in seinen klugen Taten wie in seinen tollen Streichen! Sie bringt ihn zur Gottlosigkeit wie zur Frömmigkeit und treibt ihn zum Lachen und zum Weinen. Leben wollen wir und zwar jetzt; denn das morgen ist nicht mehr unser; rasch, denn warten können wir nicht. Diese Furcht ist nicht der Verspottung wert. Unsere Stelle gibt ihr recht, indem sie an das erinnert, was ihr in der Tat zugrunde liegt. Aber wie sklavisch wird unsere Arbeit, wenn uns die Angst vor dem Sterben zu ihr treibt, und unser Genießen, wenn uns der Gedanke dabei hetzt: bald bist du tot, und unser Gottesdienst, wenn er aus der Furcht vor dem Grab entspringt! Was ist das für ein Leben, dessen Triebrad die Angst vor dem Tod ist? Diese Last hat uns Christus abgenommen. Er ist dazu gestorben, damit wir furchtlos sterben und eben deshalb furchtlos leben. Nun ist Friede und Freude in den Ausgang unseres Lebens gekommen und der Vorblick auf unser Sterben macht unser Leben nicht mehr trübe, sondern fröhlich und feierlich. Wir wissen, daß wir nicht für immer von dieser irdischen Natur umfangen bleiben, sondern der Stunde entgegengehen, in der unser Weg sich nach oben wenden wird.

Wer uns aber vor dem Tod bewahren will, der muß uns von unserer Sünde helfen; Sünde und Tod werden nur miteinander bezwungen. Darum legt uns der Brief weiter aus, wie uns Jesu Tod von den Sünden erlöst. Dann verstehen wir noch besser, weshalb mit Jesu Kreuz alle Furcht des Todes untergeht. 2, 16: **Denn er erfaßt doch nicht Engel, sondern er erfaßt das Geschlecht Abrahams.** Wir müssen bedenken, wem Christus zur Herrlichkeit verhelfen will, nicht Engeln, die weder sterben noch sündigen, sondern mit uns tritt er in Gemeinschaft, mitten in unserer Sündigkeit und Todesfurcht. Träumen wir uns einen Christus, der als eine Gestalt voller Herrlichkeit auf Erden steht, so möchten sich an einer solchen wohl die Engel erfreuen, die keinen Erlöser bedürfen. Aber wir Menschen mit unserer Sünde und ihren bösen Folgen, wir brauchen einen Christus, der hineingeht in den Tod und hindurch durch den Tod. Den Engeln stellt der Brief das Geschlecht Abrahams gegenüber, weil die jüdischen Christen darauf warteten, daß Gott die Abraham gegebene Verheißung erfülle. So ist auch Christus in der Tat zu Abrahams Geschlecht gekommen gemäß dem Bund Gottes, der ihn den Kindern Abrahams verheißen hat. Gerade deshalb kam er aber nicht in einer Gestalt, wie er etwa Engeln hätte dienen können, sondern mit Fleisch und Blut und trat in unsere Lebensstufe ein und hat sich uns gleichgestellt. Jetzt ist er so, wie wir ihn brauchen, und der Erlöser vom Tod und der Sünde ist uns geschenkt.

2, 17: **Daher war er verpflichtet, in allem den Brüdern ähnlich zu werden, damit er barmherzig und ein treuer Hoherpriester vor Gott werde, damit er die Sünden des Volks versöhne.** Durch seinen Anteil am menschlichen Leben und am menschlichen Sterben ist Jesus der Erbarmer geworden. Wäre er im höchsten Glanz der Himmelswelt erschienen, es würde uns damit gerade das fehlen, was wir brauchen und was uns Jesu Kreuzesweg gegeben hat: der Erbarmer fehlte uns. Es versteht sich nicht von selbst, daß Jesus trotz dem, was böse, gott- und heillos an uns ist, doch nicht ein strafendes und rächendes Wort, sondern Barmherzigkeit für uns hat. Der Sünder sich zu erbarmen, das ist ein Recht, das von ihm erworben werden mußte. Um für uns ein Erbarmer zu werden, war er verbunden und verpflichtet, unser menschliches Los zu tragen in allen Stücken und unsere Last auf sich zu nehmen. Dadurch, daß er sich unserer nicht schämte und an Fleisch und Blut Anteil nahm und sich an unsere Seite stellte und dabei blieb bis zum letzten Schritt und sich auch des Leidens nicht weigerte und für uns sterben mochte, dadurch hat er sich das Recht erworben, gegen uns barmherzig zu sein, unsere Sünden nicht anzusehen, unser Unrecht zu vergessen und die Strafe, die uns droht, zu lösen. Weil er in so reiner und vollkommener Weise sich uns gleichgemacht und sich an unseren Ort zu uns hingestellt hat, hat er als Lohn und Frucht dies davongetragen, daß er nun sein Erbarmen an uns frei betätigen kann. Dadurch wurde er vor Gott unser Hoherpriester. Dieser Name Jesu ist dem Hebräerbrief eigentümlich und bildet ein wesentliches Stück seines besonderen Lehrgehalts. Solche Benennungen Jesu, die sein Werk und seine Gabe mit einem Wort aussprechen, kamen den apostolischen Männern nicht

von ungefähr, sondern fassen vielfältige, tiefgehende Eindrücke zusammen und beleuchten mit einem hellen Strahl ihre ganze innere Glaubensstellung. Wie der Ruf des Thomas: mein Herr und mein Gott! eine lange innere Geschichte zum Abschluß bringt, so entsteht auch das Bekenntnis des Hebräerbriefs: du bist unser Priester! aus tiefgehenden innerlichen Erlebnissen und bildet die Frucht eines langen, reichen Lebenslaufs. Das Gemeinsame in aller apostolischen Predigt ist dies, daß sie uns Jesus als den Weg zum Vater zeigt, als unseren Mittler mit Gott, als den Sohn, der den Vater kennt und ihn uns offenbart und die Gabe seiner Gnade uns darreicht. Sie hält uns Jesus vor, damit wir in ihm Gottes gewiß werden und mit Gott in Frieden und Eintracht kommen und in sein Reich eingepflanzt werden. Diesen Kern des Evangeliums entfaltet das apostolische Wort in mancherlei Begriffen und Bildern, je nach der besonderen inneren Stellung der Apostel und Gemeinden, je nach der eigentümlichen Art, wie sie die Trennung von Gott an sich selbst erlebten und die Hinzuleitung zu ihm durch Christus empfingen. Paulus hat das Gesetz als die Scheidewand zwischen sich und Gott erfahren. Er ruft aus: was richtet das Gesetz an? Übertretung, Tod, Zorn. Wie ergreift er darum Jesus? Als den, in dem wir gerechtfertigt sind. Wer hat, fragt Johannes, Gott je gesehen? Die Welt kennt ihn nicht; sie liegt im Argen und ist leer von Gottes Licht und Leben. Aber Jesus hat es uns verkündigt und bringt uns zum Vater. Wie heißt er ihn darum? Das Wort, das Fleisch geworden ist. Wer darf nahen zu Gott? fragt unser Brief, wer wohnen in seinem heiligen Zelt? Ohne Tor und Zugang steht der Himmel hoch über der Erde und die Kluft zwischen Gottes Thron und dem Standort des Menschen, zwischen dem Heiligen und den Sündigenden füllt der Mensch nicht aus. Er mag sich dehnen, wie er will, so reicht er nicht heran an Gott zur Gemeinschaft mit ihm. Die Schwäche, in der er steht, und die Sünde und Verirrung, in die er sich verwickelt, halten ihn von Gott fern. Wie nennt er darum Jesus, der uns zu Gott hinzuleitet und sein Heiligtum uns öffnet und unsere Schulden tilgt, so daß wir in der Nähe des Heiligen und in der Hütte des Allmächtigen wohnen? Wie soll er den nennen, der uns solches tut? Unser Priester ist er.

Er spricht damit das Tiefste aus, was ein Jude wußte und empfand. Das Gesetz hatte es Israel mit höchstem Ernst eingeprägt, daß sein Herr und Gott über aller Welt stehe in einem Licht, zu dem niemand hinzutreten kann. Das war der Unterschied der Juden von den Heiden. Der Heide zog seinen Gott in die Welt herab und machte ihn sich selber gleich. Darum trat er freilich dreist und kühn vor ihn, ja neben ihn und über ihn. Er behandelte seinen Gott als seinen Knecht. Israel dagegen wußte: unser Gott ist nicht wie wir. Der Schöpfer und das Geschöpf, der Heilige und der Sünder, das sind nicht unbedeutende Unterschiede, die sich wegheben und überspringen lassen; das ist eine totale Differenz. Deshalb kam für Israel die Frage mit Macht: wo ist der Priester, der uns zu ihm führt, zu ihm, der in Heiligkeit und Herrlichkeit so hoch über uns erhaben ist? Auf diese Frage gibt unser Brief die Antwort, indem er auf Jesus zeigt.

Auch hier nimmt unser Brief aus der Schrift das Mittel, durch das er das Ziel und Werk Jesu erfaßt und uns verständlich macht. Das Gesetz setzte in Israel ein Priestertum ein und ordnete mit großer Sorgfalt dessen ganzen Dienst. Unser Brief blickt forschend in diesen Teil der Schrift: was bedeutete das? Die Errichtung des Priestertums machte die Scheidung zwischen dem Volk und Gott offenbar. Aber sie zeigte Israel zugleich, daß Gott ihm dennoch sein Heiligtum öffne und es vor sein Angesicht herzurufe. Nun war Christus gekommen und der verborgene Gott ließ sich in ihm finden und der Widersacher jeder Sünde verzieh durch ihn väterlich und der Heilige nahm alle unsere Schulden von uns weg und tat in ihm die Schätze seiner Gnade auf. Was war nun Jesus? Der Priester, wie ihn der Mensch bedarf. Und was waren jene Ordnungen des Gesetzes? Eine Weissagung auf Christus hin. Es gibt in der alttestamentlichen Schrift nichts Großes und Heiliges, wovon uns unser Brief nicht zeigte, wie es in Jesus als Wahrheit und Kraft vorhanden ist. Die Schrift redete von einer künftigen Erscheinung Gottes voll Macht und Gnade; warum? Um Jesu willen! Die Schrift beschrieb den König auf Davids Thron mit wunderbar großen Worten; warum? Um Jesu willen. Die Schrift pries den Menschen, wie es im achten Psalm geschieht; warum? Um Jesu willen. Die Schrift erhob den Hohenpriester und gab ihm große Heiligkeit und seinem Amt Wichtigkeit; warum? Um Jesu willen. Alle Würde, Ehre und Macht, die Gott in Israel gestiftet hat, fällt ihm zu und bildet den Kranz seiner Vollkommenheit.

Damit Jesus unser Priester werde, dazu ist er Mensch geworden und hat alles bis zum Tod mit uns geteilt. Ein Priester muß Macht haben, allerhöchste Macht, Macht vor Gott, Gottes Verzeihung uns zu gewähren, Gottes Gnade uns zuzuwenden, Gottes Gaben uns auszuteilen. Diese priesterliche Macht hat Jesus deshalb, weil er uns in allem gleich geworden ist. Um deswillen, was er auf Erden tat und litt, hat ihm Gott Vergebung und allen Reichtum seiner Gnade in seine Hand gelegt, daß er sie uns darreichen darf. Und weil er solche Macht für uns vor Gott hat, hat er auch die Macht wider den Satan, an der dieser ohnmächtig wird, so daß wir vor dem bösen Tod behütet sind.

Jesus ward wie wir, um in seinem priesterlichen Werk treu zu sein, treu gegen Gott, indem er seinen Willen bis zum letzten Schritt vollführte, treu gegen uns, da er uns nicht fahren und fallen läßt, ob er auch für uns sterben muß. Diese Treue macht ihn Gott lieb und wert und für uns glaubhaft und zuverlässig. Damit hat er uns seinen priesterlichen Sinn so bewährt und erwiesen, daß ein herzliches Vertrauen zu ihm in uns entspringen kann.

Weil es für Sünder keine Gemeinschaft mit Gott gibt, ist es das Geschäft des Priesters, die Sünden zu tilgen. Das hat Christus für uns getan; unsere Sünden sind durch ihn beseitigt und gedeckt. Wir empfangen nicht, was unseren Sünden, sondern was der Heiligkeit des Christus entspricht, der sich mit uns verbunden hat. Durch ihn ist uns alles wiedergebracht, was durch die Sünde für uns verloren war. Wir waren um unserer Sünde willen

getrennt von Gott; um des Christus willen sind wir mit ihm verbunden. Gott war unser Widersacher; durch Christus ist uns der Zugang zum Thron der Gnade frei. Wir waren entweiht und geschändet; Christus ist unsere Heiligkeit. Wir versanken in den Tod; durch Christus ist uns das Leben gegeben. So ist er die Decke, die unsere Sünden verschwinden macht, und dies kann er deshalb, weil er geworden ist wie wir und an unsere Stelle trat.

Weil unser Brief mit jüdischen Männern redet, denen zunächst am Herzen lag, ob Jesus die Israel gegebene Verheißung erfüllt und was er den Juden von Gott gebracht habe, darum heißt er Jesus den Priester, der die Vergebung für die Sünden des Volks, d. h. für die Israels, bewirkt. Eure, der Juden Sünden, sagt der Brief, hat Jesus zugedeckt. Daß es für euch Juden, für „das Volk", bei Gott Gnade gibt, daß euer Unglaube, Trotz und Fall euch nicht zerstört, daß Gott euch Juden die Sünde nicht anrechnet und der Weg zu seinem Reich auch euch offen steht, das ist Jesu Werk; das hat euch der am Kreuz vollendete Priester gebracht. Würden wir fragen: hat er nicht auch der Heiden Sünde bedeckt? so wäre die Antwort: gewiß! Ihr Heiden seht ja an Israel, was Jesus den Sündern tut. Weil aber unser Brief mit jüdischen Männern redet, hält er ihnen vor, daß Israel trotz seiner Sünden um Jesu willen unter Gottes Gnade steht.

2, 18: **Denn darum, weil er litt, da er selbst versucht wurde, vermag er denen zu helfen, die versucht werden.** Wir sollen bedenken, wie vollständig Jesus sich uns gleichförmig gemacht hat. Das Leiden mit seiner schmerzlichen Kraft, vor der das Herz zurückbebt und erschrickt, brachte ihn in eine Lage, in der er sich selbst verleugnen und sprechen mußte: nicht wie ich will! Damals als der Vater ihn ins Leiden führte, war er vor die Wahl gestellt, ob er ihm auch dorthin folgen wollte. Da ging sein Gehorsam durch die Erprobung hindurch und wurde bewährt. Er ist aber nicht vor dem Kreuz geflohen, sondern hat gelitten und die Versuchung überstanden. Wir aber stehen noch in der Versuchung drin und müssen erst noch in ihr bewährt werden. Nur wenn wir in ihr bestehen, kommen wir empor zum Ziel. Das bringt die Schwierigkeit und den tiefen Ernst in unseren Lebenslauf. Die Angefochtenen, mit denen der Brief redet, haben recht, wenn sie ihren Weg schwer finden; denn wir stehen in der Gefahr zu fallen und es gilt den Sieg in einem harten Kampf. Es handelt sich für uns nicht nur darum, daß unsere Sünden fort und fort an der Größe der göttlichen Gnade dahinfallen, sondern um Sieg wider die Reize, die uns abziehen von Gott, um Überwindung unserer argen Begehrungen, um Bewährung der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit unseres Glaubens und unserer Liebe zu Gott. Aber wir gehen nicht allein durch die Versuchung und brauchen darum vor ihr nicht zu erschrecken. Er, der selbst versucht und bewährt worden ist, kann uns helfen und er verläßt uns nicht. Weil er die Versuchung überwunden und gelitten hat, darum hat er die Macht, uns vor allem Bösen zu behüten. Seine im Leiden bewiesene Sündlosigkeit, sein unter dem Kreuz erprobter Gehorsam, das ist der heilige, rechtmäßige Grund seiner Heilandsmacht.

So entrollt der Brief vor unserem Auge immer vollständiger unsere Bedürftigkeit und zugleich die Gabe Jesu, die ihr entgegenkommt. Er fing mit dem Tod und der Todesfurcht an; das ist die Last, die alle, Fromme und Unfromme, Welt und Kirche, spüren. Aber mancher, dem das Sterben eine betrübende Sache scheint, versteht noch nicht, warum die Sünden etwas Schreckliches und unendlich Trauriges sind. Hernach kommt für die, die die Sünde erkannt und die vergebende Gnade freudig ergriffen haben, erst noch eine dritte Not, die tiefste und innerlichste, die Sorge, daß wir der Sünde entrinnen und in der Versuchung bestehen. Jesu Hilfe umfaßt aber unsere ganze Not, nicht nur den Tod, sondern auch die Sünde, nicht nur die Sünde, sondern auch die Versuchung, und dies deshalb, weil er geworden ist wie wir. Wenn wir bedenken, was wir, die Knechte der Todesfurcht, unter der Last unserer Sünden und im Sturm der Versuchung bedürfen, dann ärgern wir uns nicht mehr an Jesu Niedrigkeit, weil gerade sie uns das gibt, was wir nötig haben. Nun beten wir Jesus nicht nur in seiner himmlischen Erhabenheit an; nun ist er uns auch in seiner Kreuzesgestalt der Heilige und Anbetungswürdige.

3, 1—6.

Worin Jesus über Mose steht.

Von der Himmelshöhe, in der Jesus über allen Engeln steht, hat der Brief unseren Blick zu dem hinabgeleitet, der in Fleisch und Blut in Versuchung und Sterblichkeit unter uns wandelte. Von hier aus schaut er nun auf die menschlichen Träger und Mittler des göttlichen Worts und Werks im alten Bund. Da kommt für den Israeliten zuerst Mose in Betracht. In Moses Lehre und Gebot, unter Moses Zucht und Hut war er aufgewachsen. Nun aber ist er zu Jesus gebracht und Jesus ihm an die Stelle Moses getreten. Ist dieser Tausch Gewinn oder Verlust?

3, 1. 2: **Daher, heilige Brüder, die ihr einen himmlischen Ruf erhalten habt, betrachtet den Boten und Hohenpriester unseres Bekenntnisses, Jesus, der gegen den, der ihn gemacht hat, treu war, wie es auch Mose in seinem ganzen Haus war** (4 Mos. 12, 7). Die Gemeinde besteht aus heiligen Brüdern, weil Jesus sie geheiligt und miteinander verbunden hat. Sie hat weiter an einer himmlischen Einladung Anteil bekommen, weil Jesus ihr die Errettung verkündigt hat, die von oben kommt und sie nach oben führt. Diese großen Namen gehören der Christenheit um Jesu willen und enthalten darum einen kräftigen Antrieb zu der Mahnung, die der Brief zunächst an seine Leser richten will. Deshalb, weil Jesus euch gegen die Versuchungen, die Sünden und den Tod zu helfen vermag, wendet euer Auge hin auf ihn. Als der Brief uns Jesu Herrlichkeit geschildert hatte, sagte er: achtet auf sein Wort! Nachdem er seine Erniedrigung und seinen Tod besprochen hat, fährt er fort: seht ihn an, haltet euren Blick auf ihn gerichtet! Die Gnade und Segensfülle,

die uns seine irdische Erscheinung bringt, muß uns bewegen, nicht nebenaus nach anderen Führern und Meistern zu sehen, sondern allein auf ihn zu blicken, der Gottes Bote an uns und der für uns bestellte Priester ist. Die beiden Namen, die hier Jesus gegeben sind, weisen auf seine beiden Gaben hin, von denen bisher die Rede war. Als Gottes Bote hat er uns Gottes Wort gebracht und als der rechte Priester hat er unsere Sünden bedeckt und uns Gottes Gnade verschafft. Beides läßt unseren Blick nicht von ihm abirren. Zugleich wird er uns deshalb in dieser doppelten Eigenschaft vorgehalten, weil der Brief ihn jetzt mit den beiden Bundesmittlern vergleichen will, die am Sinai in Gottes Auftrag vor Israel standen. Dort stehen Mose und Aaron nebeneinander, Mose, der Bote Gottes, der dem Volk die Rede Gottes überbringt, und Aaron, der Priester, der das Volk mit Gott versöhnt. Was dort getrennt in den beiden Männern erscheint, die nebeneinander Gottes Diener waren, hat Jesus vereinigt in seiner Person.

Wir unsererseits haben uns dadurch mit ihm verbunden, daß wir uns zu ihm bekannt und ihm unser Jawort gegeben haben. Auch das ist ein Band, das uns an ihn gebunden hält. Wir dürfen nicht mehr zurück, dürfen unser Wort nicht brechen, unsere Zusage nicht widerrufen. Abfall von ihm wäre schlimmer, als wenn wir ihn gar nicht erkannt hätten. Haben wir uns ihm unterstellt als dem Boten Gottes an uns und uns ihm ergeben als dem Priester, der uns verordnet ist, nun, so bleibe es dabei! Wie steht es nun? Ist dies, daß wir nur auf ihn blicken und nicht mehr auf Mose, ein Verlust für uns und nicht vielmehr der allerhöchste Gewinn?

Wenn wir an die Unterweisung des Paulus denken, so könnten wir erwarten, daß wir nun auf die Not hingewiesen würden, in die das Gesetz den Menschen bringt. Unser Brief geht nicht diesen Gang. Jene Not unter dem Gesetz empfindet man nur, wenn man ihm mit Aufrichtigkeit und ganzer Seele dient. Zumeist stellte es sich dem Juden in ganz anderem Lichte dar. Mose erschien ihm als der heilsame, sichere Führer zu Gott, unter dessen Leitung er es gut gehabt habe. Wer unter Mose stand, der brauchte nicht zu fragen: was sollen wir tun? Durch Mose wußte er: das ist Gottes Wille; so diene ich ihm und wandle auf seinem Weg, und jeder Zweifel und alle Ungewißheit waren abgetan. Darum konnte denen, die zu Christus hinzugetreten waren, allerdings der versuchliche Gedanke kommen, ihr Leben sei dadurch schwerer geworden, daß es nun Nachfolge Jesu sein sollte, und ihr Weg mühsamer, seit sie sich nicht mehr an der Frage zurechtfinden konnten: was hat Mose gesagt? und sich nicht mehr darauf verlassen konnten: wir halten Moses Gebot.

Mose, antwortet unser Brief, ist in der Tat ein zuverlässiger Führer, der uns Gottes Gebot und Willen rechtschaffen vorlegt. Er hat das Zeugnis Gottes, daß er in seinem ganzen Hause treu sei. Wir sollen Mose seinen ganzen Ruhm lassen und ihn auf seiner höchsten Höhe betrachten, wie ihm das Zeugnis Gottes zur Seite steht, das ihn vor allen auszeichnet, auch vor Aaron und Mirjam und den Propheten allzumal, und die Gemeinde an ihn weist, daß sie ihn höre und ihm gehorche, weil er sie sicher leitet. Eben das war

der Grund, weshalb der Jude Mose so hoch erhob. Er brauchte nicht zu fragen, ob Mose ein zuverlässiger Führer und sein Gesetz wirklich Gottes Gesetz sei. Denn über Mose stand Gottes Bezeugung in heller Deutlichkeit. Er durfte ihm mit voller Ruhe folgen und gewiß sein, daß er damit auf Gottes Wegen gehe.

Mose, sagt der Brief, ist treu und zuverlässig; aber Jesus ist es auch. Auch er hat das Zeugnis Gottes. Es steht nicht so, daß über Mose Gottes Beglaubigung stände und neben Jesus nicht, daß dort Gewißheit und Sicherheit wäre und hier Zweifel und Unsicherheit. Jesus ist euch ebenso sicher und zuverlässig ein Führer und Leiter als Mose und ihr seid ebenso gewiß, daß ihr Gottes Willen tut und Gott dient und auf Gottes Wegen wandelt, wenn ihr Jesus folgt, als wenn ihr Mose gehorcht. Dem war Jesus treu, der ihn gemacht hatte. Er war ein Werk Gottes, weil er sein Boten- und sein Priesteramt von Gott erhalten hat. Weil Gott in ihm redete, wurde er sein Bote; weil Gott ihn zum barmherzigen Priester für uns bestellte und erhöhte, wurde er unser Versöhner mit Gott. Er ist das nicht in eigener Wahl und Macht geworden, sondern durch Gottes Willen und Werk. Von dem Gott, der ihn gemacht hatte, wich er nicht und entzog ihm seinen Dienst und Gehorsam nicht. Ihm blieb er untertan, jedem Wort Gottes untergeben, und erfüllte jeglichen Dienst und jegliches Werk, zu dem die Weisung des Vaters ihn berief. Diese Treue Jesu gegen Gott, deren Siegel und Vollendung das Kreuz ist, macht, daß er für uns ein sicherer Führer ist.

Also haben wir zwei zuverlässige Führer und Mose und Jesus stehen beide als die treuen Boten Gottes vor uns. Und doch können wir sie nicht in gleicher Weise ehren; denn sie haben auch nicht dieselbe Ehre vor Gott. 3, 3: **Denn dieser ist größerer Herrlichkeit als Mose gewürdigt worden, in dem Maß, als der, der das Haus herstellte, größere Ehre hat als das Haus.** Jesus gehört die größere Ehre; denn Mose gehört selbst zum Haus als dessen Glied, während Jesus das Haus Gottes bereitet hat. Sprach ein Israelit von seinem Hause, so dachte er nicht nur an die vier Wände seiner Wohnung, sondern vielmehr an seine Kinder und Enkel, an sein Geschlecht. So ist auch das Haus Gottes seine Gemeinde, sein Volk, die ihm verbundene Schar derer, die er zu seinem Eigentum berufen hat. In deren Mitte steht Mose als einer von ihnen und gehört wie die anderen mit zu Gottes Haus. Jesus aber steht über diesem lebendigen Gotteshaus; denn es ist sein eigenes Werk. Mose ist wie wir der von oben Empfangende, Jesus der Gebende, der, aus dessen Fülle auch Mose nahm. Wir wissen schon aus dem Eingang des Briefs, daß der Sohn der Glanz der Herrlichkeit Gottes ist. Mose sah etwas von Gottes Herrlichkeit. Warum? Weil sie im Sohn ihm entgegenleuchtete, weil ihm Christus in seiner ewigen Gestalt die Schätze Gottes öffnete. Mose verstand etwas von Gottes Wesen und Willen; wie kam ihm das? Weil ihm das lebendige Bild Gottes, Christus, entgegenkam und ihn etwas schauen ließ von Gottes Rat und Wort. So ist Christus der Gründer und Gestalter des ganzen göttlichen Hauses auch in seiner alttestamentlichen Einrichtung.

Wie im Weltganzen, vgl. 1, 2, so enthüllt auch in der Geschichte Israels das Ziel den Anfang. Die reife Frucht der alttestamentlichen Geschichte bildet Christus und sein Reich. Er ist jedoch der Letzte, weil er der Erste ist und von Anfang an als Mittler zwischen Gott und den Vätern steht, durch den ihnen Gottes Offenbarung und Gabe zuteil geworden ist. Ist das erkannt, dann haben wir nicht mehr zwei Führer vor uns, zwischen denen wir wählen könnten, so daß wir sagen dürften: wir folgen wohl Mose, aber nicht Jesus. Nun steht nur noch der eine vor uns, dessen Werk auch Mose ist, und unser Blick haftet an ihm allein.

3, 4: **Denn jedes Haus wird von jemand hergestellt; der aber, der alles hergestellt hat, ist Gott.** Daß es kein Haus gebe, das nicht von jemand gemacht worden wäre, das ist scheinbar ein alltäglicher Gedanke; aber gerade seine einleuchtende Selbstverständlichkeit gibt ihm seine durchschlagende Kraft. Auch Gottes Haus, wie es zu Moses Zeit bereitet wurde, entstand nicht von selbst, so wenig als irgend ein anderes Haus. Die Leser müssen sich doch fragen: woher hat Mose sein Wort und Gesetz, seine Erkenntnis Gottes und seinen Umgang mit ihm? Hat er es aus sich selbst? Nimmermehr, so wenig ein Haus von selber aus dem Boden wächst. Woher stammt denn Israels Besitz? Wo findet sich die Wurzel, aus der es erwuchs, und die Quelle der Gaben, die es besitzt? Woher kommt ihm das alles? Doch wahrlich nicht von ungefähr, noch weniger durch sein eigenes Werk und Verdienst, auch nicht durch Moses Kunst und Kraft. Wenn wir nach dem Grunde Israels fragen, nach dem, der dieses Haus bereitet hat, da finden wir nicht Mose, wohl aber den, der als der Sohn an der ganzen Gottesfülle Anteil hat. Denn von Gott geht jeder Beruf zum Bau und Dienst an seinem Haus aus, jede Begabung, die zum Werk an ihm tauglich macht. Der, der ein Haus Gottes bereiten soll, muß offenen Zugang haben zu Gott, muß aus ihm schöpfen können, ihn sehen und kennen, ihn hören, aus ihm und für ihn leben, in Gemeinschaft stehen mit ihm. Ist Mose der, der in Gottes Gemeinschaft steht, oder Jesus? Je näher bei Gott, desto größer ist der Beruf, desto sicherer die Leitung, desto zuverlässiger die Führung. Aber nicht Mose, sondern nur Jesus steht ohne Schranke und Scheidung in Gottes Licht.

Allerdings ist Mose nicht nur ein Glied des Hauses wie alle anderen, sondern er hat seinen besonderen Beruf und seine eigene Begabung, die ihn vor allen anderen auszeichnet. Aber auch wenn wir auf Moses besondere Gabe achten, die ihn von uns unterscheidet und mit Jesus vergleichbar macht, weshalb auch ihn das göttliche Zeugnis treu in Gottes ganzem Haus nennt, bleibt dennoch der Unterschied zwischen beiden groß und deutlich. 3, 5: **Und Mose war treu in seinem ganzen Haus als Diener zum Zeugnis für das, was geredet werden sollte, Christus aber als Sohn über sein eigenes Haus.** Mose war Diener; Jesus ist Sohn. Der Dienst, den Mose zu erfüllen hatte, bestand darin, daß er ein Zeugnis für das nach ihm kommende göttliche Wort hergestellt hat. Er hatte uns noch nicht das letzte, höchste Wort Gottes zu bringen, sondern sein Wort war von Anfang an darnach bemessen und gestaltet,

daß noch eine spätere Rede Gottes an uns ergehen sollte, die nämlich, die uns Jesus als Gottes Bote bringt. Deshalb ist es Moses Beruf, dem Wort des Christus als Zeuge zu dienen. Wir dürfen hiebei nicht nur an die verheißenden Worte des Gesetzes denken, sondern haben seinen ganzen Inhalt, auch seine Gebote und gottesdienstlichen Einrichtungen, ins Auge zu fassen. Es liegt in diesem Wort ein lehrreicher Wink, wie unser Brief das Alte Testament verstand. Der Zweck desselben besteht darin, uns zu befähigen, Jesu Wort nach seinem Ursprung aus Gott zu erkennen und zu verstehen. Darum kam schon vor Jesus eine Rede Gottes, mit der wir das Wort Jesu vergleichen und an der wir es bewähren können. Wäre uns Gott noch völlig unbekannt und sein Wille uns noch gänzlich verborgen, wenn Jesu Wort zu uns gelangt, so wäre uns kein Verständnis des Christus möglich, höchstens eine blinde Unterwerfung unter ihn, nicht aber eine innerliche Aneignung seines Worts mit eigener Prüfung und Erprobung desselben. Nun ist aber Jesus nicht Gottes einziger Bote, sondern er hat einen Zeugen neben sich, der dem, was Jesus sagt, zustimmt und es bekräftigt, und damit ist uns das Verständnis des Christus und die Erkenntnis Gottes in ihm möglich gemacht. So waren diese jüdischen Männer zum Glauben an Jesus gekommen. Sie waren zuerst Mose von Herzen untertan gewesen und hatten sich von Mose sagen lassen, was Gott ist und will. Dann kam Jesu Wort zu ihnen und nun sahen sie: es ist der eine und selbe Gott hier und dort, ein und derselbe Gotteswille, eine und dieselbe Gerechtigkeit, eine und dieselbe Gnade; Mose ist Zeuge für das, was Jesus sagt. Und mit dieser Einsicht war ihr Glaube an Jesus da; damit traten sie in seine Jüngerschaft. Daher ist auch die wunderbare Verbindung von Einheit und Verschiedenheit, die die Schrift aufweist, für unseren Brief kein Anstoß und keine Schwierigkeit; sie wird vielmehr zum Merkmal ihrer Kraft und Größe. Sie hälfe uns nicht zur Erkenntnis, wenn nicht verschiedene Stimmen in ihr redeten, freilich ebenso wenig, wenn sich diese Stimmen in Zank und Widerspruch gegeneinander kehrten. Die Rede des Zeugen ist nicht einerlei mit dem Wort dessen, dem er mit seinem Zeugnis dient, sonst wäre er nicht bloß Zeuge, und sie ist doch nicht in Zank und Streit gegen ihn gerichtet, sonst wäre er wiederum nicht Zeuge. Er ist es dann, wenn er mit seinem eigenen Munde redet nach dem, was er für seine Person gesehen hat, aber aus der einträchtigen Wahrheit und von derselben Tat, von der der spricht, dessen Wort er bekräftigt. So redet Mose nicht Jesu Wort und Jesus nicht Moses Wort, sondern jeder hat seine eigene Rede; aber sie reden vom selben Gott, vom selben Reich Gottes, vom selben Herrn und König in diesem Reich, vom Werk derselben göttlichen Gnade und Gerechtigkeit. Aus dieser Mannigfaltigkeit, die die Einheit bewahrt, wächst uns Erkenntnis und Gewißheit zu.

Damit ist Mose ein bleibendes Amt und Werk auch in der neutestamentlichen Gemeinde zugeteilt. Wir verlieren ihn und seinen Dienst nicht, wenn wir auf Jesus blicken. Es bleibt dabei, daß er im ganzen Haus Gottes treu ist und mit seinem Dienst alle seine Glieder umfaßt. Aber sein Platz ist nicht

mehr über oder neben Jesus, so daß wir um Moses willen Jesus verlassen könnten, sondern er ist mit seinem Wort Jesus untergeordnet und in seinen Dienst gestellt. Wie er mit dem ganzen übrigen Haus Gottes durch Christus bereitet und begabt ist, so ist er auch für Christus gesandt, daß er ihm diene, sein Wort deutlich und gewiß mache und zu ihm hinleite. Denn nicht Jesus bezeugt Moses Wort, sondern Mose bezeugt Jesu Wort. Wie sollten wir uns vom Sohn zum Diener wenden? Sohnestreue ist mehr als Knechtestreue, sowohl nach oben hin, weil nur der Sohn den Vater wahrhaft kennt, als nach unten hin gegen sein Haus. Nur vom Sohn gilt, daß die Gemeinde sein eigenes Haus ist; er sorgt für sie als für sein Eigentum; denn sie ist des Vaters Eigentum. Wir kommen also, wenn wir Jesus neben Mose stellen, zum selben Schluß und Ergebnis, wie wenn wir ihn neben die Engel halten. Wie der Brief dort sagte: sie sind Diener, er der König und Herr, und wenn ihr diesen findet, so verliert ihr den Dienst der Engel nicht, vielmehr werden sie zu eurem Dienst ausgesandt, weil ihr das Heil bekommen sollt, so sagt er hier: Mose ist Diener; dem Christus gehört das Haus als dem Sohn und ihr weicht damit, daß ihr auf Christus seht, nicht von Mose und seinem Wort ab; vielmehr faßt ihr gerade so, was euch sein Zeugnis sagen will. Laßt ihr dagegen Christus fahren, dann verliert ihr alles, wie der Engel Hilfe, so so auch Moses Dienst.

3, 6: **Wir sind sein Haus, wenn wir die Freudigkeit und den Grund zum Ruhm der Hoffnung bis zum Ende fest behalten.** Mit festem Griff zogen die Apostel alles an sich, was Israel gegeben war. Wir sind das wahre Israel, die Nachkommenschaft Abrahams, das heilige Volk, Gottes Erbe, Gottes Haus. Warum? Weil wir das Werk des Christus sind, das, was er bereitet hat. Dafür haben wir aber eine Bedingung zu erfüllen. Sind wir sein Haus, so ist das nicht unser Werk. Das Haus bereitet sich nicht selbst; wir sind es durch ihn, darum, weil er uns die Hand reichte und die himmlische Berufung an uns richtete. Aber seine Gabe fordert von uns Willigkeit und legt auf uns das Gebot, daß wir bei ihr bleiben und das bewahren, was er uns erworben hat. Wir hören auf, sein Haus zu sein, und fallen aus der Gemeinschaft mit ihm hinaus, wenn wir die Freudigkeit und die Hoffnung, die uns einen starken Grund zum Ruhm und Jubel gibt, nicht festhalten. Darin besteht also das Gebot des Christus: halte die freudige Zuversicht fest! wirf den Jubel der Hoffnung nicht weg! laß dir seine Gabe teuer sein, so daß sie dich freut und das Herz dir weit macht und den Mund dir öffnet zu dankbarem Ruhm und Preis, wie ihn die lebendige Hoffnung gibt. Wir könnten die Freudigkeit und Hoffnung nicht festhalten, wenn sie uns nicht gegeben wären. Wer aber zum Haus des Christus gehört, dem ist große Freudigkeit und Hoffnung verliehen. Die Glieder seines Hauses dürfen ohne Scheu mit ihm reden, dürfen ihn in allen Anliegen anrufen, dürfen seinen Namen brauchen, dürfen auf ihn zählen als auf ihr Gut und Leben. Sie sind zum Hoffen erweckt, da sein Haus nicht wieder zerfällt, sondern vom Ewigen für die Ewigkeit bereitet ist. Die Müden und Ermatteten haben aber zu beachten:

es gilt, das festzuhalten, und das geschieht nicht ohne Anstrengung. Schwer und lastend sammeln sich die trüben, dunklen Empfindungen im Herzen und wogen gegen unsere Freudigkeit und Hoffnung heran und wollen unseren Mut begraben und unsere Freude ersticken. Wir müssen sie mit festem Griff innerlich hochhalten, sollen sie nicht in diesem finsteren Abgrund unserer Seele untergehen. Der Brief ruft uns zu: es handelt sich um euer höchstes Gut, um euer Kindesrecht in Gottes Haus. Unmutige, murrende Glieder hat Jesus nicht in seinem Haus. Können wir kein Vertrauen zu ihm fassen, wollen wir nicht frei und fröhlich mit ihm reden, so stehen wir draußen. Wollen wir nicht hoffen, scheint uns sein Bau nicht Obdach und Heimat für die Ewigkeit und ein unvergängliches Gut, so gehören wir nicht dazu. Mit Nachdruck ist gesagt: den Ruhm der Hoffnung haltet fest. Es gibt auch ein Hoffen, das zwar die künftigen Güter nicht verleugnet, aber sich ihrer nicht mehr rühmt, weil sie uns nicht mehr locken und ziehen, sondern uns kalt lassen, als wären sie wertlos und nichtig. Bei einer solchen Hoffnung sind zwar unsere Gedanken vom himmlischen Ziele noch nicht losgekommen, aber unser Begehren und Trachten ist abgeschweift und nicht mehr nach vorn gewandt. Solches Hoffen wird zuschanden. Die Hoffnung hat das Rühmen bei sich, wenn sie unser Verlangen erweckt, den Wert der uns verheißenen Güter sieht und schmeckt und uns darum kräftig aufrichtet in der Erwartung dessen, was uns verliehen werden wird.

Wenn ihr dies festhaltet: dieses „wenn" deutet auf einen Kampf, auf jene dunklen Strömungen im Herzen, die es vom verheißenen Ziel abwenden und darum niedergerungen werden müssen. Aber dieser Kampf währt nicht ewig, sondern kommt zu seinem Schluß und Sieg. Er findet ein Ende, bei dem die Hoffnung bewahrt ist und in den Empfang der gehofften Gabe übergeht. Vorerst aber behält jenes „wenn" noch seine warnende Kraft und der Brief fürchtet sich nicht, die Warnung recht eindringlich zu machen. Darum erinnert er uns, nachdem er Mose mit Jesus verglichen hat, sofort an das Verhalten der Gemeinde, die den Dienst Moses zuerst empfangen hat und dennoch durch ihren Unglauben unterging.

3, 7—4, 13.

Wie uns Israels Unglaube warnt.

Christus ist treu und doch können wir fallen und uns verderben. Wir sind aber gewarnt und es ist uns gezeigt, wie wir uns um Gottes Gabe bringen würden. Darum hält uns der Brief den 95. Psalm vor und legt dessen ernste Warnung aus. 3, 7—11: **Deswegen, wie der heilige Geist sagt: Heute, wenn ihr seine Stimme hört, macht eure Herzen nicht hart wie in der Verbitterung am Tag der Versuchung in der Wüste, wo eure Väter mich versuchten und erprobten, und sie sahen meine Werke während vierzig Jahren.**

Deshalb zürnte ich diesem Geschlecht und sagte: immer irren sie im Herzen ab. Sie aber erkannten meine Wege nicht, wie ich in meinem Zorn schwur: sie werden nicht in meine Ruhe eingehen (Ps. 95, 7—11). Der Psalm verheißt einen Tag, an dem Gottes Stimme zu den Menschen kommt. Dann dürfen wir aber das Herz nicht hart machen, wie es Israel zur Zeit Moses tat. Es hatte die Werke Gottes vor Augen, voll von seiner Güte und Hilfe, und sie redeten eine mächtige Sprache zu ihm und forderten es zum Glauben auf. Aber sie wachten über ihren Herzen, damit sie sich weder im Vertrauen zu Gott erweichen noch in der Furcht vor ihm erbeben, und brachten es fertig, ihm dennoch trotzig und hartnäckig zu widerstehen. Sie versuchten ihn immer wieder. Die Versuchung Gottes ist das Gegenteil des Glaubens, weil sie Übermut ist, der Gott seine Gaben abtrotzen will, während der Glaube auf Gottes Hilfe wartet, und Gott beschuldigt und den Verdacht gegen ihn erhebt, daß er nicht helfe, daß ihm der Wille und die Macht fehlen, uns darzureichen, was wir bedürfen, während der Glaube der Güte Gottes gewiß ist. Daher war Gottes Antwort auf solche Versuchung Zorn. Er verwarf sie als solche, deren Herz sich immer verirrt und seine Wege nicht sieht, und nahm ihnen den Eingang in seine Ruhe. Sie waren ein wanderndes Volk, das der Ruhe zustrebte, und Gott hatte ihnen die höchste Ruhe zugedacht, Anteil an seiner Ruhe. Nun war sie ihnen verloren und sie gingen unter auf ihrer Wanderschaft. Das ist der Spiegel für die unzufriedene, murrende Christenheit, die an der Erscheinung Jesu kein Genüge hat, die sich hin und her besinnt, ob es nicht besser wäre, ihn zu verlassen und zu verleugnen, die sich wohl zu ihm bekannt hat, aber nicht bei ihrer Zusage bleibt, die wohl hofft, aber ohne Ruhm Gottes und ohne Freudigkeit.

3, 12: **Gebt acht, Brüder, daß nicht in einem von euch dadurch ein böses Herz des Unglaubens sei, daß er vom lebendigen Gott wegtrete.** Wovor warnt uns der Psalm? Vor dem Unglauben, und der Brief legt uns aus, was der Unglaube ist; er besteht darin, daß wir uns von Gott wegbewegen. Wenn das Zeugnis Gottes mich erfaßt und seine Hilfe und Gabe in mein Leben tritt und mein Wille scheut von ihm weg und beugt sich auf mich selbst zurück und strebt aus Gottes Nähe fort, das ist die Bewegung und Tat des Unglaubens. Er ist die Flucht von Gott weg, der Versuch, ihn auszustreichen aus unserem Leben, der Protest gegen ihn: geh! dich will ich nicht. Was macht den Menschen ungläubig? Ein böses Herz, wie es der Psalm von Israel sagt. Es sind nicht die guten Regungen in uns, sondern die bösen, die von Gott wegstreben. Darüber können wir uns leicht klar werden und darin liegt für jeden der Beweis des Glaubens und die Widerlegung des Unglaubens. Was gut in uns ist, das findet im Hinzutritt zu Gott Stärkung, Reinigung und Vollendung; was böse ist, das findet im Unglauben seine Rechnung. Das entscheidet die Wahl. Ob uns Gott lieb oder leid ist, ob wir ihn suchen oder fliehen, hängt von der anderen Frage ab, ob uns das Gute oder das Böse lieb ist, ob wir uns des Guten oder Bösen in uns entledigen möchten. Hier allein liegen die Wurzeln des wahrhaften Glaubens und hier entsteht auch der Unglaube.

3, 13: **sondern ermahnet euch selbst jeden Tag, bis das Heute ausgerufen wird, damit keiner von euch durch den Betrug der Sünde verhärtet werde.** Darin, daß wir im Unglauben vom lebendigen Gott wegtreten, besteht seine Torheit, aber auch seine Gefahr, der Schaden, den sich der Mensch damit selbst antut; denn der Lebendige antwortet auf solche Antastung. Aber das alles verhüllt sich das ungläubige Herz mit großer Kunst. Es breitet eine Decke dunkler Gedanken darüber und umgibt sich mit nichtigen Spiegelungen, die ihm keinen Blick in die Wahrheit mehr offen lassen. Es erscheint ihm, als hätte es völlig recht, als nötige es die Wahrheit und das Gewissen und die Wohlfahrt der Menschheit, und wer weiß nicht was? als gehe es auf dem edelsten Weg zum höchsten Ziel. Und doch ist es nur die Sünde, die eigene böse Begehrung, aus der all dieser Schein stammt. Sie erzeugt in uns die Täuschung als das Mittel, mit dem sie uns sich unterworfen hält. Darob wird das Herz hart. Der Lichtstrahl von oben fällt darauf und es zuckt nicht zusammen. Die Liebe Gottes spricht zu ihm, aber umsonst; es rührt sich nichts in ihm. Es starrt in sein Elend und wird nicht weich. Es schaut auf die Güter, die es wegwirft, und sie reuen es nicht. Es läuft seinem eigenen Willen nach mit aller Energie und Beharrlichkeit. Es legt Kraft in sein Sündigen hinein, die Kraft des Trotzes, der nicht nachgibt und erschrickt, bis alles verloren und verdorben ist. Darum haltet die Augen offen und mahnt einander, fordert der Brief. Die täuschende und härtende Macht der Sünde bewirkt, daß wir uns nicht auf uns selbst verlassen und beschränken können, sondern das sorgsame Auge und mahnende Wort der anderen nötig haben. So beschränkt sich auch die Christenpflicht nicht nur auf die Wachsamkeit über das eigene Herz, sondern sie beruft uns zur Aufmerksamkeit und Dienstleistung auch gegen die anderen mit jener Weisheit, die die Liebe gibt.

So müssen wir über uns selber wachen und füreinander sorgen jeden Tag, ohne müde zu werden, in Beharrlichkeit, bis Gottes Stimme ergeht und sein ernster, großer Tag anbricht, jenes Heute, von dem der Psalm verheißend spricht, damit nicht, wenn von oben her jenes Heute uns zugerufen wird: heute wird euch Gottes Ruhe aufgetan, dann sich unser Herz als in der Sünde hart geworden erweise und der Tag Gottes als Gericht über uns komme statt als Gnadentag und wir jenen Törinnen gleichen, die nicht gerüstet waren, als ihnen zugerufen ward: der Bräutigam ist da!

3, 14: **Denn wir sind des Christus teilhaft geworden, sofern wir den Anfang der Beständigkeit bis zum Ende fest behalten.** Wir haben alles empfangen, was wir für Gottes großen Tag und den Eingang in das Reich des Christus bedürfen; wir kennen ihn ja und sind so mit ihm verbunden, daß wir an ihm Anteil haben. Er selbst, ihn zu kennen, bei ihm zu sein und wie er zu sein, zu empfangen, was er hat und gibt, das ist dereinst unsere Vollendung und Beseligung und das ist uns jetzt schon gegeben, weil wir durch sein Wort im Glauben mit ihm verbunden sind. Aber unser Anteil am Christus bleibt uns nur dann erhalten, wenn wir die Stellung, die jetzt als Anfang uns gegeben ist, bis zum Ende bewahren. Wir haben uns zum Christus

gestellt; daß wir aber zu ihm traten und uns auf ihn gründeten und bei ihm stehen, das ist erst der Anfang, noch nicht das Ende. Unser Anteil an ihm ist jetzt noch kein Sehen und Erleben, Genießen und Empfangen. Die vollendende Gnadentat Gottes steht noch vor uns und wird uns nur dann zuteil, wenn wir den Anfang nicht wieder zerstören und preisgeben, sondern festhalten.

Schon der Psalm gab seiner Mahnung dadurch Ernst, daß er an Israels Unglauben in der Wüste erinnerte. Unser Brief hebt nun diesen Teil des Psalmworts noch besonders hervor. 3, 15—19: **Indem gesagt wird: Heute, wenn ihr seine Stimme hört, macht eure Herzen nicht hart wie in der Verbitterung: welche haben denn, als sie hörten, die Verbitterung bewirkt? Waren es nicht alle, die aus Ägypten durch Mose ausgezogen waren? Welchen zürnte er während vierzig Jahren? Nicht denen, die sündigten, deren Glieder in der Wüste zerfielen? Welchen schwur er, daß sie nicht in seine Ruhe eingehen werden, wenn nicht denen, die ungehorsam waren? Und wir sehen, daß sie nicht einzugehen vermochten um des Unglaubens willen.** Vor dem Fall Israels, den der Psalm beschreibt, hatte es die göttliche Bezeugung und Hilfe erlebt. Ägyptens Joch war zerbrochen, die Ausführung geschehen und die Gemeinde Gottes geschaffen. Dennoch gingen eben die, die aus Ägypten errettet waren, sämtlich durch Gottes Zorn in der Wüste unter. Gottes Eifer war stark genug, sie alle wieder zu verderben, die er doch durch seine Hilfe so hoch erhoben hatte. Die Erlösung, die sie empfangen hatten, entrann wieder aus ihrer Hand. Ihre Sünde raubte sie ihnen wieder, ihr Widerstreben gegen Gott, ihr Unglaube. So schützt auch uns keine Gabe, die wir empfangen haben, vor dem Fall. Wir können alles wieder vereiteln durch unseren Unglauben.

Die Hilfe, die Mose Israel brachte, war noch nicht vollständig und Gottes Gabe noch nicht ganz erlangt. Denn das Land war noch nicht erreicht, das dem Volk zur Heimat werden sollte. So hatten sie die eine Gabe empfangen; die andere mußten sie noch suchen; die eine Hilfe hatten sie erlebt; auf die andere mußten sie noch hoffen. Gerade weil Israel so zwischen zwei göttlichen Gnadentaten stand, ist das, was an ihnen in der Wüste geschehen ist, eine dringliche Warnung für uns. Auch wir haben Gottes Hilfe und Gabe erlebt und zugleich noch solche zu erwarten. Christus ist gekommen; dadurch sind wir erlöst. Aber er ist uns noch verborgen und wir sind noch von ihm getrennt; deshalb ist unsere Erlösung noch eine Verheißung, die in der Zukunft steht. In solcher Lage gilt es zu glauben. Gegründet auf die empfangene Gabe die künftige erwarten, das ist die Glaubenstat. Was wir empfangen haben, macht uns den Glauben möglich und leicht; was noch künftig ist, macht ihn für uns nötig und schwer. Weil wir die Gnade und Gabe Jesu kennen, ist unser gegenwärtiges Leben nicht Dunkelheit, Ungewißheit, Angst und Klage, sondern schon Glaube; weil wir seine Gnade und Gabe erst künftig empfangen, darum ist unser gegenwärtiges Leben noch kein Sehen und Haben, sondern erst Glaube. Weil aber Glaube von uns gefordert ist, kommt uns die Gefahr des Unglaubens nahe.

In meisterhaftem Fortschritt leiten uns die Mahnungen des Briefes voran: achte auf Jesu Wort! 2, 1; sieh auf ihn! 3, 1; halte die Freudigkeit fest! 3, 6; mache dich nicht durch Verhärtung in der Sünde ungläubig! 3, 12—19. Der Weg zum Glauben ist uns dadurch dargelegt. Die Apostel sagen uns nicht bloß: ihr müßt glauben! sondern sie zeigen uns, wie wir gläubig werden. Höre Jesu Wort, nimm Jesu Werk wahr, laß dir die Freude und Hoffnung ins Herz bringen, die dir aus ihm entgegenstrahlt! Nun bist du zum Glauben ausgerüstet; nun greife zu und wirf die bösen Dinge weg, die dich ungläubig machen.

4, 1: **Darum wollen wir uns fürchten, daß es nicht, während die Verheißung übrig ist, daß wir in seine Ruhe eingehen, bei einem von euch den Anschein habe, er sei zurückgeblieben.** Weil wir an Israel sehen, wie man Gottes Verheißung verscherzen kann, wollen wir uns fürchten. Das ist ein männliches Wort. Die Furcht legt sich allerdings als ein Druck auf die Seele, als eine Last, die nicht süß ist, sondern schwer. Aber wie wir durch das Evangelium sprechen lernen: ich will leiden im Blick auf das, was daraus erwächst, so lernen wir auch sprechen: ich will mich fürchten um deswillen, was uns die Furcht gewährt. Wir haben uns nicht künstlich in die Furcht hineinzutreiben. Unsere Künstelei gibt nur Lügen, ob wir uns Hoffnung oder Furcht einbilden. Machen wir es selbst, so ist es nur Sünde. Aber wenn uns am Wort der Schrift im Aufblick zu Gott Furcht in die Seele fällt, dann wollen wir uns ihrer nicht weigern und sie nicht als Belastung und Verdüsterung des Lebens verscheuchen, sondern sie mit unserem Brief für Gewinn achten, für eine Gabe Gottes, für die wir dankbar sind. Denn Furcht ist eine Kraftquelle; sie weckt das Wollen und Handeln. Lernen wir uns fürchten, dann laufen wir nach dem uns vorgesteckten Ziel. Wir dürfen die Furcht und den Glauben nicht auf zwei geschiedene Zeiträume unseres inneren Lebens verteilen, als müßte eine Zeitlang ein innerer Kampf durchstritten sein, in dem uns nichts als Furcht umgibt, und dann ein Friede und eine Freude errungen werden, in der keine Furcht mehr ist. So reißen wir auseinander, was vereint unsere Kraft ausmacht, und machen beides, unsere Furcht und unseren Glauben, krank. Die Schrift weiß von solchen Perioden nichts. Unsere Stelle mahnt die zur Furcht, zu denen sie sofort spricht: wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe Gottes ein.

Warum sollen wir uns fürchten? Es blieb Verheißung übrig; denn was von Gottes Gabe in unserer Hand liegt, hat uns deren Erfüllung noch nicht gebracht. Sie gehört noch der Zukunft an und ist uns als Ziel vorgehalten. Dennoch, obwohl eine Verheißung vor uns steht und uns in der Zukunft winkt, kann es uns gehen wie solchen, die zu spät kommen und verkürzt worden sind, so daß für sie nichts übrig blieb. Unsere Lage, die uns Gott bereitet hat, ist herrlich; die Türe steht für uns offen, die uns den Eingang in Gottes Ruhe gewährt. Dennoch können wir es mit unserer Torheit und Bosheit dahin bringen, daß sich alles in das Gegenteil verkehrt, daß wir vor einer verschlossenen Türe stehen und es ist, als hätten wir keine

Verheißung gehabt. Auch hier redet der Brief wieder in jenem zarten Sinn der Liebe, den wir schwer verstehen. Wir denken bei unserer Furcht und unserem Glauben nur an uns selbst, fürchten für uns und hoffen für uns und sind deswegen arm und schwach. „Keiner unter euch!" sagt der Brief; nur wo das lebendig ist, ist eine Gemeinde da.

Wenn uns die Verheißung entrinnt, so haben wir uns selbst um sie gebracht. 4, 2: **Denn wir haben wie jene eine gute Botschaft erhalten; aber das gehörte Wort half jenen nichts, weil sie sich nicht durch den Glauben mit denen vereinten, die es gehört hatten.** Denken wir an das, was Israel empfangen hat, so sind wir nicht verkürzt und hintangesetzt; denn Gottes gnadenreiches Wort ist uns gegeben, das uns die Verheißung zeigt als für uns bestimmt. Eben darum sollen wir uns fürchten, die Verheißung nicht dennoch zu verscherzen; denn auch jenen, die aus Ägypten errettet wurden und in der Wüste verdarben, war das gütige Wort Gottes gegeben, das ihnen die Verheißung zutrug als für sie bestimmt. Ihr, lautete die gute an sie gerichtete Botschaft, seid mein auserwähltes Volk, ihr mein Erbe und Eigentum, ihr mein priesterliches Königreich; euer Gott bin ich, euch führe ich zu meiner Ruhe! Das war Evangelium. Aber es brachte ihnen keinen Gewinn, weil sie sich von denen schieden, die das göttliche Wort gehört hatten*). Es wurde ihnen durch Boten überbracht, vor allem durch Mose; vielleicht denkt der Brief auch an die Väter, die zuerst die göttliche Verheißung durch Gottes eigene Rede gehört hatten. Auch hierin waren die alt- und die neutestamentliche Gemeinde einander ähnlich gestellt. Auch die Christenheit hat nicht den Sohn Gottes selber gehört, sondern sein Wort durch die empfangen, die ihn gehört haben, vgl. 2, 3. Was die Propheten dem alten Israel waren, das haben uns die Apostel getan. Von Gottes Boten dürfen wir uns aber nicht scheiden und abwenden, sondern müssen uns um sie scharen und mit ihnen eins werden. Das war Israels Sünde in der Wüste, daß es sich von Mose trennte und sich wider ihn auflehnte, als hätte nicht Gott mit ihm geredet. Wiederum war es die Sünde des ungläubigen Israel zur Zeit der Apostel, daß es sie als Toren und Abtrünnige vergeblich reden ließ und aus ihrer Gemeinschaft stieß, statt zu ihnen hinzuzutreten und eine einträchtige Gemeinde mit ihnen zu bilden. Ebenso wäre es für die hebräischen Christen, an die der Brief gerichtet ist, ein verderblicher Fall und der Verlust des Evangeliums, wenn sie sich von denen trennten, die Christus gehört und ihnen das Evangelium in seinem Auftrag verkündigt haben.

Wie werden wir mit denen verbunden, denen Gott sein Wort zuerst übergeben hat? Durch Glauben. Wenn ihr Wort in unserem Herzen Glauben schafft, dann schließen wir uns dankbar und gehorsam an sie an, so daß wir

*) Dieser Satz ist auch so überliefert: Das gehörte Worte half jenen nichts, weil es (das Wort) nicht durch den Glauben mit denen vereint wurde, die es hörten. Dann ist das als die Schuld der Israeliten bezeichnet, daß sie das Wort von sich fern hielten. Das Wort durchdrang sie nicht und verwuchs nicht mit ihnen, wie es dann geschieht, wenn wir ihm glauben.

zur innig mit ihnen verbundenen Gemeinde werden. Wenn wir uns aber ungläubig von ihrem Wort abkehren, dann ist die Mauer aufgerichtet, die uns von ihnen und dadurch auch von Gottes gnädiger Anerbietung trennt. Der Brief erinnert uns absichtlich nicht bloß an die innere Stellung des Herzens, daß wir das göttliche Wort gläubig aufnehmen und bewahren sollen, sondern hält uns ein Kennzeichen des Glaubens vor, an dem er sichtbar wird, damit wir uns nicht für gläubig halten, während wir es doch nicht sind, und dieses Kennzeichen des Glaubens liegt in der Weise, wie wir uns zu Gottes Boten stellen, ob wir sie verachten oder mit ihnen verbunden sind.

Wir können uns mit diesem Wort leicht verdeutlichen, warum der Brief uns zu beidem gleichzeitig bewegen will, daß wir uns fürchten und daß wir glauben und den Ruhm der Hoffnung bewahren mit heller, dankbarer Freudigkeit. Das stört einander nicht, sondern hält und stärkt sich gegenseitig. Wir verkehren oft töricht unsere Furcht und unseren Glauben, fürchten, das Evangelium breche, und glauben zuversichtlich, an uns fehle es nicht. Wir mißtrauen Gott und trauen uns. Die Schrift weist uns den umgekehrten Weg. Das Wort Gottes ist gut, des ganzen Vertrauens wert; ob wir aber zum Wort hinzuwollen, ob wir es aufnehmen und bewahren, das ist die fragliche Sache und der Punkt, an den sich unsere Sorge und Furcht anheften muß. Also wendet uns die Furcht nicht vom gnädigen, freundlichen Wort Gottes ab; wir fürchten ja unseren Unglauben, wenden uns also, je mehr wir uns fürchten, um so mehr zum gnädigen göttlichen Wort. Haben wir Furcht in uns, die das Wort nicht hören mag, die uns rät, es zu verlassen und zu vergessen, das ist die sündige Furcht; diese haben wir wegzutun und nicht ungläubig, sondern gläubig zu sein; denn Gottes Verheißung steht vor uns. Haben wir dagegen die Furcht in uns, die uns zum Wort hintreibt und uns mahnt, es nicht fahren zu lassen: solche Furcht ist ein Geschenk; solche Furcht gibt Glaubenskraft.

4, 3a: **Denn wir gehen in die Ruhe ein, wir, die wir gläubig wurden.** Damit wir zum rechten Glauben und zur rechten Furcht gelangen, haben wir Gottes Verheißung ins Herz zu fassen, die unseren Weg einfach und gerade macht. Der Eingang in die Ruhe ist uns versprochen als Gottes große Gabe, die wir um so fester erfassen sollen, je mehr uns Mattigkeit und Ermüdung umfängt und es uns scheinen will, unser Weg sei schwer. Da gilt es, auf die Ruhe zu sehen, der unser Weg uns entgegenführt. Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe ein; keine andere Bedingung oder Forderung steht uns im Weg. Hier gilt: glaube nur! dein Glaube führt dich zu Gottes Ruhe. Aber wir wissen, was alles unserem Glauben entgegensteht und ihn ersticken will. Der Brief legt uns darum Gottes Verheißung aus nach ihrer Größe und ihrer Sicherheit. Wir finden hier aufs schönste vereinigt, was uns weit entlegen scheinen mag. Wir hören ein warnendes Wort voll von tiefem Ernst. Aber dasselbe endet damit, daß es uns Gottes Ruhe anpreist. Auch die Warnung bleibt im Frieden Gottes und fällt nicht in eine ungläubige Hitze und Angst. Sie will uns ja zur Freudigkeit der Hoffnung erheben. Darum richtet gerade die Warnung unser Auge zur Ruhe Gottes empor und macht uns deutlich,

was diese Verheißung in sich hat. Zu diesem Zweck hält uns der Brief drei göttliche Worte nebeneinander vor.

4, 3b—7: **wie er gesagt hat: Wie ich in meinem Zorn schwur: sie werden nicht in meine Ruhe eingehen (Ps. 95, 11), obgleich die Werke von der Gründung der Welt her geschehen sind. Denn er hat an einem Ort über den siebenten Tag so gesprochen: Und Gott ruhte am siebenten Tag von allen seinen Werken (1 Mos. 2, 2). Und an dieser Stelle sagt er wieder: Sie werden nicht in meine Ruhe eingehen. Da nun übrig bleibt, daß einige in sie eingehen, und die, die früher die gute Botschaft erhielten, um des Ungehorsams willen nicht eingingen, setzt er wieder einen Tag fest, heute, da er nach so langer Zeit durch David sagt, wie schon oben gesagt ist: Heute, wenn ihr seine Stimme hört, so macht eure Herzen nicht hart.** Der erste Spruch, durch den uns der Brief die göttliche Ruhe deutlich macht, ist das Wort über den Ruhetag Gottes, der das Schöpfungswerk beschlossen hat; der zweite ist das Wort Gottes an Israel zu Moses Zeit, daß sie nicht eingehen werden in seine Ruhe; der dritte ist das Wort des Psalmisten: Heute, wenn ihr meine Stimme hört, so verhärtet eure Herzen nicht, das den Eingang in Gottes Ruhe denen nochmals öffnet, die Gott zu ihr beruft. Das erste dieser Worte steht zum zweiten in einem deutlichen Gegensatz. Gott hat die Glaubenslosen nicht zu seiner Ruhe kommen lassen, obgleich die Werke geschehen sind und Gott schon am Schluß der Schöpfung nicht bloß selbst seinen Sabbattag feierte, sondern auch für die Menschen einen solchen heiligte zum Zeichen, daß sie an seiner Ruhe Anteil haben sollen. Als Gott seine Werke schuf, da häufte er nicht Gebilde auf Gebilde ohne Zweck und Ziel und gefiel sich nicht in einem Schaffen, das endlos weiterging. Sein Werk ging sicher und fehllos zur Vollendung und schloß mit Gottes Wohlgefallen an allen seinen Werken. So kam nach dem Schöpfungswerk die Ruhe und diese war schon damals auch dem Menschen gezeigt, daß sie auch für ihn das Ende seiner Wege sei. So liegt es nur am Menschen, nicht an Gott, wenn ihm die Ruhe verloren geht. Gott hat sie auch für uns bereitet von Anfang an und deshalb Israel den Sabbat gegeben als ein Zeichen, das verheißend an Gottes Ruhe erinnerte. Dennoch gab Gott Israel, als er es aus der Knechtschaft ausführte, den Eingang in die Ruhe nicht, wegen seines Unglaubens. Aber es kam noch ein drittes göttliches Wort, das uns die Ruhe nochmals zugesagt hat.

4, 8. 9: **Denn wenn Josua sie zur Ruhe gebracht hätte, hätte er nicht später von einem anderen Tag gesprochen. Also bleibt für das Volk Gottes eine Sabbatruhe übrig.** Der dritte Spruch, der die Ruhe aufs neue verheißt, zeigt zugleich, daß die Ruhe, die Josua dem Volk verschaffte, noch nicht die Erfüllung der Verheißung war. Damals, als Gott wieder vom Eingehen in seine Ruhe sprach, war Israel schon längst im verheißenen Land. Die Wanderzeit in der Wüste war abgeschlossen und doch glichen sie immer noch einem ruhelos weiter wandernden Volk. Deshalb, weil die göttliche Ruhe uns aufs neue verheißen ist, steht der Gemeinde die Sabbatfeier, die auch ihr an

Gottes Ruhe Anteil gibt, noch bevor. Denen, die Gott in seine Gemeinde beruft, ist nicht eine ziellose Unruhe und Arbeit auferlegt, so daß aus ihrem Werk eine endlose Anstrengung, ein Lauf und Kampf ohne Siegespreis würde. Auch unserem Dienst und unserer Arbeit ist ein Ziel der Vollendung gesetzt. 4, 10: **Denn der, der in seine Ruhe einging, kam auch für sich von seinen Werken zur Ruhe wie Gott von den seinigen.** Gottes Ruhe, die sein Schaffen krönt, wird sich über uns ausbreiten und das Joch von unserem Nacken und die Last von unserer Schulter nehmen und auch uns die Stunde bringen, da wir sprechen dürfen: es ist vollbracht! Unser Leben verläuft auch in dieser Hinsicht nach Gottes Bild. Darauf zielt die Bibel überall hin, daß wir unsere Hoffnung mit Gott verknüpfen. Was Gott hat, macht uns reich. An Gottes Gerechtigkeit werden wir gerecht, an Gottes Heiligkeit heilig. Gottes Herrlichkeit verherrlicht uns. Gottes Friede stellt uns in den Frieden; Gottes Ruhe bringt uns zur Ruhe.

4, 11: **Darum wollen wir uns bemühen, in jene Ruhe einzugehen, damit keiner durch dasselbe Beispiel des Ungehorsams falle.** Das Verlangen nach Ruhe und die Lust und Willigkeit zur Arbeit und zum Werk sind dadurch beide ins Christenleben eingefügt und einträchtig miteinander verbunden. Da wir die Sabbatfeier erst vor uns haben, so ist unsere Gegenwart die Werktagswoche und es gilt, sie wirklich zum Wirken zu nützen, damit uns der Ruhetag anbreche, und mit Eifer und Gehorsam die Wanderung zu vollbringen, die uns zum Ort der Ruhe führt. Wir werden aber nicht so in den Kampf, die Arbeit, die Furcht und den Fleiß der Anstrengung hineingestellt, daß wir der Ruhe vergessen müßten, sondern wir wissen, daß all dies nichts anderes als unser Weg zur Ruhe Gottes ist.

4, 12a: **Denn das Wort Gottes ist lebendig und wirksam.** Der Blick in Gottes Verheißung zeigt uns aufs neue die Wichtigkeit und Größe des göttlichen Wortes. Wie kommen wir zu Gottes Ruhe? Das Wort Gottes ordnet sie für uns an, bringt uns das verheißene Gut und gibt uns den Anteil an ihm. Uns liegt nichts ob als zu glauben. Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe ein, weil Gottes Wort nicht bricht, sondern an allen, die ihm glauben, zur Erfüllung kommt. Wir können uns aber gerade aus der Festigkeit und Herrlichkeit des göttlichen Wortes den Fall bereiten, als wäre nun auch unserem Widerstreben gegen Gott freier Raum gegeben, als könnte uns Gottes Gabe nicht mehr entrinnen, auch wenn wir auf unseren bösen Wegen bleiben, da sich Gottes Wort an uns erfüllen müsse, als wäre es unserer Bosheit zur Sicherung und Förderung gegeben. Darum verbindet der Brief mit der Verheißung eine mächtige Beschreibung des göttlichen Wortes, die uns zeigt, wie wir gerade am Wort uns den Fall zuziehen können, wenn wir nicht mit Ernst und Fleiß das Widerstreben gegen das Wort vermeiden.

Die Nichtigkeit unserer menschlichen Worte verleitet uns, auch Gottes Wort für nichtig zu achten. Aber Gottes Wort ist etwas Lebendiges. Es lebt, weil es aus Gott hervorgeht und Gottes Sinn und Willen in sich hat. Als das Wort des Lebendigen hat es selbst am Leben teil. Das gilt in

gewissem Maß schon vom Menschenwort und in höchster Wahrheit von Gottes Wort. Gott scheidet sich nicht von seinem Wort und verleugnet es nicht, als wäre es ihm fremd. Sein bleibt es, auch wenn es zu uns kommt in unser Ohr, in unser Herz, in unseren Mund, in unser Buch. Er kennt es wohl als sein eigenes Wort, als seines eigenen Lebens Äußerung. Darum gleicht es nicht einem toten Stoff, der unempfindlich wäre für das, was ihm geschieht; denn es ist ein Band mit dem lebendigen Gott.

Sein Gebrauch setzt in Berührung mit Gott; sein Mißbrauch tastet Gott an. Deshalb ist es wirksam. Gottes Sprechen und Gottes Wirken, Gottes Gedanken und Gottes Tat bleiben in ungestörter, vollkommener Einigkeit. Wo sein Wort ist, da ist seine Kraft und der Inhalt seines Wortes ist auch der Inhalt seines Werkes. Wir brauchen deshalb keine andere Kraftquelle und kein anderes Heilmittel als Gottes Wort. Haben wir sein Wort, so ist die Kraft nicht fern, die ihm zur Wirklichkeit verhilft. Das Wort bringt sie selbst mit sich. In der Zeit mag sich wohl beides scheiden, so daß Gottes Reden und Wirken auseinandertreten und das Wort zur Verheißung wird, die die Tat noch nicht neben sich hat. Aber im Wesen scheidet es sich nicht und vor Gott fällt es nicht auseinander. Es bleibt dabei, daß Gott spricht und es geschieht.

Darum hat das Wort auch an der Heiligkeit und richterlichen Majestät Gottes teil. 4,12b: **und schneidet schärfer als jedes zweischneidige Schwert und fährt durch bis zur Trennung der Seele und des Geistes, der Gelenke und des Marks und richtet die Pläne und Absichten des Herzens.** Das Wort steht im selben unversöhnlichen Streit und Gegensatz gegen alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit wie Gott selbst und der Eifer Gottes für die Wahrheit und Gerechtigkeit brennt in ihm. Vor dem Schwert, dem Werkzeug des menschlichen Richters, fürchten wir uns, vor dem Worte Gottes nicht. So blind und töricht sind wir. Das Wort schneidet schärfer als jedes Schwert. Fährt der Schwertstoß mit Gewalt in den Menschen, so scheiden sich Seele und Geist und der Lebenshauch, der uns die lebendige Seele gibt, geht von dannen und die Gelenke und Bänder des Leibes zerreißen und die Knochen zersplittern und das Mark zerrinnt. Diese tötende Macht hat auch das Wort. Wir reden uns freilich von der Sünde betrogen ein, der Widerspruch gegen das Wort sei ungefährlich; aber unser Streit gegen das Wort löscht den Lebenshauch in uns aus und macht unseren Leib zerfallen. So haben sie es in der Wüste erfahren. Warum gingen sie unter? Weil ihnen das Wort Gottes entgegenstand, dem sie sich widersetzten. Das brachte ihnen den Untergang, sicherer als das Schwert des erbittertsten Feindes. Das Wort wäre nicht Lebensmacht dem, der es in Glauben und Gehorsam in sich trägt, wenn es nicht zugleich eine richtende Macht wäre, das Todesurteil für den, der es von sich wirft. Was nicht schaden kann, kann auch nicht nützen; was aber Kraft und Leben in sich hat, daran kann man sich auch verderben, wenn man es wider sich selbst kehrt. Darum ist das Wort Balsam und Schwert zugleich, seligmachende und verderbende Macht. Es ist keineswegs nur das Strafwort Gottes, von dem unser Brief sagt, daß es dem Schwerte gleicht;

das gilt nicht weniger vom reichen, lieblichen Wort der göttlichen Erbarmung und Gnade. Gerade am süßen Evangelium Gottes können wir uns verderben, können es mit unheiligem, bösem Sinne entweihen und mißhandeln und werden dann erleben, daß Gottes süßes, gnädiges Wort mächtiger als jedes Schwert uns in den Tod begräbt.

Es gibt kein Mittel, die richtende Macht des Worts von uns abzuhalten. Hier gilt die Regel: entweder richten wir uns selbst oder wir werden gerichtet. Entweder lassen wir das Wort willig und gehorsam sein richterliches Geschäft in uns vollbringen und das Böse in uns austilgen; dann schlägt sein Gericht uns zum Heile aus. Oder wir sträuben uns gegen das Wort und halten unsere Sünde fest; dann wird Seele und Leib am Schwertstoß des göttlichen Worts verderben.

Unser Widerstreben gegen das Wort geschieht in der stillen Heimlichkeit des Herzens. Unsere verborgenen Gedanken und Absichten kehren sich gegen dasselbe und lassen es nicht Meister werden über uns. Darum zieht das Wort auch diese leisen und heimlichen Bewegungen unserer Seele in sein Gericht. Es gibt auch in unserem Innersten nichts, was wir vor ihm bedecken könnten. Wir erleben ja, wie Gottes Wahrheit in unsere Gedanken und Absichten hineinleuchtet, sie nach ihrem inneren Wert scheidet und zur Rechenschaft zieht. Sind sie auch noch nicht sichtbar und zur fertigen Tat geworden, so läßt das Wort sie deshalb nicht als unschuldig dahingehen, sondern verfolgt das Böse bis zu seiner Wurzel hinab mit der unerbittlichen Schärfe des göttlichen Rechts und schneidet es ab und treibt es aus und wehrt ihm das Dasein in uns und wir müssen uns ihm unterwerfen bis zu unserem letzten Gedanken hinunter und auch das im Herzen keimende Böse in uns richten und vertilgen lassen; nur dann wird es uns zum Balsam, der uns ins ewige Leben heilt. Denn das Wort kommt von dem, der alles sieht. 4, 13: **und kein Geschaffener ist vor ihm unsichtbar, sondern alles ist bloß und festgehalten vor seinen Augen. Ihm müssen wir Rechenschaft geben.** Vor Gott und seinem Wort weichen der Schein und die Hüllen; vor ihm gibt es kein Entrinnen. Der durch alles durchblickende Gott spricht mit uns und aus seinem hellen Blick heraus ist sein Wort an uns gerichtet. Ihm, dem sehenden Gott, müssen wir Rechenschaft geben, wie wir sein Wort behandelt haben, ob wir es verworfen haben oder ob wir es bewahrt und darauf geachtet haben als auf unsere Hilfe und unser Gut in dieser Zeit. Dieses lebendige Wort ist nicht nur das geschriebene Bibelwort. Gott hat es bei sich und tut es uns kund durch alles, was er als seine Boten an uns braucht. Unter diesen hat freilich die Bibel einen wichtigen Platz. Wie immer aber das Wort zu uns komme, ob wir es aus den Büchern der Propheten und Apostel haben oder aus dem Mund derer, die jetzt Gottes Gemeinde bilden, oder ob es auf irgend einem anderen Weg in unsere Seele dringt, stets hat uns damit etwas Lebendiges und Wirksames erfaßt, wogegen wir nicht widerstreben dürfen. Haben wir aber bedacht, was Gottes Wort ist und vermag, dann steht die Verheißung hell vor unseren Augen und wir eilen ihr zu.

4, 14—5, 10.

Wie Jesus Priester wurde.

Von den Engeln am Sinai zu Mose, von Mose zum ungläubigen und widerspenstigen Volk, dem er dienen mußte, vom ungehorsamen Volk zum Priestertum Aarons, das ist der einfache und wohlgeordnete Gang des Briefs. Jenes sündige Wegstreben von Gott, das sich ihm nicht gehorsam erzeigen will und das Wort Gottes als Schwert und Richter wider sich hat, machte ein Priestertum für Israel notwendig. Darum stand Aaron neben Mose mit seinem priesterlichen Dienst. Er sollte als Priester die Sünde des Volks decken und ihm ein Schutz gegen den rächenden Zorn Gottes sein und es in der Gnade und Gemeinschaft mit Gott erhalten trotz seinem Sündigen.

4, 14: **Darum, da wir einen großen Hohenpriester haben, der durch die Himmel durchgegangen ist, Jesus, den Sohn Gottes, so wollen wir das Bekenntnis erfassen.** Auch uns hat das Vorangehende gezeigt, warum uns ein Priester unentbehrlich ist. Wir stehen in derselben Lage wie das Volk um Mose her. Auch uns ist das Ziel noch fern und der Lauf ist noch weit. Auch in uns ist dasselbe Menschenherz mit seiner Unlust und Unwilligkeit, die Gott versucht. Auch über uns steht die richterliche Macht und Schwertesschärfe des göttlichen Worts. Gerade am Wort Gottes wird die Kluft zwischen uns und Gott offenbar und unser Gegensatz und Widerstreit gegen ihn ans Licht gezogen. Aber auch uns fehlt der Priester nicht. Wir finden in Jesus nicht nur das, was Mose der früheren Gemeinde bot, sondern auch das, was ihr durch Aaron gegeben war, und wir finden dies in Jesus überschwenglich in vollendeter Kraft und Wirksamkeit. Erscheint uns in seinem Wort die unermeßliche Majestät Gottes, so haben wir in ihm auch den vor Augen, der zwischen uns und Gott in die Mitte tritt als unser Weg zu Gott. Beugt uns sein Wort vor Gottes Heiligkeit, so sehen wir in ihm auch den, der unsere Sünden um seines Todes willen bedeckt. Wir wissen zwar, daß wir vor Gott zur völligen Durchsichtigkeit aufgedeckt sind; wir wissen, daß sein Gericht in unser innerstes Denken und Trachten hineinreicht; wie wissen, daß wir ohnmächtig in die Macht seines richterlichen Wortes hingegeben sind und ganz und gar vom Spruch seines heiligen Mundes abhängen. Dennoch fliehen wir nicht von ihm weg und fürchten uns nicht so vor ihm, daß wir ihn verlassen möchten. Denn wir haben einen großen Hohenpriester und darum halten wir an unserem Bekenntnis fest und bleiben bei unserer Zusage, mit der wir uns ihm verbunden haben.

Die Größe unseres Priesters zeigt sich darin, daß er durch die Himmel hindurchgegangen ist. Wir lasen schon im ersten Kapitel, daß Christus auch über die Engel erhöht worden ist, die im Himmel sind. Das Erste, wozu uns der Brief angeleitet hat, war dies, daß wir hieran die Majestät und Gewalt seines königlichen und richterlichen Worts ermessen. Allein die Erhöhung Jesu über die Engel gibt auch seinem Priestertum seine Größe und

Herrlichkeit. Das macht den Priester kenntlich, daß er gehen darf, wohin sonst niemand gehen kann und gehen darf. So ging der Priester ins heilige Zelt, während die Männer Israels draußen im Hof stehen blieben. So ging der Hohepriester ins Allerheiligste, während die übrigen Priester den Vorhang vor ihm nicht heben durften. So geht Jesus nicht nur in den Himmel, sondern durch den Himmel hindurch über ihn empor zu Gottes Thron. Für ihn gibt es keine Schranke, bei der er stille stehen müßte. Nirgends verwehrt ihm eine Warnungstafel den Zutritt; nirgends steht für ihn geschrieben: hier gehe kein Unheiliger hinein. Er tritt nicht nur zu den seligen Geistern und himmlischen Mächten, sondern noch höher empor, auch über die Schranke empor, die jene von Gott trennt. Der räumliche Ausdruck stellt das innerliche Verhältnis Jesu zu Gott ins Licht und legt aus, was er durch seine Sohnschaft Gottes besitzt, daß er den ganzen Blick in Gottes Herz und den vollen Anteil an Gottes Macht und Herrlichkeit hat, weshalb es für ihn keine Entfernung von Gott und keine Hülle mehr gibt, die ihm Gott zum Teil verbärge. Für ihn ist der Zugang zu Gott ein vollkommener und eben dies macht ihn für uns zum Priester. Darin hat er seine priesterliche Macht.

4, 15: **Denn wir haben nicht einen solchen Hohenpriester, der nicht mit unseren Schwachheiten Mitleid zu haben vermöchte, sondern einen solchen, der in allem in Ähnlichkeit mit uns ohne Sünde versucht worden ist.** Je höher wir Jesus emporsteigen sehen, um so wichtiger ist es, daß wir uns auch das andere Ende seiner Bahn gegenwärtig halten, das ihn zu uns hinab in die Tiefe führt. Verlieren wir ihn etwa damit, daß wir ihn höher oben suchen müssen als die höchste Kreatur, auch über denen, die im Himmel leben? Ist er damit der Gemeinschaft mit uns entrückt und ihm das Mitgefühl mit uns versagt? Er wäre nicht unser Priester, wenn ihm unsere Schwachheit unleidlich und widerwärtig wäre. Priester ist er uns nur dadurch, daß er gegen uns barmherzig sein kann. Aber das ist die Spannweite der Liebe und des Werkes Jesu, daß ihn nichts von Gott scheidet und zugleich nicht einmal unsere Schwachheit ihn uns entfremdet. Sein Auge ist nicht so von Gottes Herrlichkeit erfüllt, daß es für unseren Jammer, unsere Armut, ja auch für die Schwächlichkeit unseres guten Willens, der beständig der sündlichen Reizung unterliegt, bloß den strafenden Blick des Zorns und Widerwillens und nicht den Blick des Mitleids hätte; vielmehr trennt ihn, weil ihn nichts vom Vater trennt, auch nichts von uns. Aus der Herrlichkeit der Liebe, mit der er den Vater erfaßt, entsteht die Vollkommenheit derjenigen Liebe, die ihn mit uns vereint. Daher ist das, was Gottes ist, ihm ganz eigen und vollkommen zugänglich und gleichzeitig bewegt ihn auch unsere Schwachheit, so daß er an ihr mit barmherzigem Mitgefühl Anteil nimmt.

Diese Vollmacht hat er, weil er sich uns gleichgestellt hat und jede Versuchung an sich herantreten ließ und denselben Kampf, in dem wir stehen, in derselben Weise wie wir auf sich genommen und ihn bestanden hat und ohne Sünde geblieben ist. Daß er selbst in allem, ohne daß dabei Sündliches mitwirkte und entstand, versucht worden ist, das gibt ihm das Vermögen,

auch gegen die Sündigenden barmherzig zu sein. Der Reine darf verzeihen, der erprobte Reine, der das Böse an sich selbst bezwungen hat. Er kann ein Freund der Sünder sein, ohne daß er Gottes heilige Ordnung bricht, das Böse beschönigt, der Sünde Vorschub gibt und Gottes Willen dunkel macht. Nachdem er ihn an sich selbst geheiligt hat, hat sein Erbarmen freien Raum.

Er ist frei von Sünde versucht worden. Das ist das Einzige, was er nicht mit uns geteilt hat und auch nicht teilen durfte, wollte er unser Priester sein. Wäre er auch darin uns gleich geworden und seine Versuchung ihm zum Fall geworden, so wäre er nicht mehr über alle Himmel emporgestiegen; denn die Sünde zieht in die Tiefe herab. So wäre er auch nimmermehr unser Priester, der mit unseren Sünden Erbarmen haben darf. Darin, daß er wohl in der Versuchung, aber nicht in deren Ausgang und Ende uns gleich geworden ist, steht der Grund seiner priesterlichen Macht.

4, 16: **Darum wollen wir mit Freudigkeit zum Thron der Gnade hinzutreten, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden, so daß uns zur rechten Zeit geholfen wird.** Christus ist deshalb zu Gottes Thron gegangen, damit wir nicht fernbleiben müssen und bei Gott nicht nur den Thron des Gerichts, des Zorns und der Vergeltung finden, sondern dahin gelangen, wo die Gnade ihren Thron hat, wo sie herrlich waltet und ihre Gaben austeilt an die, die herzutreten. Wir kommen vor ihren Thron durch Glauben und Bitten, durch Hoffen und Lieben, dadurch daß unser Herz in Jesu Namen sich nach oben streckt. Um seinetwillen kommen wir nicht vergebens. Erbarmung und Hilfe zu rechter Zeit, das ist die Antwort, die wegen Jesu Priestertum zu uns vom Thron der Gnade herniederkommt.

Sind wir mit unserem Hohenpriester nicht besser daran als Israel mit dem seinigen? Der Brief zählt nun auf, was alles nach dem Gesetz zum priesterlichen Amt erforderlich ist. Nichts von all dem fehlt Jesus und er hat noch mehr. 5, 1: **Denn jeder Hohepriester wird aus Menschen genommen und für Menschen bestellt in dem, was für Gott zu geschehen hat, damit er Gaben und Opfer der Sünden wegen darbringe.** Der Priester muß ein Mensch sein und zu denen gehören und mit denen leben, denen sein Amt zugute kommen soll. Das ist die erste Eigenschaft, die ein Priester haben muß. Sodann wird er für die Menschen eingesetzt, nicht Gottes wegen — nicht Gott bedarf das priesterliche Werk —, auch nicht seinetwegen zu seiner eigenen Ehre und Erhöhung, sondern der Gemeinde wegen. Sein Amt ist ein Dienst, der den Menschen getan wird, dessen Frucht und Ertrag ihnen zufallen soll. Dieser Dienst hat aber darin seinen besonderen Charakter, daß er sich nicht wie jede natürliche Handreichung sogleich an den Menschen, sondern nach oben an Gott wendet. Der Priester leistet mir Hilfe in meinem Verhältnis und Verkehr mit Gott. Er verschafft mir Gottes Gnade und Hilfe und greift für mich in den göttlichen Reichtum hinein, um für mich aus Gottes Schatz diejenige Gabe zu holen, die ich wohl bedarf, jedoch nicht selbst erlangen kann. Was uns der Handreichung und Vermittlung des

Priesters bedürftig macht, das sind unsere Sünden. Sie stehen zwischen uns und Gott und verwehren uns, selbst die Hand nach Gottes Gabe auszustrecken. Darum ist das Opfer die Hauptsache am priesterlichen Dienst.

Das ist ein Kerngedanke unseres Briefs, der öfters wiederkehrt. Ohne Opfer gibt es kein Priestertum. Wer opfert, der handelt priesterlich, und wie das Opfer ist, so ist der Priester. Mit unserem Sündigen raffen wir Gottes Gaben an uns und ziehen unsere Kräfte, die uns von ihm anvertraut sind, von ihm ab. Wir nehmen seinem Namen seine Ehre, seinem Gebot seine Gültigkeit, seiner Güte das Ziel, das sie in uns sucht. Wie sollen wir dies aufheben und heilen anders als durch das Opfer? Statt zu nehmen müssen wir lernen, Gott zu geben, statt an uns zu ziehen, was sein ist, ihm darzubieten, was unser ist. Dazu brauchen wir jedoch den Mittelsmann, der von Gott ermächtigt ist, vor ihn zu treten und ihm unsere Gabe darzubringen, und ermächtigt, um des Opfers willen in Gottes Namen zu vergeben und Gnade zu erzeigen. In der Hand des Sünders ist auch die Gabe sündig. Nur in der Hand des Priesters ist das Opfer rein und wohlgefällig.

5, 2. 3: **der gegen die mild gesinnt sein kann, die fehlen und sich verirren, weil auch er selbst Schwachheit an sich hat, und um ihretwillen ist er verpflichtet, wie für das Volk, so auch für sich selbst der Sünden wegen Opfer darzubringen.** Soll uns der Priester gegen unsere Sünden mit seinem Opfer behilflich sein, so muß er Milde und Nachsicht üben können. Wenn er jeder Sünde den rächenden Zorn entgegenstellt, so wäre er für uns nicht ein Priester, sondern ein Richter und nicht für uns, sondern wider uns eingesetzt. Es schweben hiebei dem Brief die Schranken vor, in denen sich das alttestamentliche Priestertum nach dem Gesetz halten mußte. Es durfte nicht jegliche Sünde mit dem Opfer sühnen und jedem Übeltäter Hilfe bieten. Es gab hier eine Grenze, an der der Priester abtreten mußte und der Altar dem Schuldigen verschlossen ward, weil hier das Werk des Richters begann und die Gemeinde den Bösen aus ihrer Mitte auszurotten hatte. Das geschah dann, wenn das Gebot mit bewußter, frecher Empörung zerrissen worden war. Dann aber, wenn Unwissenheit und Betörung die Sünde erzeugt hatten und mit reuiger Abwendung von ihr das Gebot als gültig und heilig geehrt wurde, ging der Priester an sein versöhnendes Werk. Für die Blinden und Verirrten war er eingesetzt. Ihnen erwies Gott durch ihn Barmherzigkeit.

Der alttestamentliche Priester war zum geduldigen Ertragen der Sünde darum wohl befähigt, weil er in derselben Schwachheit stand wie die Gemeinde um ihn her. Er war selbst ein Sünder und darum zum Erbarmen mit den Sündern genötigt, die er nicht richten konnte, ohne daß sein Gericht ihn selber traf. Darum ließ es ihm auch das Gesetz nicht zu, daß er nur für die Gemeinde opfere, als wäre er selbst rein und heilig und nur das Volk sündig und seines Opfers bedürftig, sondern es verpflichtete ihn, ganz ebenso für sich selbst zu opfern wie für das Volk. Es ließ ihm keine Überhebung über die Gemeinde zu, als dürfte er seine Sünde vergessen, sondern stellte ihn in ihre Mitte als in derselben Sünde stehend und derselben Versöhnung bedürftig

und erst, nachdem seine eigene Sünde durch das Opfer bedeckt war, konnte er den anderen ein Priester sein.

5, 4: **Und keiner bekommt für sich selbst die Ehre, sondern er bekommt sie, wenn er von Gott berufen wird wie auch Aaron.** Noch eine weitere Eigenschaft gehört wesentlich zum Priestertum als dessen notwendige Grundlage. Solchen Dienst wählt und nimmt sich niemand selbst. Dazu bedarf es der Berufung durch Gott. Priesterliche Macht wird allein von Gott empfangen als seine Gabe; nur er kann einen Menschen ermächtigen, in seinem Namen Gnade zu erzeigen und Hilfe darzureichen. Ein selbsterwähltes Priestertum ist Lüge und Trug, Überhebung über Gott, Zauberei und Götzentum. Solche göttliche Berufung hat Aaron in der Tat empfangen; denn er ist durch Gottes Einsetzung zum Priester geworden.

Also, mochte ein jüdischer Mann sagen, was fehlt uns denn? Es ist uns ja alles dargereicht, was wir bedürfen. Gott hat uns einen Priester gegeben, dessen Opfer unsere Sünde tilgt und dessen Segen ihren Fluch von uns nimmt. Ist Jesus, antwortet unser Brief, durch eigene Wahl zum Hohenpriester geworden? Fehlt ihm Gottes Berufung und Einsetzung? 5, 5. 6: **So hat auch der Christus nicht sich selber verherrlicht, um Hoherpriester zu werden, sondern der tat es, der zu ihm gesprochen hat: Du bist mein Sohn, ich habe dich heute gezeugt** (Ps. 2, 7); **wie er auch an einer anderen Stelle sagt: Du bist Priester für ewig nach der Ordnung Melchisedeks** (Ps. 110, 4). Wir sehen Jesu Herrlichkeit, die er als der Auferstandene und zu Gott Erhöhte hat. Fiel ihm denn diese Herrlichkeit durch den Griff seiner eigenen Hand zu ohne Gott, wider Gott? Nein! das war die Gabe des Gottes, der zu ihm sprach: du bist mein Sohn. Der Sohn macht sich nicht selbst zum Sohn; der Vater macht ihn dazu; das Wort des Vaters hebt ihn in das Sohnesrecht und die Sohnesherrlichkeit empor, in der er unser Hoherpriester ist. Dieses erste Schriftwort redet allerdings noch nicht unmittelbar von Jesu Priestertum, wohl aber von seinem Grund und seiner Wurzel. Aus Jesu Sohnesstellung vor Gott stammt alles, was er als Priester für uns vermag und tut. Dazu fügt nun der Brief noch ein zweites Schriftwort, das ihm bestimmt und ausdrücklich das Priestertum überträgt als Gottes Auftrag und Stiftung und zwar ewiglich, so, wie es Melchisedek hat.

5, 7—10: **Er brachte in den Tagen seines Fleisches Bitten und Flehen dem, der ihn aus dem Tod retten konnte, mit starkem Geschrei und Tränen dar, und weil er Gott fürchtete, wurde er erhört, und obgleich er Sohn ist, lernte er durch das, was er litt, den Gehorsam und er wurde vollendet und dadurch für alle, die ihm gehorchen, der Urheber ewiger Rettung und von Gott ein Hoherpriester nach der Ordnung Melchisedeks genannt.** Blicken wir auf Jesu Lebensgang. Wie deutlich tritt hier ans Licht, daß er nicht eigenwillig und eigenmächtig sein Amt an sich riß, sondern es aus Gottes Händen entgegennahm. Er hat während seines irdischen Lebens nie, wenn ihm das Sterben nahetrat, zur Selbsthilfe gegriffen, sondern Gott allein als den geehrt, der ihn aus dem Tode erretten konnte. Er hielt sich ans Bitten und

wartete auf die Erhörung. Gott hat ihn auch nicht umsonst bitten lassen; er wurde erhört und der Tod hatte keine Gewalt über ihn, sondern das Kreuz ward ihm zur Pforte des ewigen Lebens. Aber wie mußte er die Erhörung suchen? So, daß er sich sorgsam und folgsam völlig der Regierung Gottes unterwarf. Deshalb bekam er Gottes Hilfe, weil er nicht keck zufuhr nach der Regung seines eigenen Willens, sondern sein Verlangen unter die Regel stellte: wenn es der Vater will! weil er es, so rein und recht es war, dennoch zurückhielt, bis der Vater geredet und der Vater geholfen hatte, und sich in seine Hände gab. Weil er nur auf diesem Weg die Erhörung suchen durfte und finden konnte, darum wurde ihm das Leiden nicht erspart; er mußte vielmehr im Leiden bewähren, daß er Gott nicht vorgriff in Ungeduld und Eigenwillen, und so im Leiden eine Schule des Gehorsams durchlaufen, eine Übung der völligen Ergebung in Gott, und dies hat ihn zum Priester gemacht.

So fehlt ihm auch das höhere Gegenbild zu jener Schwachheit nicht, die Aaron mit allen anderen Gliedern der Gemeinde teilt, und zu jenen Opfern, die der Priester für sich selbst darbringt. Ärgert euch doch nicht, sagt uns der Brief, an Jesu Erniedrigung. Er hat sich allerdings euch völlig gleichgestellt. Auch er lag vor Gott als der Bittende; auch seine Stimme wurde zum lauten Ruf, der Gottes Ohr suchte und Hilfe begehrte; auch in sein Gebet mischten sich die Tränen. Er bittet nicht nur für euch; er bat auch für sich selbst. Das war sein Opfer, das er Gott darbringt. Gehorsam gab er ihm; seinen Willen ließ er ihm ganz und gar und dieses innerlichste, wahrhaftige Opfer brachte er nicht nur im Blick auf uns dar, sondern auch im Blick auf seine eigene Person, auf den Ausgang seines eigenen Lebens. Es ist somit auch bei ihm wahr: aus den Menschen wird er genommen, der Priester sein soll, einer, der ihre Schwachheit an sich selber trägt. Er aber hat sich durch seine Schwachheit nicht von Gott scheiden lassen, sondern in ihr den Gehorsam geübt. Daher hat er seine priesterliche Macht.

Wir werden besonders an die Stunde in Gethsemane denken und an die Bitten am Kreuz, obwohl dieses Flehen und Bitten, diese sorgsame Zurückhaltung, diese Gehorsamsübung im Leiden nicht nur auf die letzten Stunden Jesu einzuschränken ist. Der Vorblick auf das Leiden, wie er schon längst in Jesu Seele lag, war auch schon Leiden und jene Nächte des Gebets, von denen uns die Evangelien erzählen, und all jene sorgsame Zurückhaltung, die vom Anfang seiner Arbeit an durch keinen Erfolg sich blenden ließ, nach keinem augenblicklichen Vorteil haschte, sondern sich geduldig schmähen, verkennen und anfechten ließ und ruhig mit ansah, wie die Dinge sich immer mehr und mehr dem Kreuz zuwandten, das alles gehört auch zur Gehorsamsschule und zum Gebetsopfer, von dem hier gesprochen wird.

Die Schwere dieses Weges bestand darin, daß darin ein Gegensatz zu seiner Sohnesstellung lag. Obgleich er der Sohn ist, lernte er durch sein Leiden das Gehorchen. In der Bahn des Sohns liegt freilich nicht Ungehorsam, aber auch nicht eine solche Gehorsamsschule, sondern ein freies, volles Zusammenstimmen des väterlichen Willens mit dem seinigen, ein Verhalten des

Vaters zu ihm, das ihm Macht und Raum gab, ohne Hemmung und Not dem Willen des Vaters zu dienen, ein Auftrag des Vaters, der ihm den Gehorsam zum Leben machte, nicht aber in den Tod ihn führte, zur Ehre, nicht aber zur Erniedrigung. Aber nicht einmal seinen Sohnesnamen macht er gegen die Entscheidung des Vaters geltend und er überläßt es dem Teufel, zu folgern: weil du Gottes Sohn bist, so schaffe dir allewege Brot. Vielmehr zieht er aus seinem Sohnesnamen Trieb und Kraft zu einer Hingebung, die auch im Tod nur auf den Vater blickt und nur im Bitten die Errettung sucht.

Dieser neue Blick auf Jesu Leiden ergänzt und erklärt die erste Betrachtung desselben, die das zweite Kapitel enthält. Dort war uns gezeigt, was Jesus zu uns zieht; hier, was ihn am Vater hält. Dort sahen wir im Leiden den Bruder, der mit seinen Brüdern alles teilt; hier den Sohn, der dem Vater alles übergibt. Nun sehen wir auch deutlicher, worin seine Versuchung bestand, darin, daß er wie wir auf das bloße Gehorchen gewiesen war, und kennen eben dadurch den Grund seiner Macht, an der der Tod und der Satan scheitern und unsere Sünden vergangen sind. Seine Liebe zu den Brüdern, mit der er sich uns gleichgestellt hat, und sein Gehorsam gegen den Vater, durch den er sich unter dem Vater hielt und sich seiner Leitung untergab, das sind die beiden Edelsteine, die Jesu Kreuzesbild schmücken und ihm vor Gott, Engeln und Menschen eine Herrlichkeit geben, die nie vergeht.

Er litt und gehorchte und so ward er vollendet. So kam er ans Ziel, wo ihm nichts mehr gebricht und fehlt. Seine Einheit mit dem Vater ist vollkommen geworden. Er hat ihm Gehorsam erzeigt bis ans Ende; darum ist er ins himmlische Wesen erhöht worden. Nun erlöst und errettet er uns. Wir empfangen auf demselben Weg das Heil, auf dem er es uns erworben hat. War er gehorsam, so kann auch uns nur Gehorsam helfen. Denn er, der gehorsam geworden ist, zieht nicht die Widerspenstigen zu sich. Ihm sollen wir gehorsam werden, wie er es dem Vater war. Dann fällt uns die Frucht seines Gehorsams, der ihn in die Vollkommenheit erhob, dadurch zu, daß er uns eine ewige Errettung verschafft. Weil er dies kann und soll, darum hat ihm Gott auch den Priesternamen gegeben, und dies nicht nur so, daß er ihn Aaron gleichstellte, sondern so, daß er ihm ein Priestertum von neuer und höherer Art zuteilte, da es nicht in Aaron, sondern in Melchisedek seinen Namen und sein Vorbild empfangen hat.

5, 11—6, 20.

Das Strafwort an die Trägen.

5, 11: **Darüber haben wir ein reiches Wort, dessen Sinn schwer zu deuten ist, da ihr an den Ohren träg geworden seid.** Jesu Priestertum, das nicht auf der Stufe Aarons bleibt, sondern der Stellung Melchisedeks entspricht, füllt die Gedanken des Schreibers. Da möchte er uns noch vieles sagen und

sein Wort reich machen. Wie könnte er Jesus höher preisen und uns kräftiger zu ihm ziehen als dadurch, daß er Jesu Priestertum mit seiner Gnade und Kraft hell und groß vor uns hinstellt? Wir sehen ja auch sofort, daß die begonnene Vergleichung der alttestamentlichen Priester mit Jesus noch nicht beendigt ist. Es ist uns gesagt, daß das, was das alttestamentliche Priestertum zu einer gnadenvollen Einrichtung machte, bei Jesus nicht fehlt. Damit ist aber der tiefe, große Unterschied noch nicht gezeigt, der beide voneinander trennt. Und doch hat die Beschreibung des alten Priesters, 5, 1—4, diesen Unterschied bereits berührt. Dort amtet der Mensch als Priester und der Sünder, der für sich selber opfern muß. Damit hat Jesu Gehorsams- und Gebetsopfer wohl einige Ähnlichkeit, ist aber doch von höherer Art und gibt seinem Priestertum einen unendlich größeren Wert. Wir sollen auch diesen Unterschied verstehen lernen. Wie uns der Brief von Mose nicht nur sagte, daß Jesus auch treu sei so gut wie Mose, sondern wie er weiter Mose neben Jesus verschwinden läßt, wie das Haus neben dem verschwindet, der es bereitet hat, so wird er uns nun zeigen, wie Aarons Priestertum dahinfällt und nutzlos wird neben Jesu priesterlicher Macht.

Aber dieses höchste und heiligste Geschäft, die im Kreuz sich offenbarende Gnade Jesu darzustellen, ist eine schwierige Aufgabe. Es ist das Zarteste, Reinste, Lieblichste, was einem Menschen hier in dieser Welt gesagt werden kann. Aber ob er es versteht? Auf die Seele des Schreibenden fällt die Sorge, ob es ihm gelingen wird, sein Wort den jüdischen Christen hell zu machen. Denn sie sind zum Hören träg geworden und besonders dann, wenn von Jesu Kreuz gesprochen wird. Sie sollen im Tod Jesu das Opfer erkennen, das er für sie gebracht hat, und in seiner unsichtbaren Verborgenheit seinen priesterlichen Gang ins Heiligtum. Eben das sind die Dinge, an denen ihr Anstoß und Zweifel entspringt und ihre Unlust, bei Jesus zu bleiben. So deutlich er ihnen Jesu Tod darstellen und so groß er ihnen den Segen desselben vormalen mag, das läßt sich nicht ändern, daß sie jetzt noch nicht im Genuß des himmlischen Wesens und Lebens stehen, sondern sich zum Glauben und Hoffen bequemen müssen. Solange sie dessen überdrüssig sind und etwas anderes suchen, kehren sie ihr Ohr unwillig von allem ab, was er ihnen über Jesu Priestertum sagen mag. Darum tritt der Brief zuerst mit ihrer Unlust und ihrem Widerwillen in einen ernsten Kampf. Nur wenn hier der Sieg gewonnen ist, findet das Wort, das Jesu Kreuz ihnen deutet, bei ihnen eine gute Statt.

Diese Mahnung besteht aus vier Worten. Voran geht ein Strafwort, 5, 11—6, 3; dann folgt ein Drohwort, V. 4—8, dann ein Trostwort, V. 8—12, und den Schluß macht eine Verweisung auf Gottes Wort und seine Festigkeit, das uns zu einer lebendigen Hoffnung zu erwecken vermag, V. 13—20.

5, 12: **Denn während ihr der Zeit wegen verpflichtet seid, Lehrer zu sein, habt ihr wieder nötig, daß euch jemand die den Anfang bildenden Elemente der Worte Gottes lehre, und seid solche geworden, die Milch nötig haben, nicht feste Speise.** Es ist beim Evangelium nicht auf ein endloses Hören abgesehen, so daß man uns dieselben Dinge immer und immer wieder

sagen muß; sondern wir sollen sie so hören, daß wir sie fassen und sie uns aneignen, uns zum inwendigen Eigentum. Damit sind wir dann befähigt, sie auch anderen darzubieten. Nicht auf das Lernen fällt der Tadel. Denn der Wahrheitsschatz Gottes ist unerschöpflich und das Lernen darum ein bleibendes Element unseres Lebens, das nicht aufhören kann. Der Tadel fällt vielmehr auf ihre Unlust zum Lernen, die sie immer noch des Lehrers bedürftig macht, auf ihre Ratlosigkeit, die sich nicht selbst vorwärts helfen kann und sich nicht selbst in Gottes Wegen zurechtzufinden weiß, die man immer wieder spornen, stoßen und treiben muß, wenn kein Stillstand oder gar Rückgang eintreten soll.

Und nun bedürfen sie des Lehrers sogar noch für die einfachen Grundwahrheiten, die uns die göttlichen Worte vorhalten. Die vielen göttlichen Worte stehen nicht alle nebeneinander auf derselben Fläche, dienen nicht alle demselben Bedürfnis und haben nicht alle dieselbe Bedeutung. Die einen unter ihnen enthalten die Grundlage aller Frömmigkeit; andere bauen darauf mancherlei weiterführende Einsicht in Gottes Regierung und Wege. Die einen stiften den Anfang unserer Gemeinschaft mit Gott, die anderen führen diesen Anfang ins Wachstum und machen unsere Gemeinschaft mit Gott reich, kräftig und fruchtbar. Diesen Unterschied im Wort und in der Erkenntnis Gottes beschreibt unser Brief, wie Paulus 1 Kor. 3, 2, durch das Gleichnis, das vom Unterschied in der Ernährung hergenommen ist, der durch das Wachstum entsteht. Von der Milch geht der heranwachsende Mensch zur festen Nahrung über. Wir dürfen auf die Erstlingsgestalt des göttlichen Worts, die der Milch verglichen ist, keinen Tadel oder Makel werfen. Vielmehr sind diese Fundamente der heilsamen Wahrheit, die den Anfang des Christentums bilden, für uns das Wichtigste, Heiligste und Heilsamste. Ein Säugling bedarf Milch und gar nichts anderes und ist nicht schlecht genährt, wenn er bloß Milch erhält. So sind auch die anhebenden, einfachen Gottesworte nichts Leeres, Schwächliches, Verächtliches, sondern gerade das, was der Mensch in den Anfängen seines inwendigen Lebens bedarf, eine köstliche Speise, die seligmachende Gotteskraft. Auch wenn wir wachsen und inwendig stark werden, werden sie für uns niemals leer und kraftlos, gleichsam abgenützt und aufgebraucht, sondern sie bleiben der Eckstein, auf dem der ganze innere Bau ruht, die Wurzel, die alles Wachstum erzeugt und unterhält, das, wohin wir immer wieder zurückzukehren haben, was uns bei allem Fortschritt der Erkenntnis begleitet, was wir nie so überschreiten dürfen und wollen, daß wir es hinter uns zurückließen. Aber die Grundgedanken des göttlichen Worts sollen unser Eigentum werden und nicht immer wieder ins Schwanken kommen, sondern von uns erkannt und mit uns verwachsen sein. Weil die einfachen Grundworte des Evangeliums den jüdischen Christen wieder unsicher und undeutlich geworden sind, darum schilt sie unser Brief. Wenn wir sie aber ergriffen haben, dann dürfen wir uns nicht auf diesen Anfang beschränken, als hätten wir Gottes Wahrheit nun genugsam in uns, sondern müssen der Fülle und Klarheit des göttlichen Worts nachstreben und reich zu werden trachten im Verständnis der göttlichen Dinge. Jene anfangenden Worte sind nicht schon das Ganze, was uns Gott zur Er-

kenntnis und Aneignung dargereicht hat. Wer sich gegen diese weiterführende Einsicht sträubt und sich vor dem zunehmenden Licht verschließt, der macht sich krank, gerade wie ein an Jahren alter Mensch, der wieder nichts als Milch erträgt, die Gesundheit verloren hat.

Der Brief legt es uns aus, warum wir nicht schlaff und satt beim ersten Anfang der Erkenntnis Gottes bleiben dürfen, als wäre das für uns genug, und benützt auch dazu das Gleichnis von den verschiedenen Altersstufen. 5, 13. 14: **Denn jeder, der an der Milch Anteil hat, ist im Wort der Gerechtigkeit unerfahren; denn er ist unmündig. Den Vollkommenen gehört aber die feste Speise, denen, die ihre Sinne anwendeten und darum solche Sinne haben, die zur Unterscheidung des Guten und Schlechten geübt sind.** Wer sich noch nichts anderes anzueignen vermag als den einfachen Grundsatz des Evangeliums, der steht noch in einer geistigen Kindheit mit engem, beschränktem Sehfeld, blinden Urteilen, törichten Hoffnungen und Befürchtungen in Unselbständigkeit. Daher rührt es, daß er die feste Speise, die hoch emporragenden göttlichen Worte, noch nicht erträgt. Und zwar ist es das Wort der Gerechtigkeit, worin er noch unkundig ist. Beim Wort Jesu handelt es sich nicht nur um irgendwelchen Luxus des Geistes, der uns etwa nur zum Genuß diente und als geistiges Prunk- und Prachtstück den inneren Hausrat zierte. Jesus zeigt uns vielmehr in seinem Wort, was Gerechtigkeit ist, wie wir mit Gottes gutem Willen in Übereinstimmung kommen und sein Wohlgefallen erlangen. Deshalb zeigt uns sein Wort die Arbeit, die wir auszuführen haben, unseren Beruf. Unmündigkeit im Verstehen ist darum auch Schwäche im Handeln, Unfähigkeit zum Dienst, den wir Gott und Christus an den Menschen um uns her zu erweisen haben. Die Trägheit, die sich mit den Anfängen zufrieden gibt, ist darum nichts Unschuldiges, sondern sie ist gewissenlos. Sie hat die Gerechtigkeit nicht lieb, sondern trägt es mit Leichtigkeit, wenn es auch unrichtig in unserem Leben zugeht und wir von der guten Bahn Gottes abweichen. Wer auf die Gerechtigkeit sein Trachten richtet, der muß in seiner Einsicht wachsen wollen zur Vollkommenheit, zu einem reifen, ausgewachsenen Lebensstand.

Es liegt nicht am göttlichen Wort, wenn wir in unserem geistigen Wesen Kinder bleiben. Es bietet auch den herangewachsenen, reif gewordenen Geistern das, was sie bedürfen, die feste Speise, die ihrer Kraft entspricht. Wir werden niemals über die göttlichen Worte hinauswachsen; sie wachsen mit uns, geben uns neue Blicke, hellere Einsicht und stellen uns größere Aufgaben, bei denen unsere ganze Kraft zur Verwendung kommt. Die Eigenschaft und das Kennzeichen, das den reifen, ganzen Christenstand auszeichnet, sind die zur Unterscheidung des Guten und Bösen geübten Sinne. Wie die natürlichen Sinne im Kind noch unentwickelt sind, aber durch die Übung sich schärfen und kräftigen, so daß nun auch das, was uns zuerst nur einen dunklen Eindruck machte, scharf erfaßt und nach seinem Nutzen oder Schaden richtig beurteilt wird, so sind wir in ähnlicher Weise zunächst über das Gute und Böse unwissend und täuschen uns selbst und greifen fehl. Wir lassen uns blenden durch die

liebliche Hülle, unter der sich das Böse versteckt, und erschrecken vor den Schwierigkeiten, die das Gute begleiten. Nicht nur bei den anderen, sondern auch bei uns selber täuschen wir uns mannigfach. Es bewegt uns im Grunde nur der sündige Trieb des Herzens und wir halten es doch für die allerschönste Frömmigkeit. Wir handeln nach unserer Meinung im Glauben und es ist Übermut oder wir unterlassen es wiederum nach unserer Meinung im Glauben und es ist Trägheit. Wir sträuben uns gegen dies und jenes, als wäre es die allergrößte Torheit und ganz verkehrt, und es ist doch Gottes guter und gerader Weg. Oder wir stehen ratlos da, schwanken hin und her und wissen keine Entscheidung zu treffen und doch führt nur der eine Weg und nicht beide zum guten und heilsamen Ziel. Wir haben aber nicht nur Sinne zur Unterscheidung der Speisen, sondern ebenfalls einen Sinn, der die Bosheit des Bösen und die Güte des Guten empfindet und beide voneinander unterscheidet. Und der, der hier den hellen Blick hat und durch den Schein und die Verhüllungen hindurchschaut und merkt, woher die geistigen Kräfte kommen und wohin sie zielen, was von oben stammt und nach oben führt und was von unten kommt und nach unten zieht, der gleicht dem reifen, ausgewachsenen Mann, dem sich die Tiefe des göttlichen Worts öffnet und dem dessen reiche Schätze zufallen. Nicht der Glanz und die Keckheit der Gedanken und der Reichtum der Rede macht den Unterschied zwischen den reifen und den unreifen Christen, zwischen den Unmündigen und den Erleuchteten; nein! die Richtigkeit und Feinheit, mit der das Gute und Böse unterschieden wird, ergibt diesen Unterschied. Diese Kraft des Urteils und der Unterscheidung gewinnen wir nur durch den Gebrauch auf dem Wege der Übung. Erraffen, erträumen läßt sich das nicht; es muß erarbeitet sein. Eben hiezu ist uns das Wort gegeben als das Richtmaß, mit dem wir prüfen und unterscheiden lernen. Das Wort muß mit seinem reichen Inhalt gehört und ergriffen sein und ernstlich angewandt werden auf uns selbst und alles, was uns bewegt. Wir müssen es hineinkommen lassen in uns selbst mit seiner richtenden Macht, mit der es die Gedanken und Begehrungen scheidet. Das setzt den inneren Sinn in Bewegung und Übung und erzeugt die Klarheit und Sicherheit des Blicks, die nicht mehr schwankt, während die Trägheit, die des Wortes überdrüssig ist, uns Kinder bleiben läßt.

Erst dann, wenn das Wort diese Arbeit in uns erregt und zu ihrem Ziel geleitet hat und das innere Unterscheidungs- und Urteilsvermögen in uns herangebildet ist, sind wir zu fester Speise fähig. Nun dürfen wir die Augen aufschlagen und das Evangelium wächst vor uns und vorher ungeahnte Schätze der Erkenntnis Gottes öffnen sich für uns und wir dürfen etwas vom Reichtum seiner Weisheit sehen. Warum können wir dies nur, nachdem wir unsere Sinne so geübt haben? Weil wir diese Gaben erst jetzt brauchen und verwenden können. Wir empfangen keine Gaben, die unnütz und unfruchtbar in uns liegen blieben oder nur uns selber dienten, um uns selbst damit zu zieren. Was wollten wir mit der Weisheit Gottes beginnen, solange wir noch Kinder sind und urteilslos Gutes und Böses durcheinander mengen und nicht

wahrnehmen, was das Ziel und der Wert unserer Wege ist? Wir bringen uns lediglich in Gefahr, wenn wir die Milch verlassen, ohne auf die Übung unserer Sinne bedacht zu sein. Wir lassen uns von unserer Torheit betrügen, steigen auf Höhen, die doch nur Höhen der Einbildung sind, schweifen in die Weite im Traum und sitzen in Wahrheit doch nur in unserem engen Winkel, meinen, wir hören Gottes Stimme, und horchen doch nur dem Geplauder unseres Herzens zu. Was schützt uns davor, Irrlichtern nachzulaufen und Steinchen zusammenzulesen, um schließlich zu entdecken, daß alle unsere Mühe eitel und unser Leben nichtig und nutzlos war? Hier heißt es: übe deine Sinne, damit du an ihnen einen Wertmesser habest, der dich sicher leiten kann.

Was schließt sich nun aber an diesen Tadel an? Lautet sein Ende so: ihr habt noch Milch nötig und seid noch Kinder; so müssen wir also bei den Anfangsgründen stehen bleiben und auf den Fortgang der Lehre verzichten und können nichts Ganzes und Reifes anfassen? Nein! Unser Brief führt uns zum entgegengesetzten Schluß: 6, 1a: **Darum wollen wir jetzt das den Anfang bildende Wort des Christus lassen und uns zur Vollkommenheit wenden.** Stimmt dies zusammen? Gewiß! Es würde nicht stimmen, wenn das Vorangehende nur eine Klage wäre. Aber es ist ein Tadel, der so ernst gemeint ist, wie er lautet, und den behaftet, dem er gilt. Zur bloßen Klage wäre das entsprechende Ende freilich dies: leider seid ihr noch Kinder und bleibt es wohl auch. Der Tadel dagegen hat seinen geraden Fortgang darin: nun hört die Kinderei auf und mit der geistigen Trägheit ist es nun aus; jetzt fängt etwas Neues an; ihr sollt ins Ganze wachsen und das Vollkommene ergreifen. Der Brief weicht nicht vor der Unwilligkeit der Leser zurück und ergibt sich nicht mutlos in sie. Der Wunsch seines Verfassers und das Ziel seiner Arbeit ist das, die Leser in Bewegung zu bringen nach der Vollkommenheit, und er hat ihnen ja gesagt, wie solche Mehrung ihrer Erkenntnis ihnen faßlich und nützlich sein wird.. Denn er hat sie gemahnt: übet eure Sinne, damit ihr Gutes und Böses unterscheiden könnt.

6, 1b. 2: **und wollen nicht wieder das Fundament legen der Buße von toten Werken und des Glaubens an Gott, die Lehre von den Taufen und der Auflegung der Hände, von der Auferstehung Toter und dem ewigen Gericht.** Die elementaren Grundlagen des Christenstands werden in sechs Punkte gefaßt, von denen je zwei und zwei zusammengehören: Buße und Glaube, Taufe und Handauflegung, Auferstehung und ewiges Gericht. Hier lernen wir die apostolische Missionspredigt kennen und hören, was einem Mann vorgelegt wurde, wenn er zur Gemeinoe Jesu herzugerufen und Christus ihm zum ersten Mal verkündigt wurde. Das Erste, was ihm gesagt wird, zielt in sein inneres Leben hinein; hier hat die Botschaft vom Christus zunächst ihr Werk an ihm auszurichten. Er muß sein Sinnen und Trachten von toten Werken lösen, von seinem unfruchtbaren, eiteln, gottlosen Tun und Treiben, das von Geist und Leben verlassen ist, anderen nicht ins Leben hilft und ihn selbst ums Leben bringt. Diese toten Werke können mancherlei Form und Farbe haben. Sie können gottesdienstlicher Art sein oder sie können der

Weltlust frönen; einerlei! was tot ist, das muß er fahren lassen. Denn nun wird ihm der Lebendige verkündet, der lebendige Gott und lebendige Christus, in dem er selbst zum ewigen Leben berufen ist. So entsteht in seinem Inwendigen für etwas Neues Raum. Dieses Neue ist der Glaube, der sich an Gott hält. Das ist die Gabe, die er durch das Wort Jesu empfängt; nun lernt er, fröhlich und herzlich auf Gott zu vertrauen, seine Verheißung zu ergreifen, um Jesu willen getrost zu sein und auf Gottes Reich zu warten. Das ist aber zugleich auch die Aufgabe, in die ihn das Evangelium stellt. Er kann sich nicht anders zu Jesus bekennen als dadurch, daß er Gott trauen lernt und in seinem Vertrauen unerschüttert bleibt trotz allem, was um ihn her und in ihm selbst die Macht und Größe Jesu verhüllt und zu widerlegen scheint.

Nun kommt ein Zweites, nämlich die Mahnung: laß dich taufen! Mit der Taufe wird jene innere Gesinnung und Herzensbewegung in eine Tat zusammengefaßt, mit der Verheißung Jesu begabt und dadurch festgemacht. Sie bringt die Buße und den Glauben zu einem inneren Schluß, der der Anfang eines neuen Lebens ist. Wenn von der Lehre über die Taufen gesprochen wird, also von mancherlei Taufen, deren Unterschied durch eine Lehre deutlich gemacht wurde, so haben wir daran zu denken, daß einem jüdischen Mann das Taufen eine altgewohnte Sache war. Er trieb es, wenn er sich zu den Pharisäern hielt, jeden Tag. Täglich wusch er sich nach dem Gesetz, um jede Unreinigkeit abzutun und ein reines Glied der Gemeinde Gottes zu bleiben. Wozu denn, mußte er fragen, noch eine neue Taufe? Ja wohl! ward ihm zur Antwort, eine neue Taufe, eine einzige statt deiner vielen, eine solche, die nicht auf die Befleckung von außen zielt, sondern auf dein ganzes Sündigen allzumal, die Taufe des Christus, die dir Jesu Gnade bringt, um Jesu willen dir Vergebung gibt, in sein Werk dich einschließt und in den Anteil an seinem Tod und seiner Auferstehung. Mit der Taufe werden wir die Handauflegung eng zu verbinden haben, wie wir aus der Apostelgeschichte sehen, daß über den Getauften unter Handauflegung gebetet wurde, daß Gott ihnen die Gaben seines Geistes verleihen möge, Apg. 8, 15—17; 9, 17; 19, 6. Auch solche Handauflegung schloß eine Verheißung ein. Sie war die Versichtbarung und Darstellung der segnenden Fürbitte und diese ist nicht unkräftig, sondern es ist ihr die Verheißung gegeben. Die apostolischen Männer segneten im Glauben und ließen sich im Glauben segnen, d. h. als solche, die der Gabe Gottes gewiß waren und wußten, daß die Fülle des Christus und der Reichtum des göttlichen Geistes über ihnen stand, aus dem sie Gnade um Gnade nehmen konnten. Aus solcher Zuversicht heraus legten sie segnend die Hand auf den, der durch die Taufe neu zur Gemeinde hinzugetreten war, damit auch er wisse, daß er ein Gesegneter des Herrn sei, bei dem Christus und Gottes Geist Wohnung macht.

Nun ward ihm aber noch ein Drittes gesagt, nämlich dies: du bist nun aufgerichtet und kannst wandeln; jetzt fasse das Ziel ins Auge. Du gehst der Auferstehung entgegen, dem, der dich erwecken wird aus Tod und Grab in sein Reich zu ewigem Leben. Und auch dies bedenke: du wirst in ihm deinen

Richter finden. Halte dir gegenwärtig, daß sein Urteil ewige Geltung hat und dein Geschick für immer bestimmt. Darnach handle! nun geh' ans Werk!

Damit war in der Tat der Grund zu einem rechtschaffenen Christenstand völlig und ausreichend gelegt. Das war kräftige Milch, an der sich ein Mensch Gottes ernähren kann. Es war ihm damit die Güte und Gabe Gottes vorgehalten zu Glaube und Hoffnung und der Ernst Gottes bezeugt zu Buße und Gottesfurcht. Aber auch wenn ich meine toten Werke von mir tat und Gott mir gewiß und teuer ward in herzlichem Vertrauen, wenn ich die Kraft der Taufe und die Macht der Segnung und des Gebetes kenne, wenn ich das Auge auf das himmlische Ziel gerichtet halte und auf die enge Pforte, die zu ihm führt: welch ein weites Feld liegt noch vor mir, das mein Blick noch nicht umspannt! wie viel fehlt noch, daß ich nun schon die Länge, Breite, Tiefe und Höhe der Gabe Gottes und Liebe des Christus erfaßt hätte! Darum wollen wir, sagt der Brief, den Grund nun gelegt sein lassen und uns höher heben.

Wohin haben wir nun die folgende Unterweisung, die uns die Größe und Herrlichkeit des Priestertums Jesu sichtbar macht, zu rechnen? zur Milch oder zur festen Speise? zu den Grundlagen des Christenstands oder zu der tieferen Erkenntnis, die uns erst mit dem inneren Wachstum erreichbar wird? Unsere Stelle enthält zwei Aussagen, einmal die, daß die Leser noch Unterricht über die Elemente des göttlichen Worts bedürfen, und sodann die, daß jetzt nicht nur von diesen Elementen die Rede sein soll, sondern der Lehrende und die Lernenden miteinander das Vollkommene suchen wollen. Beiden Aussagen entspricht die folgende Darstellung; sie dient beiden Zwecken zugleich. Solange ich mich an Jesu Tod ärgere und sein Kreuz mir ein dunkles, leidiges Rätsel scheint, bleibt mir keiner der eben aufgezählten Ecksteine des Christenstands fest. Ein solcher Anstoß bringt sie alle ins Schwanken und wirkt zerstörend in die Grundlage meines Christenlebens hinein. Denn es ist Jesu Kreuz, das uns von den toten Werken löst und zum Glauben aufrichtet; auf seinen Tod sind wir getauft und kraft der Vergebung und des neuen Bunds in seinem Blut erwarten wir von ihm das ewige Leben. Wenn uns darum unser Brief zu der Einsicht hilft, daß der Ausgang Jesu seine Zubereitung zum Hohepriestertum für uns ist, so daß uns sein Tod nicht mehr ein finsteres, drückendes Ereignis bleibt, sondern ein Glied in seinem Heilandswerk wird voller Kraft und Gnade, so macht er damit jene Fundamente des Christenstands in uns fest. Nun spricht er aber im folgenden über Jesu Tod und Erhöhung nicht nur dazu, um uns mit Christus in Buße und Glauben zu verbinden und so die Grundlage des christlichen Lebens in uns zu legen, sondern er betrachtet den Tod Jesu mit großen, weitreichenden Gedanken, die den verborgenen Hintergrund seines Kreuzes aufdecken und seine Beziehung zum alttestamentlichen Wort, zur himmlischen Welt, zum ewigen Wesen Jesu, zu Gottes verborgenem Leben und Willen beleuchten. Er will uns den Reichtum der göttlichen Weisheit sichtbar machen, der sich im Kreuz Jesu offenbart, und uns dadurch bewegen, im Blick auf ihn, der für uns ge-

storben ist, alles andere zu vergessen, weil nun alle unsere Wünsche und unser ganzes Verlangen in seiner Gabe befriedigt ruhen. So dient uns unser Brief als Führer zur Vollkommenheit. Denn der Fortschritt und Stufengang des Evangeliums entsteht nicht daraus, daß wir es in verschiedene Stücke zerlegen, so daß dort von jenem, hier von diesem Gegenstand die Rede wäre. Der Gegenstand des Evangeliums ist ein einiger, unteilbarer: der Gott und Vater Jesu, der in ihm unser Heiland ist. Um dieses Eine bewegt sich die ganze apostolische Lehre und der Fortschritt liegt in der Weise, wie wir uns diesen ihren einzigen Gegenstand aneignen und in unsere Erkenntnis und Liebe aufnehmen. Darum ist auch der Einblick in den Tod Jesu das Mittel, das beides wirkt, sowohl den Anfang als das Wachstum unseres Christentums. Es ist der einige Christus mit seinem Sterben und Auferstehen, dessen Erkenntnis die Grundlage unseres Christenstands bildet und uns sodann in die Vollkommenheit erhebt.

Wir wollen, hieß es, uns zur Vollkommenheit wenden. Das bedarf aber noch einer Einschränkung. 6, 3: **Und dies werden wir tun, sofern Gott es erlaubt.** Versteht es sich denn nicht von selbst, daß Gott uns das erlaubt? Sind wir denn nicht dazu berufen, uns in einen reifen, ganzen Christenstand zu erheben? Da uns das Evangelium dazu antreibt, warum ist denn hier ein solcher Vorbehalt nötig? Die Voraussetzung, die sich der Brief vorbehält, hat aber für ihn einen großen Ernst. Es ist nicht von vornherein zweifellos, daß uns der Weg nach oben offen stehe. Gott kann ihn auch verschließen. Die Rechnung, wir könnten in unserer Trägheit und Unwilligkeit verharren, solange wir wollten, Gott sei ja immer noch da und der Fortschritt zu einem rechtschaffenen Christentum uns immer noch möglich, sowie wir nur Lust dazu hätten, könnte uns betrügen. Denn wir könnten an eine verschlossene Türe klopfen und die Antwort empfangen: zu spät. Wir stehen unter einer göttlichen Rechtsverwaltung, die nicht nur gewährt und gibt, sondern auch versagt und entzieht, nicht nur begnadigt, sondern auch vergilt. Das gibt jenem Tadel, der die schlaffe Stumpfheit der Leser rügt, seine Schärfe und sein Gewicht, so daß er sich nicht mit einem unfruchtbaren Bedauern erledigen oder gar leichtsinnig überhören läßt. Hier hat nur der tiefste Ernst Platz; denn es handelt sich um die größte Gefahr.

6, 4—6: **Denn es ist unmöglich, die, die einmal erleuchtet wurden und die himmlische Gabe kosteten und am heiligen Geist Anteil erhielten und das gute Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt kosteten, wenn sie gefallen sind, wieder zur Buße zu erneuern, da sie für sich selbst den Sohn Gottes kreuzigen und schänden.** Wir können uns unheilbar verderben und in eine Tiefe fallen, aus der es keine Aufrichtung mehr gibt. Bedenken wir, was wir vom Christus empfingen. Wir sind durch ihn erleuchtet worden; es wurde hell in unserem Bewußtsein und das Auge ging uns auf. Unsere lügenhaften Einbildungen und unser gedankenloses Brüten ward durchbrochen. Wir sahen, was der Mensch ist, in welcher Gefahr er steht und mit welcher Güte Gott ihn gesucht und errettet hat. Wir sahen Jesus als

unseren Herrn und Erlöser und wurden zum Glauben an ihn bewogen. Mit Absicht steht gerade in diesem Zusammenhang unter den Gaben Gottes die Erleuchtung voran. Das Licht, in das wir gestellt sind, macht unsere Verantwortlichkeit aus, weil es uns Freiheit zum Handeln, Macht zu einem ganzen, bewußten Willen gibt. Das verleiht unserer Entscheidung Gewicht und folgenreiche Gültigkeit. Licht ist aber nicht die einzige Wirkung, die von Jesus ausgeht, sondern es ist mit ihm die himmlische Gabe verbunden, Lebenswirkungen himmlischer Art. Da Jesus von oben kommt, hat auch alles, was wir aus ihm schöpfen und empfangen, himmlischen Ursprung und himmlisches Ziel, ewigen Wert und unvergängliche Dauer. Was er uns bringt, das ist das, was uns aus dem Himmel her in unser irdisches Leben hineingelegt wird. Wir empfangen durch ihn Geist und Wort und Kraft; Geist, weil Christus sein Werk an uns im heiligen Geist vollbringt, so daß wir, so gewiß wir mit ihm verbunden sind, so gewiß Anteil am heiligen Geist Gottes erlangt haben; Wort, und zwar das gute Wort Gottes, das Wort seiner Freundlichkeit und Gnade, das uns kräftig erfassen und sich in uns wirksam erweisen kann, so daß wir es kosten und schmecken; Kraft, weil sein Wort von der Kraft nicht geschieden ist, wie wir ja wissen, daß es lebendig und wirksam ist, und zwar hat es die Kräfte bei sich, die die ewige Weltgestalt schaffen, Leben wecken und Herrlichkeit erzeugen, und in ihren Bereich und unter ihre Wirkung sind wir durch Jesus gestellt. Das ist unsere Ausrüstung; das sind die Pfunde, die wir aus Jesu Hand empfangen. Es ist uns damit viel gegeben; müssen wir nicht dankbar sagen: wir sind reich begabt? Wir haben hier eine Beschreibung des Christenstands nach seiner inneren Größe vor uns, doch nicht so, als wäre hier nur von einer besonderen geistlichen Vollkommenheitsstufe die Rede. Die Worte wenden sich ja zunächst an solche, die wegen ihrer Unmündigkeit getadelt werden müssen und die Mahnung bedürfen: nun ist es endlich Zeit, daß es einen tüchtigen Fortschritt bei euch gibt. Freilich wird nicht von einem erträumten, eingebildeten Christenstand gesprochen, der nur auswendig nachgeahmt wird und nur in christlichen Worten besteht, sondern davon ist die Rede, daß Jesus in unserem Leben die Macht geworden ist, die uns bewegt, und nicht ein toter Mann und leerer Name für uns blieb, so daß seine Gabe uns bewußt, von uns gesehen und empfunden und für uns zur Erfahrung und zum Erlebnis geworden ist.

Dennoch ereignet es sich, daß wir fallen. Was uns zu Fall bringt, woran wir stürzen, das ist hier nebensächlich. Es kann auf mancherlei Art geschehen. Für den Ausgang, der sich für uns daraus ergibt, ist der Anlaß gleichgültig. Jene Erleuchtung und Begabung hält uns nicht aufrecht, trägt uns nicht über die Sünde hinweg, bindet uns nicht an Gott. Wir heben den Anschluß an Jesus auf, brechen durch die uns tragende Gnade durch, reißen unser Verlangen von ihr los und legen unseren Willen in das Böse hinein und vollenden ihn zum fertigen Werk. Dann haben wir uns für immer verdorben und unsere Erneuerung ist unmöglich geworden. Der Schaden ist geschehen und wird nicht mehr geheilt. Einmal wird der Mensch ins

Licht und Leben geboren, nicht zu zwei, drei oder vielen Malen. Ein solcher Sturz geschieht nicht dann, wenn wir mancherlei Regungen der sündlichen Begierde in uns erleiden, nicht einmal dann, wenn sie uns oft verlocken, überwinden und zu Fehltritten hinreißen. Wenn unser Brief den Lesern sagt, daß sie träg zum Hören sind, so schließt das vielerlei Versündigungen in sich, die keineswegs leicht zu nehmen sind, und doch warnt er sie erst vor einem solchen Sturz. Wenn Jesus ein mitleidiger Hoherpriester heißt, so hat er nicht nur für eingebildete und vorgestellte, sondern für wirkliche und ernste Sünden Erbarmen. Aber es gibt eine Grenze, bei der das Sündigen unverzeihlich wird und zerstörend wirkt, da es uns inwendig tödlich verwundet und in die Macht der Sünde hinunterstürzt.

Beschränkt dieses Wort die unerschöpfliche Größe der göttlichen Gnade, die jeder reumütigen Bitte zugänglich ist? O nein! Es steht nicht so, daß wir uns zwar bußfertig wieder aufrichteten, aber Gott uns nun in seinem rächenden Zorn darniederdrückte, sondern die Unheilbarkeit des Schadens besteht darin, daß man uns zu keiner Buße mehr bringen und unser Begehren nicht mehr aus der Bosheit herausziehen und auf Gott hinwenden kann. Da hilft keine Mahnung und Lehre mehr und das zur Buße rufende Wort ist für uns ohnmächtig geworden. Wir kennen ja bereits all das, womit es uns locken will, und haben das alles schon erprobt, aber umsonst. So kann es uns nicht mehr bewegen. Wir haben das Wort innerlich entweiht und entkräftet; so bietet es uns keinen Stützpunkt mehr, an dem wir Halt gewinnen und uns zu Gott erheben könnten. Die Umkehr ist immer und sicher unsere Erneuerung, unser Aufstehen aus unserem Fall. Ist uns die innere Wendung noch möglich, so ist uns der Zugang zur Gnade Gottes geöffnet und damit ist jeder Schade heilbar und alle Macht der Sünde zu überwinden. Wenn der verlorene Sohn sich aufmacht und zum Haus des Vaters zurückkehrt, dann klopft er sicher nicht umsonst an des Vaters Türe. Aber die Gefahr ist die, daß er nicht mehr aufstehen und das Vaterhaus nicht mehr suchen kann, daß er todesmatt in der Fremde liegen bleibt, stumpf und hart vielleicht, vielleicht auch höchst reuig, elend und verzweifelnd, aber in diesem und jenem Fall unfähig, nun der Fremde zu entlaufen, wie er einst dem Vaterhaus entlief, unfähig zum Verlangen, doch wenigstens als Taglöhner wieder in die Ordnung und das Glück des väterlichen Hauses einzutreten.

Wir haben zu erwägen, wie sich die, die fallen, am Christus vergehen. Er hat ihnen jenen Reichtum des göttlichen Worts und der himmlischen Kraft gebracht, den wir eben dankbar überblickten, und sie, die Fallenden, tun ihm wieder das an, was ihm im Saal des hohen Rats geschehen ist und vor Pilatus und auf Golgatha, und dies noch in schlimmerer Weise. Christus bezeugte sich ihnen und sie wußten, was er und seine Gabe ist, und um böser Dinge willen stoßen sie ihn weg, sprechen das Urteil über ihn, zählen ihn zu den Toten und legen ihn mit Hohn und Spott ins Grab. Sie töten freilich nur sein Werk in ihnen; aber das trifft ihn und gilt ihm. Sie verderben seine Gabe; aber die Gabe und der Geber lassen sich nicht scheiden. Wir können

seine Gabe nicht wegwerfen, ohne ihn damit zu verwerfen. Es handelt sich hiebei um das, was er selbst uns wert ist. Entledigen wir uns seiner Gabe, so stellen wir uns unter die Zahl derer, die ihm den Tod wünschen und mit Schmähung antworten.

Ein solcher Angriff auf Christus ist für sie um so sündlicher und verderblicher, je weniger ihnen die Entschuldigung gilt: sie wissen nicht, was sie tun. Israel, das Jesus kreuzigte, hüllte sich in seine blinden Vorurteile, in seine törichte Schriftgelehrsamkeit, in seinen leeren Gesetzesdienst und scheinbare Frömmigkeit ein und unter dieser Decke sah es die Herrlichkeit Jesu nicht. In dieser seiner Blindheit und Unwissenheit hatte es nach der einen Seite hin einen Schutz. Sie bewahrte es vor dem tiefsten Fall und hielt ihm den Rückweg zu Jesus offen, wenn die Decke von seinen Augen genommen ist. So hat Paulus, so eifrig er Jesus verfolgte, ihn doch nicht sich selbst gekreuzigt. Wenn aber wir im Rat unseres Herzens über Jesus das Todesurteil sprechen und die Schmach des Lügners auf ihn werfen, der uns getäuscht und betrogen habe, so wissen wir, was wir tun. Wir handeln als die, die erleuchtet worden sind. Wie in den Tagen seiner irdischen Erscheinung, so läßt sich Jesus auch von uns kreuzigen. Er fällt dem Recht und Gericht Gottes nicht in die Arme und wehrt deshalb dem nicht, der ihn mit Schmach und Schimpf antastet. Wir sollen nur das eine wissen: töten wir ihn, so haben wir damit unseren Heiland getötet, den, der uns allein hilft, ohne den es für uns keine Herstellung gibt. Wir haben den Balsam verschüttet, den uns Gott dargereicht hat; so bleibt die Wunde offen und wir sterben an ihr. Wir haben den Priester umgebracht; so ist das Heiligtum uns verschlossen und kein Altar mehr zugänglich.

Das Evangelium bleibt; die Gnade bleibt; der Wille Gottes bleibt, daß allen geholfen sei. Das alles steht aber gerade darin, daß Gott Christus erhöht und an denen verherrlicht, die ihm gehorchen. Wenn wir uns gegen Christus auflehnen, so sollen wir wissen, daß Gott nicht Jesus preisgibt und verleugnet, sondern uns. Wir sollen es bedenken, daß uns unsere Seligkeit in ihm gegeben ist und seinetwegen, nicht unseretwegen. Ihn soll ich nicht töten, nicht umbringen, nicht meinen Spott mit ihm treiben; ihn soll ich leben lassen, für mich, in mir, und ihn ehren, so gewiß er meine einzige Hilfe ist. So will Gott mein Heil. Das ist die Gnade, die er mir und aller Welt erweist; das die Wahrheit, die er von mir erkannt wissen will und in der er mich selig macht.

Wir würden freilich Unrecht tun, wenn wir dieses Wort auf irgend jemand anwenden wollten, um ihm zu sagen: mit dir ist es vorbei! Damit würden wir das Gebot Jesu brechen: richtet nicht. Auch den ersten Lesern des Briefs ist dies keineswegs dazu gesagt, damit sie das auf sich beziehen und sagen: für uns gibt es keine Hoffnung mehr. Der Brief fährt nachdrücklich fort: ich stelle euch noch nicht unter dieses Wort. Die Grenze zwischen demjenigen Sträuben und Trotzen, demjenigen Lügen und Sündigen, das unter der Geduld Gottes steht, und demjenigen Ungehorsam, der den

endgültigen Schnitt vollzieht und eine Antastung des Christus in sich hat, die gegen sein Leben gerichtet ist und darum dem Menschen das Leben kostet, diese Grenze bestimmt Gott allein. Er wird seine Langmut und seine Rechtsverwaltung jedem Menschen gegenüber in eine vollkommene Einheit bringen und zur Erscheinung und Offenbarung einer fleckenlosen Gerechtigkeit machen. Aber wie er nun beides jedem einzelnen gegenüber abmißt und einigt, das ist seine Sache allein und nur seinem Auge aufgedeckt und nicht uns, für deren Auge der innere Lebenslauf der Menschen um uns her gänzlich undurchsichtig und verborgen ist.

Dies gilt auch für unsere eigene Selbstprüfung und Selbstbeurteilung. Wir haben auch für uns den Richter allein in Gott zu suchen und mit dem Apostel zu sprechen: ich richte mich selber nicht, 1 Kor. 4, 4. Fällt aber nicht, wenn wir uns, obwohl wir glauben und das Wort und den Geist Jesu haben, vielfältigen Fallens und Sündigens beschuldigen müssen, dieses Wort als eine erdrückende Last auf uns? Ein Gleichnis mag zur Antwort dienen. Es ist zweifellos, daß einer für immer lahm werden kann, so daß es keine Heilung mehr für ihn gibt. Soll ich nun, wenn meine Füße mich schmerzen, mich hinsetzen und jammern: viele Leute wurden unheilbar lahm; sicherlich bin ich es auch! sicherlich kann ich nicht mehr gehen? Mache die Probe! versuche aufzustehen! suche die Heilung! dann wird es sich zeigen, ob du heilbar bist oder nicht. Ganz ebenso haben wir bei aller Versündigung und bei jeglichem Falle aus unserer Stelle nur die Weisung zu ziehen, daß wir mit ganzem Ernst die Buße suchen. Es gilt auch hier die Probe zu machen, ob wir unseren Willen noch von unserer Bosheit trennen können und sie zu richten und zu hassen vermögen, ob wir noch zu Jesus herzutreten können und ihn zu bitten vermögen: sei mir nicht tot! nein, sei mir der Lebendige! nicht der Geschmähte, sondern der Hochgelobte ewiglich! Es ist unter allen Umständen, mögen sie für uns noch so belastend sein, ein Mißbrauch unseres Wortes, wenn wir es dazu benützen, um uns die Umkehr zu verschließen oder zu erschweren und von Gott und Christus fern in unserem Elend zu bleiben. Gerade solche verzweifelnde Unbußfertigkeit verleugnet Christus und behandelt ihn als tot. Unser Brief spricht so ernst und offen von der Gefahr, an deren Rand wir wandeln, nicht damit wir uns hineinstürzen und in ihr verderben und in den Wogen der Verzweiflung untergehen, sondern damit wir uns mit um so größerem Ernst und Eifer von ihr abkehren und aus aller unserer Sünde hinausstreben zu dem, neben dem es keinen anderen Namen unter dem Himmel gibt, in dem uns geholfen wird.

Übrigens steht unsere Stelle im neuen Testament nicht vereinzelt, sondern hat namentlich in den Worten Jesu manche Parallelen. Den Pharisäern, die ihn keck und verwegen lästerten, sagte er: hütet eure Zunge! wenn ihr mich lästert und einen Fresser und Säufer, einen Freund der Zöllner und Sünder nennt, so ist zwar auch dies Sünde; aber es soll euch vergeben sein. Allein den heiligen Geist lästert nicht! Da, wo euch der Geist Gottes ins Auge leuchtet, wo euch Gott ohne Hülle in seiner offenbaren Macht, Majestät und

Heiligkeit entgegentritt, da beugt euch und schweigt; und wenn ihr gleichwohl zu lästern wagt, so habt ihr die Brücke zerstört, die euch zu Gott bringen könnte, und euch um das ewige Leben gebracht. Allerdings ist ein Unterschied zwischen beiden Stellen. Jesus redet von jenem Widerstand gegen ihn, der das Evangelium gar nicht an sich herankommen läßt, sondern sich mit aller Macht der Bezeugung des göttlichen Geistes entzieht und sie nicht hören will. Dieses Widerstreben wird schließlich bis zu einem Punkt getrieben, auf dem ein bleibender, unheilbarer Bruch geschieht. Hier wird dagegen von demjenigen Widerstand gegen Jesus gesprochen, der sich in uns erheben kann, nachdem wir das Evangelium kennen, dadurch, daß wir uns ihm wieder entziehen und der Hand wieder entschlüpfen, die uns ergriffen hat. Auch dieser Kampf gegen Christus setzt sich nicht endlos fort, sondern führt schließlich zu einem endgültigen Sturz. Jesus hat aber nicht nur mit seinen Feinden so ernst geredet, sondern ganz ebenso auch mit seinen Jüngern. Denken wir an jene Törinnen, die auf das Hochzeitsfest warteten, aber in ihrem Leichtsinn den Ölkrug daheim ließen und nun abgewiesen wurden, wie man einen unbekannten Menschen abweist, der in der Nacht an die Haustüre klopft, oder an jenen Knecht, der seines Herrn Geld empfangen hatte wie die anderen, aber nicht im Besitz seiner Gabe blieb und nicht zur Freude seines Herrn kam, weil er in seinem Unmut die empfangene Gabe unbenützt ließ, oder an jenen Mann, der zum Gastmahl des Königs geladen war, aber kein festliches Kleid für nötig hielt und darum ins Gefängnis geworfen ward, oder an jene Schosse am Weinstock, die nicht Frucht bringen und darum abgeschnitten und verbrannt werden, so haben wir in all dem dieselbe Warnung, wie sie unsere Stelle ausspricht. So redet auch Johannes von einem Sündigen innerhalb des Christenlebens, das zum Tod führt, vor dem die Fürbitte verstummen muß, weil ihr die Zuversicht der Erhörung fehlt, 1 Joh. 5, 16.

6, 7. 8: **Denn die Erde, die den Regen trinkt, der oftmals auf sie kommt, und Gewächse hervorbringt, die für jene brauchbar sind, um deren willen sie auch bearbeitet wird, erhält Segnung von Gott. Bringt sie aber Dornen und Disteln hervor, so ist sie verwerflich und nahe beim Fluch; für sie ist das Ende der Brand.** Wir sollen am Acker ein Bild des inwendigen Lebens sehen. Gott gibt ihm, damit ihn die menschliche Hand bestellen kann, den befruchtenden Regen. Das entspricht jener inneren Ausstattung, die als himmlische Gabe durch Christus uns verliehen wird. Wächst nun dadurch die brauchbare, edle Saat auf dem Acker heran, so entspricht dies der Bewahrung der empfangenen Gabe im Glauben und Gehorsam, wodurch sie zu ihrem Ziel und Ende in uns kommt. Auf einem solchen Acker ruht Gottes Segnung zu neuer Fruchtbarkeit. Das heißt: die bewahrte Gabe, durch die wir uns zu redlichem Dienst Gottes haben leiten lassen, erhält uns unter Gottes Gnade mit ihrer reichen Vergebung und steigenden, fortschreitenden Begabung. Wenn dagegen Dornen und Disteln auf dem Acker wachsen, soll dann der befruchtende Regen immer wieder zu ihm zurückkehren? Soll Gott Dornen und Disteln nähren? In die Dornen gehört der Brand und ein

solcher Acker wird billig zur Wildnis. Das Bild will uns lehren, daß keine Gabe Gottes bloß dadurch, daß wir sie empfangen, uns sicher stellt und ein Segen für uns ist. Wenn wir sie ungebraucht wegstoßen, so daß sie nicht durch rechtschaffenen Dank und Dienst für ihren Geber fruchtbar wird, verlieren wir sie. Wir können uns jeden Segen in Unsegen verwandeln, auch den Segen des Christus, wenn wir ihn nicht zu seiner Frucht und seinem Ziele kommen lassen, dadurch daß er unser Wollen und Wirken, Trachten und Handeln erweckt und regiert. Wir stehen unter jenem Gesetz und werden es nicht zerbrechen, das Jesus am unfruchtbaren Feigenbaum betätigt hat: was keine Frucht trägt, muß verdorren.

Eine solche Warnung wäre nutzlos, wenn sie zu spät käme. Wer schon dem Tod verfallen ist, dem kann man nicht mehr zurufen: Hüte dich! stürze nicht! Mögen auch in anderen Gemeinden Zustände eingetreten sein, die den Lehrer, der hier spricht, zu seinem strafenden Wort mit seinem erschreckenden Ernst nötigten, so kam doch für die jüdischen Christen, an die er damals schrieb, seine Warnung noch nicht zu spät; sie haben sich noch nicht vom Christus geschieden und sind noch nicht in einen Fall verwickelt, der ihnen den Raum zur Umkehr nehmen würde. Gerade deshalb werden sie gewarnt, aber auch wieder getröstet und ermutigt, weil die Warnung nicht Verzagtheit und Verzweiflung wirken soll. 6, 9.10: **Wir sind aber, Geliebte, überzeugt, daß von euch das Bessere gilt und das, was zur Rettung führt, obschon wir so reden. Denn Gott ist nicht ungerecht, daß er euer Werk und die Liebe vergesse, die ihr gegen seinen Namen dadurch bewiesen habt, daß ihr den Heiligen dientet und dient.** Jetzt, da der Verfasser das erschütternde Bußwort an seine Leser gerichtet hat, redet er sie als seine Geliebten an; denn eben dann, wenn das Wort zur Buße treibt, die Schuld enthüllt und den Tod androht, füllt es sich notwendig auch mit der innigen, warmen Liebe, ohne die das Bußwort seine Kraft verliert, die es nur dann behält, wenn es aus der Liebe stammt. Seine Liebe zu ihnen hat ihn getrieben, sie vor dem Fall dadurch zu schützen, daß er ihnen seine Verderblichkeit beschrieb. Seine Zuversicht, daß sie, obschon er sie zu warnen hat, doch zum Heil gelangen, gründet sich auf ihre Werke, mit denen sie ihre Liebe bewährt haben. Ist das nicht Ruhm der Werke? Gewiß. Was soll er denn rühmen? Etwa ihre Trägheit, ihre Lieblosigkeit, ihr leeres Geschwätz? Das rühmt er nicht. Oder ihren Glauben? Auch dann, wenn er ihr Herz nicht für den Namen Gottes brennen macht und ihre Hände nicht für seine bedrückten Heiligen regsam macht? Einen solchen Glauben rühmt er nicht, sondern daran, daß sie einst und jetzt mit Ernst und Eifer sich ans Dienen machten und sich weder des göttlichen Namens schämten noch seiner Gemeinde, daran richtet er seine Zuversicht auf und das darf auch ihnen Zuversicht zu Gott geben. Sie sollen es Gott zutrauen, daß er nicht ungerecht ist, so daß er ihren Dienst vergäße. Wie unser Sündigen unter Gottes Augen geschieht und darum nicht ungefährlich ist, sondern uns schließlich, wenn es zum Fall auswächst, verderben muß, so achtet Gott nicht weniger auch auf unser gutes Werk, das wir in seinem Namen

tun. Wie er den verdirbt, der seinen Namen entheiligt und seinen Sohn schmäht, so lohnt er auch dem, der seinen Namen liebt und seinen Heiligen dient, und der Lohn, den wir bei ihm suchen und von ihm erwarten sollen, besteht eben darin, daß er uns in der Gemeinschaft mit Christus erhält, vor dem Fall behütet, unsere Trägheit und Schwachheit uns vergibt und uns immer wieder sein freundliches Wort mit seinen ewigen Kräften schmecken läßt und uns dadurch zu neuem Eifer stärkt.

Wird hiedurch der Glaube verkürzt? Nimmermehr. Die Leser sollen nicht dazu ihres Werkes gedenken, um ungläubig zu werden und ihre Zuversicht von Christus abzuziehen, als wären sie sich selbst genug, als könnten sie die Gnade und Gabe des Christus entbehren wegen ihres Werkes, sondern sie dürfen auf ihr treues Werk zurückblicken, damit sie Mut fassen zu glauben, Mut, Gottes Vergebung und Bewahrung zu suchen und mit Freudigkeit zum Thron der Gnade hinzutreten. Es ist wohl wahr, daß das Werk aus dem Glauben kommen muß, soll es ein rechtschaffener Gottesdienst sein; aber es ist ebenso wahr, daß der Glaube aus dem Werk kommt, weil wir nicht zu Gott hinzutreten können, wenn wir gegen ihn untreu sind und ihm nicht gehorchen, weil unser böses Gewissen kein Vertrauen zu ihm aufkommen läßt, weil wir uns von unserer Sünde lösen müssen, wenn wir Jesus glauben wollen. Das ist das innige, unzerbrechliche Gefüge des Lebens. Beidseitig ist es ineinander geschlungen und die Wirkung läuft hin und her vom Glauben zum Werk, vom Werk zum Glauben und keines besteht ohne das andere.

Mit Bedacht sagt der Brief: dem Namen Gottes habt ihr Liebe erzeigt. Wollen wir Gott nicht nur in Worten, sondern in der Wahrheit und im Werke lieben, wie wollen wir es machen? Wir sehen ihn nicht. Und doch ist er uns gegenwärtig; wie? Dadurch, daß er uns seinen Namen gibt. Seine Name liegt in unserem Herzen; deshalb kann es an ihn denken, kann es ihn nennen: Gott! Er ist Gottes Zeichen und Stellvertreter bei uns; ihn können wir schätzen, hochhalten, heiligen, über alles andere stellen und lieben mit ganzem Herzen und aller Kraft. Wie wir uns zum Namen Gottes stellen, das zeigt, wie wir uns gegen Gott verhalten. Sein Name ist aber zugleich in allen, die zu seinem Licht berufen sind. Darum treibt uns die Liebe gegen den Namen Gottes zum Dienst an den Heiligen.

Nun gilt es aber, nicht nur einmal und nicht nur früher vom Eifer der Liebe sich bewegen zu lassen. 6, 11. 12: **Wir begehren aber, daß jeder von euch denselben Eifer beweise, wodurch die Hoffnung bis zum Ende vollkommen wird, damit ihr nicht träg, sondern Nachahmer derer werdet, die durch Glauben und Geduld die Verheißungen erlangen.** Der Brief bittet: Erhaltet in euch den Eifer, den ihr früher hattet, unvermindert; laßt nicht nach! geht nicht zurück! kämpft gegen die Erkaltung eurer Liebe. Wenn ihr zurückgeht, so nähert ihr euch jener Gefahr, die den für immer begräbt, der in sie fällt. Laßt die Liebe nicht nur nicht erlöschen, sondern auch nicht abnehmen. Das ist eure Sicherung. Nur dann könnt ihr völlig hoffen. Wenn ihr euch selbst beschuldigen müßt, daß euer Eifer geschwunden sei, wie

soll da die Hoffnung ihr volles Maß und ihre Kraft behalten? Kein Wunder, wenn uns die Verheißung nicht mehr zieht und bewegt, da wir uns im Bewußtsein unserer Untreue vor dem Urteil des Christus fürchten müssen! Bleiben wir aber ernst und treu im Dienst, zu dem uns Gott beruft, dann wird mit jedem Schritt auf unserem Wege die Hoffnung lebendiger, weil wir erfahren, daß uns das Leben nicht nur Versuchung, sondern auch Erprobung bringt. Dann halten wir auch am Glauben fest und können gläubig und geduldig warten und scheiden uns nicht von der Gemeinde, die sich Gottes mit Vertrauen getröstet und deshalb erfahren wird, daß ihr Vertrauen und Warten sie nicht zuschanden, sondern zu Erben der verheißenen Güter macht. Wir sind nicht die ersten, die den Glaubensweg gehen müssen. Die jüdischen Christen hatten nicht bloß das Beispiel der Väter, sondern auch das der Apostel und der übrigen treuen Gemeinde Jesu vor Augen. Sind sie inwendig nicht erkrankt, so machen diese Beispiele des Glaubens sie selbst zum Glauben willig und bereit.

Die dreifache Gestalt des christlichen Lebens ist uns hier in einer anderen Ordnung gezeigt als im ersten Korintherbrief, 13, 13. Dort heißt es: glauben, hoffen, lieben; hier: lieben, hoffen, glauben. Jene Ordnung ist die, in der das Christenleben anhebt. Dadurch, daß wir Christus gläubig erfassen, kommen wir zum Hoffen und werden von unserer selbstsüchtigen Begierde los und die Liebe wird in uns geboren. Aber auch die Ordnung, die hier dargestellt ist, ist richtig und wahr, daß nämlich an der Liebe, die wir üben, das Hoffen entspringt und die Liebe und Hoffnung Glaubenskraft geben. Diese Ordnung zeigt, wie sich das Christenleben erhält und zunimmt, da, wo es begründet ist. Da heißt es: diene dem Namen Gottes an den Menschen; dann kannst du hoffen und im Hoffen glauben, auch dann, wenn das Gehoffte in die Ferne tritt und der sichtbare Lebenslauf ihm nicht entspricht.

So wollen uns diese Worte zur Selbstprüfung anleiten, ob wir im Eifer der Liebe nicht kalt und lässig geworden sind. Aber wir sollen den Blick nicht so auf uns richten, daß er an unserer Person haften bleibt. Denn der Glaubensgrund, der unserem Hoffen und Glauben Inhalt, Kraft und Sieg verleiht, liegt nie in uns, sondern steht über uns in Gottes Wort. Darum schließt dieser mahnende Abschnitt damit, daß er uns nochmals ähnlich wie 4, 12 auf die Festigkeit des göttlichen Wortes verweist, das gerade so beschaffen ist, daß es uns zum geduldigen, gläubigen Warten geschickt und tüchtig macht. Das zeigt uns der Brief an der Weise, wie Gott mit Abraham geredet hat.

6, 13—15: **Denn als Gott Abraham die Verheißung gab, schwur er, weil er bei keinem Größeren schwören konnte, bei sich selbst und sagte: Fürwahr, ich werde dich sicherlich segnen und dich sicherlich mehren** (1 Mos. 22, 16. 17). **Und so wartete er in Geduld und erlangte die Verheißung.** Abraham ist das erste und deutlichste Beispiel, wie man durch Glauben und Geduld das erlangt, was uns Gott verspricht, und Gott gab ihm auch sein Wort in einer Weise, die eben darauf berechnet war, ihn zum gläubigen Warten zu bewegen, nämlich verbunden mit einem Eid. Ein Eid scheint für Gott unmöglich zu

sein, da er ja eine Berufung auf einen Höheren ist. Wir Menschen wenden uns mit dem Eid an Gott als an den, in dessen Macht wir stehen, in der Macht seines Wissens, da er als der unbestechliche Zeuge unser ganzes Handeln kennt, und in der Macht seines Gerichtes, da er als der Wächter über dem Rechte hält und dem Unrecht seine Vergeltung entgegenstellt. Das ist der Ernst in jedem Eid. Er ist nicht ein leeres Wort, weil Gott nicht vergeblich angerufen wird. Wir haben damit unsere Sache mit Gottes Namen verknüpft und in Gottes Hand gelegt und das bindet, einerlei, ob wir in unserem Leichtsinn und unserer Gedankenlosigkeit uns diese Bindung zum Bewußtsein bringen oder nicht. Wessen Wahrheit und Gerechtigkeit soll nun Gottes Wort fest und gewiß machen? Er hat niemand über sich, auf den er sich berufen könnte. Und dennoch schwur er, nämlich bei sich selbst, und setzte Abraham sein eigenes Leben zum Pfande ein und sagte ihm: so gewiß ich lebe, wirst du das Verheißene empfangen. Und auf ein solches Wort hin, das ihm Gott eidlich bekräftigt hatte, faßte Abraham den Mut, geduldig zu warten, und warf das Mißtrauen und Verzagen aus seinem Herzen weg und harrte aus, ob sich auch die Verheißung verzog, und behandelte sie dennoch als eine untrügliche Macht, dessen gewiß, daß sie dennoch geschehen werde, und sein Warten täuschte ihn nicht; das Verheißene kam.

6, 16: **Denn Menschen schwören bei dem Größeren und der Eid ist für sie das Ende jeder Einrede zur Bestätigung.** Der Wert des Eides, weshalb ihn auch Gott in sein Wort aufnimmt, besteht darin, daß er jeden Widerspruch unmöglich macht. Wenn wir dem, der uns einen Eid entgegenstellt, dennoch widersprächen, so würden wir ihn beschuldigen, er treibe mit dem Heiligsten ein frevles Spiel, er sei gottlos ganz und gar, er zerstöre alles, verachte Gottes Regiment und stürze sich selbst in die Verdammnis hinein. Zu einem solchen Widerspruch sind wir nur berechtigt, wenn wir dazu auch jetzt durch die offenkundige Tatsache gezwungen sind. Sonst aber müssen wir unsere Einrede einstellen. Der andere hat sich hinter Gott geflüchtet und sich in Gottes Hände geworfen; nun ist die Sache uns entzogen und liegt bei Gott.

Eben dies ist auch der Zweck beim göttlichen Eid. Gott sieht voraus, daß ihm der Mensch widerreden wird: deine Verheißung bleibt aus; dein Wort erfüllt sich nicht; kann ich auf dich bauen? lässest du mich nicht im Stich? Allen solchen Einreden kommt Gott zuvor und schneidet sie ab, indem er spricht: sieh, mich selbst, meine Gottheit, Macht, Wahrheit und Gerechtigkeit mache ich zum Bürgen meines Wortes; ich will nicht leben, wenn sich mein Wort dir nicht erfüllt. Nun können wir sein Wort nicht fahren lassen, ohne ihn selbst für nichts zu achten ganz und gar. Gott macht uns durch seinen Eid Zweifel und Unglauben zur Gottlosigkeit und läßt uns nur den einen Weg offen, daß wir seine Verheißung bewahren in Geduld.

6, 17. 18: **Deshalb machte sich Gott, da er den Erben der Verheißung die Unwandelbarkeit seines Rates in besonderer Weise zeigen wollte, durch einen Eid zum Bürgen, damit wir durch zwei unwandelbare Dinge, in denen es unmöglich ist, daß Gott lüge, einen starken Trost haben, wir, die wir**

unsere Zuflucht darin suchen, die vor uns stehende Hoffnung zu ergreifen. Durch die Weise, wie Gott die Verheißung eidlich bestätigte, haben wir vor uns zwei unwandelbare Dinge, die uns über den gnädigen Willen Gottes gewiß machen, sein Wort, das schon an sich unwandelbare Festigkeit hat, und seinen Eid, und sind dadurch aufs kräftigste zum Hoffen gemahnt. Denn um das, was unsere Hoffnung ausmacht, handelt es sich ja bei all dieser Bezeugung, Versicherung und Herablassung Gottes, die des Eides sich nicht weigert. Es ist nicht eine schwere Pflicht, ein hartes Opfer, wozu uns Gott so nachdrücklich ermahnt. Nein! eine Hoffnung legt er uns vor und diese Hoffnung macht unsere einzige Zuflucht aus. An was sollten wir uns halten, wie uns wehren gegen das, was uns verderben will, anders als dadurch, daß wir die Hoffnung erfassen? Hier ist sie uns angeboten und wir dürfen uns zu ihr flüchten und in ihr geborgen sein. Nur das eine gilt es, daß wir sie festhalten und bewahren. Und damit wir sie nicht wegwerfen, fügt Gott zu seinem Wort noch seinen Eid. Was könnte er mehr tun? Es war uns Gottes unerbittliche Festigkeit vorgehalten, mit der er uns widersteht, wenn wir seine Gnade entweihen und mißbrauchen. Dann läßt uns Gott fallen, so tief, daß wir nicht mehr aufstehen können, sondern verloren sind. Aber dieselbe unwandelbare Festigkeit kommt auch der Verheißung zu. Gott erweist sich auch dem, der auf ihn hofft, als unbeweglich und unwandelbar, dadurch, daß nichts seine Verheißung brechen und die Hoffnung zuschanden machen kann.

6, 19. 20: **Sie haben wir wie einen Anker der Seele, der sicher und fest ist und in das hineingeht, was innerhalb des Vorgangs ist, wohin als Vorläufer für uns Jesus hineinging, da er nach der Ordnung Melchisedeks zum Hohenpriester wurde für ewig.** Die Leser schwanken in müder Ungeduld. Solche Stöße mögen der Seele wohl kommen. Furcht und Zweifel mögen sie schütteln und der Druck und die Lust der Welt sie heftig erregen zum Murren wider Gott im Unglauben. Aber wie das Schiff in den Wellen dennoch durch den Anker am Meeresgrund festgebunden ist, so ist auch unsere unruhige Seele durch ein Band gehalten, das nicht reißt; das ist die Hoffnung, die Gott uns dargeboten hat. Sie stillt jene Ungeduld und überwindet jene Erschütterungen und hält uns fest an Gott. Denn zu ihm reicht sie hinauf in sein verborgenes Allerheiligstes. Wohl liegt für uns ein Vorhang über Gottes Thron, daß wir ihn nicht sehen und nicht mit unserem Fleisch und Blut in sein Licht herzuzutreten vermögen. Aber dieser Vorhang hindert unsere Hoffnung nicht; sie geht durch ihn hindurch und ruht in Gott und erhält uns darum auch in unserer irdischen Abgeschiedenheit von ihm bei ihm.

Wie kommt unsere Hoffnung dazu, so hoch zu steigen? Warum muß sie nicht draußen vor dem Vorhang bleiben? Jesus ging ins Allerheiligste, nicht für sich allein, sondern als unser Vorläufer, der den Gang in Gottes Heiligtum auch für uns vorbereitet und möglich macht. An Jesus haftet unsere Hoffnung; er ist ihr Grund. Mit ihm geht sie bis zu Gottes Thron und durch ihn ist unsere Seele verankert in Gottes Heiligtum. An ihm sehen wir, was wir hoffen dürfen, nämlich, daß auch wir ins Heiligtum Gottes treten werden.

Aber dieser Vorläufer, der für uns in den Tempel Gottes geht, damit er auch für uns geöffnet werde, eben der ist der Priester und der Gang Jesu zu Gott, der unserer Hoffnung die Bahn nach oben frei macht, ist sein priesterliches Werk. So hat uns der Brief wieder zu der Stelle zurückgeführt, von der wir ausgegangen sind.

Werden wir nun willig sein, ihn zu hören? Der Brief hat über die Stumpfheit und Unreife der Leser geklagt, die nicht hören mag. Ist diese überwunden durch das, was er uns inzwischen vorgehalten hat? Er hat alle Saiten ihrer Seele in Bewegung versetzt, hat getadelt und gelobt, aufs tiefste erschreckt und aufs höchste beruhigt und getröstet. Er hat ihnen den Schaden ihrer Trägheit gezeigt, die das Wort nicht fassen und verarbeiten will, und zugleich den Schaden ihrer Lauheit, die den Eifer der Liebe erkalten läßt. Er hat ihnen die Größe der Gabe enthüllt, die sie schon empfangen haben, und die Gefahr des Falles, der ihr Leben für immer zerstören würde, aber auch die Sicherheit der Hoffnung, die Gott ihnen aufs festeste bezeugt und verbürgt hat. Muß uns das alles nicht zum Hören und Forschen treiben? Der Mittelpunkt, den diese mannigfaltigen Worte nicht aus dem Auge lassen, bleibt die Herrlichkeit des Christus. Weil Christus so groß ist, darum ist der Fall derer, die ihn kennen, so tief, und weil Christus so groß ist, darum ist Gottes Verheißung so fest bezeugt und die Hoffnung so freudig und so reich. Ist aber die Furcht in uns erweckt, Christus zu verlieren, und die Hoffnung in uns entzündet, ihm ins Allerheiligste nachzugehen, dann werden wir wach; dann öffnet sich unser Ohr; dann blicken wir gern auf Jesu Kreuz und freuen uns an allem, was uns Einblick in sein priesterliches Werk für uns verschafft.

7, 1—10, 18.

Jesus der vollkommene Priester.

Nun folgt die ausführliche Beschreibung des Priestertums Jesu, die uns zeigt, wie es den alttestamentlichen Gottesdienst weit überragt und die vollkommene Gnade Gottes in sich hat, so daß das alttestamentliche Priestertum neben ihm verschwinden muß. Der Brief verweilt hier so lang, weil er hier bei der Wurzel steht, aus der aller Anstoß und Zweifel in der jüdischen Christenheit herkam, bei Jesu Tod und Unsichtbarkeit. Hier müssen sie klar blicken lernen und verstehen, daß Jesu Kreuz und Hingang zu Gott kein Schaden und Unglück ist, sondern sein Heilandswerk für uns. Es kommt alles darauf an, daß die Gemeinde sich von Herzen mit Jesu Tod einige und nicht nur sage: trotzdem du gestorben bist, glauben wir an dich, sondern vielmehr: gerade weil du gestorben bist, bleiben wir bei dir. Sodann ist der Tod Jesu diejenige Tat Gottes, durch die das Gesetz durchbrochen und überschritten und die Gemeinde über dasselbe emporgehoben worden ist. Es wurde aber jedem jüdischen Manne schwer, das Gesetz als etwas Vergangenes dahinten

zu lassen. Er konnte von ihm nicht loskommen, wenn er nicht verstand, was Jesu Tod vor Gott und für die Menschheit ist. Darum verwendet der Brief allen Fleiß der Belehrung und alle Sorgfalt der Begründung darauf, daß uns der Wert und Segen des Hingangs Jesu zu Gott für uns erkennbar werde.

Er geht dabei von dem Psalmwort aus, das Jesu Priestertum mit dem des Melchisedek vergleicht. Warum, fragt er, wird das Priestertum des Christus nach Melchisedek und nicht nach Aaron benannt? Er zeigt uns deshalb, wie groß Melchisedek im Alten Testament dasteht, damit wir sehen, wie schon jenes Psalmwort den Vorzug des Christus vor den levitischen Priestern ausspricht und die neue und höhere Art seines Priestertums anzeigt, 7, 1—10.

Sodann stellt jenes Schriftwort Jesus über das Gesetz empor, das dem levitischen Priester seine priesterliche Macht verlieh. Auch dadurch wird uns wieder die Größe Jesu erkennbar, weil er nicht nur des Gesetzes wegen, sondern um des Lebens willen, das ihm eigen ist, das Priestertum besitzt, 7, 11—25.

Christus steht neben den anderen Priestern als der Heilige neben den Sündern und als der Sohn Gottes neben den sterblichen Menschen. Dieser Unterschied macht ihn zum rechten Hohenpriester für uns, 7, 26—28.

Mit der Person des Priesters steht die Art des Heiligtums in Übereinstimmung, in dem er seinen Dienst vollbringt. Christus übt ihn nicht in einem irdischen, sondern in einem himmlischen Heiligtum. Das macht sein Priestertum unvergleichlich groß, 8, 1—6.

Weiter hängt die Kraft des Priestertums vom Bund ab, durch den es angeordnet ist. Das Amt des Christus beruht auf dem neuen, besseren Bund, 8, 7—13.

Es hat auch schon in der alttestamentlichen Ordnung des Gottesdienstes seine Darstellung und Weissagung gefunden. Denn der Versöhnungstag zeigt die Grenze und Vergänglichkeit des früheren Priestertums und stellt zugleich Jesu priesterlichen Gang ins wahrhafte Heiligtum mit dem wirksamen Opfer seines eigenen Blutes weissagend dar, 9, 1—14.

So ergibt sich die Notwendigkeit des Todes Jesu, damit Gottes Gabe unser Eigentum und das himmlische Heiligtum für uns offen werde und das künftige Gericht des Christus in Heil und Leben für uns verwandelt sei, 9, 15—28.

Auf diese Weise hat er uns eine wirkliche Erlösung von der Sünde verschafft und uns alles vollkommen bereitet, was wir zum Empfang des Himmelreiches bedürfen, während in der alttestamentlichen Ordnung das Opfer die Sünde nicht wegzuschaffen vermochte und der Priesterdienst nicht zu seinem Ziel und Ende kam, 10, 1—18.

7, 1—10.

Wie Melchisedek Jesu Hoheit zeigt.

7, 1—3: **Denn dieser Melchisedek, ein König von Salem, ein Priester des höchsten Gottes, der Abraham entgegenging, als er von der Tötung der Könige heimkehrte, und ihn segnete, dem Abraham auch den Zehnten von**

allem zuteilte, dessen Name zuerst bedeutet: König der Gerechtigkeit, sodann auch König von Salem, das heißt: König des Friedens, der keinen Vater, keine Mutter, kein Geschlechtsregister, weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens hat, sondern dem Sohn Gottes ähnlich gemacht ist, bleibt Priester für immer. Das Psalmwort, das dem Christus verheißen hat, daß er ewiglich Priester sei in Melchisedeks Weise, knüpfte an die Geschichte 1 Mos. 14 an. Diese läßt uns Melchisedeks Größe deutlich erkennen und macht uns dadurch weiter faßlich, wie Großes Jesus mit jener Verheißung zugesagt ist. Zunächst führt Melchisedek erhabene, inhaltsreiche Namen. Er heißt König der Gerechtigkeit und König des Friedens. So spricht sein Name aus, was Christus in Kraft und Wahrheit ist. Aber hieß denn seine Stadt nicht von alters her Salem? und kann nicht sein Name Melchisedek ihm aus einem zufälligen Anlaß gegeben worden sein? Gewiß! nicht darum handelt es sich, was diese Namen für Melchisedek oder seine Zeitgenossen bedeuteten, sondern nur darum, daß diese Titel das ausdrücken, wozu Jesus das Wesen hat. Nicht abgesehen vom Christus, sondern erst in der Vergleichung mit ihm erhält das alles Bedeutsamkeit und hier hat für unseren Brief kein Zufall Platz. Wenn Gott den zum Bild des Christus macht, der ein König der Gerechtigkeit und des Friedens heißt, so ist uns dadurch gezeigt, was uns im Christus gegeben ist.

Sodann wird Melchisedek ohne irgend eine Angabe über Vater und Mutter und Geschlecht in die Erzählung eingeführt, während z. B. die Erzväter alle sorgfältig in ihren Geschlechtszusammenhang eingereiht werden. Melchisedek dagegen steht für sich allein da, anders als der levitische Priester, der, wenn er zum Altar treten wollte, zuerst gefragt wurde: wie hieß dein Vater? war er aus Aarons Geschlecht? wie hieß deine Mutter? war sie eine reine Jungfrau aus Israel nach dem Gesetz? wo ist dein Stammbaum? weist er ohne Lücke und Zweifel deine priesterliche Abkunft nach? Davon hing für den Sohn Aarons sein Priesterrecht ab, nicht aber für Melchisedek. Hierin ist er das Bild des Christus, der sein Priestertum nicht vom Vater oder von der Mutter hat und nicht kraft seines Geschlechtsregisters erbt; denn es haftet an ihm allein, an seiner Person, an dem, wozu Gott ihn selber macht. Durch diesen persönlichen Besitz des Priestertums, daß er es nicht als Erbe auf dem Weg natürlicher Abstammung empfangen hat, stellt uns Melchisedek die Größe Jesu dar.

Weiter gibt die Schrift auch keine Angabe über seine Lebensdauer und berechnet die Zahl seiner Jahre nicht, während sie bei den Vätern sorgfältig angegeben wird, eben weil es hier auf eine sich ablösende Reihe von Geschlechtern ankommt. Melchisedek dagegen hat weder Vorgänger noch Nachfolger und wird nicht in eine Reihe von anderen Priestern eingefügt. So wird auch Jesus von niemand abgelöst und tritt seinerseits an keines anderen Stelle, sondern umfaßt mit ewigem Leben und unvergänglicher Kraft alle Geschlechter und den ganzen Weltlauf und vollbringt ein ewiges Werk, das für alle gültig ist.

So ist Melchisedek ein Abbild, zu dem Christus das Urbild ist. Wenn er in jenem Psalmwort mit Christus verglichen ist, so geschieht dies nicht

deshalb, weil Christus dem Melchisedek ähnlich gemacht wäre. Der Sohn Gottes ist der Erste und Melchisedek war nach ihm gebildet und mit ihm in Ähnlichkeit gebracht. Das ist das Höchste, was zur Ehre Melchisedeks gesagt werden kann, daß er in manchem die Züge des Christus an sich trug.

Zu aller Größe, die die Schrift Melchisedek zuteilt, fügt sie als das Wichtigste und Herrlichste noch das hinzu, daß er fortwährend Priester bleibt, wie es der Psalm sagt: Du bist ewiglich Priester in Melchisedeks Art. Wie hat Melchisedek ein immerwährendes Priestertum? Vielleicht würde uns der Schreiber auf diese Frage antworten: genug, daß das Schriftwort das bezeugt: ewiglich Priester wie Melchisedek; was fragt ihr mehr? Vielleicht hat er sich aber auch weitere Gedanken darüber gemacht. Sicherlich meint er es nicht so, daß er Melchisedek als ein himmlisches Wesen betrachtete, das nur zeitweilig in irdischer Gestalt erschienen sei. Darauf führt weder im Alten Testament noch hier irgend ein Wort. Drei Männer sind miteinander verglichen, Aaron, Melchisedek, Jesus. Zwischen Aaron, dem Menschen, und Jesus, der Fleisch und Blut annahm wie wir, steht sicherlich nicht Melchisedek der Engel. Es gehört ja nach 5, 1—4 wesentlich zum Priestertum, daß der Priester aus den Menschen genommen werde, wie denn Jesus gerade darum Priester ist, weil er uns in allem gleich geworden und in die menschliche Versuchung und das menschliche Leiden und Sterben eingegangen ist. Nach all dem kann uns nicht ein Priester als Jesu Bild bezeichnet werden, der nur als vorübergehende Erscheinung in menschlicher Gestalt aufgetreten wäre. Sollen wir sagen: Melchisedek ist auch über seinen Tod hinaus unter den verstorbenen Gerechten Priester; was er auf Erden getan hat, setzt sich nicht mehr in irdischer Form, wohl aber in einer höheren Lebensstufe fort? So lesen wir V. 8, daß Melchisedek das Zeugnis habe, er lebe. Dieses Zeugnis empfängt er in jenem Wort des Psalms. So würde aber die Stelle auf ein Gebiet hinzeigen, das sonst von der Schrift nicht berührt wird. Sie redet nicht von der Art, wie sich das menschliche Leben jenseits fortsetzt, wie unsere Stellung und unser Beruf drüben mit dem zusammenhängt, was wir auf Erden waren. Wir haben vielmehr an das zu denken, was Melchisedeks Priestertum bleibend für den Gang der Menschheit bedeutet und gewirkt hat. Von Abels Blut sagt der Brief, es rede noch, 11,4. 12,24. Es ruft auch heute noch den Richter an, daß er das dort geschehene Unrecht wieder gut mache; es ruft, bis Abel mit der Auferstehung zum ewigen Leben den vollen Ersatz für das gefunden hat, was ihm verloren ging. Ähnlich wird hier Melchisedeks Priestertum als eine fortwirkende Tat betrachtet, die nicht der Vergangenheit verfallen ist, sondern ihre bleibende Bedeutung hat. Das Psalmwort zeigt, daß sein Priestertum vor Gott nicht vergessen, sondern gegenwärtig ist; also hat es eine fortdauernde Wirkung und Gültigkeit. Was nach Gottes Sinn hier auf Erden geschieht, das geschieht zwar in der Zeit, aber vergeht nicht mit der Zeit. Wie die Zukunft vor Gottes Auge mit der Gegenwart sich verbindet und in seinem Willen bereits begründet ist, so vergeht auch das, was durch Gott und für ihn geschehen ist, nicht; es reicht in die

Gegenwart hinein und verschwindet nicht, sondern erhält sich mit bleibender Frucht. Wenn Melchisedek einst vor Abraham als Gottes Priester stand und ihn mit Gottes Namen segnete, so wirkt das fort in Unvergänglichkeit. Gott hat jene Segnung bestätigt und sein Amen zu ihr gegeben; seine priesterliche Bitte ist an- und aufgenommen, weshalb sich mit Grund sagen läßt, daß er auch heute noch vor Gott als Priester steht.

So verhält es sich auch mit dem, was Jesus auf Golgatha getan hat. Auch das wirkt fort mit unvergänglicher Kraft durch alle Zeiten. Das dort vergossene Blut heißt unser Brief ewig wirksam und sagt, daß es jetzt noch rede, und heißt es das Blut der Besprengung, das uns rein mache, 12, 24. Und doch ist das Blut, das dem Leib Jesu am Kreuzholz entströmte, längst verwest. Ewig ist es nicht an sich selbst, sondern in seiner Wirkung und Frucht. Diese reicht durch alle Zeiten hindurch bis in unser Herz hinein. Gott vergißt nicht, was dort geschehen ist. Auf jenem Blut steht nun der ganze Lauf der Weltgeschichte als auf ihrem bleibenden Fundament. Es macht, daß Gnade und Geist bei uns sind in unvergänglicher Kraft.

Wir werden Melchisedeks Größe noch deutlicher erkennen, wenn wir zugleich bedenken, für wen er zum Priester ward, für Abraham. 7, 4—6: **Seht aber, wie groß der ist, dem Abraham der Patriarch von der Beute den Zehnten gab! Zwar haben auch die, die unter den Söhnen Levis das Priestertum erhalten, ein Gebot, nach dem Gesetz den Zehnten zu nehmen vom Volk, das heißt von ihren Brüdern, obgleich sie aus der Lende Abrahams hervorgegangen sind. Der aber, dessen Geschlecht nicht von ihnen hergeleitet wird, hat von Abraham den Zehnten genommen und den, der die Verheißungen hat, gesegnet.** Wer scheint höher und Gott näher zu stehen als Abraham? Er ist ja der, der die Verheißung empfing. Und dennoch zeigt uns die Schrift einen Mann, den Abraham über sich erhebt, vor dem er sich beugt, den er als seinen Priester zwischen sich und Gott stellt. Denn er gibt ihm den Zehnten von der Beute, den er Gott weihen will, und empfängt dafür die Segnung von ihm. Dadurch stellt uns Melchisedek dar, wie Christus mit seinem priesterlichen Amt und Werk über den Kindern Abrahams steht und über dem Priestertum, das ihnen gegeben war. Das Recht, den Zehnten zu empfangen, war nach dem Gesetz eine große Ehre und Auszeichnung. Niemand hatte es sonst als die Priester aus Levis Stamm. Es war ein Kennzeichen der priesterlichen Würde im Unterschied vom übrigen Volk. Es handelte sich ja beim Zehnten um das, was das Volk für Gott heiligte und Gott dargab. Das in Empfang zu nehmen gehört zum priesterlichen Geschäft. Darum gibt das Gesetz den Priestern ausdrücklich den Befehl, vom Volk den Zehnten einzusammeln, obgleich sie ja Brüder und vom selben Stamme sind. Als Priester sind sie aber über ihre Brüder erhöht und das Volk ist verpflichtet, ihre Heiligkeit zu ehren, indem ihnen der Zehnten erstattet wird. Diese priesterliche Ehre und Würde hat nun auch Melchisedek, trotzdem er nach seiner Herkunft nicht zu Levis priesterlichem Stamm gehört, und zwar empfängt er sie sogar von Abraham. Das hebt ihn über Aaron und seine Söhne empor.

7, 7: **Es wird aber ohne jeden Einwand das Geringere vom Höheren gesegnet.** Daran, daß Abraham von Melchisedek gesegnet werden kann, wird also sichtbar, daß das, was Abraham besaß und von ihm her sein Volk empfing, noch nicht das Höchste ist. Es gibt noch eine reichere Segnung, noch eine größere göttliche Gabe. Melchisedek bringt sie noch nicht; Christus bringt sie. Melchisedek aber weist mit seinem Segen darauf hin, wie auch für Abrahams Geschlecht samt dessen Priestern erst mit Christus der rechte Priester kommt.

7, 8—10: **Und hier bekommen sterbende Menschen die Zehnten, dort aber der, der das Zeugnis erhielt, daß er lebt, und, um die Sache ganz zu sagen, durch Abraham ist auch von Levi, der die Zehnten bekommt, der Zehnten genommen worden; denn er war noch in der Lende des Vaters, als ihm Melchisedek entgegenging.** Der levitische Priester besitzt seine Ehre nur für eine kurze Frist; denn er stirbt dahin und ein anderer tritt an seine Stelle und sein Priesterrecht geht in fremde Hände über. Hier dagegen steht der, dessen Name in der Schrift und dessen Person vor Gott lebendig blieb, dem also die priesterliche Ehre und Macht nicht mehr verloren ging. Schließlich drückt die Beugung Abrahams vor Melchisedek auch die Unterordnung des levitischen Priesters unter ihn aus. Der Zehnten ist auch für Levi erstattet worden. Denn der Sohn ist nicht über dem Vater, und was dieser tut, setzt die Stellung des Sohnes fest. Er stammt ja aus ihm und hat sein Dasein aus ihm. So erkennen wir nun, worum die Schrift Christus nach Melchisedek genannt hat. Sie wollte ihn damit über die alten Hohenpriester erhöhen und uns von Aaron wegweisen und abziehen allein zum Christus hin.

7, 11—25.

Wie Jesus über dem Gesetz steht.

7, 11: **Wenn darum durch das levitische Priestertum Vollendung vorhanden wäre, — denn dem Volk war über dieses ein Gesetz gegeben, — warum wäre es noch nötig, daß ein anderer Priester nach der Ordnung Melchisedeks aufgestellt werde und daß er nicht nach der Ordnung Aarons genannt werde?** Daraus, daß Jesus nicht mit Aaron verglichen, sondern über ihn erhoben ist, ergibt sich, daß das Priestertum der Söhne Aarons die Vollendung nicht bringt. Israel wartete ja auf den Anbruch der vollkommenen Weltgestalt. Vollendung versprach ihm die Verheißung. Aber vom levitischen Priester konnte es sie nicht empfangen, und wer sie von ihm erhoffte, griff fehl. Das levitische Priestertum hat bloß einen Anfang gemacht, über den es nicht hinausgehen konnte. Es berief die Gemeinde zu Gott; aber die vollkommene Gemeinschaft mit ihm, in die Gott seine Söhne einführen will, bringt es noch nicht. Es gab dem Volk Vergebung, aber noch nicht die, die die Sünde mit allen ihren Folgen gänzlich tilgt. Es besorgte einen Gottesdienst, der Anbetung Gottes war, und bediente ein Heiligtum, an dem Gottes Name haftete; aber die wahrhaftige Anbetung war das noch nicht und ebenso wenig Gottes wahrhaftiges Haus. Es blieb überall bei einem unfertigen Anfang und der

levitische Priester hatte nicht die Kraft und nicht den Beruf, Israel die vollkommenen Güter zu geben. Deshalb muß aber für ihn ein Ende kommen, an dem er einem höheren Priester weichen muß. Denn das Anfängliche und Vorbereitende fällt dahin, wenn der kommt, der das Vollkommene schafft. Daraus gewinnen wir weiter die Erkenntnis, daß das Gesetz bloß zeitweilig galt. Denn Israel war durch das Gesetz an den levitischen Priester gewiesen. Das Gesetz und das Priestertum gehörten als ein Ganzes zusammen. Das Gesetz hatte zur Voraussetzung, daß ein Priestertum in Israel vorhanden sei. Darum erschrak der Jude leicht vor dem Gedanken, daß das Priestertum der Söhne Aarons erlöschen müsse. Das Gesetz stand ihnen ja zur Seite und forderte ihren Dienst; wie kann denn von einem anderen Priestertum die Rede sein? Auch aus diesem Grunde ist unserem Brief das Psalmwort wichtig, das Christus einen Priester nicht in Aarons, sondern in Melchisedeks Weise nennt. Denn hier führt das Wort der alttestamentlichen Schrift selbst über das Gesetz hinaus; weil es von einem neuen und anderen Priestertum spricht, kündigt es dadurch auch das Ende des Gesetzes an.

7, 12—17: **Denn wenn das Priestertum geändert wird, findet notwendig auch eine Änderung des Gesetzes statt. Denn der, über den dies gesagt wird, hat zu einem anderen Stamm gehört, aus dem keiner mit dem Altar zu tun hatte. Denn es ist offenkundig, daß unser Herr aus Juda hervorgegangen ist, zu welchem Stamm Mose nichts von Priestern sprach, und dies ist noch in besonderer Weise deutlich, wenn ein anderer Priester in Ähnlichkeit mit Melchisedek aufgestellt wird, der es nicht nach dem Gesetz eines fleischlichen Gebots, sondern nach der Kraft unauflöslichen Lebens geworden ist. Denn er erhält das Zeugnis: Du bist Priester für ewig nach der Ordnung Melchisedeks** (Ps. 110, 4). Dafür, daß die Einsetzung eines neuen Priesters eine Veränderung des Gesetzes bedeutet, gibt der Brief einen doppelten Beweis. Der eine bezieht sich auf eine einzelne bestimmte Ordnung des Gesetzes, an der in anschaulicher Weise sichtbar wird, daß das Priestertum des Christus das Gesetz durchbricht und ihm ein Ende macht. Der andere geht auf den inneren Grund des Priestertums Jesu zurück, der viel tiefer liegt als das Gesetz. Zunächst gehört Christus nicht zu Aarons Geschlecht, wie dies schon die Hinweisung auf Melchisedek anzeigte. Christus stammt aus Juda als Davids Sohn und ist dennoch der wahrhaftige Priester. So ist die gesetzliche Ordnung, die nur die Söhne Aarons zum Priestertum beruft, aufgelöst. Sodann aber, und dies macht die Stellung des Christus über dem Gesetz vollends deutlich, bezeichnet ihn jene Weissagung als unseren ewigen Priester. Er besitzt also die Kraft unauflöslichen Lebens und dies erhebt ihn hoch über das Gesetz des fleischlichen Gebots.

Was darum besteht, weil das Gesetz es so gebietet, besitzt die Kraft des Lebens nicht; wo aber die Kraft des Lebens vorhanden ist, da bedarf es kein Gesetz und Gebot. Warum sind Gesetz und Kraft ein Gegensatz? Gibt denn nicht auch das Gesetz Kraft? Der levitische Priester stützte sich, wenn er ins Allerheiligste oder zum Altar trat, darauf: „so ist es geboten; ich gehorche

dem Gebot", und das gab ihm Kraft. Daher kam ihm die Treue in seinem Dienst und darum harrte er täglich bei ihm aus und brachte sein Opfer auch dann noch, als z. B. in Jerusalem bereits die fürchterlichste Hungersnot wütete. Aber das Gesetz erscheint doch nur dann als Stütze und Kraft, wenn wir ihm die Unordnung und Willkür entgegenstellen, den Aufruhr mit dem Elend und der Ohnmacht, in die die Empörung gegen die göttlichen Ordnungen zusammensinkt. Allein wenn neben dem Gesetz das Leben erscheint, dann zeigt es sich, daß das Gesetz eine schwache Sache ist. Es schafft wohl Formen; aber sie sind leer. Das Institut ist da, das Amt ist da, der Beruf ist da; aber das Gesetz bringt mit seinem Gebot kein Leben hinein. Wir erfahren es ja auch in der Kirche, wie schwach und ohnmächtig alle unsere gesetzlichen Institutionen sind. Wir läuten wohl zur festgesetzten Stunde den Gottesdienst ein; aber gibt es deshalb einen Gottesdienst? Wir ordinieren wohl nach unseren Reglementen Geistliche; aber sind es deshalb Geistliche? So stellte das alttestamentliche Gesetz Priester und Opfer auf; aber damit, daß sie nach dem Gesetz eingerichtet waren, war die Kraft noch nicht da, die wirksam ins Inwendige des Menschen greift und machtvoll hinaufreicht in die Himmelshöhe. An allen Institutionen haftet darum etwas Sinnbildliches. Sie stellen etwas vor, sind es aber nicht; sie weisen nach innen und oben und sprechen eine Verpflichtung aus; aber sie geben ihre Verwirklichung nicht. Deshalb bleibt das Gebot fleischlich. Damit ist es nicht gescholten, als käme es nicht von Gott. Fleischlich heißt es nicht deswegen, weil es aus dem Fleisch stammt und die Erfindung des Menschen wäre, sondern weil es sich mit dem Fleisch abgeben muß und nur mit dem rechnen kann, was wir Menschen in unserer natürlichen Art Gott zum Dienst vollbringen können. Das Gebot vermag mit seiner Verordnung nichts anderes zu erfassen und zu bewegen als das Fleisch. Es erreicht nur das Natürliche an uns; darauf legt es Beschlag. Was setzte es für einen Priester ein? Einen Menschen von Fleisch und Blut; der erschien im Tempel; den schickte das Gesetz zur geordneten Stunde ins Allerheiligste; mehr konnte es nicht. Was setzte es für ein Opfer ein? Ein Opfer von Fleisch und Blut; das konnte es als Gabe für Gott fordern, mehr nicht. Was baute es für ein Heiligtum? Ein Haus, wie es Fleisch und Blut errichten kann, mehr nicht. Was legte es für einen Segen in den Mund des Priesters? Ein Wort, wie es Fleisch und Blut sprechen kann, mehr nicht. Was schuf es für einen Sabbat? Einen Tag, an dem Fleisch und Blut zur Ruhe kam, mehr nicht. Es kann nicht mehr erreichen, weil es auf das angewiesen und beschränkt ist, was wir Menschen sind und haben, und wir sind Fleisch. Aber damit hört das Gesetz auf, ewig zu sein, und ist als unvermögend erkannt, die Vollendung zu geben. Es ordnet das Tun und Lassen des Fleisches und das ist das Wandelbare und Vergängliche, das, was abgetan wird, wenn das Vollkommene kommt.

Aber Christus empfängt sein Priestertum nicht durch Gesetz und Gebot, das ihm nur den Namen und Titel, die Form und Figur eines Priesters gäbe. In ihm ist das Leben erschienen und damit die Kraft. Sein priesterliches Werk

ist die Tat eines Lebendigen. Segnet er, so ist sein Segen Leben. Tilgt er unsere Sünden, so hat der Lebendige sie verziehen. Die Heiligkeit, die er uns gibt, hat zum Grunde Leben. Die Gemeinschaft mit Gott, die er stiftet, vermittelt sich in ihm, dem Lebendigen. Da sind mit dem Namen des Priesters zugleich die Mittel da, durch die aus dem Namen die Wahrheit wird, und nicht ein figürliches Priestertum tritt hier auf, sondern dessen innerliche Wirkung und der Beruf ist erfüllt mit Macht. Das ist nun das Ewige. Christus ist nach der Kraft unauflöslichen Lebens Priester. Unauflöslich, so erschien dem Juden das Gesetz und es war es auch für ihn. Der wird der Kleinste im Himmelreich heißen, der auch nur ein Strichlein an ihm löst. Nur Gott löst das Gesetz und er hat es durch die Sendung des Christus beseitigt. Seinem Wesen und Inhalt nach war das Gesetz nicht unauflöslich, weil es dem Fleisch angepaßt war und auf das beschränkt blieb, was ein Mensch in seiner irdischen Gestalt vermag. Das Leben dagegen, das in Jesus ist und nicht aus dem Fleisch, sondern von oben stammt, ist unauflöslich. Das ist wahrhaft etwas Göttliches, das kein Tod zerbricht, ein wahrhaft Heiliges, das keine Macht der Finsternis entweiht, ein wahrhaft Wirksames, dessen Reichtum sich nie erschöpft und dessen Kraft nie erlahmt. Darum ist Jesu Priestertum unvergänglich. Dies priesterliche Herz hört nicht auf zu schlagen; dieser priesterliche Mund verstummt nicht und täuscht nie; diese priesterliche Hand wird nicht leer und matt.

7, 18. 19: **Denn die Abschaffung des vorangehenden Gebotes geschieht wegen seiner Schwäche und Nutzlosigkeit; denn das Gesetz brachte nichts zur Vollendung; dafür geschieht aber die Einführung einer besseren Hoffnung, durch die wir zu Gott nahen.** Ist denn das Gebot aufgehoben? Ja! Das Wort muß heraus, obgleich es für ein jüdisches Ohr eine harte Rede war. Das fleischliche Gebot und die Kraft des unauflöslichen Lebens lassen sich nicht zusammenfügen, als könnte das Fleisch der Kraft Gottes nachhelfen, als bedürfte der wahrhafte Priester die Unterstützung dessen, der nur den Namen und Schatten des Priesters hat. Wir haben den alten Priester und das Gebot, das ihn einsetzte, gänzlich fahren zu lassen. Und warum sollten wir unter dem alten Gesetz bleiben, da wir es als kraftlos und darum als nutzlos erkannten, weil es alles unfertig, äußerlich und darum schattenhaft ließ und nur ein Vorbote war, dessen Amt beendet ist, wenn der kommt, um dessentwillen er gesandt worden ist? Hätten wir nichts Besseres, nun wohl, so hielten wir diese Anfänge und Schattenrisse des Gesetzes in hohen Ehren. Nun aber folgte auf das vorangehende Gebot die Einführung einer besseren Hoffnung. Auch das Gesetz gab Israel einige Hoffnung. Es stellte in seinen Einrichtungen die ewigen Güter dar und wies verheißend nach oben. Aber wie ganz anders ergibt sich die Hoffnung aus dem Blick auf das, was Christus ist! Da ist der Priester, in dem nun die Herrlichkeit Gottes wirklich leuchtet, ein Opfer, in dem wir zur Ruhe kommen, weil es eine vollkommene Gabe ist voll versöhnender Kraft, eine Heiligkeit, die uns wahrhaft zum Bild Gottes macht und unserer Unreinheit ein Ende setzt. Hier wird uns eine Hoffnung

dargereicht, die uns dazu bewegt, daß wir zu Gott herzutreten, weil uns hier der Weg zu ihm geöffnet ist, so daß unser Herz zu ihm emporgehoben wird.

7, 20—22: **Und wie es nicht ohne Eidesleistung geschieht, — denn jene wurden ohne Eidesleistung zu Priestern, er aber mit einer Eidesleistung durch den, der zu ihm sagt: Der Herr schwur und es wird ihn nicht gereuen: du bist für ewig Priester** (Ps. 110, 4) —, **so ist Jesus auch der Bürge eines besseren Bundes geworden.** Da lernen wir das priesterliche Werk nach einer neuen Seite kennen. Es ruht auf dem Bund, den Gott angeordnet hat. Wie der Bund ist, so ist der Priester. Der Bund gibt dem Priester seine Macht vor Gott und seine Macht über uns. Weil uns Gott in den Bund mit sich stellt, darum kann der Priester für uns bitten und sein Gebet wird erhört; darum darf er für uns opfern und sein Opfer versöhnt; darum wird seine Heiligkeit uns zur Heiligung. Weil sein Dienst aus Gottes Bund fließt, darum ist er dessen Bürge für uns. Wir bedürfen des Bürgen; denn wir sind zum Mißtrauen und Verzagen geneigt, zweifeln an der Verheißung und werfen die Hoffnung weg. Darum steht der Priester vor uns und bekräftigt uns die Verheißung des Bundes und zeigt uns seine Sicherheit und wehrt uns, an ihm zu zweifeln und ihn zu verachten. Wir könnten somit den Bund nur dann ablehnen und verlassen, wenn wir unseren Priester verleugnen wollten. So gewiß dessen Werk besteht und zu seinem Ziel und Ende kommt, so gewiß besteht der Bund. Im Blick auf ihn dürfen uns nicht einmal unsere Sünden zum Zweifel am Bund bewegen. Denn wenn wir den Bund durch Unglauben und Untreue stören und verletzen, so erhält er uns durch sein Versöhnen in Gottes Bund und gewährt uns dadurch dessen Güter, daß er uns heiligt. Auch der alttestamentliche Priester war Bürge eines Bundes. Aber der neue und höhere Priester kommt auf Grund eines besseren Bundes. Alles wird mit ihm neu. Das Gesetz ist umgewandelt und der alte Bund durch einen neuen Bund ersetzt.

Nun benützt der Brief auch die Einleitung zu jener Weissagung über das Priestertum des Christus, Ps. 110, 4: ich habe geschworen und es wird mich nicht gereuen! Nur bei diesem Priester spricht die Schrift von einem göttlichen Eid. Wir wissen bereits, was unserem Brief ein Eid Gottes bedeutet, weil er die Unwandelbarkeit des göttlichen Rates offenbart und unsere Widerrede gänzlich zum Schweigen bringen soll. Die Festigkeit der Zusage, durch die Gott ihn zum Priester macht, steht mit dem höheren Zweck und der größeren Herrlichkeit seines Priestertums in Übereinstimmung. Es entspricht hier alles einander aufs trefflichste: der Bund, auf dem sein Priestertum steht, die Kraft, die es in sich hat, die Hoffnung, die es darreicht, die Art, wie es ihm von Gott eidlich zuerteilt wird, das alles bezeugt gleichmäßig, wie weit Jesus die alten Priester überragt

7, 23—25: **Und dort sind sie in größerer Zahl zu Priestern geworden, weil sie durch den Tod verhindert wurden zu bleiben; er aber hat, weil er für ewig bleibt, das Priestertum, das nicht vergeht. Deshalb kann er auch für immer die retten, die durch ihn zu Gott herzukommen, da er immer**

lebt, um für sie einzutreten. Der Vorzug des Priestertums Jesu ist weiter darin sichtbar, daß Israel viele Priester erhielt, von denen einer nach dem anderen durch den Tod der priesterlichen Würde verlustig ging, wir dagegen den einen Priester haben, der über den Tod erhöht ist und das Priestertum für immer in seiner Hand behält. Was für eine Sicherheit und innere Geschlossenheit gewinnt unser Verhältnis zu Christus dadurch, daß er immer lebt! Wir verdanken ihm den Anfang unserer Seligkeit; denn durch ihn kommen wir zu Gott hinzu. Macht er jedoch nur den Anfang? Müssen wir den Fortgang und die Vollendung anderswo suchen? O nein! Er macht keinem Nachfolger Platz. Wir werden durch Christus alles erlangen, was als Gabe und Hilfe von oben zu uns herniederströmt. Er wird für immer unser Priester bleiben, durch den uns Gottes Heiligtum offen steht. Zu allen Zeiten und auf allen Stufen unseres Lebens können wir auf ihn zählen. Er hilft uns jetzt, morgen, bis zum Tod, nach dem Tod. Mögen wir irgendwelchen Punkt in unserem Lebenslauf ins Auge fassen, das ist gewiß: er fehlt uns nicht. Das ist die unvergleichliche Ruhe, das unendliche Glück, das im Verhältnis zu Christus liegt und in keinem anderen Lebensverhältnis in ähnlicher Weise möglich ist: unser Verhältnis zu ihm bricht nicht, endet nicht, hat keine Grenzen und Schranken; seiner sind wir gewiß.

Er lebt, um für uns einzutreten. Auch in seiner Erhöhung und Herrlichkeit macht Christus unsere Sache zu seiner Sache, unsere Bitte zu seiner Bitte, unser Bedürfnis zu seinem Anliegen vor Gott. Sein Erbarmen mit uns steigt für uns zu Gott empor und sucht die Gnade und Gabe des Vaters für uns. Wie ganz anders ist das Bitten Jesu als das unsrige! Jetzt ruft er nicht mehr zu Gott wie einst mit Geschrei und Tränen in jener tiefen, heiligen Furcht, die sich unter Gottes Willen in völliger Ergebung beugt. Nun redet er mit dem Vater als der Sohn im Licht seiner völligen Einigung mit ihm. Er redet mit ihm uns zugut als der, der sich nicht schämt, unser Bruder zu heißen. Weil er sich zu uns erniedrigte, darf er jetzt auch in seiner Herrlichkeit sprechen: „Siehe, ich und die Kindlein, die du mir gegeben hast" und darf sein eigenes Verhältnis zum Vater für uns fruchtbar machen, so daß die Liebe des Vaters, in der er selber steht, auch uns umfaßt. So reich und vollkommen und doch so göttlich einfach ist das Werk der Gnade Gottes, die uns im Sohn den Mittler und Bürgen des neuen Bundes gab.

7, 26—28.

Jesu Unterschied von den alten Priestern.

Als der Brief zum ersten Male die Eigenschaften eines Priesters aufzählte, 5, 1–4, da zeigte er auf dessen menschliche Schwachheit hin, die ihn selbst unter die Sünder stellt und ihn nötigt, nicht nur für die Gemeinde, sondern auch für sich selbst zu opfern, weil sie ihn Milde lehrt und es ihm erleichtert, den Verirrten Hilfe und Handreichung zu bieten. Darauf hat er zunächst gesagt: auch Jesus wurde schwach! Seht doch den bittenden und

weinenden Christus, seht ihn, wie er Gehorsam lernt! Ihr braucht nicht mit dumpfem Staunen fern von ihm zu stehen, sondern dürft ein Herz zu ihm fassen. Allein gerade in dieser Hinsicht ist die Ähnlichkeit zwischen Christus und den alten Priestern keineswegs vollständig, sondern neben ihr besteht zwischen ihnen ein tiefer, wichtiger Unterschied. Denn Jesus ist nicht ein Sünder wie jene und muß mit seinem Opfer nicht für sich selbst Vergebung suchen, ist vielmehr deswegen der Priester geworden, weil er in der Gleichartigkeit mit uns der Reine und Heilige geblieben ist. Auf diesen Unterschied Jesu von der Priesterschaft Israels hat uns das, was uns der Brief seither über sein priesterliches Werk gesagt hat, nachdrücklich aufmerksam gemacht und er spricht ihn nun nach seiner ganzen Größe in einer zusammenfassenden Betrachtung aus. Aber dieser Unterschied des Christus von Aaron ist kein Nachteil und Hindernis für sein Priestertum, sondern macht seinen Vorzug aus. Ein solcher Hoherpriester, wie es Christus ist, steht mit dem, was wir brauchen, in Übereinstimmung.

7, 26—28: **Denn ein solcher Hoherpriester war für uns auch der passende, der heilig, frei vom Bösen, unbefleckt, von den Sündern geschieden und höher als die Himmel geworden ist, der nicht täglich nötig hat, wie die Hohenpriester zuerst für die eigenen Sünden Opfer darzubringen, dann für die des Volks. Denn dies tat er einmal, als er sich selbst darbrachte. Denn das Gesetz bestellt Menschen zu Hohenpriestern, die Schwachheit haben, das Wort der Eidesleistung dagegen, die nach dem Gesetz stattfand, den Sohn, der für ewig vollendet ist.** Jesus ist heilig, in sich selbst ohne Arges und durch die Welt um ihn her nicht befleckt. Oben wurden wir an die Kraft des unauflöslichen Lebens erinnert, von der alles erfüllt ist, was Christus tut. Allein solche Lebenskraft ist nur da, wo Heiligkeit und Freiheit von aller Verderbnis der Sünde ist. An den, der ohne Sünde versucht worden ist, erging das verklärende Wort des Vaters: du bist mein Sohn. Wo soll nun aber der Heilige seine Stelle erhalten? In unserer Mitte, unter uns Sündern? Nein! hieher gehört er nicht. Und wenn er in seiner Barmherzigkeit uns gleich ward und in unsere Mitte trat, so hat er doch nicht hier seinen bleibenden Ort, sondern ist von den Sündern getrennt und aus ihrer Gemeinschaft herausgeholt worden und höher als alle gestellt, die im Himmel in Gottes Nähe leben. Nur von uns Sündern, nicht vom Himmel wird gesagt, daß Christus von ihm abgeschieden sei. Den Sündern ist er verborgen und unsichtbar geworden; dem Himmel ist er gegenwärtig und offenbar. Aber auch dieser hat Christus über sich und steht in der Beugung vor ihm. Denn er ist da, wo auch die Himmlischen nicht sind, nämlich im Vater mit jener Einigung, die das Herrlichkeitsgeheimnis des göttlichen Wesens ist.

Damit fällt aber die Notwendigkeit des beständigen Opferns für ihn weg und von einem Opfer seiner eigenen Sünde wegen kann noch weniger die Rede sein. Auch er hat ein Opfer gebracht, sich selbst, der Sünde seiner Brüder wegen. Nur durch dieses Opfer erwarb er sich seinen priesterlichen Zutritt zu Gott. Aber von diesem Opfer gilt: es ist vollbracht! Es hat

ewigen Wert. Weil keine Sünde und Befleckung an ihm haftet, ruht auf ihm ein göttliches Wohlgefallen, das nie abnimmt und nie erbleicht. Hier gibt es nichts zu erneuern, weil nichts veraltet und hinfällig wird. Sein Opfer steht nun in ewiger Frische über aller Zeit.

So kommt die Betrachtung, wenn der Priester Israels neben Jesus gestellt wird, zum selben Resultat, wie wenn Mose mit ihm verglichen wird. Dort steht der Mensch, hier der Sohn und dem Sohn tritt keiner zur Seite, am allerwenigsten, wenn es sich nicht nur, wie bei Mose, um die Ausrichtung einer göttlichen Botschaft handelt, sondern um die Ausübung des Priestertums mit jener tätigen Wirkung und Macht aus und vor Gott, wie sie ein Priester haben und üben soll. Beim Priestertum hängt alles davon ab, wie nahe der Priester selber Gott steht. Was suchen wir denn bei ihm? Gott! Wozu soll er uns bringen? Zu Gott! So muß zuvörderst er selbst ihn kennen und in seiner Gemeinschaft stehen. Niemand ist jedoch dem Vater so nahe wie der Sohn; niemand ist mit ihm eins als er. Darum kann auch niemand in Kraft und Wahrheit Priester sein als er allein und es ist ein unermeßlicher Unterschied, wenn dort der Mensch als Priester steht, der in seiner Sünde zum Schwächling geworden ist, und hier der Sohn, der ewige Vollendung empfangen hat. Deshalb brauchte es dort ein Gesetz, damit ein Priestertum zustandekomme. Der von Schwachheit umfangene und durch Sünde von Gott geschiedene Mensch kann nicht Priester sein, wenn es ihm nicht befohlen wird. Christus dagegen ist durch ein neues und höheres Wort Gottes zu seinem priesterlichen Amt berufen, das durch Gottes Eid das Siegel der unveränderlichen Festigkeit und Gültigkeit erhalten hat.

Wollen wir nun sagen: Israel hatte es besser! es hatte seinen Priester in seiner Mitte und dessen Opfer geschah täglich vor seinen Augen, während unser Priester unsichtbar ist und nicht vor uns steht und sein Opfer einmal weit ab von uns in entlegener Ferne geschehen ist? Allein wir sehen ja, daß dieser Unterschied darin beruht, daß dort der Mensch und Sünder und hier der reine und vollkommene Sohn Gottes den Priesterdienst vollzieht. Wer ist nun der rechte Priester, der Sünder oder der Heilige, der Geschwächte oder der Vollendete, der Mensch oder der Sohn? Wer hat die priesterliche Macht, die uns wahrhaft mit Gott versöhnt? Nur ein solcher Hoherpriester entspricht dem, was wir brauchen. Nur der Heilige und zu Gott Erhöhte, nur der Sohn wird uns zum Weg zu Gott.

8, 1—6.

Der neue Tempel des Christus.

Beim priesterlichen Werk handelt es sich um Gottes persönliches Verhalten zu uns, darum, daß uns Gott seine Gnade und Gabe zuwende, und um unser persönliches Verhalten zu Gott, darum, daß wir mit unserem Verlangen und Willen zu Gott herzutreten. Solche Wirkung ins Inwendige der Person geht nicht von sachlichen Heilmitteln und toten Besitztümern aus,

sondern stammt aus dem, was der Priester selbst in sich trägt als seine eigene innere Kraft und Lebendigkeit. Darum war bisher davon die Rede, was Jesus selbst nach seinem inwendigen Wesen ist. Damit steht aber auch seine Umgebung und Verrichtung in Einheit und Zusammenhang. Das Heiligtum, das ihm übergeben wird, und die Gaben, die er Gott darbringt, entsprechen seinem inneren Wesen. Auch in dieser Hinsicht wird uns jetzt die unvergleichliche Herrlichkeit des Christus gezeigt.

8, 1. 2: **Ein Hauptpunkt aber bei dem, was gesagt wird, ist: wir haben einen solchen Hohenpriester, der sich zur Rechten des Throns der Majestät in den Himmeln setzte als Diener des Heiligtums und des wahrhaftigen Zeltes, das der Herr aufschlug, nicht ein Mensch.** Eine Hauptsache am Priestertum Jesu ist dies, daß er zur Rechten des göttlichen Throns seine Stätte hat. Eben noch wurde uns gesagt, daß er höher als der Himmel geworden sei, 7, 26 vgl. 4, 14. In bezug auf den Himmel wechselt also der Ausdruck des Briefs, da er von Christus beides sagt, daß er im Himmel und daß er über dem Himmel sei. Dieser Wechsel rührt daher, daß der Blick zum Himmel uns an ein Doppeltes denken läßt, vor allem an Gott und an die Erscheinung und Offenbarung der göttlichen Lebens- und Herrlichkeitsfülle, dann aber auch an die höchsten Werke der Schöpfung, die Gott am nächsten stehen und an seiner Vollkommenheit den reichsten Anteil haben, an das Reich der höchsten Geister, in denen sich Gott besonders verherrlicht hat. Ist nun vom Himmel so die Rede, daß dabei vor allem an Gott gedacht ist, so wird gesagt, daß Christus im Himmel sei. Überwiegt dagegen der Gedanke an die höchsten Wesen der Kreatur, so sagt unser Brief, daß Christus höher als der Himmel sei.

Auf die Erhöhung Jesu in den Himmel ist, wie uns das erste Kapitel sagte, seine königliche Macht gestellt; sie ist aber ebenso sehr der Grund seiner priesterlichen Macht. Es hat für sein priesterliches Wirken die größte Bedeutung, daß ihm selbst das Reich der göttlichen Kräfte und des göttlichen Lebens nicht verschlossen ist, sondern daß er in ihm steht und nicht aus der Tiefe für sein Volk zu Gott rufen muß, sondern mit ihm als der spricht, der zur Rechten seines Thrones sitzt. Ist seine Erhöhung zu Gottes Thron sein Sieg über die Welt, da er nunmehr seinen Feinden entzogen und überlegen ist und den Triumph behalten wird, so gibt sie auch seinem priesterlichen Dienst an uns die Vollkommenheit, macht sein Verzeihen und Fürbitten gültig und kräftig und schafft seiner Barmherzigkeit freie Bahn, so daß sie sich erfüllt mit Gottes erlösender Gnade und Gabe zu uns wenden kann.

Durch seine Erhöhung ist Jesus in das wahrhaftige Heiligtum gestellt. Was ist das: „Himmel?" Wie soll ein Mund aussprechen, was kein Auge sah? Und dennoch ist uns allen eins gewiß, das, was unsere Stelle sagt: der Himmel ist ein Heiligtum. Im einleitenden Wort des Briefs, 1, 3, war Jesu Sitzen zur Rechten Gottes beschrieben als ein Sitzen in der Höhe. Aber diese hohen Wesen, in deren Mitte er lebt, sind zugleich heilige Wesen. Sie ragen nicht nur durch die Fülle, Stärke und Macht ihres Lebens hoch über

unsere irdische Region empor; sie tragen Gottes Bild, sind der Spiegel, in dem sein Angesicht erglänzt, und Gottes Anbetungswürdigkeit erscheint an ihrem Wesen und erfüllt ihr Wort. Sie loben ihn ohne Rast und Ruhe. So bilden sie den einzigen Tempel, der es in Wahrheit ist, den, den Gott selbst erbaut hat. Und wie kann ein wirklicher Tempel entstehen anders als durch Gottes eigenes Werk? Neben ihm sinken alle anderen Tempel zum leeren Gleichnis und trüben Abbild herab. In dieses wahrhaftige Heiligtum ist nun Christus als dessen Pfleger und Diener hineingestellt. Er ist sein lebendiger Mittelpunkt; in ihm strömt alles zusammen, was der Himmel Gott zum Lob und zur Anbetung darzubringen hat.

8, 3—6: **Denn jeder Hohepriester wird dazu bestellt, um Gaben und Opfer darzubringen. Deshalb ist es notwendig, daß auch dieser etwas habe, was er darbringen kann. Wäre er nun auf der Erde, so wäre er nicht Priester, da die vorhanden sind, die nach dem Gesetz die Gaben darbringen, die dem Abbild und Schatten dessen dienen, was im Himmel ist, wie Mose die göttliche Anweisung erhielt, als er das Zelt herstellen sollte. Denn er sagt ihm: Sieh! du sollst alles nach dem Vorbild machen, das dir auf dem Berg gezeigt worden ist** (2 Mos. 25, 40). **Nun hat er aber einen vorzüglicheren Dienst erlangt, je besser der Bund ist, dessen Mittler er ist, der wegen besserer Verheißungen verordnet worden ist.**

Jesus konnte nur droben Priester sein; denn auf Erden hatte er keinen Raum. Ein Priester muß opfern; das ist seine Verrichtung, die ihn zum Priester macht. Das konnte Jesus aber auf Erden nicht, weil das Gesetz die irdischen Gaben anordnete, die Gott dargebracht werden sollten, und für sie die dazu nötigen Priester bestellte. Nur um ihre Zahl zu vermehren oder sie abzulösen, dazu ist Christus nicht gesandt. Er kann seinen Gottesdienst nur droben ausrichten. Sich selbst in der Vollkommenheit seines Gehorsams und in der Reinheit seiner Liebe machte er zur Gabe, mit der er den Vater droben ehrt. Und wenn wir auch von solchem Gottesdienst nur eine geringe Ahnung haben, so ist doch das gewiß, daß er höher ist als alles, was in der irdischen Welt Gott an Verehrung und Anbetung dargebracht wird.

Auch hier macht uns der Brief darauf aufmerksam, wie groß schon das gewesen ist, was Israel von Gott gegeben war. Er schilt die Hütte, die Aaron zu priesterlicher Bedienung anvertraut war, nicht, als wäre sie kein Heiligtum gewesen. Auch sie stand zu den himmlischen Dingen in Beziehung und brachte sie in irdischen Formen zur Abbildung. Denn Mose wurde zu derselben von Gott ein Vorbild gewiesen, so daß das Heiligtum nach göttlichem Muster und Plan gebaut worden ist. Aber damit wurde es doch nur einem Schatten gleich, der allerdings die Gestalt dessen, der ihn wirft, nachzeichnet, aber nur den Umriß seiner Figur wiederholt. Sicherlich hat es seine himmlische Beziehung, wenn Mose ins Allerheiligste das göttliche Gesetz hinein legen muß. Aber anders liegt das Gesetz in der Mitte des himmlischen Lebens- und Herrlichkeitsreiches; anders liegt es in Moses Allerheiligstem. Dort liegt es nicht in Stein gegraben; dort füllt es das Allerheiligste als lebendige Liebe und Macht.

Sicherlich weist es nach oben, wenn im Allerheiligsten über der Lade die Cherubim stehen und im Heiligtum der Leuchter brennt und der Weihrauch entzündet wird auf goldenem Altar und des Volkes Nahrung, die Brote, hingelegt werden vor Gottes Angesicht. Aber was ist das alles neben der himmlischen Thronstätte Gottes, neben dem Licht, das droben leuchtet, und dem Feuer der Anbetung, das sich droben entzündet, und der Speise, die das himmlische Leben nährt, und dem himmlischen Dank, der sie dem wieder darbringt, von dem sie ausgegangen ist! So zeigt sich auch hier wieder die Hoheit des Christus, der in seinem Tempel nicht nur Schatten und Bilder um sich hat, sondern Leben, Geist und Herrlichkeit der Himmelswelt.

Wenn für den alttestamentlichen Priester bloß ein irdisches Zeichen des göttlichen Throns errichtet war, Jesus dagegen zu seinem Priestertum in den Himmel selbst erhoben wird, so hat dies seinen Grund in dem großen Unterschied und Fortschritt, der zwischen dem Bund des Christus und dem alten Bund besteht. Gottes ganzes Werk dient seinem Bund, auch das, was er seinem Sohn tut. Sein Blick richtet sich nicht nur auf Jesus allein, sondern Jesus steht vor seinem Auge als der Mittler des neuen Bundes, den er uns bringen soll. Wiederum schaut er nicht nur auf uns allein, sondern wir stehen vor seinem Blick als die Glieder des Bundes, in den uns Christus versetzt hat. So ordnet es Gottes Liebe. Sie faßt uns mit Christus, Christus mit uns zusammen; sie begabt uns um des Christus willen, Christus um unseretwillen. Sie verherrlicht Christus, damit er uns priesterlich dienen kann, und verherrlicht uns, weil Christus unser Priester ist. Warum genügte also das alte Heiligtum nicht mehr? Die Gabe, die uns Christus bringen soll, ist eine größere geworden als vordem und der Bund ein besserer. Darum wurde an Stelle des alten Heiligtums unserem Priester der Himmel selber aufgetan und ihm ein höherer Gottesdienst zuteil. Nun fließen uns nicht mehr aus einem irdischen, sondern aus dem wahrhaften, oberen Heiligtum die Gnadengaben zu.

8, 7—13.

Der neue Bund des Christus.

Darf aber überhaupt von einem neuen Bund geredet werden? Kann denn Gottes Bund alt werden? Ist er nicht seinem Wesen nach ewig und unveränderlich? Muß es nicht für immer bei dem bleiben, was er einmal als seinen Bund gestiftet und geordnet hat? Ein neuer Bund, das klingt ja nicht weniger unerwartet und unglaublich als die Abschaffung des Gesetzes. Aber schon die Schrift hat uns durch ihre Weissagung das Recht gegeben, von einem neuen Bund zu sprechen, und heißt uns auf einen solchen hoffen, da sie den alten Bund als der Besserung bedürftig beschreibt. 8, 7—12: **Denn wenn jener erste Bund ohne Tadel wäre, so würde nicht ein Platz für einen zweiten gesucht. Denn er schilt sie und sagt: Sieh! es kommen Tage, spricht der Herr, da werde ich für das Haus Israels und das Haus Judas einen neuen Bund vollenden, nicht wie der Bund, den ich für ihre Väter gemacht habe**

am Tag, da ich ihre Hand ergriff, um sie aus dem Land Ägypten auszuführen. Denn sie blieben nicht in meinem Bund und ich achtete ihrer nicht, spricht der Herr. Denn dies ist der Bund, den ich für das Haus Israels anordnen werde nach jenen Tagen, spricht der Herr: ich gebe meine Gesetze in ihren Geist und werde sie auf ihre Herzen schreiben und werde ihnen zum Gott sein und sie werden mir zum Volk sein und nicht mehr wird jeder seinen Mitbürger und Bruder lehren und sagen: Erkenne den Herrn; denn alle werden sie mich kennen vom Kleinen an bis zu ihrem Großen. Denn ich werde gegen ihre Ungerechtigkeiten gnädig sein und ihrer Sünden nicht mehr gedenken (Jerem. 31, 31—24). Das große Wort Jeremias, das der Brief anführt, spricht einen Tadel aus, allerdings zunächst gegen Israel, das nicht im Bund Gottes blieb, sondern ihn mit seinem sündigen Trotz durchbrach. Aber dieser Tadel dehnt sich auch auf den Bund selber aus, der durch den Widerstand des Volks unnütz und unfruchtbar geworden ist und nicht die Kraft in sich trug, sein Widerstreben zu überwinden, sondern ihm unterlag. Darum versprach Gott, ihn durch einen neuen Bund zu ersetzen, der reicher und kräftiger ist und nicht mehr gebrochen wird, sondern uns wahrhaft zu Gott führt und bei ihm erhält. Was ist das Neue, was Gott geben will und womit er den Mangel des alten Bundes heilt? Er gibt seinem Gesetz eine andere Gestalt. Der Fortschritt im Bund Gottes mit den Menschen besteht darin, daß sein Gesetz in den Menschen eingeht und Wohnung in ihm macht. Er legt's nicht nur vor uns und auf uns, auf Tafeln und im Buch, im Mund von Propheten und Priestern, sondern Geist und Herz seiner Gemeinde sind die Tafeln, auf die er sein Gebot nunmehr schreibt, während der alte Bund sie unbeschrieben ließ. So bleibt sein Gebot nicht nur ein gehörtes Wort, von dem sich die Hörer abwandten; nun ist es mit ihnen selbst verwachsen und geeinigt. In dieser Gestalt erweist es sich nicht nur dadurch als lebendig und kräftig, daß es sie mit der Schärfe des Schwerts durchbohrt und ihre Gedanken und Begehrungen richtet; jetzt zeigt es seine lebendige Kraft dadurch, daß es unser Denken und Trachten nach Gottes Sinn gestaltet und mit Gottes Reinheit und Güte erfüllt. Damit verschwindet die Unkenntnis Gottes aus der Gemeinde. Nun besteht sie nicht mehr aus zwei Klassen, von denen die eine ihn kennt, die andere aber der Mahnung und Bitte bedarf: erkenne ihn doch! So stand der Prophet unter seinem Volk. Er kannte Gott, war von ihm unterwiesen und hörte ihn mit sich reden im Gespräch seines heiligen Geistes. Aber er erkannte ihn allein. Das Volk um ihn her kannte ihn nicht, sondern war imstande, sich fremden Göttern zu ergeben, so daß immer wieder der eine den anderen mahnen mußte, daß er sich doch dem Herrn allein ergebe. Das ergab das schmerzensreiche Leiden im prophetischen Beruf und die Unvollkommenheit des alten Bundes. Macht dagegen Gott sein Gebot in uns lebendig, dann kennen wir ihn. Damit fällt die Decke von den Augen und der Name Gottes wird uns hell. Nun ist er uns allen zugänglich und wir werden in ihm eins. Der Grund, auf dem dieser neue Verkehr Gottes mit uns Menschen ruht, besteht darin, daß er unsere Sünde und Ungerechtigkeit vergibt. Bliebe unsere

Sünde vor seinen Augen stehen, so käme sein Gebot nimmermehr in unser Herz und seine Erkenntnis nicht in unseren Sinn. Hier ist zuerst Vergebung nötig, die unsere Ungerechtigkeit verschwinden macht. Auf sie ist dieser neue Bund gestellt.

Dazu bedarf es freilich eines neuen Priestertums. Der neue Bund will tiefer nach innen wirken, so muß er auch höher oben beginnen. Nur was von oben kommt, bringt nach innen. Um Herz und Sinn zu erneuern, so daß Gottes Gesetz in ihnen lebendig wird, um uns alle zu umfassen und in die Kenntnis Gottes zu stellen, um die Ungerechtigkeit mit ihrer von Gott trennenden Macht völlig abzutun, dazu müssen wir einen solchen Priester haben, wie wir ihn in Jesus finden, nicht nur einen Mann, der bloß äußerlich durch ein Gesetz mit dem priesterlichen Amt bekleidet ist und nur Zeichen der göttlichen Heiligkeit und Gnade in den Händen hat und nur in irdischen Maßen, so wie es Fleisch und Blut vermag, seinen Priesterdienst ausrichten kann, sondern einen solchen, der in unbegrenzter Gemeinschaft mit Gott von Gottes Thron aus in Geist und Kraft den Priesterdienst an uns vollzieht.

Auch bei dieser Stelle dürfen wir nicht vergessen, daß unser Brief, wenn er von Jesu Werk und Größe spricht, nie bloß an die gegenwärtige Welt und an diejenigen Gaben denkt, die uns jetzt im Glauben an Christus zufallen. Es bleibt bei dem früheren Wort: wir reden von der zukünftigen Welt, 2,5. Unser Brief hält uns Christus als den Hohenpriester der zukünftigen Güter vor, 9, 11. Auch das kräftige Auferstehen des göttlichen Gesetzes in unseren Herzen und das allgemeine Aufleuchten der Erkenntnis Gottes in uns allen, so daß wir nicht mehr der Mahnung und Lehre bedürfen, deutet über unsere irdische Welt hinaus auf die vollkommene Gemeinde des Christus hin. Diesem Ziel dient aber das ganze Werk Jesu, auch die Gestalt desselben, die der Gegenwart angehört. Nach diesem Ziel ist seine Erhöhung und Stellung vor Gott bemessen. Dazu rüstet und bereitet uns alles, was er für uns getan hat, tut und tun wird. Es handelt sich bei allem, was Christus ist und was wir an ihm sehen und von ihm empfangen, um die Herstellung einer Gemeinde Gottes, die Gott wahrhaft kennt und durch sein Gesetz inwendig bewegt und getrieben ist.

Vorerst kommt es unserer Stelle noch nicht darauf an, zu zeigen, wie der Tod und die Erhöhung Jesu dem, was hier verheißen ist, entspricht und dient, sondern er will vor allem seine Leser vom alten Bund ablösen. 8, 13: **Dadurch, daß er sagt: einen neuen, hat er den ersten zum veralteten gemacht. Was aber veraltet und greisenhaft wird, ist nahe bei der Beseitigung.** Wenn Gott von einem neuen Bund spricht, so ist der, der bisher bestand, zum alten gemacht und unser Hoffen und Verlangen von ihm abgezogen und in eine andere Bahn gelenkt. Ihr könnt euch, sagt der Brief seinen jüdischen Christen, nicht verwundern, wenn der alte Bund mit seinem Gesetz, Heiligtum und Priestertum gänzlich untergeht und beseitigt wird. Gerade das mußtet ihr vielmehr voraussehen und erwarten. Allerdings kann auch das Veraltete, Überholte und greisenhaft Gewordene noch eine Zeit lang fortbestehen, wie denn auch der alte Bund nicht sofort dahinfiel, als Gott durch den Propheten von einem neuen redete, ja nicht einmal, als Jesus kam, seinen Priestergang ins

rechte Heiligtum vollbrachte und sich eine neue Gemeinde sammelte und heiligte. Scheinbar bestanden ja das Gesetz und der Tempel und das Priestertum fort wie bisher. Aber sie sind doch nur eine Ruine und ihr Bestehen ist kein Leben mehr und schließlich kommt die Stunde, in der dies alles völlig bricht.

Kap. 9.

Der neue Versöhnungstag.

Wir kennen nun den Unterschied, der zwischen dem alten und neuen Priester und dem alten und neuen Heiligtum besteht. Nun können wir den Gottesdienst betrachten, wie jener und dieser ihn übt, und auch hier findet sich die Herrlichkeit und Kraft unzweifelhaft auf der Seite Jesu. 9, 1: **Auch der erste Bund hatte zwar Satzungen für den Gottesdienst und das für die Welt errichtete Heiligtum.** Auch der alte Bund gab Israel Großes, göttliche Ordnungen, die seinen Gottesdienst so regelten, daß er vor Gott gerecht und ihm wohlgefällig war, und dasjenige Heiligtum, das Gott als einziges nicht nur Israel, sondern der Menschheit gab, durch das er allen, die in der Welt leben, seine gnädige Gegenwart kundtat und ihnen allen die Gelegenheit bereitete, ihm mit ihren Gaben zu nahen und sich an seinem Altar die Vergebung und die Hilfe zu holen. Aber die Einrichtungen des Gottesdiensts und des Heiligtums haben selber Israel deutlich verkündigt, daß das noch nicht das Vollkommene sei, das vielmehr erst dann kommen werde, wenn der Christus kommt.

Der Brief zählt auf, was Israels Heiligtum zu Moses Zeit enthielt. 9, 2—5: **Denn ein Zelt wurde hergestellt, das vordere, in dem der Leuchter und der Tisch und die Auflegung der Brote war, das das Heilige genannt wird, aber hinter dem zweiten Vorhang ein Zelt, das das Allerheiligste genannt wird, das einen goldenen Rauchaltar enthielt und die Bundeslade, die auf allen Seiten mit Gold bedeckt war, in der der goldene Krug mit dem Manna und der Stab Aarons, der Blüten getrieben hatte, und die Tafeln des Bundes waren, über ihr aber die Cheruben der Herrlichkeit, die den Deckel der Lade, wo die Versöhnung geschieht, beschatteten, worüber jetzt nicht im einzelnen zu sprechen ist.** Hier ist alles genannt, was nach dem Gesetz zur Ausstattung des Heiligtums gehört hat*). Nicht darauf achtet der Brief, wie es jetzt im Tempel Jerusalems stehe und was jetzt dort geschehe, sondern einzig darauf, was für ein Heiligtum nach der Schrift von Mose für Israel errichtet worden sei. Denn er vergleicht die göttliche Gabe, die der

*) Eine Abweichung von den Anordnungen des Gesetzes entsteht nur dadurch, daß in V. 4 der goldene Rauchaltar zum Allerheiligsten gerechnet ist, obwohl er im vorderen Teil des Zeltes stand. Das ist vielleicht dadurch verursacht, daß der Verfasser schon hier an denjenigen Gottesdienst denkt, der am Versöhnungstag geschah, an dem im Allerheiligsten das Rauchopfer dargebracht wurde. Dann trug aber der Hohepriester eine goldene Schale mit dem Rauchwerk in das Allerheiligste, während sich für das täglich darzubringende Rauchopfer ein goldener Altar im heiligen Teil des Zelts befand.

alte Bund Israel verschafft hat, mit dem, was Jesus uns verleiht; den Bericht über das, was Israel von Gott empfing, finden wir aber in der Schrift. In all dem, was das heilige Zelt enthielt, erkennt der Verfasser die Regeln, nach denen Gott seinen Verkehr mit uns bestimmt, und die Abbilder himmlischer Dinge. Er will jetzt aber nur einen einzigen Punkt hervorheben, das, was nach dem Gesetz am Versöhnungstag geschah. An diesem Tage wurde besonders deutlich, was das alte Priestertum vermochte. Sowohl die Gnade und Macht, die mit ihm verbunden war, als die Schwachheit und Unvollkommenheit, die an ihm haftete, wurde an jenem Festtag sichtbar. 9, 6. 7: **Da dies so hergestellt war, gehen die Priester beständig in das vordere Zelt hinein und verrichten die Gottesdienste; aber in das zweite Zelt geht einzig der Hohepriester einmal im Jahr hinein, nicht ohne Blut, das er für sich selbst und für die Verfehlungen des Volks darbringt.** Am Versöhnungstag betrat der Hohepriester das Allerheiligste mit der Schale voll Opferblut, um für sich und für das Volk die göttliche Vergebung zu erlangen. Aber nur der Hohepriester durfte dies tun, während nicht nur der Gemeinde, sondern auch den Priestern das Allerheiligste gänzlich verboten und verborgen war, und auch er durfte es nur jenes einzige Mal im ganzen Jahr. Was war die Absicht des heiligen Geistes, wenn er Mose unterwies, das Heiligtum und den Priesterdienst so einzurichten und seinen inneren Teil dem menschlichen Blick und Zutritt so völlig zu entziehen? 9, 8—10: **wodurch der heilige Geist dies deutlich macht, daß der Weg ins Heiligtum noch nicht offenbar ist, solange das vordere Zelt besteht, das ein Gleichnis für die gegenwärtige Zeit ist, bei der Gaben und Opfer dargebracht werden, die den, der Gott den Dienst darbringt, nicht im Gewissen zu vollenden vermögen, bloß zusammen mit Speisen und Getränken und mannigfachen Taufen, als Satzungen für das Fleisch, die bis zur Zeit der Besserung in Geltung stehen.** Gäbe es für uns gar keinen Weg ins Heiligtum, sollten wir um unserer Sünden willen von Gott geschieden sein, wollte er uns nicht herzulassen zum Thron seiner Gnade, dann hätte es in Israel kein Allerheiligstes und keinen Versöhnungstag gegeben und Gott hätte ihm nicht wenigstens in einem Bild und Zeichen seine Wohnung in ihrer Mitte zugesagt. Der Versöhnungstag bezeugte: es gibt einen Weg ins wahrhafte Heiligtum; aber er bezeugte zugleich: der Weg dorthin ist noch nicht offenbar. Sonst hätte das Gesetz nicht einen Vorbau vor das Allerheiligste gestellt und den Gottesdienst nicht einzig auf ihn beschränkt. Darum hat aber auch Moses Heiligtum nicht ewigen Bestand, sondern ist nur ein Gleichnis für die Gegenwart. Das heilige Zelt hat seinen Zweck erfüllt und verschwindet, wenn das wahre Heiligtum uns aufgeschlossen ist.

Der Brief sagt nicht: das Zelt sei ein Gleichnis für die vergangene Zeit; denn es steht ja auch für uns noch der Vorhang vor Gottes Thron und wir sind noch nicht ins himmlische Wesen erhöht. Christus ist in Gottes himmlisches Heiligtum eingegangen als unser Vorläufer und hat uns dadurch den Weg dorthin bereitet, vgl. 6, 19. 10, 20. Deswegen ist unsere Hoffnung durch den Vorhang nicht mehr gehindert, sondern ist durch ihn hindurch

dorthin gerichtet, wo Christus ist. Allein es ist erst unsere Hoffnung, die zu Gottes Allerheiligstem erhöht ist, noch nicht unser Lebensstand. Wäre uns der Weg ins Heiligtum jetzt schon sichtbar, so wären wir schon in Gottes Ruhe eingegangen. Wer im Heiligtum steht, der hat an Gottes Ruhe teil. Wir haben aber die Verheißung noch vor uns, daß wir die wahrhaftige Feier des Sabbats erlangen werden. Darum weil auch für uns noch Verheißung übrig ist und noch nicht alles geschehen ist, was Gottes Gnadenrat umfaßt, darum gilt die weissagende Bedeutung des alten Heiligtums auch noch für uns. Seine Aufrichtung verspricht uns mehr als das, daß wir unser Herz und unsere Gedanken, unser Bitten, Hoffen und Glauben aufwärts schicken dürfen; sie stellt uns eine Zulassung zur Gemeinschaft mit Gott vor Augen, die erst mit der neuen Gegenwart des Christus zu Stand und Wesen kommen wird. Dann erst wird es heißen: sieh, eine Hütte Gottes bei den Menschen und er wird wohnen in ihrer Mitte, und dann ist das Gleichnis, das in der alten Hütte enthalten war, erfüllt.

Dem Zelt, das nur ein Gleichnis war, entsprachen die Opfer; sie waren von derselben unvollkommenen Art. Sie konnten dem, der sie im Gehorsam gegen Gottes Ordnung und zu seiner Ehre darbrachte, nicht inwendig und nicht so helfen, daß ihm ganz geholfen war. Denn sie konnten ihm nicht so die Vollendung geben, daß er sie auch nach seinem Gewissen besaß. Ehe aber auswendig an uns die Herrlichkeit erscheinen kann, uns zur Vollendung, muß unser inwendiges Leben, in das unser Gewissen hineinleuchtet und worüber es sein Urteil spricht, in den vollendeten, fertigen Zustand gebracht sein. Im Herd unseres inwendigen Lebens, in der Werkstätte unserer Gedanken und Begehrungen, in dem, was unser Bewußtsein füllt und dort einem stillen, aber unbestechlichen Gericht unterliegt, muß Ordnung, Friede und Eintracht einkehren und das Bewußtsein der Schuld und des Mangels getilgt, die Empörung und der Streit der sündigen Begierden aufgehoben, der inwendige Riß, Zwiespalt und Bruch geheilt werden. Nun war in Israels Opfer wohl Trost, Beugung und Aufrichtung vor Gott. Es erweckte zum Glauben und zur Buße, zur Dankbarkeit und Hingabe an Gott. Aber eine vollkommene Vergebung, die unsere Sündigkeit völlig und ewig von uns nimmt, war nicht darin, auch nicht eine völlige und ewige Heiligung, die unsere sündigen Begierden sterben macht und uns zum vollkommenen Dienst Gottes führt. Mit dem Opfer verschwanden der Spruch des Gewissens, der unser Verhalten verurteilt, die Furcht vor dem Tode, die uns knechtet, die Furcht vor dem Gericht, die uns erbeben macht, der lockende Reiz der Sünde, der uns gegen Gottes Wort verhärtet, nicht. Darum blieb Israel auch das Allerheiligste noch verschlossen und seine Gemeinschaft mit Gott war noch unvollkommen und gehemmt. Es blieb am alten Opfer derselbe Mangel wie am alten Gesetz. Wie das Gesetz nicht ins Herz hinein geschrieben war, so brachte auch das Opfer kein gereinigtes Gewissen hervor, das den Menschen mit Friede und Freude erfüllt, weil es ihm Gottes Wohlgefallen zu bezeugen vermag.

Von welcher Art das Opfer war, zeigt sich auch an dem, womit das Gesetz die Opfer verband; sie kamen zu denjenigen Satzungen hinzu, die anordneten, was das Volk zu essen und zu trinken habe und wie es sich durch mannigfache Waschungen reinigen soll. Auf das Opfer folgte das Opfermahl; es diente dazu, die natürliche Speise des Volks zu heiligen. Weiter, wenn ein Israelit unrein geworden war und durch das Bad sich wieder reinigte, dann wurde die Gültigkeit des Bads durch das Opfer fest. Da zeigt es sich, wie weit das alte Opfer förderlich und nützlich war. Das alles waren gerechte, heilige Satzungen für das Fleisch, göttliche Offenbarungen, die feststellten, was gerecht und gut für Israel sei, aber Ordnungen für das Fleisch, nicht für die Sünde, sondern gegen die Sünde, der sie als Damm entgegengestellt sind, um die Gottesvergessenheit einzuschränken, wohl aber für das Fleisch, für den natürlichen, irdischen Bestand und Lauf des Lebens, damit dieser unter Gottes Güte, Geduld und Schutz erhalten bleibe. Das alles war der natürlichen Art des Menschen auf seiner irdischen Stufe angepaßt. Da war keine Kraft darin, die von oben kam und nach oben führte, nicht Geist und Leben aus dem Allerheiligsten. Mit seinem Opfer, seinen Mahlzeiten, seinen Waschungen blieb der Israelit in der Gemeinschaft seines Volkes und unter dem göttlichen Segen, der seinem Volk verheißen war. Aber es war ein Natursegen, Gaben und Güter, wie sie Fleisch und Blut bedarf, die ihm Glück und Wohlsein bringen für die kurze Frist, bis das Fleisch zerfällt. Darum war dies alles nur verordnet, bis etwas Besseres käme und Gott seine vollkommene Gabe offenbaren würde.

9, 11. 12: **Christus aber, der als Hoherpriester der zukünftigen Güter kam, ging durch das größere und vollkommenere Zelt, das nicht mit Händen gemacht, das heißt nicht von dieser Schöpfung ist, auch nicht durch das Blut von Böcken und Rindern, sondern durch das eigene Blut einmal in das Heiligtum hinein und hat eine ewige Erlösung erlangt.** Da uns Christus durch sein Priestertum die ewige Gabe Gottes darreichen soll, hat er mit seinem Priestertum nicht mehr in der alten Hütte Raum; auch kann er nicht das alte Opfer hiezu brauchen. Und doch behält sein priesterlicher Gang mit dem des alten Hohenpriesters Ähnlichkeit. Er hat uns einen neuen Versöhnungstag gebracht, der dem ähnlich ist, den der Hohepriester feierte. Das Gesetz erweist sich auch in diesem Stück nicht als leer und nichtig, sondern kommt durch Christus zur Erfüllung, da er auf höherer Stufe wiederholt, was das Gesetz mit seinem Gleichnis auf dem irdischen Boden eingerichtet hat. Wie dort der Hohepriester am Versöhnungstag durch das Heiligtum hindurch ins Allerheiligste ging, so geht auch Christus mit seiner Erhöhung durch ein Heiligtum hindurch ins Allerheiligste. Aber das Heiligtum, das er durchschreitet, ist der Himmel mit seinen Engeln und Geistern und das Allerheiligste, das für ihn geöffnet wird, ist Gottes Thron. Und wie der Hohepriester einst um seines Opfers willen ins Allerheiligste treten durfte mit dem Blut in der Hand, so vollbringt auch Christus in Kraft seines Opfers und Blutes seinen Priestergang. Aber das, was ihm den Zutritt zu Gott gewährt, ist nun sein eigenes Blut.

Nicht das steht hier, daß Christus sein Blut in den Himmel gebracht habe, als gäbe es zwei Heilmittel, Christus und neben ihm von ihm gesondert und unterschieden noch sein Blut. Hier gibt es überhaupt keine Heilmittel, sondern nur einen Heilsmittler und mit ihm, mit Christus selbst, haben wir es zu tun und nicht neben ihm auch noch mit seinem Blut. Vielmehr sagt die Stelle dies, daß Christus durch sein Blut, deswegen, weil er sein Blut Gott am Kreuz geopfert hat, den Zugang gefunden habe zu Gott, nicht so, daß er nur für sich selbst vor Gott treten durfte, um selber der Herrlichkeit Gottes zu genießen, sondern so, daß er als unser Priester den Zutritt fand zu Gott, als der, der sich uns verbunden hat, uns Vergebung und Erlösung bringen und uns mit dem begaben will, was ihm der Vater gibt. So trat auch der alte Hohepriester nicht seiner selbst wegen ins Allerheiligste, sondern um der Sünden des Volks willen, damit die Gemeinde in Gottes Bund und Gnade erhalten sei, und die Erlaubnis und Ermächtigung dazu hatte er deshalb, weil er mit dem Opferblut kam. Ebenso hat der priesterliche Gang Jesu zu Gott, dessen Frucht und Gewinn uns zufallen und uns das Heiligtum öffnen und uns zum Thron der Gnade führen soll, darin seinen Grund, daß er sein Blut dahingegeben hat. Um deswillen gibt ihm der Vater seine priesterliche Macht; deshalb erhöht er ihn und in ihm auch uns.

Einmal ging der Hohepriester ins Allerheiligste; einmal hat auch Jesus seinen priesterlichen Gang vollbracht. Es gibt nicht viele Versöhnungstage, sondern nur einen einzigen. Aber der Priestergang des Christus geschieht nun wirklich ein einziges Mal und nicht wie der des alten Priesters jedes Jahr. Sein Opfer hat das volle Wohlgefallen Gottes, so daß an ihm nichts zu wiederholen oder zu ergänzen ist; denn es hat uns die ewige Erlösung gebracht.

9, 13. 14: **Denn wenn das Blut der Böcke und Stiere und die Asche der Kuh, mit der man die unrein Gewordenen besprengt, zur Reinheit des Fleisches heiligt, wie viel mehr wird das Blut des Christus, der durch ewigen Geist sich selbst ohne Makel Gott darbrachte, unser Gewissen von toten Werken reinigen, damit wir dem lebenden Gott dienen.** Der alttestamentliche Priester hatte zu seinem priesterlichen Werk nur schwache Mittel, Blut und Asche, wie man sie erhält, wenn ein Tier ins Feuer gelegt wird. Dennoch waren seine Opfer nicht unnütz; denn sie machten Israel rein, so daß es das heilige Volk Gottes blieb. War ein Jude unrein geworden und dadurch vom Tempel und auch vom Verkehr mit seinem Volk abgetrennt, so half ihm das Opfer und Besprengungswasser, in dem die Asche der verbrannten Kuh enthalten war. Zur Reinheit des Fleisches half es ihm, zu einer Reinheit, die seinem natürlichen Lebensstand zukam, die ihn aber nicht höher hob, als Fleisch und Blut steigen kann. Die innere Unreinheit der Sünde überwand ein solches Opfer nicht. Der Jude konnte seinetwegen nur sagen: ich bin rein und heilig, wie es einem Glied der sündigen, im Fleisch lebenden Gemeinde möglich ist. Wenn schon das alte Opfer eine zeitweilige und äußerliche Reinheit gab, sollen wir denn Jesu Blut für unkräftig halten? Es schafft noch viel gewisser und kräftiger seine höhere Frucht, unsere inwendige Reinigung.

Denn Jesus hat sich selbst Gott dargebracht; das verschafft seinem Blut seine Kraft. Wir dürfen nicht bloß Jesu Wunden und Blut betrachten, wenn wir fassen wollen, was mit seinem Sterben geschehen ist. Hinter diesem Auswendigen steht ein Inwendiges und gibt jenem seine Kraft. Das macht den Vorzug des Blutes Jesu vor jedem anderen Opfer aus, daß es sich hier nicht nur um ein auswendiges Zeichen handelt, das weder von innen kommt noch nach innen bringt, sondern hier ist der leibliche Vorgang die Folge, Frucht und Vollendung dessen, was inwendig in Jesus geschah. Jesus gab dem Vater seinen Willen und legte alles, was er ist und hat, in seine Hand und wollte ihm nichts vorenthalten, sondern alles an seiner Person sollte ihm hingegeben sein. Das ist es, was das Blut des Christus zum Opfer macht; es wurde für Gott vergossen. Die vollkommene Liebe schüttete es aus, eine wahrhafte Liebe, die nicht nur genießen und sich an Gottes Freundlichkeit ergötzen und an seinem Reichtum sich selbst verherrlichen wollte, sondern Gott in seiner Majestät vor Augen hatte und sich selbst vergaß um seinetwillen und sich vor ihm in den Tod beugte, weil sie ihn ehren und ihm in seinem heiligen Gericht und seiner versöhnenden Gnade dienen wollte. Hier gilt: er entäußerte sich selbst und stellte Gott als Herrn und König, Richter und Heiland über sich. Das ist die Weihe, die Jesu Blut kostbar macht. Keine Gabe, die Gott je geweiht wurde, kann ihm verglichen werden, weil keine andere Gabe das in sich hat, was Jesu Blut in sich trägt, eine Hingabe an Gott, die ihn allein vor Augen hat und sich völlig zum Werkzeug seiner Gerechtigkeit und Gnade macht.

Es hat freilich guten Grund, wenn uns unser Brief nachdrücklich nicht bloß auf den innerlichen Sinn und Willen Jesu, sondern auf sein auswendiges, leibliches Opfer, nicht bloß auf den Gehorsam und die Liebe Jesu, sondern auf sein Blut verweist. Der Brief tut es nicht bloß dem alttestamentlichen Gesetz zulieb, das den Hohenpriester mit der Schale voll Blut ins Allerheiligste gehen hieß, sondern hierin besteht die Wahrheit und Völligkeit des Opfers Jesu. Er opferte Gott nicht bloß sein Verlangen und Wünschen, ohne daß es Tat wurde und durch den Leib die Vollendung erhielt. Was bloß inwendig bleibt, erweist sich dadurch als ohnmächtig und gebunden. Es fehlt ihm die Wahrheit noch; denn es ist noch nicht bewährt. Eben jene geteilte, nichtige Liebe, die Gott wohl Wünsche und Gedanken gönnt, aber den Leib mit seinem Empfinden und Erleben sich selbst vorbehalten will, macht unsere Befleckung aus. Die Aufgabe Jesu bestand nicht nur darin, sich in Gedanken Gott hinzugeben, sondern es galt, den Kreuzblock anzufassen und die Hand hinzuhalten, damit der Nagel in sie dringe, und sie bluten zu lassen. Nun war seine Beugung vor Gott Wahrheit und seine Hingabe an ihn vollkommen. Nun war das Opfer geschehen und vollbracht; nun war es Tat. Das Opfer Jesu ist ein Ganzes, bei dem das Inwendige und Auswendige vollkommen zusammenstimmt, und darin besteht seine Herrlichkeit.

Er hat sich selbst unbefleckt Gott dargebracht. Was sollte eine Gabe, auf der Gottes Auge nicht mit Wohlgefallen ruhen kann? Deshalb forderte

das Gesetz schon vom Opfertier, daß es ohne Makel und Schaden sei. Wer nur ein krankes und geschädigtes Tier dem Altar gönnen wollte, der würde ja Gott nicht ehren, sondern triebe mit ihm Hohn und Spott. So durfte sich auch Jesus deswegen vor Gott als ein Opfer stellen, das ihm geheiligt sei, weil er unbefleckt war. Er hatte Gott bisher nicht verlassen und verraten; darum verlor er ihn auch auf dem Kreuzesweg nicht. Er hatte für Gott getan, was es auf seinem Lebensweg zu tun gab, und kein Ungehorsam verklagte ihn; deshalb durfte er nun das Leiden und Sterben im Dienst der Gnade vollbringen an unserer Statt. Er war in der Liebe des Vaters geblieben und hatte sie nicht getäuscht; so durfte er ihr jetzt auch sein Blut zum Werkzeug darbieten, damit in ihm eine ewige Erlösung gestiftet und es für viele zur Vergebung der Sünden vergossen sei.

Durch ewigen Geist hat Jesus sich selbst Gott dargebracht. Die gottesdienstlichen Ordnungen des Gesetzes waren dem natürlichen Lebensstand des Menschen, dem Fleisch angepaßt. Jesu Opfer geschah dagegen nicht durch diejenigen Kräfte, die in unserem natürlichen Wesen liegen, sondern wurde durch den Geist vollbracht. Woher kam sein Opfersinn und Heilandswille, der ihn zu seinem priesterlichen Werk trieb? Aus dem Geist. Und woher kam ihm die Kraft, das Kreuz zu tragen, sein Blut zu vergießen und Gott zu ehren bis zum letzten Atemzug? Aus dem Geist. Und woher stammte seine Macht, daß ihn der Tod nicht gefangen nahm, daß er vielmehr aus dem Tod erhöht wurde zu Gottes Heiligtum, in das er für uns eingetreten ist? Aus dem Geist.

Der Geist ist das ewige und lebendige Band, das Jesus inwendig mit dem Vater einig machte. Aus Gott empfing er, was er in seinem Herzen trug, durch die Gemeinsamkeit desselben ewigen Geistes. Aus dieser göttlichen Wurzel seines ganzen Lebens erwuchs auch sein Gang zum Kreuz. Nach seiner auswendigen Gestalt erschien er damals freilich als der von Gott Verlassene und er hat die Bitterkeit dieser Lage wahr und tief empfunden. Aber inwendig in der Gestalt seines Herzens stand er gerade auf seinem Kreuzesweg in vollkommener Einheit und Gemeinsamkeit mit Gott, dem er sich ganz zu eigen gab. Der Zug, der den Sohn zum Vater zieht, daß er sich ihm darbrachte und opferte, der ihn mit dem Vater einig macht, daß er der Gnade des Vaters zum Werkzeug und seinem Bund zum Mittler dient, das ist Geist, ewiger Geist, weil es Gottes Geist ist, der den Sohn mit dem Vater in ewiger Gemeinschaft einig macht. Darum hat das Blut Jesu ewige Kraft. Weil es aus geistlichem, göttlichem Sinn und geistlicher, göttlicher Kraft vergossen worden ist, kann seine Wirkung nicht veralten. Hier ist Gottes Rat und Vorsatz geschehen, wie er durch den ewigen Geist Jesus gezeigt und ins Herz geschrieben war. Gott verleugnet den Sinn und das Werk seines Geistes nicht. Das durch den Geist vollbrachte Opfer zieht uns zu Gott.

Darum ist Jesu Blut unvergleichlich kräftiger als die anderen Opfer und macht unser Gewissen rein. Da wir Jesu Opfer vor Augen haben, sagt uns nun unser Gewissen mit klarem, festem Spruch, daß unsere ganze Sündigkeit beseitigt ist und wir Gott loben müssen, daß er uns alle unsere Sünden ver-

geben hat. Wir können deshalb nicht mehr über unsere Schwachheit klagen und uns als arm und ohnmächtig bejammern. Das sind wir freilich in uns selbst; aber hier steht Jesu vollkommener Gehorsam und fleckenlose Heiligkeit, die uns vor Gott zugehört und auch für uns bestimmt ist. Noch weniger kann die böse Lust uns erregen und sich untertänig machen. Denn wir wissen, daß wir aller Bosheit und Gottlosigkeit völlig entrinnen werden und im Christus alles finden, was unser Leben gut, rein und Gott wohlgefällig macht. Das gibt uns auch jetzt, da wir noch im Fleisch leben, einen starken Schutz, der der bösen Begierde die Kraft entzieht. Sie sinkt dahin, wenn wir bedenken, was uns Jesu Opfer gibt. Deshalb ist das Blut des Christus eine Kraft, die uns im inwendigen Herd unseres Lebens ergreift und dort Frieden stiftet und Reinheit schafft.

Rührt es nur unsere Gedanken an? Nein! es greift viel tiefer. Es macht unser Gewissen von den toten Werken frei. Unser Werk wirkt auf uns zurück und ist für uns selbst am allerwenigsten bedeutungslos; vielmehr genießen wir zuerst und zumeist seine Frucht. Werke sind Erzeugnisse unseres Geistes und mit diesen Kindern unseres Willens bleiben wir verbunden und verflochten. Es strömt ein starker Einfluß von ihnen in unser Inwendiges zurück. Sind sie tot, so verderben wir uns an ihnen; sie werden uns zur Verunreinigung.

Das Gesetz machte dem Israeliten die Berührung eines toten, verwesenden Leichnams zur Unreinheit. Es stellte auch hierin ein Gleichnis auf, dessen Wahrheit darin besteht, daß unsere toten Werke uns beflecken. Das Tote, was wir wirken, zeigt, daß wir den lebendigen Gott nicht kennen und von ihm geschieden sind, und führt uns immer tiefer von ihm weg. Das wird in den Anklagen und Ängsten sichtbar, die in unserem Innern auf unsere toten Werke folgen. Tot, erstorben, ohne Lebenswurzel und ohne Lebensfrucht ist alles, was nicht in Gott getan ist. Dies nichtige und leere Treiben befleckt unseren ganzen inneren Lebensschatz. Es verunreinigt unsere Gedanken mit unzähligen eitlen Bildern voll Narrheit und Lüsternheit. Es erzeugt in unserem Gemüt die schwarzen Flecken, die als Last auf unserer Seele liegen, als Schwermut und Unfriede, als Verzagtheit und Gewissensangst. Es befleckt unsere Begehrungen, verrückt ihnen ihr Ziel, verdreht und verwickelt sie zu unordentlicher Aufregung und entzündet sie zum heißen Brand der Leidenschaft. All dieser Unrat in unserem Innern wird uns vor Jesu Kreuz offenbar und sein Blut treibt ihn hinweg. Nun zerrinnen die leeren Schatten und lügenhaften Spiegelbilder, die aus unseren toten Werken vor uns aufsteigen, und das Gemüt erhebt sich über die dunklen Wolken, die aus der finsteren Tiefe der Seele steigen, und unsere Liebe wird frei und richtet sich auf. Wir haben in Jesu Blut den lebendigen Gott vor uns und er wird unser Gott; nun beginnt unser Gottesdienst.

Das ist das Ziel bei jedem Opfer; es beruft zum Gottesdienst und will eine priesterliche Gemeinde herstellen, die dem lebendigen Gott dienen darf und kann. Sollte uns Jesu Blut nicht kräftig vor Gottes Angesicht stellen und uns nicht willig machen, ihm zu dienen? Es gibt auch uns

Priesterrecht. Wenn wir aber Gott dienen mit allem, was wir tun, dann sind es keine toten Werke mehr. Wir begegneten der Abwendung von den toten Werken schon früher, nämlich da, wo von den Elementen des Christenstandes die Rede war, 6, 2. Dort trat das Gebot vor uns: löse deinen Sinn von ihnen ab. Hier zeigt sich uns die Kraftquelle zu jenem Gebot. Es wird uns durch das Evangelium deshalb Buße von den toten Werken anbefohlen, weil uns das Blut Jesu von ihnen reinigt, so daß wir nicht mehr an sie gebunden und von ihnen unterjocht sind, weder in Selbstanklage und Gewissensangst noch in Begehrlichkeit und Lüsternheit. Wir sehen, wie der Brief durch seine reiche Lehre zugleich die Elemente des Evangeliums hell und deutlich macht.

So ist die Beschreibung des Priestertums Jesu zum dankbaren Preise seines Blutes geworden. Da zuckt das jüdische Herz zusammen und hat mit dem Ärgernis des Kreuzes viel Arbeit und Kampf. Darum redet unser Brief nicht von der Kraft des Blutes Jesu, ohne uns zu zeigen, wie der Tod des Christus keinen Verzicht auf die Verheißung mit sich bringt und uns vom Empfang des ewigen Erbes nicht ablenkt, vielmehr das rechte, notwendige Mittel war, durch das wir die Verheißung erlangen. 9, 15: **Und deshalb ist er der Mittler eines neuen Bundes, damit ein Tod zur Erlösung von den Übertretungen, die beim ersten Bund geschehen waren, stattfinde und dadurch die zum ewigen Erbe Berufenen die Verheißung empfangen.** Die Angefochtenen klagen: wir erwarteten, wenn Christus komme, so führe er uns in das verheißene Erbe ein; die Verheißung war uns ja schon seit alters gegeben und das Erbe uns schon längst durch Gottes Berufung in Aussicht gestellt; was uns Christus hätte bringen sollen, das wäre endlich der Besitz der Heilsgüter selbst; statt dessen kam er und erlitt den Tod. Gewiß! antwortet der Brief, dazu ist Jesus in der Tat gekommen, damit sich die Verheißung an uns erfülle und wir in den Besitz des ewigen Erbes gelangen. Die Berufung, die Gott an uns gerichtet hat, soll durch ihn an uns in Erfüllung gehen. Diesem Ziel dient sein ganzes Werk. Dieses wird aber durch sein Sterben nicht verhindert, sondern bewirkt, weil wir das Verheißene deshalb empfangen, weil Jesus gestorben ist, und dies ist darum so, weil er uns zuerst einen neuen Bund mit Gott bringen mußte. Ihr wurdet ja, sagt unser Brief denen, die unter dem alten Bund standen, zu Übertretern und eure Übertretungen waren eine Mauer, die euch vom ewigen Erbe schied. Zuerst mußtet ihr von euren Übertretungen frei gemacht werden und das Mittel, durch das dies geschah, war Jesu Tod.

Wie der Tod Jesu zur Erfüllung der Verheißung dient, verdeutlicht der Brief an einem Testament. 9, 16. 17: **Denn wo ein Testament ist, muß der Tod dessen beigebracht werden, der das Testament errichtete. Denn ein Testament ist bei Toten fest, da es nie Kraft hat, wenn der lebt, der es errichtete.** Ein Testament wird dadurch nicht vernichtet, daß der stirbt, der es macht; vielmehr bekommt es erst durch seinen Tod die Geltung und wird nun erst zum Vollzug gebracht. Weil die Gemeinde in den neuen Bund des Christus, der sie von ihren Übertretungen frei macht und ihr den Anteil am

ewigen Erbe verleiht, durch seinen Tod versetzt ist, darum ist sein Bund sein Testament für uns, sein letzter Wille, durch den er über das verfügt, was nach seinem Tod geschehen soll, und dieses sein Testament kommt gerade dadurch, daß er starb, zur Kraft und zum Vollzug. Es hätte keine Gültigkeit und wäre für uns nicht vorhanden ohne seinen Tod.

Unser Brief läßt uns immer tiefer und vollständiger im neuen Bund Jesu Werk erkennen. Er nannte Jesus zuerst den Bürgen des Bundes, der uns über ihn gewiß macht, 7, 22. Der Bund ist Gottes Stiftung; Jesus sichert dessen Ausführung. Dann hieß er Jesus den Mittler des Bundes, der unsere Vereinigung mit Gott herstellt, 8, 6. Gott stiftet durch Jesu Werk den neuen Bund. Hier heißt er nun den Bund das Testament Jesu, das Jesus selbst für uns errichtet hat. Der Bund ist Jesu eigene Stiftung uns zu gut, durch die er uns seine Gaben und Güter zugeteilt hat. Hier hebt das spätere Wort das frühere nicht auf, weil damit von Gottes Werk nichts abgezogen wird, wenn Jesu Werk in unsere Erkenntnis tritt. Jesus ist auch in der Stiftung des neuen Bundes völlig und ganz der Diener des göttlichen Willens und das Werkzeug des göttlichen Rates. Seinen Dienst richtet er aber mit seinem eigenen Willen aus als seine eigene Tat und darauf macht uns unser Brief um so mehr aufmerksam, je mehr er unseren Blick an Jesu Tod festheftet. Jesu Kreuz macht es offenbar, daß er selbst den neuen Bund für uns erworben hat durch sein eigenes Verdienst.

Es lag unserem Brief nahe, den Bund Jesu als sein Testament für uns darzustellen, weil dasselbe griechische Wort sowohl den Bund als das Testament bezeichnete. Auch hatte ja die Schrift das Verheißungsgut schon längst unser Erbe genannt. Die Anwartschaft an dieses Erbe erhalten wir durch Jesu Testament. Freilich besteht zwischen unseren Testamenten und dem Testament des Christus ein wesentlicher Unterschied. Unsere Vergabungen beziehen sich auf irdische Güter, die nicht gleichzeitig zwei Besitzer haben können. Darum erhält unser Testament erst mit unserem Tode Kraft. Beim Testament des Christus ist dagegen das Erbe, das es auf uns überträgt, Gottes unerschöpflicher Lebensschatz. Da findet keine Enterbung Jesu statt, damit wir Erben werden; vielmehr ist der Empfang unseres Erbes gerade unsere Gemeinschaft mit ihm, der reich bleibt, wenn er uns reich macht, und dessen Herrlichkeit nicht erbleicht, wenn er uns zu sich erhöht. Deshalb redet die Schrift sonst nicht vom Testament Gottes und des Christus, sondern von ihrem Bund mit uns, weil der Bund die Lebenden zu unauflöslicher Gemeinsamkeit verbindet. Aber diese Unähnlichkeit hebt die Ähnlichkeit zwischen der Stiftung Jesu und unseren Testamenten doch nicht völlig auf, weil Jesus mit dem Willen starb, sein Eigentum auf uns zu übertragen und uns das zugänglich zu machen, worin er selbst seine Seligkeit und Herrlichkeit besitzt. Er nahm dazu das Kreuz auf sich, damit wir, nachdem er für uns gestorben ist, in den Besitz des ewigen Erbes gelangen. Seine Vergabung an uns leidet aber durch seinen Tod keinen Schaden; er konnte sie uns vielmehr nur durch seinen Tod verschaffen und wir erlangen sie nur deshalb, weil er für

uns gestorben ist. So ist ja seine Gabe allerdings sein Testament und seine Hinterlassenschaft an uns.

Damit stellt sich uns die Heilsamkeit des Todes Jesu von einer neuen Seite dar. Weil der Tod unserem Leben das Ziel und Ende bereitet, so gibt er unseren Handlungen Unwiderruflichkeit, so daß sie nun aller Abänderung und Umwandlung entzogen sind. Dieselbe befestigende Macht hat auch Jesu Tod für sein Heilandswerk. Seine versöhnende Liebe stand nicht früher an ihrem Ziel und gewann nicht früher Kraft und Gültigkeit, als bis sie ihn zu diesem letzten Schritt getrieben hat. Das war nun aber in der Tat der letzte Schritt. Mit seinem Sterben hat seine Liebe ihr Maß ganz erfüllt; nun steht sie bewährt da, unantastbar und unwiderruflich. Der Tod gibt seinem Testament das Siegel unverletzlicher Gültigkeit. Er war noch nicht unser Erlöser, bis er starb. Nun aber, nachdem er gestorben ist, ist er es unabänderlich. Darum sollen wir unseren Widerwillen gegen das Kreuz Jesu fahren lassen und an sein Ende keine zweifelnden Gedanken hängen, als wäre dadurch die Verheißung geschädigt, sondern wir sollen uns sagen: das Testament Jesu ist nicht schlechter als das meinige; verliert das meinige durch meinen Tod seine Geltung nicht, so erhält das seinige noch viel mehr durch seinen Tod Kraft und Sicherheit. So wird uns Jesu Kreuz statt zum Anstoß vielmehr zum Grund einer gewissen Hoffnung, weil unsere Berufung durch Jesu Tod unwandelbar geworden ist.

Vom allgemeinen menschlichen Recht, das aus unseren natürlichen Lebensverhältnissen entspringt, geht der Brief nun zum göttlichen Gesetz hinüber, das Israel gegeben war. 9, 18—22: **Deshalb ist auch der erste Bund nicht ohne Blut eingeweiht worden. Denn als jedes Gebot nach dem Gesetz von Mose dem ganzen Volk gesagt war, nahm er das Blut der Rinder und der Böcke mit Wasser und scharlachfarbener Wolle und Isop und besprengte das Buch und das ganze Volk und sagte: Dies ist das Blut des Bundes, den euch Gott gebot** (2 Mose 24, 6—8). **Und das Zelt und alle Geräte des Dienstes besprengte er in derselben Weise mit dem Blut und fast alles wird nach dem Gesetz mit Blut rein gemacht und ohne Ausschüttung von Blut geschieht keine Vergebung.** Auch der alte Bund hat sich diese bestätigende, abschließende Kraft des Todes zu Nutzen gemacht. Das Opfertier mußte sterben, damit der Bund fest und gültig sei. Er wurde am Sinai mit Opferblut geschlossen und alle seine Heiligtümer, die Gemeinde, das Gesetz, die Stiftshütte und ihre Geräte, wurden durch Blut rein und heilig gemacht und keinem Sünder Vergebung gewährt, ohne daß das Blut seines Opfers für ihn am Altare ausgegossen ward. So wurde Israel durch das Blut des Opfers beständig daran erinnert, daß der Bund mit Gott das Leben in Anspruch nimmt. Er heiligt das Leben für Gott; auch das Letzte, Höchste, das Blut, ist sein und muß ihm gegeben werden und die Übertretung des Bundes kostet das Leben und wird nur durch den Tod gebüßt. Diese Majestät eignet dem neuen Bund noch viel mehr. Darum steht auch Jesus unter der Regel, daß er den neuen Bund durch sein Testament herstelle.

9, 23: **Darum war es nötig, daß zwar die Abbilder dessen, was in den Himmeln ist, durch dieses Mittel, das dagegen, was in den Himmeln ist, durch bessere Opfer als diese rein gemacht werden.** Jesus öffnet uns das höhere, himmlische Heiligtum und auch dieses bekommt die Reinheit wie sein Abbild, das Mose für Israel machen durfte, durch das Blut eines Opfers, nämlich durch Jesu eigene Aufopferung. Wie kann aber von einer Reinigung der himmlischen Dinge die Rede sein? Sie sind ja unbefleckt. Sie sollen aber unser Heiligtum werden, das uns Sündern offen und zugänglich ist, so daß wir zu ihm den Zutritt haben, jetzt mit unserem Hoffen und Bitten, einst mit unserem Schauen nach unserem ganzen Wesen. Deshalb bedürfen sie einer Reinigung, nicht wie sie das Unreine bedarf, damit es rein werde, sondern wie sie das Reine bedarf, damit es rein bleibe und vor Entweihung und Befleckung gesichert sei, auch dann, wenn die Trennung zwischen uns und den himmlischen Dingen beseitigt wird. Wie das Heiligtum des Gesetzes darum durch das Opfer gereinigt wurde, weil es unter einem sündigen Volke stand, so wird hier auch vom Himmel gesagt, daß er durch das Blut Jesu rein gemacht wurde, weil er uns Sündern aufgeschlossen wird. Ihr könnt, sagt unser Brief, nicht ohne weiteres in den Himmel treten, so wenig, als es sich von selbst verstand, daß Israel einen Tempel Gottes besaß. Das Heilige kann nicht euer werden, solange es als euer Eigentum in die Befleckung und Verunreinigung hinabgezogen wäre. Nun verleiht euch das Blut Jesu die Würdigkeit für das Himmlische. Darum hat sich Christus für euch vor Gott bis in den Tod gebeugt, damit ihr erhöht werden könnet, ohne daß eure Erhöhung die Ordnung des Himmels stört. Jetzt, nachdem er Gott sein Blut gegeben hat, kann euch himmlisches Gut und Leben zuteil werden, ohne daß es dadurch entheiligt und erniedrigt ist. Durch den Tod Jesu gibt sich Gottes Gnade eine heilige, ernste Majestät, eben jetzt, als sie uns Sünder umfaßt. Darum bewirkt Jesu Blut, daß zwischen dem Himmel und uns Gemeinschaft entstehen kann, ohne daß unsere Unreinheit auch ihn unrein macht und unser Unfriede den himmlischen Frieden aufhebt und unser Ungehorsam den himmlischen Gottesdienst entstellt. Auch dann, wenn wir den Eingang in den Himmel empfangen, hat ihn Jesu Blut rein gemacht.

Nun überschaut der Brief den ganzen Weg Jesu, bei dem alles zu einem großen Ganzen zusammenstimmt und einen echten, vollkommenen Versöhnungstag ergibt. 9, 24–26: **Denn Christus ging nicht in ein Heiligtum hinein, das mit Händen gemacht wird und eine Nachbildung des wahrhaften ist, sondern in den Himmel selbst, um jetzt vor Gottes Angesicht für uns offenbar zu werden, und nicht, um sich vielmal darzubringen, wie der Hohepriester jedes Jahr mit fremdem Blut in das Heiligtum hineingeht, da es sonst nötig wäre, daß er vielmal von der Gründung der Welt an leide; jetzt aber ist er einmal am Ende der Zeiten zur Aufhebung der Sünde durch sein Opfer offenbar geworden.** Jesus erschien einmal unter uns am Ende der Zeiten zur Vorbereitung jenes großen Wendepunktes der Zeit, mit dem das Ewige erscheint. Da kam er nicht, um zu herrschen, sondern um zu

leiden. Von hier tritt er zuerst ins Heiligtum vor Gottes Angesicht; dorthin führt ihn sein Weg zunächst. Gott hat er sich geheiligt; so stellt er sich ihm dar als die lebendige Gabe, die ihm wohlgefällig ist. Hernach kehrt er zu uns zurück, damit auch wir ihn sehen. Da schließt sich eines eng und sicher ans andere an und führt uns der Erlösung zu. Die erste Erscheinung Jesu legt den Grund zur Erlösung der Gemeinde; denn damals machte er durch seinen Tod ihrer Sünde ein Ende, da er sie durch das göttliche Vergeben verschwinden ließ. Darauf entzieht ihn sein Gang unserem Blick und wir müssen auf ihn warten, wie das Volk im Vorhof auf den Hohenpriester wartete. Aber er bereitet auch damit unser Heil, weil er für uns in die Gegenwart Gottes trat. Der Blick des göttlichen Wohlgefallens, in dem er selber steht, umfaßt in ihm auch uns. Dann aber kommt die Stunde, in der auch er wie der Hohepriester seinen priesterlichen Gang damit schließt, daß er zu seiner Gemeinde, die auf ihn wartet, wiederkehrt. 9, 27. 28: **Und wie den Menschen bevorsteht, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht, so wurde auch der Christus einmal dargebracht, um die Sünden vieler wegzunehmen, und wird nun zum zweiten Male ohne Sünde sichtbar werden zur Rettung für die, die ihn erwarten.** Bei seiner neuen Offenbarung kommt er noch in höherem Sinn ohne Sünde, als dies schon von seiner irdischen Erscheinung gilt. Auch damals war er heilig und unbefleckt, jedoch von der Sünde versucht und bekämpft und sein priesterlicher Dienst war ihr gewidmet. Ihretwegen kam er und ihretwegen opferte er sich, um für sie der Versöhner zu sein. Wenn er aber wieder von Gott her zu uns zurückkommt, so geschieht es nicht mehr unserer Sünden wegen; dann bricht unsere Erlösung an. Dadurch entspricht sein Weg dem menschlichen Lebensgang und Bedürfnis. Wir ernten in zwei Stufen die Frucht der Sünde. Sie führt uns zum Tod; aber damit sind wir unserer Verschuldung noch nicht entgangen, sondern wir werden hernach vor den Richter gestellt werden, der unser ewiges Geschick bestimmen wird. Dem entspricht Jesu doppelte Erscheinung. Er hat unser Sterben mit uns geteilt und das Gericht, dem wir entgehengehen, in seiner Hand. Er kommt daher das erste Mal als Sterbender zu uns, den Sterbenden, und macht durch seinen Tod, daß unser Tod für uns keine Strafe und kein Unglück ist, weil er die Sünde für uns aufgehoben hat. Er kommt zum zweiten Male zu uns, denen das Gericht geordnet ist, und wandelt uns das Gericht in den Empfang der Seligkeit. Das ist der leuchtende Abschluß seines priesterlichen Ganges zu Gott.

10, 1—18.

Wie Jesu Opfer sein Ziel erreicht.

10, 1: **Denn das Gesetz, das den Schatten der zukünftigen Güter hat, nicht die Gestalt der Dinge selbst, ist nie imstande, durch dieselben Opfer, die sie jedes Jahr beständig darbringen, die, die hinzutreten, zu vollenden.** Die zukünftigen Güter, die Gott dann der Menschheit gibt, wenn er ihr die

Vollendung beschert, wurden Israel am Versöhnungstag in einer Abzeichnung vorgestellt, die einem Schatten vergleichbar war, der die Dinge wenigstens in ihrem Umriß andeutet. Der Gang Jesu nach Golgatha, seine Himmelfahrt, seine Wiederkunft, die Versöhnung, die er uns erworben hat, die Einigung mit dem himmlischen Heiligtum, die er uns bringt, die Verklärung, die er der Gemeinde durch seine Wiederkunft schafft, das sind die Güter, die die Verrichtung des Hohenpriesters am Versöhnungstag einigermaßen abzeichnete. Aber die Gestalt dieser Dinge, mit der sie sichtbar und gegenwärtig sind, enthielt das Gesetz noch nicht. Darum mußte das alte Opfer in derselben Weise jährlich wiederholt werden und auch darin liegt ein deutliches Zeichen, daß es die Vollendung nicht gab. Israel blieb mit seinem Opfer auf demselben Fleck, auf dem es stand. Sein Gottesdienst bewahrte das Volk in derjenigen Gnade und Gabe Gottes, die es empfangen hatte; aber er erhob es nicht zu dem Ziel, an dem uns die ewigen Güter geschenkt werden. Jesu Gang ist von anderer Art. Einmal wurde er der Sünden wegen unter uns offenbar; einmal hat er sich selbst zum Opfer in den Tod gegeben; einmal ersteht er aus dem Tod und erscheint für uns vor Gottes Angesicht; einmal kehrt er wieder in Herrlichkeit und bringt uns die Seligkeit. Jeder Schritt Jesu ist ein ganzes, vollendetes Werk, das sein Ziel erreicht und keiner Wiederholung bedarf. Auch sein Sterben hat uns etwas Ganzes und Vollkommenes gebracht, einen vollen Sieg über das Böse, eine ganze Aufhebung aller unserer Sünde, die Bewirkung einer vollkommenen Reinheit vor Gott. So steigt unser Leben in geradem Lauf empor und durchläuft nicht mehr wie ein Kreisel, der nicht von der Stelle rückt, stets dieselbe Bahn, sondern gelangt von Stufe zu Stufe, zuerst zum Opfer Jesu, das uns Vergebung bringt und dann zu seiner Herrlichkeit, die uns Errettung schafft.

10, 2: **Denn hätte man nicht aufgehört, sie darzubringen, da die, die den Gottesdienst üben, nachdem sie einmal gereinigt sind, kein solches Gewissen mehr haben, das ihnen Sünden vorhält?** Wenn wir das Opfer wiederholen, so zeigt sich daran, daß wir durch dasselbe noch nicht gereinigt sind und unser Gewissen noch mit unseren Sünden beschäftigt ist. Solange wir opfern, sind wir innerlich noch nicht von ihnen los geworden, sondern sie liegen als Schuld in uns und verklagen uns und wir streiten in unseren Gedanken gegen sie, erklären, entschuldigen, verurteilen und verwerfen sie, fassen gute Vorsätze und mühen uns vielfältig mit unseren Sünden ab. Und zugleich liegen sie auch als lockende Lust in uns, verkehren unser Begehren und Trachten, übertäuben unser Gewissen und machen, daß wir gegen dasselbe streiten und es mißachten. So müssen wir immer wieder zum Opfer unsere Zuflucht nehmen, weil wir immer wieder sündigen und unser Inwendiges mit den Sünden verflochten und unter sie verknechtet bleibt. Davon hilft uns kein Opfer nach der Weise des alten Gottesdienstes. Wir können, wenn wir uns selbst verklagen müssen, uns nicht erwidern: sei nur ruhig! du hast ja geopfert. Jene Anklage spottet unserer armen Gabe und erwidert: opfere du nur! ein Sünder bist und bleibst du doch. Wir können auch, wenn uns eine sündige

Lust bewegt, nicht sagen: ich habe geopfert! weiche, böse Begierde! Sie wird über uns lachen und sagen: opfere du nur! ich bin doch in dir und meine Wurzeln sind in deinem Innersten und du folgst mir doch. Mögen wir Opfer an Opfer reihen, so erreichen wir doch keine Reinheit; sie flieht vor uns und kein Gottesdienst, den wir vollbringen, zieht sie zu uns heran, nachdem wir einmal durch unsere böse Tat zu Sündern geworden sind. Hebt Jesu Opfer das an die Sünden gebundene Gewissen auf? Ja! Nun können wir der Anklage, die in uns laut wird, antworten: Christus ist für uns gestorben, steht für uns in Gottes Allerheiligstem und kommt von Gott her zu uns mit seiner Herrlichkeit; wo sind nun unsere Sünden? Ebenso können wir der sündigen Lust antworten: du wirst völlig vergehen; alle sündlichen Flecken werden von uns weichen, weil uns das Opfer Jesu von allem Bösen trennt, so daß wir geheiligt sind und Gott dienen werden in Vollkommenheit.

10, 3. 4: **Vielmehr kommt durch sie die Erinnerung an die Sünde Jahr um Jahr zustande. Denn es ist unmöglich, daß das Blut von Stieren und Böcken Sünden wegnehme.** Woher rührt es, daß das Opfer Jesu unser Gewissen neu macht, während jedes andere Opfer ihm nichts hilft? Das hängt an dem, was wir opfern. Dort wird das Blut eines Tieres dargebracht; hier ist Jesus das Opfer, der Sohn unseres himmlischen Vaters und unser ewiger Herr. Das Tier kann uns weder helfen noch verzeihen; denn es steht tief unter uns. Christus dagegen kann uns verzeihen; denn er steht über uns und ließ sich herab zu uns und nahm sich unserer Sünde an. Das Tier kann nicht für uns handeln; es erleidet unfreiwillig den Opfertod. Christus dagegen tritt mit eigenem, freiem Willen in der Kraft seiner Liebe für uns ein, handelt an unserer Statt mit Gott und an Gottes Statt mit uns. Darum ist uns mit Jesu Opfer eine vollkommene Vergebung erworben, an der ein neues Gewissen entsteht, das nicht mehr von unseren Sünden erfüllt ist, sondern von dem, was Christus uns bereitet hat.

Der Erfolg des alttestamentlichen Opfers bestand somit darin, daß es eine Erinnerung an die Sünden war. Es ließ den Opfernden seine Schuld nicht vergessen, sondern hielt sie ihm immer wieder vor. Darin bestand sein Segen. Denn es ist ein großes Glück für den, der gesündigt hat, wenn er seiner Übertretungen gedenkt. Das Böse hat täuschende Kraft. Es versteckt sich vor uns, weil es unser Herz hart macht, und übt gerade dadurch seine Herrschaft über uns, daß es sich vor uns verbirgt. Darum war das Opfer dem Israeliten als ein Bußzeichen gegeben, das ihn nötigte, in seine Sünde hinabzublicken, und ihn zum Bekenntnis vor Gott anleitete. Damit brachte es aber noch nicht Reinigung. Wir mögen uns noch so reuig in unsere Sünden vertiefen und uns noch so ernstlich vorhalten, wodurch wir uns vergangen haben: das ist noch keine reinigende Kraft. Auch vor Gott brachte das Opfer die Sünde in Erinnerung; denn die Gemeinde bekannte ihm dadurch ihre Schuld. So ward das Opfer zur Bitte um Vergebung und zur Anrufung der Gnade. Dadurch wurde jene Erinnerung an die Sünde für das Volk fruchtbar und segensreich. Sie ist dies nur dann, wenn sich der Blick zugleich

nach oben zur Geduld und Barmherzigkeit Gottes kehrt. Aber auch so war das Opfer noch nicht Reinigung. Denn nicht das, daß wir um Gnade bitten, sondern, daß wir Gnade empfangen, macht uns rein. Ist aber nicht auch Jesu Opfer ein mächtiger Bußruf, da wir ja nicht auf sein Kreuz blicken können, ohne unserer Sünden zu gedenken? Ging nicht Jesus eben dazu in den Tod, damit wir nimmermehr vergessen, daß wir Sünder sind? Und ist sein Opfer nicht auch ein Ruf nach oben, eine Bitte um Gnade unserer Sünden wegen? Gewiß! Ohne das wäre es kein Opfer, das für uns Sünder Gott dargebracht ist, und nicht mit dem zu vergleichen, was der Priester Israels am Altar tat. Aber es ist mehr als dies, und weil es mehr als das ist, darum bedarf es keiner Wiederholung, sondern ist für immer vollbracht. Was ist es denn mehr? Es ist zugleich die Antwort Gottes auf jene Bitte, die uns bezeugt, wie Gott sich zu unserer Sünde stellt, die Darbietung einer Gnade, die uns vergeben hat und uns trotz unserer Sünde das Allerheiligste offen macht. Diese Tat der Gnade macht, daß uns Jesu Opfer nicht bloß zur Erinnerung an die Sünden, sondern zur Reinigung von ihnen dient und uns Vollendung schafft.

10, 5—9: **Deswegen kommt er in die Welt und sagt: Opfer und Darbringung begehrtest du nicht; aber einen Leib bereitetest du mir. An Brandopfern und Sündopfern hattest du kein Gefallen. Da sagte ich: Sieh! ich komme; in der Rolle des Buches ist von mir geschrieben, damit ich, o Gott, deinen Willen tue** (Ps. 40, 7—9). **Während er zuerst sagte: Opfer und Darbringungen und Brandopfer und Sündopfer begehrtest du nicht und hattest an ihnen kein Gefallen, hat er alsdann gesagt: Sieh! ich komme, um deinen Willen zu tun. Er hebt das Erste auf, damit er das Zweite bestätige.** Die unvollkommene Wirkung der alttestamentlichen Opfer machte, daß Jesus im vierzigsten Psalm die Vorschrift für sich fand. Dort überblickt der Psalmist, nachdem er die Hilfe Gottes erfahren hat, die Mittel, mit denen er Gott danken kann. Soll er es durch Opfer tun? Sie sind nicht das, worauf Gottes Wille zielt und wozu ihn seine Güte leiten will, sondern der rechte Dank ist dies, daß er in herzlichem Gehorsam Gottes Willen tue, wie er ihm im Gesetz vorgeschrieben ist. Das machte Jesus zu seinem Weg und fand darin die Regel für seinen Beruf. Da er wußte, daß Gott auch von ihm nicht Brand- und Schlachtopfer begehre, trat er nicht neben Kajaphas oder an seiner Statt zum Altar oder ins Allerheiligste des Tempels in Jerusalem. Er hieß ihn zwar das Haus seines Vaters und eiferte gegen dessen Verunreinigung; aber er suchte nicht dort seinen Beruf, sondern erkannte ihn, wie es der Psalmist gesagt hat, darin, daß er gehorsam in herzlicher Unterwerfung unter Gott den Willen Gottes tue. Das war das Opfer, das Gott bei ihm suchte, und die Ehre, mit der er ihn zu verherrlichen hatte. Indem er aber die Opfer des Gesetzes beiseite ließ, hat er sie aufgehoben und dies gerade dazu, damit er den Willen Gottes ausrichte. Im Gehorsam gegen die Weisung seines Vaters zur Erfüllung seines Berufes hat er die alte Opferordnung abgetan. So können wir nicht mehr zu ihr zurückkehren.

Statt Brand- und Schlachtopfer gab ihm Gott den Leib als das, was er ihm opfern sollte. Diese Fassung der Psalmstelle gehört freilich nur der griechischen Bibel an. Der Grundtext bietet statt derselben den Gedanken, daß Gott dem Menschen das Ohr gegraben habe. Den Opfern wird das Ohr entgegengesetzt, mit dem Gott den Menschen ausgerüstet hat, damit er auf ihn höre und ihm gehorche. Nicht mancherlei Geschenke und Gaben soll er Gott darbieten, das begehrt Gott nicht von ihm; wohl aber soll er auf Gottes Willen achten und auf sein Gebot merken. Das gibt den rechten Gottesdienst. In der griechischen Bibel war, ohne daß man sicher wüßte, wie es kam, an die Stelle des Ohrs der Leib gesetzt worden, und diese Fassung der Psalmstelle benützt unser Brief, um uns den Weg Jesu klar zu machen. Sie trifft im höchsten Sinn bei Jesus zu. Ihm gab Gott, als er in die Welt kam, den Leib, nicht so, daß er ihm nur äußerlich als Hülle und Umkleidung diente, sondern so, daß der Leib ihn in einen menschlichen Lebenslauf hineinstellte, der auch das Innerste seines Geistes menschlich gestaltete. Diesen Leib empfing er dazu, damit er an ihm das Mittel habe, Gottes Willen zu tun, und ihn zur Opfergabe mache, mit der er Gott ehrt. Er soll sie nicht aus der Natur um ihn her nehmen, sondern findet sie an ihm selbst. Seinen Leib und damit sein menschliches Leben sollte er in Gottes Hand legen und Gott gehorsam in den Tod dahingeben. So richtete er Gottes Willen aus.

10, 10: **Durch diesen Willen sind wir mit einem Male geheiligt worden durch die Darbringung des Leibes Jesu des Christus.** Gottes Wille, der Jesus zu uns sandte und mit seinem Leibe ausstattete und ihn von ihm zum Opfer gefordert und angenommen hat, hat uns heilig gemacht. Damit ist unsere Scheidung von Gott abgetan und uns Verzeihung erwiesen. Nun sind wir mit Gott im Christus verbunden und zu seinem Eigentum erhoben. Nun ist Heiligkeit auf uns gelegt.

10, 11—13: **Und jeder Priester steht Tag um Tag und vollzieht den Dienst und bringt vielmals dieselben Opfer dar, die nie imstande sind, Sünden wegzunehmen. Aber dieser brachte ein einziges Opfer für die Sünden dar und setzte sich für immer zur Rechten Gottes und wartet nun weiter, bis seine Feinde zum Schemel seiner Füße gemacht werden.** Nicht bloß für die Opfernden, sondern auch für die Priester macht jene Verschiedenheit in der Wirkung des Opfers einen großen Unterschied. Wie die Opfernden nie fertig wurden, so standen auch die früheren Priester in einer Arbeit, die sich nie abschloß und zur Ruhe kam. Sie hatten einen endlosen Dienst zu vollziehen. Christus dagegen ist nach seinem einmaligen Opfer in Gottes vollkommene Ruhe eingegangen. Allerdings ist sein Werk auf Erden noch nicht beendet. Er hat hier noch Feinde; allein sie ziehen ihn nicht in den Streit und Kampf hinab. Er kann warten, bis sie zu seinen Füßen liegen. Die Stunde ihrer Beugung kommt. 10, 14: **Denn durch eine einzige Darbringung hat er für immer die vollendet, die geheiligt werden.** Jesus hat auf Erden nicht bloß Feinde, sondern auch solche, die geheiligt werden, weil

ihnen sein Opfer und Priestertum zugute kommt und Anteil an der Heiligkeit verleiht. Aber auch sie liegen nicht als Sorge und Arbeit auf ihm; denn er hat sie mit seinem einigen Opfer vollkommen gemacht, weil er alles für sie getan hat, was sie bedürfen. Der Weg zu Gott ist ihnen nicht unvollständig und unvollkommen geöffnet, sondern ganz. Die Güter des ewigen Lebens sind ganz für sie erworben und die Gnade Gottes, in die sie aufgenommen sind, bricht nicht ab, sondern hebt sie sicher zur Vollkommenheit empor.

10, 15–18: **Es ist aber auch der heilige Geist für uns Zeuge. Denn nachdem er gesagt hat: Dies ist der Bund, den ich für sie anordnen werde nach jenen Tagen, spricht der Herr, ich gebe meine Gesetze in ihre Herzen und werde sie auf ihren Geist schreiben, sagt er: Und ihrer Sünden und Übertretungen werde ich nicht mehr gedenken** (Jerem. 31, 33. 34). **Wo aber für diese Vergebung ist, da findet kein Opfer um der Sünde willen mehr statt.** Zuerst, Kap. 8, 8, hat der Brief durch diese Weissagung Jeremias gezeigt, daß der alte Bund einem neuen weichen wird. Nun zeigt er mit ihr, daß der neue Bund keinem anderen mehr den Platz räumen wird und das Werk Jesu keiner Ergänzung und Fortsetzung bedarf, sondern sein einmaliges Opfer uns Vollendung bringt. Denn die Gaben des neuen Bundes, wie sie Jeremia beschreibt, sind so beschaffen, daß sie die Gemeinde in die Vollkommenheit stellen und keines Opfers mehr bedürftig machen. Wenn uns Gott sein Gesetz ins Herz schreibt und für unsere Sünden Vergebung gewährt, so hat kein weiteres Opfer Raum.

Somit errichtet der Brief eine starke Grenzscheide zwischen der alt- und neutestamentlichen Frömmigkeit. Dort ist Erinnerung an die Sünde, hier Vergebung; dort keine Reinigung, hier Heiligung; dort bleibt alles unfertig, hier ist Vollendung. Aber bewährt sich dieser Unterschied im Leben und Stand der christlichen Gemeinde? Gehört nicht auch zum Christenwandel die tägliche Buße, womit wir unserer Sündhaftigkeit eingedenk bleiben und allezeit ein wachsames und demütiges Auge auf sie gerichtet halten und mit Fleiß unsere Reinigung suchen, nach dem Wort Jesu, der uns um Vergebung unserer Schulden bitten heißt ganz ebenso wie um das tägliche Brot? Da scheint die Verschiedenheit vom alttestamentlichen Gottesdienst gering. Aber jener tiefe und gänzliche Unterschied, von dem unser Brief spricht, entsteht nicht durch uns, besteht auch nicht in dem, was wir in uns selber sind und tun, sondern er besteht aus dem, was Christus für uns getan hat und tun wird. Gottes Gabe im Christus setzt aber nicht nur einen fließenden, gradweisen Unterschied, sondern schafft etwas gänzlich Neues und bringt den wahrhaften Fortschritt zur Vollkommenheit. In Christus haben wir vollkommene Vergebung, vollkommenen Zugang zu Gott, vollkommene Heiligkeit, vollkommene Einführung in die ewigen Güter. Nicht das, was wir jetzt sind, haben und tun, ist vollkommen; aber der Ausgang und die Frucht des Werkes Jesu ist wahrhafte Vollkommenheit. Diese vollkommene Gabe Jesu ist uns schon jetzt, obgleich wir noch von ihm getrennt sind und auf ihn hoffen, in seinem Wort dargeboten. Innerlich können wir sie jetzt schon ergreifen und wissen, daß er

uns mit seinem Werk vollendet hat. Das gibt uns ein neues Bewußtsein vor Gott, das der alttestamentlichen Gemeinde noch nicht gegeben war, weil sie das Werk des Christus noch nicht vor sich sah, einen völligen Frieden mit Gott, eine völlige Zuversicht zu ihm, eine vollkommene Gewißheit, daß wir aus unserer Sünde emporgehoben und mit Gott verbunden sind. Solche Gewißheit ist eine Kraft, die mit mannigfaltiger Frucht und Wirkung unser Leben und Handeln gestaltet und erfüllt. Wir haben aber diese Kraft nur dadurch in uns, daß wir festhalten, daß uns das Werk Jesu Vollkommenheit erworben hat; in ihm hat sie ihren Grund und ihre Wahrheit, nicht in uns. Das will sagen: wir tragen unseren Reichtum während unseres irdischen Lebens durch Glauben in uns. Deshalb schließt auch unser Brief an die Erläuterung des Priestertums Jesu die Glaubensmahnung an.

10, 19—39.

Stehet fest im Glauben!

Auch der lange lehrhafte Abschnitt über das Priestertum Jesu endet in einem mahnenden Wort. Der Segen des Todes und der Erhöhung Jesu ist uns vorgehalten; nun gilt es, ihn zu benützen und eine Macht werden zu lassen in unserem Herzen, die uns in Bewegung bringt.

10, 19—22a: **Da wir also, Brüder, Freudigkeit im Blick auf den Eingang ins Heiligtum durch das Blut Jesu haben, den er uns als einen neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang, das ist durch sein Fleisch, hergestellt hat, und einen großen Priester über Gottes Haus haben, wollen wir mit wahrhaftem Herzen in der Gewißheit des Glaubens hinzutreten.** Zuerst spricht die Stelle noch einmal aus, was wir durch Jesu Tod empfangen haben. Zwar dringt unser Auge noch nicht in das Heiligtum hinein; denn wir stehen an unserem irdischen Ort, der vom himmlischen Heiligtum abgeschieden ist, und wir sind uns auch unserer Unfähigkeit und Unwürdigkeit, dorthin eingelassen zu werden, wohl bewußt. Dennoch blicken wir in der fröhlichen Gewißheit zu ihm empor, daß es einen Eingang und eine Pforte für uns habe und uns geöffnet werde. Die Furcht ist überwunden, wir könnten von seiner Schwelle weggewiesen werden, und der Zweifel ist weg, ob wir wohl hinzunahen dürfen. Gottes Heiligtum ist uns zum Grund und Quell der Freude geworden; denn wir werden es sehen und an der Anbetung dort teilnehmen und den Reichtum der Offenbarung Gottes genießen, der seinen himmlischen Tempel erfüllt. Die Weihe, die uns ermächtigt, Gottes Tempel zu betreten, ist Jesu Blut; durch dieses empfingen wir diese Zuversicht.

Diese offene Pforte hat das Heiligtum für uns durch Jesus erhalten, da er uns den Weg dorthin durch sein Fleisch wie durch den Vorhang hindurch neu eingerichtet hat. Hier sind zwei Gedanken aufs engste miteinander verknüpft. Es ist einmal ans himmlische Heiligtum gedacht, wohin uns Jesus

durch seinen Tod den Weg gebahnt hat, und zugleich an Jesu irdische Erscheinung unter uns. Auch er war ein Tempel Gottes, in dem Gott unter uns gegenwärtig war. Aber auch an ihm war das Allerheiligste durch einen Vorhang bedeckt und unsichtbar gemacht. Dies war sein Fleisch, seine menschliche Art und Natur. Sie verhüllte Gottes Herrlichkeit in ihm, doch nicht so, daß sie uns dadurch verborgen und unerreichbar würde; im Gegenteil, gerade Jesu Fleisch ist das Mittel, durch das wir zu Gottes Heiligtum gelangen. Denn dadurch, daß er im Fleisch bei uns war und aus seinem Leib sein Opfer machte, sind wir zu Gott berufen und in die Gemeinschaft mit ihm versetzt. So beleuchtet das Wort noch einmal den Grund unserer Zuversicht, die wir im Blick auf das obere Heiligtum haben. Sie beruht auf Jesu Tod und Erhöhung. Jesu Knechtsgestalt ist kein Hindernis für unsere Zuversicht; denn sie war die Hülle, hinter der Gottes ewiges Leben steht, und diente Jesus dazu, um uns die göttliche Gnade zu verschaffen. Wir wissen aber, daß er nun in der Herrlichkeit Gottes steht, und wissen darum auch, daß der Tempel Gottes für uns offen ist. Deshalb, weil uns mit dem, was Jesus ist und tat, der Eingang ins Heiligtum erschlossen worden ist, heißt der Weg dorthin ein lebendiger.

Nachdem wir zuerst erwogen haben, ob Gottes Tempel einen Eingang für uns habe, schaut V. 21 in sein Inneres hinein. Der Tempel hat eine offene Pforte und darin finden wir unseren großen Priester, den wir kennen, dem Gottes Haus nach dessen gnadenvoller Ordnung überwiesen ist, daß er es zu ihm hinzuleite.

Das ist unsere Lage vor Gott. Was machen wir nun? Tritt herzu! Bleibe nicht in der Ferne stehen, während doch der Weg für dich hergestellt ist. Wende dich nicht vom Heiligtum ab, während es dir offen steht. Fliehe nicht vor Gott, während du einen großen Priester hast. Daß wir nun herzutreten, das ist das Ziel, das die Gabe Gottes in uns sucht. Wir wollen so zu ihm gehen, daß unser Anschluß an ihn wahrhaftig ist, nicht mit einem geteilten Herzen, das doch inwendig von Gott wegstrebt und in Unlust und Unwilligkeit das Heiligtum und seinen Priester verachtet. Die Weise, wie uns Gott zu sich führt, muß uns das ganze Herz nehmen und ihm zuwenden. Ihm gegenüber hat Unaufrichtigkeit, Zurückhaltung und Verstellung kein Recht mehr. Wir haben ihm offen und ehrlich unser Inwendiges aufzuschließen, wie er uns mit einer ganzen, wahrhaftigen Gabe sein Heiligtum geöffnet hat.

Wie treten wir hinzu? Durch reifen, vollendeten Glauben, der Gewißheit hat. Durch den Tod Jesu ist uns jeder Grund zum Argwohn genommen und entkräftet. Der Zweifel gegen Gott ist uns zum Unrecht und der Verdacht gegen ihn zur Sünde gemacht. Der ganze Glaube, der nicht mehr von argen Gedanken des Verdachts und Zweifels gedrückt und geknickt ist, ist das, was uns mit Gottes Heiligtum und seinem Priester verbunden hält.

10, 22b. 23: **An den Herzen besprengt und so vom bösen Gewissen befreit und am Leib in reinem Wasser gebadet, wollen wir das Bekenntnis der Hoffnung ohne Wanken behalten; denn der, der die Verheißung gab,**

ist treu. Mit dem Glauben ist uns zugleich eine unendliche Hoffnung gegeben, eben die, daß Gottes Heiligtum sich für uns öffnen wird und wir bei unserem Priester sein werden. Sind wir gläubig, so haben wir uns zu solcher Hoffnung auch bekannt und damit haben wir die Pflicht, das Bekenntnis zu dem, was wir hoffen, so in uns zu tragen, daß es nicht schwankt und nicht verstummt. Wir schreiben uns durch unsere Hoffnung ein priesterliches Vorrecht zu; denn wir wollen ja zu Gottes Heiligtum gelangen. Wir haben aber auch die Heiligung erhalten, wie sie nach dem Gesetz der Priester empfing. Der Brief erinnert an die Weise, wie die Priester für die Stiftshütte geweiht wurden: durch Besprengung mit dem Opferblut und durch ein Bad. Dadurch, daß Christus uns sein Opfer zugeteilt und dessen Frucht uns zu eigen gegeben hat, sind wir von ihm besprengt, nicht nur in der Weise, wie die alten Priester geheiligt wurden, deren Glieder das Opferblut berührte, sondern so, daß die Besprengung unser Herz erreichte und uns in unserem inwendigen Leben heiligte. Der Tod Jesu ist für uns und in uns eine Macht, erfaßt uns inwendig, stillt die Anklage unseres Gewissens und nimmt uns die böse Sucht und die wirren Gedanken ab, gegen die sich der verdammende Spruch des Gewissens wendet, der es uns verwehrt, uns zu Gott zu nahen und in sein Heiligtum zu treten. Aber auch unser Leib erhielt durch die Taufe das priesterliche Zeichen, durch das uns Gottes Gnade in Jesu Blut vorgehalten und zugeeignet ist. Indem der Brief hier das Gewissen und den Leib nebeneinander stellt, will er uns sagen, daß das priesterliche Werk Jesu nichts an unserem menschlichen Wesen unberührt lasse, sondern uns ganz zu einem heiligen Bild Gottes reinige nach Seele und Leib. Wir gehen ja in Gottes Heiligtum durch Auferstehung ein.

10, 24. 25: **Und wir wollen aufeinander achten zur Erweckung des Eifers in der Liebe und in edlen Werken und unsere Versammlung nicht verlassen, wie es bei einigen Gewohnheit ist, sondern uns mahnen und dies um so mehr, je mehr ihr den Tag nahen seht.** Den Glauben und die Hoffnung hat nicht jeder für sich allein zu bewahren; denn wir sind mit vielen zu einer Gemeinde verbunden, die zur selben Hoffnung berufen ist und sie sich mit demselben Bekenntnis angeeignet hat. Daraus geht die dritte Mahnung hervor: habt aufeinander acht! seid einander nicht gleichgültig! öffnet das Auge, damit ihr seht, was in den anderen vorgeht, wo Schaden und Gefahr sich ihnen naht. Es wäre eine innere Unwahrheit, an der wir zugrunde gingen, wenn wir den Menschen um uns her keine Bedeutung zumessen und uns nicht von Herzen mit ihnen verbinden, wohl aber unser eigenes Leben ans höchste Ziel anknüpfen und uns durch Christus zu Gott ins Allerheiligste erheben wollten. Sind wir selbst so hoch gewürdigt, so ist uns damit jede Geringschätzung und Verachtung der anderen verwehrt. Wir haben auf die anderen zu achten und sie auf uns achten zu lassen. Keiner ist hier des anderen Vormund, jeder des anderen Gehilfe. Wir haben darum auch von ihnen das mahnende Wort anzunehmen, wie wir selbst es ihnen gönnen. Ihre Mahnung mag oft fehlgreifen, mahnen, wo keine Mahnung nötig war, und am unrechten

Orte tadeln, wo der Schaden doch nicht liegt. Allein das entbindet uns nicht von der Pflicht, sie zu hören. Besser ist es, wir machen mangelhaft und mit Ungeschick den Versuch, einander zu dienen, als wir unterlassen unseren Dienst ganz und gar.

Eins freilich darf nicht fehlen; sonst wird solche Achtsamkeit aufeinander uns zur Sünde und den anderen zur bitteren Quälerei. Sie muß dazu geschehen, um die Liebe eifrig zu machen. Es liegt in der Wahl des Worts „Ereiferung der Liebe" ein vielsagender Blick auf den gewöhnlichen Lauf des Lebens. Treten wir Menschen einander nahe, so daß es zu innerer Berührung zwischen uns kommt, so wirkt das als ein Reiz und bringt Eifer in unser Leben, aber oft genug einen bitteren Eifer und der Streit entzündet sich und das Leben vergiftet sich in Ärger und Haß, so daß jene Einsamkeit, da jeder seines Weges geht' und sich keiner um die anderen kümmert, daneben als ein Glück erscheint. Vor euch, sagt der Brief, die ihr durch Christus in eurem Inwendigen gereinigt seid, soll man sich nicht mehr dadurch schützen müssen, daß man euch aus dem Wege geht. Ihr sollt einander so nahe treten und so ein gemeinsames Leben führen können, daß der Eifer, der daraus entsteht, der der Liebe ist in euch und in den anderen und sich an eurer Eintracht die Lust und Kraft zum guten Werk stärken. Solange ihr noch mit dem Auge des Neids und des Hochmuts aufeinander achtet, in der Absicht, euch an der Erniedrigung der anderen zu erhöhen, solange eure Gemeinsamkeit sofort der Liebe hinderlich und gefährlich wird und nur Hader erzeugt, so lange haltet euch abseits und schweigt.

Deshalb dürfen wir da nicht fehlen, wo die christliche Gemeinschaft gepflegt wird. Die innere Ermattung der Männer, an die der Brief zunächst gerichtet war, hat sich auch darin gezeigt, daß sie sich von den Versammlungen der Gemeinde zurückzogen. Sie werden nicht an die eigene Förderung erinnert, die ihnen die Teilnahme an ihnen bringt; noch mehr Gewicht legt der Brief darauf, daß sie damit eine Liebespflicht versäumen und den Dienst nicht ausrichten, zu dem sie an den anderen berufen sind. Die Teilnahme an den Zusammenkünften der Gemeinde gibt ihnen die Gelegenheit zum mahnenden Wort.

Dies alles soll mit stetig wachsendem Eifer geschehen. Denn je mehr die Zeit sich dehnt, um so näher rückt ihnen der große Tag, der ihnen den Spruch des Richters bringen wird und die Vollendung ins himmlische Wesen bringen kann. Die Länge der Zeit wirkt auf jeden Eifer, zu dem uns nur natürliche Triebe bewegen, hemmend und schwächend ein. Er wird sich im Anfang am stärksten regen; hernach, wenn dieselbe Aufgabe und Arbeit immer wiederkehrt, nimmt er ab. Die Gewohnheit hat eine abstumpfende Macht. Allein dem Christenlauf darf die Länge der Zeit keine Abnahme der Liebe und Anstrengung bringen. Denn er läuft nach einem Ziel, das ihm mit jedem Tage näher rückt, und je näher das Ziel vor uns steht, um so eifriger, nicht um so schlaffer wird der Lauf.

So gibt uns dieses mahnende Wort einen kurzen, aber reichen und vollständigen Überblick über den ganzen Christenstand. Es erinnert zuerst an die

Frucht des Todes Jesu, an den Frieden der Versöhnung mit Gott. Das ist die Gabe, die mit der Erkenntnis Jesu unser Eigentum geworden ist. Von hier aus bezeichnet es uns die dreifache Bahn, auf der uns die Gabe Gottes tätig macht. Dadurch ist unser Herz zum Glauben, zum Hoffen und zum Lieben bewegt. Und den Schluß macht der Ausblick auf den kommenden Tag, der uns das ewige Gut verschaffen wird.

Nun erinnert der Brief noch einmal an die Gefahr, die jedem Christenleben droht, in ganz ähnlicher Weise wie in jenem Abschnitt, den er der Besprechung des Priestertums Jesu vorangestellt hat, 6, 4—8. Damals richtete er den Blick seiner Leser auf die Tiefe des Verderbens, in die wir fallen können, damit ihr Ohr sich öffne und sie aus ihrer Ermattung auffahren und nach der Vollkommenheit laufen. Nun haben sie gehört, was er ihnen über Christus sagte. Aber damit, daß sie seine Rede und Lehre vernahmen, hat diese ihr Ziel noch nicht erreicht. Jetzt geht erst noch das eigentliche Hören an, das das Herz dem Wort aufschließt und zu dem bewegt, was das Wort in uns schaffen will. Darum ruft er ihnen an dieser Stelle nochmals zu: es handelt sich um Leben oder Tod. 10, 26—31: **Denn wenn wir freiwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit erlangt haben, bleibt kein Opfer für die Sünden mehr übrig, sondern eine schreckliche Erwartung des Gerichts und der Eifer des Feuers, das die Widersacher verzehren wird. Hat jemand das Gesetz Moses ungültig gemacht, so stirbt er ohne Erbarmen nach der Aussage von zwei oder drei Zeugen; wieviel schlimmer, meint ihr, wird die Strafe sein, die dem zuerkannt werden wird, der den Sohn Gottes mit Füßen trat und das Blut des Bundes, durch das er geheiligt wurde, als gemein ansah und den Geist der Gnade mißhandelte? Denn wir kennen den, der gesagt hat: Mein ist die Vollstreckung des Rechts; ich werde vergelten** (5 Mos. 32, 35); **und wieder: Der Herr wird sein Volk richten** (Ps. 135, 14). **Schrecklich ist es, in die Hände des lebenden Gottes zu fallen.** Gerade die Vollkommenheit des Opfers Jesu, wie sie im Vorangehenden dargestellt war, wirft auf den Ernst dieser Drohung neues Licht. Weil es vollkommen ist, ist es auch das einzige, das uns von Gott dargeboten wird. Das muß uns reinigen und uns zum Glauben erwecken und in die Hoffnung stellen und zur Liebe reizen. Wenn sich dieses Opfer für uns als nutzlos erweist und Christus vergeblich für uns gestorben ist und wir dennoch glaubenslos werden und hoffnungslos und lieblos, wenn uns sein Blut nicht von der Sünde lösen und vor ihr nicht bewahren kann, wo sollen wir ein anderes Opfer finden, das unsere Sünden deckt, wo einen anderen Priester, der uns zu Gott führt, wo eine andere Gnade, die uns aufrichtet? Hier ist das reinigende Opfer, hier der versöhnende Priester, hier die heiligende Gnade und nirgends sonst; denn hier ist sie in Vollkommenheit. Die Vollkommenheit des Opfers Jesu macht die Weise, wie wir uns zu Christus stellen, zur durchschneidenden Entscheidung, die uns zum Leben oder zum Tod führen wird.

Dadurch, daß wir Christus kennen, wird unser Sündigen überaus sündig, weit sündiger als vorher. Denn nun geschieht es mit Willen, weil wir die

Erkenntnis der Wahrheit besitzen. Solange wir ohne Kenntnis der Wahrheit handeln, ist unser Wille noch nicht völlig in dem, was wir tun. Wir tasten noch im Dunklen und das Ziel, zu dem wir gelangen, ist nicht von uns vorausgesehen, darum auch nicht eigentlich von uns gewollt. Wir lassen uns leiten und ziehen und geben den verlockenden Reizen nach, ohne deutlich wahrzunehmen, wie bösartigen Mächten wir gehorchen. Diese Abhängigkeit, Gebundenheit und Unwissenheit im Sündigen hat für uns damit ihr Ende erreicht, daß durch Christus die Wahrheit vor uns stand und in uns leuchtete. Nun verleugnen wir nicht mehr einen uns noch unbekannten Gott, sondern den, den wir in seinem Sohn kennen, und verachten Christus nicht mehr deshalb, weil er uns arm und ohnmächtig scheint, sondern nachdem er seine versöhnende Macht an uns erwiesen hat, und werfen nicht mehr eine Gabe weg, die wir für wertlos halten, weil uns die Dinge, nach denen die sündige Lust sich streckt, bezaubern, als wären sie unsere Seligkeit, sondern wir wissen, daß die Gabe Jesu Geist und Leben ist, und die Sünde ist uns als Scheidung von Gott nach ihrer tödlichen und teuflischen Macht aufgedeckt. Jetzt erst ist unser Sündigen sündlich geworden ganz und gar. Nun kommt es nur dadurch zustande, daß unser Wille sich Gott entgegenstemmt, und die Bosheit hat uns innerlich im Kern unserer Person zu Widersachern Gottes gemacht.

Nicht unter denen, die Christus nicht kennen, geschehen die großen, argen Sünden, sondern im Christenleben geschehen sie. Erst auf dem Acker des Christus kommt es zum Wachstum des giftigen Unkrauts. Die Höhe, auf die uns sein Werk vor Gott stellt, macht unseren Fall tief, tiefer als vordem. Nachdem wir zum Gehorsam berufen und befreit sind, kommt nun erst die Versuchung zum gründlichen Ungehorsam. Nachdem wir beten gelernt haben, kann unser Mund auch lästern, und wer die Wahrheit kennt, der erst kann wirklich lügen. Wenn uns die Liebe vergeblich besucht hat, dann entbrennt der tiefe Haß. Das Heilige muß zuerst in unsere Hand gegeben sein, ehe wir es antasten und entweihen können. Wie viel mehr, sagt der Brief, ist euch gegeben als den Alten! Euch hat Gott nicht nur das Gesetz zum Band mit ihm gemacht, sondern seinen Sohn und das heiligende Blut des neuen Bundes und den Geist, den euch die Gnade gab und der sie in euch bezeugt. Das sind die Klammern und Bande, mit denen Gott euch an sich zog. Wenn ihr sie antastet und entheiligt, so seid ihr viel tiefer verschuldet als die Übertreter des Gesetzes. Aber wie ernst ahndete schon das Gesetz seine Übertretung. Eure Strafe wird noch größer sein. Zwar ist nicht wie einst unter dem Gesetz sofort der Richter zur Stelle, der euch das Leben abspricht, sondern ihr müßt auf den Tag des göttlichen Gerichts warten, der den Feuereifer Gottes enthüllen wird; aber das ist ein schreckliches Warten. Es wird auch an euch nach dem Wort des Gesetzes gehandelt werden, daß das Urteil nach dem Bericht zweier oder dreier Zeugen gesprochen wird. Ihr habt jetzt im Christus und in seinem Blut und in seinem Geist die Zeugen des gnädigen Willens Gottes vor euch, die euch die himmlische Berufung bringen und Heiligkeit und Gnade darbieten. Sie werden als verklagende Zeugen wider euch dastehen, wenn ihr sie miß-

handelt und verhöhnt. Ihr verwandelt euch selbst die Zeugen eurer Errettung in die Zeugen eurer Schuld. Christus, sein Blut und Geist machen die Größe eurer Sünde offenbar; vor ihnen verstummt euer Mund.

Christus können wir verwerfen; aber Gott entgehen wir nicht. Die Trennung und Verhüllung, die uns Gott jetzt in die Ferne rückt, wird fallen. Wir werden ihn finden und er uns. Aber nun finden wir nur noch Gott, Gott ohne Christus, ohne den Mittler, in dem er uns seine Gnade erweist, ohne den Priester, der mit seinem Opfer unsere Sünden deckt und uns in den Frieden des Allerheiligsten geleitet. Getrennt von Christus finden wir nur noch den Gott, der das Recht zum Siege bringt und die Rache in seine Hand genommen hat und aller Bosheit zum verzehrenden Feuer wird. Soll es für uns nicht schrecklich sein, in Gottes Hände zu fallen, so dürfen wir Christus nicht mit Füßen treten, sondern müssen uns im Glauben und Gehorsam ihm untergeben als sein Haus, über das ihn Gott zum Priester gesetzt hat. Dann wird uns die Offenbarung Gottes zum ewigen Leben; ohne ihn stoßen wir in Gott nur auf die rächende Zornesmacht.

Der Brief will auch an dieser Stelle seine Leser nicht nur schrecken sondern aufrichten und trösten, und das, womit er sie tröstet, sind die Leiden, die sie um Jesu willen getragen haben. 10, 32—34: **Erinnert euch aber an die früheren Tage, in denen ihr, nachdem ihr erleuchtet waret, viel Kampf, den euch die Leiden brachten, bestanden habt und teils durch Schmähungen und Bedrückungen zum Schauspiel wurdet, teils die Gefährten derer wurdet, die sich so verhielten. Denn ihr habt auch mit den Gefangenen Mitleid gehabt und den Raub eurer Habe mit Freuden angenommen, da ihr erkennt, daß ihr eine bessere und bleibende Habe besitzt.** Die jüdischen Christen, an die der Verfasser schreibt, haben allerdings noch nicht das Schwerste dulden müssen. Ihr Leben und ihre Freiheit blieben bisher verschont, da es der Judenschaft noch nicht gelungen war, sich für ihren Kampf gegen Jesus auch die römischen Behörden dienstbar zu machen. Sie haben aber Jesu wegen Schmach getragen und sich treu und mutig zu denen gestellt, die Härteres als sie selber leiden mußten, und auch Beraubung und Schädigung an ihrer Habe auf sich genommen. Solche Leiden sind für sie ein Trost und geben ihnen Zuversicht. Es gehört zur schönen Lehrkunst unseres Briefes, daß er seinen Trost aus ihren Leiden zieht, die doch wesentlich zu der Ermattung beitrugen, in der sie stehen. Sie werden gedacht haben: wäre es in den Augen unserer Verwandten, Freunde und Volksgenossen keine Schande, ein Christ zu sein, wären nicht so viele Nachteile und Verluste damit verbunden, so wäre unsere Freude an Jesus größer und unser Bekenntnis zu ihm zuversichtlicher. Nein! ruft ihnen der Brief zu, weil ihr gelitten habt, dürft ihr getrost sein. Er mahnt sie nicht bloß, nachdem sie so viel an die Sache Jesu gesetzt und gewagt haben, nun nicht zurückzugehen, sondern er zeigt ihnen in dem Leiden, das sie seinetwegen getragen haben, ein Band, das sie ihm verbunden hält und darum innerlich zur Freudigkeit und Zuversicht erheben darf. Wir können in allen Verhältnissen erproben, wie sehr sie befestigt und

vertieft werden, wenn man füreinander leiden muß. Das bindet Herz und Herz noch fester zusammen als die gemeinsame Lust und der Genuß, den uns die Liebe gewährt. Es überträgt sich dies in höherer Stufe auch auf unseren Anteil am Christus. Wer für ihn gelitten hat, der hält ihn fest. Er hat es erlebt, daß er von ihm ergriffen ist und ihn ergriffen hat, daß er ihn nicht lassen kann, weil er ihm mehr wert ist und höher steht als jedes andere Gut. Das Leiden bringt die Liebe allerdings in Versuchung; allein wenn sie diese überwindet, so macht es sie bewährt und ihrer Kraft bewußt. So begründet und mehrt es die Zuversicht und Freudigkeit und aus dem Leiden selbst wird ein Quell des Trostes. Das ist die Art des Evangeliums, allem, was uns widerfährt, einen anderen, neuen Wert zu verleihen, den die natürliche Empfindung nicht darin zu finden vermag. Es macht uns aus dem, was wir für ein Unglück achten, Glück und Segen und zeigt uns in dem, was wir als unser Glück begehren, das Unglück und die Gefahr. Es dreht unsere Gedanken über das, was für uns gut ist oder schlimm, um; denn es gibt uns einen neuen Maßstab für die Dinge in die Hand. Wir messen sie nun an unserem ewigen Gut, das uns durch Christus zugefallen ist. Damit tritt alles in ein neues Licht.

10. 35: **Darum werft eure Freudigkeit nicht weg, die eine große Vergeltung hat.** Ist denn das, daß wir uns die Freudigkeit und Zuversicht bewahren, etwas, was Lohn verdient? Eben dies sucht Gott bei uns. Daß wir mit getrostem, mutigem Sinn seinen Namen in uns tragen und Christus fröhlich rühmen als unser Heil und Leben, das ist das, was uns Gott mit seiner reichen Gabe lohnt. 10, 36—39: **Denn ihr habt Standhaftigkeit nötig, damit ihr den Willen Gottes tut und dadurch die Verheißung bekommt. Denn es währt noch eine kleine Zeit, wieviel es auch sei, dann wird der, der kommt, kommen und nicht zögern. Mein Gerechter wird aber aus Glauben leben, und wenn er weicht, hat meine Seele an ihm kein Gefallen** (Habak. 2, 3. 4). **Für uns aber kommt nicht in Betracht, daß wir weichen zum Verderben, sondern daß wir glauben zum Gewinn der Seele.** Die Freudigkeit vergeht uns, wenn wir nicht allem Druck und Kampf eine ausharrende Beständigkeit entgegensetzen. Aber der Brief tröstet uns mit dem Wort der Verheißung, daß Christus zu uns kommen wird. Er versäumt und verläßt seine Gemeinde nicht und gemäß der Fülle der Verheißung, die im ganzen apostolischen Wort überall auftritt, ruft auch unser Brief uns zu: es währt nur eine kleine Zeit! bald kommt er, und dann entsteht für euch aus dem Glauben das Leben, aus dem Glauben, der sich nicht zurückzieht und auf die Seite tritt, sondern bei Christus bleibt, ob wir auch auf ihn warten und hoffen müssen. Wer sich von ihm zurückzieht, der bringt sich um die Seele und stürzt sich selber in den Tod. Wir aber, die wir glauben, gewinnen die Seele, in der unsere Lebendigkeit ihren Ort und Herd besitzt. Sie wird nun mit ewigem Leben erfüllt, so daß sie aller Gefahr des Tods entronnen ist.

Es wird uns hier dasselbe Wort Habakuks vorgehalten, das auch im Eingang des Römerbriefs und im Galaterbrief steht. Es ist aber hier nicht ganz in derselben Weise gebraucht wie dort. Wenn Paulus in diesen Spruch

den ganzen Inhalt des Römerbriefs zusammenfaßt, so drückt er damit aus, wie köstlich und selig die Stellung ist, die Gott uns durch das Evangelium bereitet hat: wir dürfen ihm im Christus glauben, sind nicht auf unser eigenes Werk verwiesen und nicht mit einem Gesetz belastet, sondern stehen vor Gottes Gabe und vor Jesu Werk und dürfen uns an ihn anschließen und uns aneignen, was er für uns erworben hat, und haben Gerechtigkeit und Leben in ihm. So bezeichnet jenes Wort des Propheten die Herrlichkeit und Größe des Evangeliums. Eben deshalb ist es ein Evangelium, weil es uns zum Glauben beruft und uns sagt, daß wir unser Vertrauen auf Christus stellen dürfen. Auch unser Brief blickt auf Gottes reiche Gabe, auf der sich der Glaube erbaut, hebt aber zugleich die Anstrengung hervor, die die Bewahrung des Glaubens mit sich bringt, und die Schwierigkeiten, die dem Glauben entgegenstehen.

Der Glaube hat zwei Seiten, die ihm beide eigen sind; er bringt uns ein Haben, das aber noch nicht vollständig ist, und ein Wissen, das doch in gewissem Sinn ein Nichtwissen bleibt. Das Empfangen, das uns, den Glaubenden, geschenkt worden ist, hat noch ein anderes, höheres Empfangen nach sich. Was Christus uns erworben hat, das gehört uns zu, weil er es uns gibt. So ist es unser und wir sind reich, weil wir ihm glauben. Aber wir haben es noch nicht in uns, solange uns Christus auf sich trauen heißt; so lange ist seine Gabe noch in seiner Hand. Dennoch dürfen wir sie unser heißen, weil wir auf ihn zählen dürfen. Darum ist der Glaube beides: Friede, tiefe Ruhe und volles Genügen, und zugleich Streben und Verlangen und ein Lauf nach dem uns vorgesteckten Ziel. Er ist unser Glück und Gut und selbst die allerhöchste Gabe, deren wir uns als unseres Reichtums rühmen dürfen, und zugleich eine Zumutung und Aufgabe, die von uns mit Kampf und Anspannung festzuhalten und zu ihrem Ende zu führen ist.

Wenn unser Brief die Zumutung, die im Glauben an uns gestellt ist, ins Auge faßt, so folgt er hierin dem unwilligen, müden Sinn der jüdischen Christenheit. Sie wäre froh, wenn sie, statt glauben zu müssen, zum Sehen und Genießen dessen käme, was ihr die Verheißung in Aussicht stellte. Wer sich an Jesu Lebensgang stößt, wird sich auch gegen seinen Anspruch auflehnen, daß er Glauben von uns fordert. Die Gabe wird ihm zu klein scheinen, die Aufgabe zu groß. Darum ist der Brief noch nicht zu Ende, nachdem er uns gezeigt hat, wie Jesus durch seinen Tod und seine Erhöhung unser Priester geworden ist, so daß sein Kreuz und seine Himmelfahrt voll von Segen und Gaben für uns sind, sondern er fügt noch einen neuen lehrhaften Abschnitt hinzu, der das Wesen und die Frucht des Glaubens bespricht, damit wir erkennen, was uns denn eigentlich von Gott zugemutet ist.

Nun erst, nachdem der Brief Jesu Tod und Erhöhung ausgelegt hat, spricht er über den Glauben. Wir sollen zuerst die Güter ansehen, die uns Christus erworben hat, weil sie uns zum Glauben bewegen. Kann er uns noch schwer fallen, wenn wir erkannt haben, was wir bei Christus finden? Kann er uns als eine harte Pflicht erscheinen, nachdem ihn Jesus auf solche Gaben und Güter gegründet hat? Und doch ist auch uns jene Betrachtungs-

weise des Glaubens, die der Brief vor Augen hat, sehr geläufig. Man hört die Klage oft genug: bloß Glaube, — das sei ein beschwerliches und bedenkliches Ding. Nur glauben? sagen wir; wir wollen wissen! Und auch jene noch tiefere Ungeduld ist unter uns vorhanden, die nicht bloß auf das Erkennen, sondern auf das Werk zielt und die Herrlichkeit und Macht des Christus nicht bloß glauben, sondern erlebt haben will. Nach Macht verlangen viele, nach Macht der Heiligung, die uns ganz erneuert, nach Macht der Heilung, die allen Schaden von uns nimmt, nach der Macht der Herrlichkeit, und den Glauben, bei dem wir zwar in uns selber arm und ohnmächtig sind, aber wissen, daß Christus reich und mächtig ist, wie gering schätzen wir ihn! Hören wir darum, was unser Brief uns sagt.

Kap. 11.

Der Glaubensweg der Alten.

Wer unter den Lesern zum Glauben unwillig ist, der sehe zurück auf Israel. Ist es denn eine neue, unerhörte Forderung, daß wir Gott glauben sollen? Ist diese Aufgabe etwa erst der Gemeinde Jesu gestellt? Nein! Auf Glauben war aller Verkehr und jede Gemeinschaft der Menschen mit Gott begründet von deren ersten Anfängen an. Auch der Weg Israels war zu allen Zeiten ein Glaubensweg. Keiner von den Alten konnte Gott anders dienen als dadurch, daß er ihm Glauben erwies, und sie haben sich dessen nicht geweigert, sondern freudig Gott eines ganzen Vertrauens wert geachtet, das zu jedem Gehorsam und zu jedem Opfer willig war. Wer sich des Glaubens entschlägt, der ist nicht nur kein Christ, sondern auch kein Israelit mehr und tritt von der Bahn der Väter ab und wirft das weg, was ihre Größe und Ehre, ihre Kraft und ihren Sieg ausgemacht hat. Es läßt sich aber an den Vätern nicht bloß die Art und das Wesen des Glaubens erkennen, sondern auch dessen Frucht und Wert. Sie haben Gott nicht umsonst geglaubt. Ihr Glaube betrog sie nicht und fiel nicht als eine leere Hoffnung dahin. Gott bekannte sich zu ihrem Glauben und alles Große und Herrliche, was die Geschichte Israels aufweist, wurde im Glauben erlangt und war Gottes Gabe an die, die Glauben übten. Wer des Glaubens müde ist und auf Gottes Hilfe und Gabe verzichtet, der verleugnet alle Zeugnisse der Macht und Gnade Gottes, die er in der Geschichte Israels aufgerichtet hat.

Während bisher in der Vergleichung der beiden Testamente der Blick vorwiegend auf den Unterschied zwischen ihnen gerichtet war, hebt der Brief hier wieder wie damals, als er vom Unglauben Israels redete, 3, 7—4, 13, die Gleichheit zwischen beiden hervor; beide verlangen vom Menschen in derselben Weise, daß er gegen Gott gläubig sei. Auf den Unterschied kam es ihm dann an, wenn er von der Gabe Gottes sprach. Wir sollen erkennen, wie weit Jesu Werk und Gabe alles, was vor ihm von oben den Menschen dar-

gereicht war, übersteigt. Hier aber, wo vom Verhalten der Menschen die Rede ist, zeigt er auf die Gleichartigkeit zwischen der alt- und neutestamentlichen Gemeinde hin. Der Brief geht mit seinem Wort hilfreich und dienend den Müden und Matten nach. Klagen sie: Gottes Gabe ist klein und unsere Aufgabe groß, so antwortet er: Gottes Gabe ist groß, da euch mehr gegeben ist als den Alten, und eure Aufgabe ist klein, da nicht mehr von euch gefordert wird als von den Alten; glauben mußten sie auch. Hernach freilich folgt auch hier eine Erinnerung an den Vorzug des neuen Bundes vor dem alten. Ihr habt es besser als die Alten, fährt der Brief fort, 12, 1—3, da ihr Christus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, kennt.

Weil der Brief mit Glaubensmattigkeit im Kampfe steht, erklärt und beschreibt er zuerst, was der Glaube ist. Seht euch an, sagt er, was Gott von euch fordert. Glauben sollt ihr; das dünkt euch schwer. Was ist denn der Glaube, der euch drückt und beschwert? 11, 1. 2: **Glaube ist aber das Bestehen bei Gehofftem, eine Überführung von Dingen, die nicht gesehen werden. Denn durch diesen haben die Alten das Zeugnis erlangt.** Bei dieser Beschreibung dessen, was im Glauben in uns vorgeht, haben wir auf zwei Punkte zu achten, einmal auf die Beschaffenheit der Gegenstände, mit denen wir es beim Glauben zu tun haben, sodann auf die Art, wie wir uns zu diesen Dingen stellen und sie anfassen.

Die Dinge, mit denen wir im Glauben in Berührung stehen, werden gehofft. Damit ist nach unten und nach oben die Grenze abgesteckt, bei der das Glauben aufhört. Wenn keine Hoffnung in mir lebt, wie soll ich glauben können? wie Gott trauen, wenn ich nichts von seinen guten und vollkommenen Gaben weiß, die er mir zugeteilt und zugesprochen hat, so daß ich sie erhoffen darf? Dem Guten kann man trauen, dem, der uns nach seiner Güte Gutes gibt. Darum geht immer unserem Glauben Gottes Verheißung voran und verschafft ihm seinen Inhalt und Gegenstand. Zugleich ist damit dem Glauben die Grenze nach oben gezogen, an der er sein Ziel erreicht. Wenn die Verheißung sich erfüllt hat und das Gehoffte in meine Hand gekommen ist und ich es nun besitze und genieße, dann bedarf es keines Glaubens mehr. Darum handelt es sich beim Glauben um Dinge, die man nicht sieht; wo aber das Sehen beginnt, da hört das Glauben auf. Es können sehr wohl Dinge sein, die wir einst sehen werden, dann, wenn sie uns gegeben sind und die Verheißung und Hoffnung sich erfüllt hat. Aber jetzt stehen sie noch nicht vor uns und geben sich uns noch nicht kund mit jener hellen Deutlichkeit und kräftigen Gegenwart, die man ein Sehen heißt, sondern sie sind uns noch verborgen und unser Auge erreicht sie nicht. Die Dinge des Glaubens sind gehofft; das zeigt, wie sie in unser Verlangen und Begehren hineingreifen; sie entzünden es und kehren es zu sich, so daß wir uns nach ihnen strecken als nach unserem Ziel und Gut. Sie sind nicht sichtbar; das zeigt, wie sie sich zu unserem Erkennen verhalten; sie berühren unser Wahrnehmen noch nicht und besitzen noch keine Gestalt und Faßlichkeit für uns, sondern sind durch eine Decke von uns getrennt.

Nun haben wir aber weiter darauf zu achten, wie wir uns zu diesen Gegenständen stellen. Was bedeuten uns diese Dinge, die wir hoffen? Eine Hoffnung kann uns ein Spielzeug sein, das wir hie und da beschauen, um uns an ihm zu ergötzen, ein Gast, mit dem wir uns gelegentlich unterhalten, der aber keine Macht über uns hat und keinen Einfluß auf unseren inneren Haushalt übt. Wir können sie unserer Einbildungskraft überlassen oder sie in einem Winkel unseres Kopfs aufspeichern, während unser Denken, Trachten und Handeln von ihr unberührt bleibt und unser Leben seinen Weg geht, als wären jene gehofften Dinge gar nicht da. Das heißt nicht glauben. Glauben heißt: beim Gehofften bestehen. Dort haben wir nun unseren Standort, auf den wir uns stellen und woran wir uns halten, haben unser Auge auf die gehofften Dinge gerichtet und legen sie mit ihrem ganzen Gewicht in die Wage unseres Geistes. Wir ziehen sie bei allem mit in Rechnung, lassen unser Urteil von ihnen bestimmen und unser Begehren von ihnen regieren. Wir binden unser Herz an sie fest, so daß es nicht von ihnen loskommen kann. So sind sie eine Macht in unserem Leben, die uns trägt und bewegt. Das heißt gläubig sein.

Aber wie können die Glaubensdinge eine Macht in uns werden, während wir sie doch nicht sehen? Sie bleiben uns dennoch nicht unbekannt und ungewiß, ob sie auch unser Auge nicht erfüllen. Glaube ist Überführung von Dingen, die man nicht sieht. Sie haben ihre Zugänge zu uns und bezeugen sich uns, von außen und von innen, durch die mancherlei Wege und Mittel, durch die Gott mit uns Menschen spricht. Sie tun sich uns als eine Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit kund, die uns innerlich ergreift, festhält und keinen Widerspruch aufkommen läßt, sondern Gewißheit schafft. Dann, wenn Vernunft und Wille fest ans Unsichtbare gebunden sind, so daß wir weder mit unseren Gedanken noch mit unserem Begehren von ihm loskommen, dann ist Glaube da. Er entsteht freilich, wie der Vers mit wohl erwogener Absicht sagt, nur durch eine Überführung, die uns zurechtweist und unsere nächsten Gedanken widerlegt. Denn das Sichtbare ist uns so nahe und redet so laut zu uns, daß es unseren Geist zuerst beschäftigt und an sich zieht. Da nur, meinen wir, sei Wirklichkeit und hier suchen wir die Stützen unseres Lebens. Wir müssen, denken wir, auf dem stehen, was wir sehen, wenn wir nicht in die Wolken bauen und in die Luft greifen wollen. Aber so laut und kräftig uns das Sichtbare berührt, dennoch ist die Stimme des Unsichtbaren noch lauter und mächtiger und läßt uns keine Ruhe, sondern dringt zu uns und zerstört jenen Schein und widerlegt jene falschen Hoffnungen und wendet uns vom Sichtbaren ab und stellt uns auf das, was wir doch nicht sehen, sondern bloß hoffen können, als auf die gewisseste Gewißheit und mächtigste Macht.

In der Warnung vor dem Unglauben, Kap. 4, 1 ff., waren wir auf das Wort gewiesen als auf den festen Grund, auf den wir mit Glauben uns zu stellen haben. Das stimmt mit der Erläuterung des Glaubens, wie sie uns hier gegeben wird, aufs beste überein. Im Wort wird uns das, was wir hoffen dürfen, vorgestellt und das, was wir nicht sehen, uns gegenwärtig gemacht. Nur fügt unsere Stelle zu der früheren Erinnerung hinzu,

daß das Wort, das uns gegeben ist, nicht ein bloßes Wort ist, sondern von Dingen spricht, die vorhanden sind und Macht und Leben haben und dies auch dann, wenn das Wort noch Verheißung ist. Sie stehen vor Gottes Auge und sind in seinem Willen gegründet und im Christus uns bereitet und mit seinem königlichen und priesterlichen Werk für uns erworben und zu unserem Eigentum gemacht.

Scheint uns nun der Glaube schwer? Allerdings setzt die Beschreibung, die uns diese Stelle von ihm gibt, hell ins Licht, wo die Schwierigkeit im Glauben liegt und was die Glaubensaufgabe und den Glaubenskampf ausmacht. Wir müssen das Gegenwärtige fahren lassen und uns ans Zukünftige halten und können im Sichtbaren nicht ruhen, sondern müssen im Unsichtbaren unser Ziel und unsere Kraft, unseren Trost und unsere Lust suchen. Denn das, was wir sehen und haben, ist noch nicht derart, daß es uns hielte und trüge und zu Gott erhöbe und am Reichtum des Christus Anteil gäbe. Das macht den Mangel und die Lücke an unserem gegenwärtigen Christenleben aus und bringt in dieses den Schmerz und Druck der Anfechtung, der wir mit starker Anstrengung unsere ganze innere Kraft entgegenstellen müssen. Allein die Angefochtenen sehen an unserem Wort auch dies, wie leicht und lieblich der Glaube ist. Den Glauben kann ich nimmermehr selbst aus mir hervorlocken; denn nicht ich dringe zum Unsichtbaren empor, so daß ich es erfassen würde, sondern es kommt zu mir und faßt mich und ich werde von ihm überzeugt. Und dieses Unsichtbare erweist sich uns nicht als ein schreckhaftes Ding, sondern ist so beschaffen, daß ich darauf hoffen darf. Ist es denn schwer, zu dem zu stehen, was unsere höchsten Hoffnungen erfüllt? Nichts ist von uns verlangt, als daß wir die Gaben Gottes, auf die wir hoffen, nicht gleichzeitig wieder geringschätzen und verachten und das, wonach wir begehren, nicht zugleich auch verleugnen, sondern es in Wahrheit unser Gut sein lassen, so daß wir uns zu ihm hin mit entschlossener Liebe wenden.

Diese Beschreibung des Glaubens umfaßt alle seine Formen und Äußerungen von seinen einfachsten Anfängen an. Wer immer in irgendwelcher Lage des Lebens Glauben übte, war durch ein Unsichtbares getrieben, das ihm Hoffnung gab, von der er sich erfüllen ließ, Aber der Blick des Briefs ist keineswegs nur auf die anfänglichen und alttestamentlichen Stufen des Glaubens, sondern auf denjenigen Glaubensstand gerichtet, der den Christus erfaßt. Auch unser Glaube an Christus sucht Dinge, die noch gehofft werden müssen; denn das vollständige Werk des Christus geschieht in der zukünftigen Welt und seine ganze Gabe besteht im ewigen Leben. Und auch das, was seine Erscheinung uns gebracht hat zu gegenwärtigem Besitz, ist alles unsichtbar. Es war wohl sichtbar, daß er sein Blut vergossen hat; daß aber dieses Opfer für uns eine ewige Erlösung und vollkommene Reinigung ist, das sehen wir nicht. Wir sehen wohl, daß Gott ihn von der Erde weggenommen hat; daß er aber als unser Priester ins Allerheiligste Gottes und zum Thron seiner Majestät erhöht ist und dort nach seiner Barmherzigkeit uns vertritt, das ist unsichtbar. Also ist auch die christliche Gemeinde, so wie sie jetzt auf Erden

ist, ganz aufs Unsichtbare und Zukünftige gestellt und hat Gott im Christus einen solchen Glauben zu erweisen, wie er uns hier beschrieben ist.

Fällt er uns schwer, so sollen wir auf die Alten sehen, an denen wir wahrnehmen, wie reich sich der Glaube lohnt und wie wirksam er ist. Über ihnen steht Gottes Lob in Wort und Tat. Gott hat sich zu ihnen bekannt und ist für sie eingetreten und hat es durch seine Hilfe und seinen Segen offenbar gemacht, daß ihr Werk vor ihm getan war nach seinem Geheiß und Willen und ihr Weg ihm wohlgefiel. Warum fanden sie in Gott den Zeugen, der sich auf ihre Seite stellte und sie verteidigte und alle Anklage niederschlug und ihre Gerechtigkeit besiegelte? Darum, weil sie glaubten und zwar so, wie es Vers 1 beschrieben ist, darum, weil sie das, was Gott ihnen als Hoffnung vorhielt, ergriffen und dabei blieben, ob sie es auch nicht sahen.

Nun durchgeht der Brief das Alte Testament, um uns zu zeigen, einmal, wie die Alten stets vor dieselbe Glaubensaufgabe gestellt waren wie wir und sich auf Unsichtbares gründen mußten, sodann, wie sie sich dieser Aufgabe nicht weigerten, sondern die Verheißung Gottes höher achteten als alles, was vor Augen lag, und endlich, wie das Zeugnis Gottes ihrem Glauben Antwort gab und ihn nicht zuschanden werden ließ, sondern ihnen als Frucht und Lohn ihres Glaubens große Hilfe und Segnung widerfahren ließ.

11, 3: **Durch Glauben verstehen wir, daß die Welt durch Gottes Wort bereitet worden ist, damit das Sichtbare nicht aus dem entstanden sei, was zur Erscheinung kommt.** Schon das erste Blatt der Bibel, das die Schöpfung der Welt erzählt, fordert uns zum Glauben auf. Unser Brief spricht aber nicht bloß darum zuerst von der Weltschöpfung, weil die Bibel mit ihr beginnt, sondern er weist damit auf die erste, elementare Erkenntnis, auf die Wurzel aller Frömmigkeit hin. Was hatte Israel vor den Heiden voraus? Es kannte Gott als den Schöpfer und Herrn der Welt. Was bliebe ihm noch, wenn es diese Erkenntnis wegwürfe? Kein Israelit kann sie verleugnen, ohne aufzuhören, Israelit zu sein. Aber diese erste Erkenntnis, die alles weitere trägt, ist Sache des Glaubens. Schon damit sind wir auf ein Unsichtbares gestellt. Wenn die Leser vom Unsichtbaren nichts wissen wollen, wenn ihnen der Glaube lästig ist und sie nur sehen möchten, was bleibt ihnen noch von der Schrift und von dem, was Israel als heilig ehrt? So fallen sie schon von dem ab, was das erste Blatt der Bibel sagt, und es bleibt ihnen nichts als Heidentum, Leugnung Gottes und Gottlosigkeit.

Weil Gott die Welt und ihren Lauf durch sein Wort gemacht hat, so ist das, was wir sehen, nicht aus Dingen und Kräften entstanden, die erscheinen und sich dem Auge darbieten, sondern das, was die Welt hervorgebracht hat und regiert, ist unsichtbar. Wir sehen wohl, daß die Dinge um uns her geworden sind; aber die schaffende Kraft, die sie erzeugt, und die Weise, wie sie gemacht werden, sehen wir nicht. Wir würden sie auch nicht gesehen haben, wenn wir an den Schöpfungstagen dabei gewesen wären. Wir hätten wohl gesehen, wie die Erde sich vom Wasser schied und mit Pflanzen und Tieren bedeckte und der Mensch auf ihr erschien, aber wir hätten nicht den Finger

Gottes zwischen die Dinge hineinragen und sie machen sehen. Sie wären vor unseren Augen dagestanden; aber beobachtet hätten wir es nimmermehr, woher und wie. Denn es ist Gottes Wort, das die schaffende Kraft in sich hat und die Dinge macht, und das ist nichts Sichtbares. So ruht die gesamte Welt auf einem unsichtbaren Grund und schon unsere natürliche Existenz stammt aus einer Höhe, wohin unser Auge nicht dringt. Sollen wir uns denn verwundern, wenn Gott auch unser Herz und sein Verlangen nicht ans Sichtbare, sondern ans Unsichtbare bindet und uns dort unsere Heimat und unser Erbe suchen heißt? Dennoch, obgleich uns die Welt den Schöpfer und sein Wirken nicht sichtbar macht, bringt sie ihn uns zur Erkenntnis. Daß die Welt Gottes Werk und Gebilde ist, das ist für uns keine unerreichbare Einsicht und keine unfaßliche Wahrheit, der unsere Vernunft widerspräche und widerstände; vielmehr erkennen wir das und werden dessen gewiß. Wenn wir mit vernünftigem Nachdenken auf den Bestand und Lauf der Dinge achten, uns selbst und unseres Lebens Gang ansehen und damit vergleichen, was uns die Schrift über Gottes Schaffen und Regieren sagt, so kommen wir zu keinem anderen Ergebnis als zu dem, daß die Welt Gottes Werk ist und zwar das Werk seines Wortes, das voll von seiner Macht und Weisheit ist. Diese Wahrnehmung wird der Erwerb und Besitz unserer Vernunft.

Aber durch Glauben erkennen wir das. Wenn uns die unsichtbaren Dinge innerlich nicht nahe wären und uns von ihrer Existenz nicht Kunde gäben, so hätte nie jemand vermutet, daß die Welt das Werk Gottes sei. Und wenn wir gegen jene Bezeugungen des Unsichtbaren unser Ohr verstopfen und ihnen widerstreben und uns ihnen entziehen, dann können wir uns allerdings einbilden, das Sichtbare allein mache und regiere die Welt und einen Schöpfer gebe es nicht. Wir müssen uns innerlich ans Unsichtbare binden lassen, wenn unsere Vernunft zur Erkenntnis kommen soll, daß die Welt uns den Schöpfer bezeugt, und hier greift auch die Art und Richtung unseres Hoffens und Trachtens folgenreich ein. Wenn unser Herz an dem, was vor Augen liegt, satt und befriedigt würde, wie könnten dann unsere Gedanken über die Welt emporsteigen? Die Welt nötigt uns dadurch, über sie emporzuschauen, daß sie uns nirgends ein Gut bietet, in dem wir zur Ruhe kämen; dadurch treibt sie auch unsere Gedanken in die Höhe und macht sie achtsam und offen für das, was Gottes ist. Wenn wir aber in sündiger Verkehrtheit unsere Begierde nur zum Irdischen und Sichtbaren wenden, dann freilich verkehrt sich auch unsre Vernunft in Unvernunft und wir finden in der Welt nichts als die Welt und nichts von Gott.

Der Weltschöpfung entspricht die Weise, wie Gott die Väter führte und mit ihnen verkehrte, von Anfang an. 11, 4—6: **Durch Glauben brachte Abel Gott ein größeres Opfer als Kain, durch den er das Zeugnis erhielt, er sei gerecht, da Gott bei seinen Gaben als Zeuge sprach, und durch ihn redet er noch, nachdem er gestorben ist. Durch Glauben wurde Henoch weggenommen, damit er den Tod nicht sehe, und wurde nicht gefunden, weil ihn Gott weggenommen hatte. Denn vor seiner Wegnahme ist ihm bezeugt, daß er Gott**

gefallen habe. Ohne Glaube ist es aber unmöglich, Gott zu gefallen; denn der, der zu Gott hinzutritt, muß glauben, daß er ist und für die, die ihn suchen, zum Vergelter wird. Abel legt sein Tier als Opfer auf den Altar. Soll nur das gelten, was vor Augen ist, so war er ein Tor und handelte in Unverstand. Warum verbrennt er sein Tier? Er langt nach Unsichtbarem und greift nach Gaben, die er nur hoffen kann. Henoch wandelt so, daß Gottes Wohlgefallen auf ihm ruhte. War es das Sichtbare, was sein Herz einnahm? Nein! zu Gott trat er hinzu und begehrte Gottes Freundschaft und Gottes Lob und stellte das über alles, was ihm die Welt vor die Augen hielt. Es tritt aber niemand zu Gott herzu anders als im Glauben. Wenn ich nicht glaube, daß Gott ist, suche ich ihn nicht. Wir mögen uns wohl einen Gott denken und vorstellen, träumen und dichten; allein deshalb tut unser Herz und Wille keinen Schritt zu Gott. Zuerst muß es uns eine Gewißheit sein, daß wir es in Gott mit einer Wirklichkeit zu tun haben; dann erst rechnen wir ernstlich mit ihm. Man hat sich oft eingeredet, man könne die Religion auch dann behalten und pflegen, wenn man sie zu einer Art Dichtung mache, die das Leben verschönere und erheitere und die Zucht und Sitte verstärke. Aber eine solche poetische Religion ist keine Kraft, die uns bewegen kann. Wenn wir uns unseren Gott selber machen, so ist er uns nichts wert. Anders aber steht die Sache, wenn er da ist ohne uns, über uns, für uns, wenn wir ihn suchen, gegen uns, wenn wir ihn verleugnen; jetzt wird es zu einer bedeutsamen Sache, wie wir uns zu ihm stellen; nun lassen wir uns ernstlich mit ihm ein und treten zu ihm herzu. Allein Gott, den Unsichtbaren, als Wirklichkeit behandeln, das eben ist die Glaubenstat.

Ohne die Gewißheit, daß wir es in Gott mit einer lebendigen Macht zu tun haben, kann kein Gottesdienst bestehen; mit ihr verbindet sich aber noch eine zweite Überzeugung, die wir ebenso notwendig in uns tragen und bewahren müssen, wenn wir Gott dienen wollen. Nur der tritt zu ihm, der gewiß ist, daß ihm Gott vergelten wird. Wer wird ihn suchen, wenn er sich mit dem Gedanken trägt, er tue es umsonst? Wir reden nur zu dem, der uns antwortet, und suchen nur den, der sich finden läßt. Kümmern wir uns um Gott, so tun wir das in der Gewißheit, daß Gott in unser Leben eingreift und sein Verhalten dem unserigen entsprechend macht nach einer festen, göttlich bemessenen Gerechtigkeit, die unserem Suchen Frucht und Lohn zuteil werden läßt. Aber diesen Lohn haben wir noch nicht in der Hand und vor Augen, wenn wir ihn suchen. Da gründen wir uns auf das Unsichtbare und Zukünftige und sind zum Glauben geführt.

Abel und Henoch zeigen uns beide, wie Gott den Glauben ehrt und begabt. Abels Opfer war nicht unnütz, sondern Gott nahm es an und gab ihm das Zeugnis, er sei vor ihm gerecht. Sein Opfer hatte in Gottes Augen höheren Wert als Kains Opfer. Warum? Nicht die Art der Gabe bewirkte das, sondern der Glaube. Diesen sah Gott an und ihn schätzte er und sein Glaube war es, der ihn auch nach dem Tod noch reden macht. Es ist dabei an das göttliche Wort gedacht: Die Stimme des Bluts deines Bruders schreit

zu mir, 1 Mos. 4, 10. Was gab Abels Blut die Stimme, die zu Gott drang und ihn als den Richter und Rächer seines Todes herbeirief? Hier zeigt es sich, was der Glaube schafft. Er hat Abel Gott teuer gemacht und bewirkt, daß er in seinen Augen wertgehalten war. Nach dem Sinn unserer Stelle fällt diese Rede Abels nicht nur in die Vergangenheit, sondern tönt vor Gott noch fort und ist bei ihm unvergessen, bis Gott Abel im Himmelreich mit seiner Auferstehung aus dem Tod alles vollkommen wiedererstattet hat, was ihm der Mörder nahm. In anderer Weise hat Henoch den Lohn des Glaubens geerntet. Weil er im Glauben zu Gott herzugetreten war, darum nahm ihn Gott zu sich; er fand in Gott den Retter vor dem Tod.

11, 7: **Durch Glauben fürchtete sich Noah, als er von Gott über das, was noch nicht sichtbar war, unterwiesen wurde, und stellte eine Arche zur Rettung seines Hauses her; durch ihn verurteilte er die Welt und wurde ein Erbe der Gerechtigkeit, die beim Glauben ist.** Was bewog Noah, mitten in einer sorglosen Welt die Arche zu erbauen? Das Auge sah noch keine Gefahr. Er hatte nichts vor sich als ein Wort Gottes, das von dem kommenden Gericht sprach und ihn Errettung hoffen ließ. Aber durch dieses göttliche Wort ließ er sich zur Furcht bewegen und wartete nicht, bis er seine Erfüllung mit Händen greifen konnte. Das war Glaube und durch ihn errettete er sein Haus. Die ganze Welt stand gegen ihn und verspottete seine Furcht und verachtete das göttliche Wort, das ihn bewegte, weil sie sich mit Sicherheit auf das verließ, was vor Augen lag. Aber er wagte es, die Welt zu verurteilen, und gab ihr nicht recht gegen Gott, sondern Gott recht gegen die Welt und sein Urteil erhielt die göttliche Bestätigung und schlug der Welt in der Tat zur Verurteilung aus. Noahs Tat nahm ihr jegliche Entschuldigung; denn er brachte ans Licht, daß die Welt nur an ihrer eigenen Schuld unterging, wegen ihres Unglaubens und ihrer Gottlosigkeit.

Damit ist eine neue Seite an der Glaubensstellung berührt, nämlich der tiefe Gegensatz zur Welt um uns her, in den sie uns führt. Unser Leben erhält im Glauben einen Grund und ein Ziel, das man ohne Glauben weder kennt noch versteht. Die Welt teilt unsere Hoffnungen nicht und achtet das Unsichtbare, auf dem wir stehen, für einen Traum. Da trennen sich die Wege und dieser Zwiespalt führt zu einem harten Kampf. Das macht den Glaubensweg schwer, aber auch groß. Es ist ein hoher Standort, auf den der Glaube Noah erhob. Er vertrat als Gottes Zeuge sein Recht gegen eine Sünderwelt und machte seine Gerechtigkeit gegen sie offenbar. Auch hiebei wird unser Brief an die Stellung der christlichen Gemeinde denken, zumal an die der hebräischen Christenheit. Sie stand mit ihrem Bekenntnis zu Jesus einsam und verlassen da mitten im heftigsten Widerspruch ihres Volkes. Auch ihre Aufgabe war, Gott recht zu geben gegen der Menschen Urteil und Beschluß, die Christus verworfen haben, und deren Unglauben zu verurteilen. Will euch das schwer fallen, sagt ihnen der Brief, dann seht auf Noah; auch er stand allein wider eine sündige Welt. Während die Welt an Gottes Gericht unterging, bekam Noah die Gerechtigkeit, wie dies die Schrift dartut, die ihn

einen Gerechten heißt, 1 Mose 6, 9. Die Gerechtigkeit ist ein Erbe, weil Gott allein sie austeilt und dem verleiht, der in seinem Urteil und Gericht besteht. Wie Noah sie deshalb empfangen hat, weil er Gott Glauben erzeigt hat, so wird auch Jesu Gemeinde um deswillen als die Erbin der Gerechtigkeit dastehen, weil sie Gott Glauben hält.

In besonderem Maß sind die Erzväter Zeugen für das, was der Glaube ist und was er erlangt. 11, 8—16: **Durch Glauben wurde Abraham, als er gerufen wurde, gehorsam, um nach einem Ort auszuziehen, den er zum Erbe erhalten sollte, und er zog aus, ohne zu wissen, wohin er gehe. Durch Glauben ließ er sich im Land der Verheißung wie in einem fremden Land nieder und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung. Denn er erwartete die Stadt, die Grundmauern hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist. Durch Glauben bekam auch Sara ihrerseits Kraft zur Begründung des Geschlechts auch über ihr Alter hinaus, da sie den für treu ansah, der ihr die Verheißung gegeben hatte. Deshalb stammten sie auch von einem Einzigen und erst noch von einem Erstorbenen ab wie die Sterne des Himmels an Zahl und wie der Sand am Rand des Meers, den man nicht zählen kann. Gläubig starben diese alle, ohne die Verheißungen erlangt zu haben, sondern indem sie sie von ferne sahen und begrüßten und bekannten, daß sie Fremdlinge und Beisassen auf der Erde seien. Denn die, die solches sagen, machen sichtbar, daß sie ein Vaterland suchen, und wenn sie an jenes dächten, aus dem sie ausgezogen waren, hätten sie Zeit gehabt, wieder umzukehren. Nun aber begehren sie ein besseres, das heißt ein himmlisches. Deshalb schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott genannt zu werden; denn er bereitete ihnen eine Stadt.** Die Last, die sie durch Glauben zu tragen hatten, war schwer und die Entbehrung, in die sie ihr Glaubensweg führte, groß. Abraham mußte die Heimat preisgeben und sich der göttlichen Führung überlassen, ohne daß Gott ihm gleich schon das Ziel zeigte, zu dem er ihn bringen wollte, und als er im Land der Verheißung stand, mußte er sich, wie auch Isaak und Jakob, lediglich an der Hoffnung genügen lassen und sich der Verheißung getrösten. Sie blieben Fremde, die keine andere Wohnung hatten als das unstete Zelt. Der verheißene Sohn blieb aus, bis im Blick auf die natürliche Kraft jede Hoffnung erloschen war. Der Tod nahm sie dahin, ehe sich an ihnen die Verheißung erfüllt hatte; nur von ferne hatten sie sie gesehen, als sie sterben mußten. Aber sie beharrten willig und männlich bei dem, was Gott sie hoffen hieß. Abraham gehorchte dem göttlichen Ruf und Sara achtete die Erstorbenheit ihres Leibes nicht im Blick auf Gottes Macht und Treue. Sie ließen es sich gern wohlgefallen, zeitlebens Fremdlinge zu sein, und schauten nicht mit Bedauern nach der alten Heimat rückwärts, die sie verlassen hatten, sondern vorwärts auf die Stadt, die Gott selbst erbaut, und auf das himmlische Vaterland. Diese Worte sprechen den Kern und das Ziel der Verheißung aus, die Abraham empfangen hat, und geben so der Hoffnung, die ihn erfüllt hat, ihren höchsten Ausdruck. Allerdings versprach die Verheißung Abraham

zunächst eine neue Heimat auf Erden, nämlich den Besitz Kanaans. Aber die Absicht Gottes zielte mit seiner Berufung über das alles weit hinaus auf Gottes Reich in seiner ewigen Gestalt. Wollen wir darum ganz aussprechen, was Abraham in seinem Herzen trug, wenn er sich von der Verheißung Gottes bestimmen und erfüllen ließ, so war es auch für ihn schon das, was auch uns als das Kleinod unserer Berufung vorgehalten ist und das Ziel unseres Christenlaufs ausmacht: die Stadt, die nicht Menschen machen, sondern Gott, in die Gott uns als unsere bleibende Heimat führt, die nicht aus dem Material dieser irdischen Natur, sondern zu ewigem Bestand nach Gottes eigener Kunst und Macht erbaut wird, in der wir zu einem lebendigen Gemeinwesen versammelt und verbunden sind um seinen Thron. Wie sollte er nicht die alte Heimat vergessen und die Mühsal der Wanderschaft willig tragen? Allerdings hatte sein Wanderzelt keine Fundamente, sondern wurde rasch errichtet und rasch wieder abgebrochen, so daß man seine Stätte nicht mehr kennt. Aber er sah eine Stadt vor sich, die auf unerschütterlichem Fundament errichtet ist und nicht mehr abgebrochen wird, sondern dem, der ihr Bürger geworden ist, für immer zur Heimat wird. Darum starben sie auch so, wie es dem Sinn und der Kraft des Glaubens entspricht, nicht enttäuscht, nicht verzagend, sondern der Verheißung auch noch im Tode gewiß. An den Vätern sehen die jüdischen Christen den Weg, der ihnen selber vorgezeichnet ist. Auch sie hatten zwischen ihrem irdischen und ihrem himmlischen Vaterland zu wählen, da sie die irdische Heimat wegen ihres Bekenntnisses zu Jesus verloren und unter ihrem eigenen Volk Fremdlinge wurden. Gott verlangt aber von ihnen damit nichts Schwereres als von den Vätern, an denen sie sehen, was glauben heißt. Glauben heißt: nicht zurückschauen nach dem, was verloren ist und preisgegeben werden mußte. Glauben heißt: willig ein Fremdling sein auf Erden. Glauben heißt: die Stadt Gottes sich geöffnet sehen und sich an ihr in Hoffnung erfreuen.

Es fehlte auch im Leben der Väter nicht an göttlichen Zeugnissen, die die Kraft und den Segen des Glaubens erweisen. Der Glaube machte Sara zur Mutter des verheißenen Sohnes, der zum unzählbaren Geschlecht heranwuchs, das das verheißene Land zum Eigentum empfing. All dies wird aber an Wert und Bedeutung dadurch weit übertroffen, daß Gott sich ihrer nicht schämte, sondern sich nach ihnen nannte und sich für immer darin seinen Namen und sein Erkennungszeichen gab, daß er der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei. Das tat er deshalb, weil er ihnen die ewige Stadt bereitet hat. Er verband seinen Namen mit ihrer Person, weil er an ihnen den Reichtum seiner Gnade offenbaren und sie zum Erweis und Zeugnis seiner Größe machen wollte. Er hat ihnen damit zugesichert, daß an ihnen erscheinen und sichtbar werden soll, was er denen ist, deren Gott er sein will. Unser Brief wiederholt damit jene Auslegung des göttlichen Namens „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs", die Jesus den Sadduzäern gegeben hat, als sie über die Auferstehung der Toten spotteten. Schwerlich sind unsere Worte ohne eine bewußte Erinnerung an jene Antwort Jesu geschrieben. Die Worte

Jesu waren ja der ersten Gemeinde wohl bekannt und wurden ernstlich von ihr erwogen und bedacht.

Nach diesem umfassenden Überblick über das Leben der Erzväter werden noch zwei einzelne Punkte hervorgehoben, an denen ihr Glaube sich in besonderem Maß als wirksam erwies, die Opferung Isaaks und die Segnung der Söhne durch die Väter vor ihrem Tod. 11, 17—22: **Durch Glauben hat Abraham den Isaak dargebracht, als er versucht wurde, und seinen einzigen Sohn brachte er dar, der die Verheißungen erhalten hatte, zu dem gesagt worden war: Nach Isaak wird dir das Geschlecht genannt werden** (1 Mose 21, 12), **da er bedachte, daß Gott auch aus den Toten zu erwecken vermag; deshalb bekam er ihn durch ein Gleichnis auch zurück. Durch Glauben segnete Isaak den Jakob und Esau auch mit dem, was zukünftig war. Durch Glauben segnete Jakob, als er starb, jeden der Söhne Josephs und warf sich nieder auf die Spitze seines Stabs. Durch Glauben erwähnte Joseph am Ende seines Lebens den Auszug der Söhne Israels und gab über seine Gebeine Befehl.** Abraham soll den einzigen Sohn opfern, der ihm doch als der Stammvater für das ihm verheißene Geschlecht bezeichnet war. Da scheint Gott selbst seine Verheißung umzustoßen und das göttliche Wort sich selber aufzuheben. Das nötigt Abraham zur höchsten Anspannung des Glaubens. Es gibt für diesen Zwiespalt keine Lösung als die, daß er Gott zutraut, daß er durch den Tod seines Sohnes hindurch seine Verheißung erfüllen wird. Er muß sein Vertrauen über jede Schranke und Begrenzung erheben und Gottes Wahrheit und Macht als schrankenlos erfassen, so daß sie auch am Tod kein Ziel und Ende findet, weil sie aus dem Tod wieder auferwecken kann. Er glaubte auch damals nicht umsonst, da ihm Gott den Sohn wiedergab, weil er ihn im Glauben ihm geopfert hatte, und dies, daß Abraham seinen Sohn vom Altar weg wieder erhielt, heißt der Brief ein Gleichnis und denkt dabei deutlich an den Ausgang Jesu. Die Gemeinde hat ihn sterben sehen und muß sich an den Auferstandenen halten. Dadurch wird ihre Aufgabe dem Glaubensweg Abrahams verwandt, weil auch sie es Gott zutrauen muß, daß der Tod seinen Gnadenrat nicht aufhebe, daß er vielmehr aus dem Tod erwecken und durch den Tod hindurch seine Verheißung erfüllen könne. Auch sie wird das nicht umsonst von Gott erwarten, sondern wenn sie ihm Glauben hält, den, der sich selbst am Kreuz geopfert hat, wieder empfangen. Dann wird sie ihn wiederfinden als ihren Heiland in Macht und Herrlichkeit.

Der Segen, den die Väter über ihre Söhne sprachen, ist darum in besonderer Weise eine Äußerung ihres Glaubens, weil sie hier über das, was ihnen verheißen ist, verfügen, als wäre es ihr gegenwärtiger Besitz. Sie rechnen das zu ihrer Habe, die sie ihren Söhnen hinterlassen können, nicht nur in Wünschen, sondern mit machtvoll segnendem Wort. So fest eigneten sie sich die Gaben Gottes an; sie waren ihrer gewiß.

Auch Moses Lebensgang ist ein großes Glaubenszeugnis. 11, 23—29: **Durch Glauben wurde Mose nach seiner Geburt drei Monate lang von seinen Eltern verborgen, weil sie sahen, daß das Kindlein schön war, und**

sie fürchteten den Befehl des Königs nicht. Durch Glauben lehnte es Mose, als er groß geworden war, ab, ein Sohn der Tochter Pharaos zu heißen, da er es weit vorzog, mit dem Volk Gottes bedrängt zu werden, als den nur eine Zeit lang währenden Genuß der Sünde zu haben, und in der Schmach des Christus den größeren Reichtum sah als in den Schätzen Ägyptens; denn er blickte auf die Vergeltung. Durch Glauben verließ er Ägypten, ohne den Zorn des Königs zu fürchten; denn beim Unsichtbaren harrte er aus, als sähe er ihn. Durch Glauben hat er das Pascha und das Ausschütten des Bluts vollzogen, damit der Verderber ihre Erstgeborenen nicht anrühre. Durch Glauben zogen sie durch das rote Meer wie über trockenes Land, während die Ägypter, als sie es versuchten, ertranken. Schon die Erhaltung Moses nach seiner Geburt war eine Glaubenstat seiner Eltern. Sie ließen sich durch die Schönheit des Kindes zur Hoffnung erwecken und hielten sie auch gegen den Befehl des Königs fest und überwanden mit ihr die Furcht vor ihm. Später öffnet sich für Mose die Wahl, ob er ein Sohn der Tochter Pharaos heißen oder ein Israelit bleiben wolle. Auf jenem Wege winkt ihm Genuß und die Schätze Ägyptens liegen vor ihm; auf diesem Wege findet er Bedrückung und Schmach. Nun ist freilich dieses Leiden ein Mitleiden mit dem Volk Gottes, zu dem zu gehören über alle Schätze geht, und die Schmach ist Schmach des Christus, des von Gott mit Ehre und Würde Gekrönten, den keine Schmähung der Menschen erniedrigen kann. Dagegen ist jener Genuß ein Genuß der Sünde, weil er durch Verleugnung des Volkes Gottes erkauft werden muß, und deshalb ist er vergänglich und währt nur kurze Zeit, da die Sünde mit Genuß nur anfängt, aber mit Jammer und Tod endet. Allein würde ihm das Unsichtbare nichts gelten, ließe er sich von dem bestimmen, was gegenwärtig ist, so wäre seine Wahl alsbald getroffen; dann würde er nicht alle Lust und Ehre des Lebens verlassen für Not und Schmach. Mose hat anders gewählt. Warum? Er stand im Glauben und hat die Not und Schmach um deswillen hochgeschätzt, was ihr als Lohn von Gott folgen wird. Der Brief nennt die Schmach, die damals auf Israel lag, auf den Christus geworfene Schmach, weil ihm Israel ganz und gar des Christus wegen existiert. Um des Christus willen hat Gott Israel geschaffen und berufen; so trifft alles, was Israel geschieht, ihn. Auch alle Feindschaft und Verfolgung, die über Israel ergeht, richtet sich, wenn ihr letztes Ziel ausgesprochen werden soll, gegen ihn und der Hohn, mit dem Pharao Israel mißachtet, ist darum auf Christus geworfene Schmach. Der Brief will damit den jüdischen Christen die Anwendung dessen, was sie an Mose sehen, auf ihre eigene Lage leicht machen. Sie finden freilich, wenn sie zur Gemeinde Jesu treten, nicht Ehre und Genuß, sondern Mißhandlung und Schmach, eben die Schmach, die auf Christus liegt. Sie sollen aber an Mose sehen, wie der Glaube urteilt und wählt.

Hernach tritt Mose vor Pharao und jenes wunderbare Ringen beginnt, bei dem er allein ohne irgend ein sichtbares Hilfsmittel dem mächtigsten Mann der damaligen Welt gegenüberstand und dessen grimmigen Zorn erregte und

sich doch nicht vor ihm beugte, sondern unerschütterlich Schlag um Schlag über ihn brachte und schließlich mit seinem Volk Ägypten verließ. Was gab ihm diese Festigkeit? Der Brief hat es unübertrefflich schön gesagt: er stand fest, als sähe er den Unsichtbaren. Und wenn er nun Israel das Pascha halten läßt, als es noch in Ägypten war, und mit dem Blut die Häuser zeichnet für die Erstgeburt zur Verschonung und mit der ihm anvertrauten Schar auf den Meeresgrund tritt, damit er ihnen der Weg zur Rettung werde, so sind dies alles Taten, die sich von allem Sichtbaren völlig entfernen und allein auf Gottes Hilfe rechnen als auf die allergewissteste Macht, und nach seinem Glauben geschah ihm auch.

11, 30. 31: **Durch Glauben fielen die Mauern Jerichos, als sie während sieben Tagen um sie herumgezogen waren. Durch Glauben kam die Dirne Rahab nicht mit denen um, die ungehorsam waren, da sie die Kundschafter mit Frieden aufnahm.** Aus der späteren Geschichte erwähnt der Brief nur noch den Umzug um Jericho, wo Josua die Waffen niederlegt und selbst vom Kampf absteht und das Volk darauf zählen heißt, daß Gott für sie streiten wird, und die Tat der Rahab, die dem, was sie von Israels Gott gehört hat, ihr Herz öffnet und dem Eindruck seiner Größe und Majestät untertan wird und sich dafür von ihrem Volke trennt und ihr Leben wagt und es auch gewinnt. Dann faßt er, was die Schrift weiter noch von Beispielen des Glaubens enthält, kurz zusammen. 11, 32—38: **Und wozu rede ich weiter? Denn die Zeit wird mir fehlen, wenn ich erzähle von Gideon, Barak, Simson, Jephtha, David und Samuel und den Propheten, die durch Glauben Königreiche überwanden, Gerechtigkeit wirkten, Verheißenes erlangten, den Rachen von Löwen verstopften, die Kraft des Feuers löschten, der Schärfe des Schwerts entrannen, aus Krankheit zu Kraft gelangten, im Kampf stark wurden, die Heere der Fremden in die Flucht trieben. Frauen bekamen ihre Toten durch Auferstehung wieder. Andere aber wurden gemartert und nahmen die Befreiung nicht an, damit sie eine bessere Auferstehung erlangten. Andere kosteten Hohn und Schläge, dazu Bande und Gefängnis, wurden gesteinigt, zersägt, starben durch Ermordung mit dem Schwert, gingen in Schafsfellen und Ziegenhäuten herum, litten Mangel, wurden bedrängt und geplagt, deren die Welt nicht wert war, irrten herum in den Wüsten und Bergen und Höhlen und in den Spalten der Erde.** Der Brief erinnert teils an die Siege, die die Alten erfochten, und an die Wunder der Hilfe, die sie erlebten, z. B. Daniel, die drei Männer im Feuerofen, Hiskija, die Witwe in Sarepta, die Sunamitin, teils an den Märtyrermut, mit dem sie das Schwerste um Gottes willen litten und alles für ihn opferten, auch wenn sie sich durch die Verleugnung Gottes und das dem heidnischen Gott dargebrachte Opfer retten konnten. Beides, jene Siege und Errettungen und dieses Leiden und Sterben, beides ist die Erweisung und Wirkung desselben Glaubens. Beides zeigt ihn in seiner Lebendigkeit und Kraft. Nicht nur der Sieg und die Hilfe von oben sind das Siegel des Glaubens; der Leidensmut und die Willigkeit zum Sterben sind es nicht weniger. Der Weg, auf dem Gott die Alten führte, war

sehr verschieden; dort half er, hier half er nicht; dort sahen sie seine Wunder, hier nicht. Aber nicht nur jene waren die Gläubigen; diese waren es auch; und nicht nur jene verherrlichten Gott mit ihrem Leben; auch diese priesen ihn mit ihrem Tod. Der Glaube macht zu allem stark und willig, zum Siegen und zum Fallen, zum Leben und zum Sterben; er folgt Gott, wohin er führt.

Ihr Leiden zeigte, daß die Welt ihrer nicht wert gewesen ist. Gottes Urteil und das Urteil der Welt widersprechen sich hier vollständig. Nach der Meinung der Menschen waren sie der Welt nicht wert, weshalb sie sie vernichten wollten und zur Flucht in die Wüsten und Berge nötigten. In Wahrheit sind ihre Leiden, ihre Einsamkeit und Verborgenheit im Versteck der Berge und Höhlen vielmehr der Beweis dafür, daß sie eine Würde und Größe besaßen, für die die Welt keinen Raum hat und zu niedrig und sündig ist. Ihr Geschick ist die Verurteilung der Welt und überführt sie, daß sie gegen Gott streitet und seinem Gericht entgegenreift.

Dieser Überblick über das Leben der Väter hat den Glauben vor unseren Augen groß gemacht. Er steht als eine fruchtbare, wirksame Kraft vor uns, die in mannigfaltiger Weise in unser Leben eingreift und es auf den Weg Gottes stellt. Er gibt unserer Vernunft die Erkenntnis Gottes, bewegt uns zum Opfer und Gottesdienst, erweckt in uns die Furcht vor Gottes Drohung und Gericht und schafft den Gehorsam gegen Gottes Weisung; er treibt uns, das Himmlische über das Irdische zu stellen und das Ewige über das Zeitliche; er wendet unser Herz ab vom Genuß der Sünde und macht es zum Leiden willig um Gottes willen; er befreit uns von der Menschenfurcht und läßt uns nicht erbeben vor ihrem Zorn; er macht uns fähig und würdig, Großes zu wirken für die Welt und Großes zu leiden von der Welt; und diese lebendigen Wirkungen des Glaubens sind von der Antwort Gottes begleitet und getragen, der immer wieder in mancherlei Weise den Glaubenden bezeugt, daß er ihr Vertrauen sieht, lohnt und erfüllt.

11, 39. 40: **Und alle diese, obwohl sie durch den Glauben das Zeugnis erlangt haben, bekamen die Verheißung nicht, weil Gott um unseretwillen etwas Besseres vorgesehen hat, daß sie nicht ohne uns vollendet werden sollten.** Zwar haben die Alten in Wort und Werk durch ihren Glauben das Zeugnis Gottes reichlich erlebt, das für sie eintrat und sie als seine Knechte kennzeichnete, die auf seinen Wegen wandeln; aber die Verheißung ging an ihnen noch nicht in Erfüllung, so daß diese ganze große Schar beständig im Glauben auf sie warten und im Glauben sterben mußte. Sie sahen wohl einzelne Verheißungen und Zusagen Gottes geschehen; aber die eine große Verheißung, Christus und sein Reich, ward ihnen noch nicht gegeben und die Tore der ewigen Stadt wurden ihnen noch nicht aufgetan und vollendet und ans Ziel gebracht wurden sie noch nicht. Dies geschah um der Christenheit willen. Denn es beginnt für die ganze Gemeinde Gottes die Vollendung zur selben Zeit, dann, wenn die herrliche Herrschaft des Christus erscheint. Bis dahin läßt Gott die Zeit sich dehnen, die Geschlechter einander folgen und gibt der irdischen Gestalt der Dinge immer wieder neue Frist, weil er

noch mehrere zu seinem Hochzeitsmahl laden und in sein Reich einpflanzen will. Um der Späteren willen müssen die Früheren warten und Gott Glauben erweisen und im Glauben nicht bloß leben und leiden, sondern auch sterben, ohne die Verheißung zu empfangen, weil der Festsaal Gottes noch nicht voll und noch nicht alle Garben Gottes reif geworden sind. Mußten aber die Alten um unseretwillen im Glauben verharren, damit auch wir in Gottes Reich noch Raum hätten, wie sollten wir uns weigern, ihnen auf ihrem Glaubensweg nachzugehen und wie sie zu hoffen mit jener lebendigen Hoffnung, die an das Unsichtbare gebunden ist?

Kap. 12.

Der christliche Glaubensweg.

12, 1. 2: **Darum wollen auch wir, da wir eine so große Wolke von Zeugen um uns herum haben, jede Bürde und die uns umringende Sünde ablegen, durch Standhaftigkeit in dem uns bereiteten Wettkampf laufen und dabei auf den Anfänger und Vollender des Glaubens, auf Jesus, sehen, der statt der vor ihm stehenden Freude das Kreuz erduldete, da er die Schande nicht achtete und sich zur Rechten des Thrones Gottes gesetzt hat.** Auch wir sind zum Glauben berufen. Denn auch uns lockt die herrliche Hoffnung, die wir jetzt noch nicht in unsere Hand bringen können, die aber unser Verlangen erfaßt und an sich zieht, so daß es sich nach ihr streckt. Nun besteht aber auch unser Beruf wie der der Alten darin, daß unsere Hoffnung über jedes andere Verlangen der Seele die Oberhand gewinne und kein anderes Ziel aufkommen lasse neben dem einen, das uns die Verheißung zeigt, so daß unser ganzes Leben und Handeln ihr zustrebt und uns ihr entgegenführt. Das verlangt Wachsamkeit und Anspannung, die der Anstrengung des Läufers vergleichbar ist, der im Wettlauf in der Rennbahn das Ziel zuerst erreichen will und jetzt keinen anderen Willen hat als diesen einen, das Ziel zuerst zu gewinnen, und dafür seine ganze Kraft einsetzt. Dazu haben wir uns von allem frei zu machen, was als Bürde auf uns drückt. Kein Wettläufer tritt mit einer Last auf dem Rücken in die Bahn. Wir empfinden selbst im inwendigen Urteil des Geistes, was uns als Belastung hemmt, unsere Hoffnung schwächt und den Fleiß, ihr entgegenzueilen, bricht, so daß wir uns von ihr abwenden und entfernen. Was sich so als beschwerende Bürde in unserem Gewissen spürbar macht, davon gilt: lege es ab, und sei es an sich selbst noch so erlaubt und angenehm. Eins aber läßt sich nennen, was unter allen Umständen und für alle die Verhinderung unseres Laufs bewirkt und ihn mißlingen läßt. Das ist die Sünde. Sie ist der Todfeind unseres Hoffens und das Gegenteil zum Streben nach dem verheißenen Gut. Indem der Brief sagt, sie sei um uns her aufgestellt und schließe uns ein, so hat er auch diesen Ausdruck aus der Vergleichung des Christenlebens mit dem Wettlauf geschöpft.

Es ist, wie wenn ein Läufer in dichtem Gedränge stände, so daß er sich erst freie Bahn machen muß, damit er laufen kann. So vertritt uns die Sünde den Weg von außen und von innen und es handelt sich um männlichen, durchgreifenden Ernst, soll unser Lauf nicht stille stehen.

Wie laufen wir? Durch die beharrliche Tragkraft, die zu dulden weiß. Von der Notwendigkeit der Geduld ging die Glaubensmahnung aus, 10, 36; zur Geduld kehrt sie zurück. Alle Stärkung und Mehrung unseres Glaubens hat darin ihre Frucht, daß sie uns mit Geduld begabt. Den Wettkampf laufen durch Geduld! wie bedeutsam sticht diese Erläuterung vom gebrauchten Bild ab. Der Wettlauf malt uns die erregteste Bewegung vor. Da ist jede Faser des Leibes gespannt und er fliegt die Bahn entlang; kein Augenblick wird mit Ruhen versäumt; da ist lauter Bewegung, glühende Eile, vorwärts drängende Kraft. Nun heißt das erläuternde Wort, das uns angibt, wie wir diesen Lauf vollziehen: Geduld, stille halten, ruhig und aufrecht stehen unter dem Druck, der auf uns liegt. Das, sagt uns der Brief, bringt euch vorwärts; das ist euer Lauf zum Ziel. Dazu braucht eure ganze Kraft; ihr habt sie nötig, wenn ihr geduldig sein wollt. Geduld auf dem Weg Jesu ist nicht Schwäche; sie wird nur bewahrt, wenn wir alle Kraft zusammennehmen. So verflicht unser Brief die Beharrung und die Bewegung, das Stillestehen und den Lauf aufs engste miteinander. Im Christenlauf hat keine unordentliche Unruhe Raum; die Niederlegung jeder Last bedeutet nicht die Flucht vor der Aufgabe, die uns drückt. Die Geduld, die wir beweisen sollen, ist das Gegenteil zur Nachgiebigkeit, wie sie die willenlose Schlaffheit übt, und die Energie, die wir an unseren Christenberuf setzen sollen, ist das Gegenteil zur heißen Ungeduld, die über alle Schranken springt. Weil wir uns innerlich kräftig nach vorn bewegen, darum stehen wir fest unter unserer Last und dadurch, daß wir unerschütterlich unter unserer Bürde bleiben, bewegen wir uns hin zu unserem Ziel.

Der Blick auf die Alten gibt uns hiezu Willigkeit; denn sie umgeben uns als eine Wolke von Zeugen. Oben war gesagt, daß sie das Zeugnis Gottes empfangen haben; deshalb richten sie auch an uns ein Zeugnis aus. Darum, weil Gott für sie gesprochen hat, reden sie zu uns als Zeugen von der Art des Glaubens und von seinem Lohn. Schwerlich sind sie deshalb Zeugen genannt, als sähen sie unserem Lauf zu. Das Zuschauen macht noch nicht zum Zeugen. Das Wort macht den Zeugen, womit er von dem spricht, was er selbst gesehen hat. Sie haben es erlebt, was der Glaube ist und kann, und rufen uns dadurch in dieselbe Bahn und wehren jedem Zweifel und der Mattigkeit und machen uns zum Glauben Mut. Sie umringen uns; denn ob sie auch der Tod wegnahm, so ist doch ihr Zeugnis nicht verstummt, sondern zu uns gedrungen und dadurch sind sie uns gegenwärtig und werden uns zur Glaubensmahnung und Ermunterung.

Beim Wettlauf fällt auch dem Auge eine wichtige Rolle zu. Es hat unverrückt auf das Ziel zu sehen. Wir schauen bei unserem Lauf auf Jesus; dadurch bleiben wir auf dem Glaubensweg, da er der Anfänger und der

Vollender des Glaubens ist. Der Anfänger des Glaubens, das heißt nicht nur, er sei in der Reihe der Glaubenden der erste, sondern damit ist gesagt, daß der Glaube derer, die ihm folgen, durch ihn und sein Werk entsteht. Wie er nicht bloß deswegen der Anfänger unserer Rettung heißt, vgl. 2, 10*), weil er selbst zuerst die Rettung erlangt hat, sondern darum, weil er sie für uns erworben hat, so heißt er hier der Bahnbrecher und Vordermann des Glaubens, weil er auch uns zum Glauben beruft und führt. Er ist dessen Urheber, weil er unseren Lebenslauf so eingerichtet hat, daß er ein Lauf im Glauben ist, nicht im Schauen, aber auch nicht in der Hoffnungslosigkeit und Angst, sondern in jener Gewißheit, die die Gabe Gottes vor sich sieht, so daß wir sie ergreifen können. Jesus hat uns zu solcher Zuversicht das Recht und den Grund verschafft. Er hat uns jene Dinge erworben, die wir hoffen, die wir zwar noch nicht sehen, deren wir aber dennoch in ihm gewiß sind und bei denen wir um seinetwillen verharren dürfen. Er hat uns die zukünftigen Güter nahe gebracht als das uns vorgesteckte Ziel, nach dem wir in Geduld laufen können mit dem Einsatz unserer ganzen Kraft. So ist der Glaube Jesu Gabe an uns.

Er reicht uns den Glauben vollkommen dar als dessen Vollender. Das ganze Gut des Himmelreichs ist uns in ihm aufgetan und die allerhöchste Gottesverheißung uns in ihm vorgehalten und dies alles hat er uns so nahe gebracht und so fest und sicher zu unserem Eigentum gemacht und alles, was uns davon trennt, so mächtig und siegreich überwunden, daß wir nun glauben dürfen und können mit einer völligen Zuversicht.

Unser Brief hat uns den Segen des Todes Jesu mit dem Wort beschrieben: er macht das Gewissen vollkommen. Nun fügt er das andere Wort dazu: Jesus macht den Glauben vollkommen. Wir müssen beide Worte zusammenfassen, um sie zu verstehen. Wie kann ich ein vollkommenes Gewissen erhalten, das nicht mehr von Sünden gestört und geschüttelt wird? Jesus reicht uns durch sein Kreuz einen vollkommenen Glauben dar, einen Glauben, der in ihm alles gefunden hat, was wir bedürfen, die ewige Erlösung und den vollkommenen Sieg, der darum nicht mehr durch Zweifel und Furcht zerspalten ist und nirgends auf eine Grenze stößt, wo wir unsere Hoffnung und Zuversicht begraben müßten. In solch vollkommenem Glauben ist unser Gewissen vollkommen geheilt. Wiederum weil in Jesu priesterlichem Werk unserem Gewissen in Wahrheit die Heiligung bereitet ist, deshalb sind die Schranken von unserem Glauben entfernt, so daß eine vollendete Zuversicht aus ihm werden kann.

Die Gedanken der jüdischen Christen waren also töricht, wenn sie bei Christus etwas anderes suchten als Glauben und sich einredeten, für Christus zieme es sich nicht, Glauben von denen zu fordern, die zu ihm hinzutreten. Nein! gerade das ist sein Werk, daß er uns in den Glauben stellt, und das seine Größe und Herrlichkeit, daß er es vollkommen tut. Hierin steht sein Unterschied von den alten Männern Gottes. Er ist nicht nur einer unter den

*) In beiden Stellen ist dasselbe Wort gebraucht, vgl. Apostg. 3, 15.

vielen Zeugen, die die Art und Kraft des Glaubens erweisen, sondern dessen Urheber, der macht, daß wir im Glauben das himmlische Gut ergreifen, und dessen Vollender, der macht, daß unser Glaube reif und völlig wird, während auch vom Glauben der Alten das Wort gilt, daß das Gesetz nichts zur Vollendung brachte, weil es die höchste und größte Hoffnung noch nicht dargereicht hat. Wollte jemand fragen: wie denn Jesus der Anfänger des Glaubens sein könne, während doch von der Weltschöpfung her alle Alten Glauben übten und durch Glauben die Gaben Gottes empfingen, so würde unser Brief antworten: wer hat Gottes Haus bereitet? ist es nicht der Christus? So ist auch den Alten von Anbeginn an durch ihn das unsichtbare Gut vorgehalten und die Hoffnung dargeboten worden. Er ist der alleinige Mittler der Menschen mit Gott, durch den auch die Alten auf Gottes Gnade und Gabe gegründet und ihrer gewiß und froh geworden sind. Schon die Alten empfingen seine Gaben, ob sie ihn auch noch nicht kannten. Nun aber, nachdem er erschienen ist und wir ihn kennen, kam der Glaube zur Vollkommenheit.

Er hat uns mit seinem eigenen Lebensgang den Glaubensweg vorgezeichnet. Er trat auch hierin an unseren Ort in unsere Stellung und mutet uns nichts zu, was er nicht in höchster Weise selber auf sich nahm. Auch er ist ein Zeuge geworden, der uns zum Glauben berufen hat. Vor ihm lag Freude, die Freude des Sohns, der mit dem Vater alles teilen und in die Herrlichkeit und Macht Gottes greifen darf und sich mit ihr von Leid und Ohnmacht frei zu halten vermag. Dieser Freude entsagte er. Er entäußerte sich selbst; er wollte leiden und erwählte das Kreuz. Das ist eine ähnliche Wahl, wie wenn Abraham das Vaterland mit der Fremdlingschaft und Mose die Ehre und Schätze Ägyptens mit dem Ungemach Israels vertauscht, nur noch unermeßlich größer und gewaltiger. Denn hier handelt es sich nicht nur um den Verzicht auf eine irdische Heimat und auf eine Ehre, die täuscht und zerrinnt, weil sie mit Sünde erkauft worden ist, sondern Jesus entsagt wahrhafter, bleibender und vollkommener Freude, wie sie allein der Sohn aus dem Vater schöpfen kann. Das ist die unermeßliche Tragkraft seiner Liebe; zu solcher Selbstverleugnung in freier Entsagung war sie fähig.

Es wird aber nicht wie von den Alten, so auch von Jesus gesagt: durch Glauben ertrug er das Kreuz. Denn Jesu Verhältnis zu Gott und seinem unsichtbaren Reich ist ein anderes als das unsrige. Er stand nicht in unserer Entfernung von Gott und unter der Verhüllung, die für uns über allem liegt, was Gottes ist, so daß wir eine Überführung vom Unsichtbaren nötig haben, die unsere Einreden niederschlägt, und eine Bindung an Gottes Gaben bedürfen, damit wir fest bei ihnen stehen. So glauben, wie es 11, 1 beschrieben ist, ist die Sache des Sünders, der von Gott gewichen und geschieden ist. Unser Glaube ist die Überwindung eines inneren Zwiespalts und der Sieg in einem Kampf, der nicht im Sohn Gottes ist. Darum ist das, was er tut, unserem Glaubensweg wohl ähnlich, doch nicht völlig gleich. Doch das, was er tut, ist nicht kleiner, sondern unendlich größer als das, was uns obliegt. Wie sollen wir es auch nur in Gedanken fassen, wie groß seine Ent-

sagung war? Der Ausgang Jesu zeigt uns aber auch das, daß uns der Glaube nicht täuscht. Er hatte recht, die Schande des Kreuzes nicht zu achten und es sich wohlgefallen zu lassen, daß sein Name nun für immer laute „der Gekreuzigte" und er aller Welt bekannt werde im Kreuzesbild. Das war der Weg, der ihn zum Thron Gottes führte. Seine Erniedrigung hat ihn erhöht und seine Entsagung ihn reich gemacht.

Der gekreuzigte Christus! welch eine Flut von Spott und Einreden erweckte das in der jüdischen und heidnischen Welt. Allerdings erfährt der Glaube Widerspruch und er wird ihn immer erfahren. Aber sollen wir uns vor demselben fürchten und uns durch ihn erweichen lassen? Jesus hat uns gezeigt, wie wir uns zu verhalten haben. 12, 3: **Nehmt euch doch den zum Beispiel, der ein solches Widersprechen der Sünder gegen sich ertragen hat, damit ihr nicht müde werdet, weil eure Seelen ermatten.** Dieses Leiden begleitete die Arbeit Jesu beständig, daß ihm alle Einwürfe machten, von links und von rechts, die Freunde und die Feinde. Sie hatten alle an ihm zu tadeln, zu meistern, zu zweifeln, zu schelten. Es fehlte ihm in ihren Augen alles, Macht, Beruf, Ernst, Frömmigkeit, und da sie Gott viel besser kannten und viel geistlicher und frömmer waren als er, so mußten sie Gottes Ehre und Reich gegen ihn verteidigen und hängten ihn darum ans Kreuz. Jesus läßt sie widerreden und geht ruhig seinen Gang durch den Tod zur Herrlichkeit. Und doch waren sie Sünder! Wie peinlich und widerwärtig wird dadurch ihr Widerspruch. Der Sünder schweige doch! Statt dessen widerreden sie in schamlosem Übermut. Und Jesus verschließt ihnen in seiner Geduld den Mund nicht, fürchtet sich aber auch vor ihren Einreden nicht, sondern bleibt mit fester Beharrung auf Gottes Weg. Macht es ihm nach! sagt der Brief. Wer ist euch Autorität, der eine Heilige oder die Tausende von Sündern, die ihm widerreden? Was beweist das Wort eines Sünders? Was weiß er von Gott? Als verdiente ein Sünder Glauben!

Das Leiden, das mit dem Christenlauf verbunden ist, darf uns kein Hindernis des Glaubens sein und ist kein Gegengrund gegen unsere Zuversicht. 12, 4: **Denn ihr habt im Ringen gegen die Sünde noch nicht bis aufs Blut Widerstand geleistet.** Der schwerste Kampf war den Lesern bisher noch erspart worden; denn ihr Blut ward noch nicht von ihnen gefordert. Gott hatte sie schonlich geführt. Und doch sollen sie sich auch, wenn es das Leben gilt, willig erfinden lassen ohne Murren. Wie könnten sie aber das Große tragen, wenn sie bei den kleinen Opfern ermatten? Ihr Leiden ist ein Kampf gegen die Sünde und auch dieses Wort hat aufrichtende, tröstende Kraft. Es hält uns die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Leidens vor. Mit der Sünde ist kein Friede möglich; vor ihr dürfen wir nicht zurückweichen, ihr den Sieg nicht lassen. Ihr muß widerstanden sein, was immer es uns kosten mag. Dabei ist der Wechsel im Ausdruck, wenn wir auf den dritten Vers zurückblicken, bedeutsam. Jesus leidet unter dem Widerspruch der Sünder; wir kämpfen im Leiden gegen die Sünde. Das Schlachtfeld ist ein anderes geworden. Jesus wird von außen durch die Sünde angefochten; sie tritt ihm

in den Sündern um ihn her entgegen. Auch wir leiden unter dem Widerstreit der Sünder um uns her; aber unser Kampf ist nicht bloß ein Widerstreben gegen die fremde, sondern auch gegen die eigene Sünde. Mit der Einrede von außen verbündet sich der Zug des eigenen Herzens und die eigene Begierde stimmt jener bei. Sind wir zum Leiden willig, so widerstehen wir beiden zugleich und dämpfen sie. Um so weniger können wir uns dem Leiden entziehen, weil wir gegen unsere Sünde nicht feig sein dürfen. So ist uns ja das Leiden heilsam und dienlich, weil es uns reinigt und von unserem schlimmsten Feind befreit.

12, 5—8: **und habt die Tröstung vergessen, die sich mit euch wie mit Söhnen bespricht: Mein Sohn, schätze die Züchtigung des Herrn nicht gering und werde nicht matt, wenn du von ihm zurechtgewiesen wirst. Denn der Herr züchtigt den, den er liebt; er schlägt jeden Sohn, den er annimmt** (Sprüche 3, 11. 12). **Um Züchtigung zu empfangen, haltet stand. Gott geht mit euch wie mit Söhnen um; denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt? Wenn ihr aber ohne Züchtigung seid, an der alle Anteil gehabt haben, dann seid ihr unechte Kinder und nicht Söhne.** Wollen wir im Kampf aufrecht bleiben, so darf freilich unser Glaube nicht wanken. Wir müssen auch dann Gottes und seiner Gnade gewiß sein und seine Gaben vor uns sehen. Es ist jedoch nur unser stumpfer, für die Tröstung Gottes vergeßlicher Sinn, der im Leiden eine Beeinträchtigung des Glaubens sieht. Schon im Eingang zur ganzen Betrachtung über den Glauben und seine Macht sprach der Brief vom Leiden um Jesu willen als von einer Stärkung und Mehrung unserer Freudigkeit, weil es die Echtheit und Rechtschaffenheit unseres Christenstandes bewährt, 10, 32—35. Nun ergänzt und vertieft er jene Betrachtung. Nicht nur wir bewähren im Leiden unseren Christenstand; auch Gott bewährt durch dasselbe an uns seinen väterlichen Sinn. Wir dürfen uns um des Leidens willen getrost an Gott halten; denn Gott handelt damit väterlich an uns, erweist uns damit seine Güte und bezeugt uns so, daß wir seine Kinder sind. So bricht das Leiden den Glauben nicht, sondern befestigt ihn. Wir dürfen im Leiden selbst einen Beweggrund sehen, der uns in ein kindliches Vertrauen zu Gott stellt. Das zeigt der Brief durch das Schriftwort, das vom Zweck des Leidens handelt. Es dient uns zur Zucht, als Gottes Gegenmittel gegen die Sünde, mit dem er uns von ihr befreit und vor ihr bewahrt. Eben darum ist es nicht der Bote seines Zorns, sondern seiner Güte. Der Zorn begräbt in die Sünde; die Güte Gottes löst und reinigt von ihr. So ist das Leiden auch nicht unser Ausschluß aus Gottes Gemeinschaft und unsere Verstoßung aus seinem Reich, vielmehr unsere Bereitung zu seiner Gnade, da uns Gott so das Kennzeichen seiner Kinder gibt. Ihr könnt, sagt der Brief, nicht wünschen, daß ihr nichts leiden müßtet. Dann hättet ihr Grund zum Zweifel, ob ihr Gottes Kinder seid, und müßtet euch fragen, ob sich Gott eurer nicht annehme, weil er euch die Zucht nicht gewährt, deren ihr bedürft und deren alle gewürdigt worden sind, die er zu sich berief. Daraus entstände ein Grund zu der Sorge, ob ihr nicht nur den Namen und

Schein von Kindern Gottes habet, da ihr ja in der Gemeinde Jesu steht, es aber nicht in Wahrheit seid, nicht aus Gott geboren und nicht von ihm anerkannt.

12, 9. 10: **Wir hatten weiter die Väter unseres Fleisches zu Zuchtmeistern und scheuten uns vor ihnen. Wollen wir uns nicht viel mehr dem Vater der Geister unterwerfen und dadurch leben? Denn sie züchtigten für wenige Tage, wie es ihnen gut schien, er aber so, wie es heilsam ist, damit wir an seiner Heiligkeit Anteil erhalten.** Setzt doch, mahnt der Brief weiter, Gott nicht unter eure irdischen Väter herab. Ihr habt sie deswegen nicht für eure Feinde gehalten, weil sie euch unter ihre Zucht stellten, und sie deshalb nicht verlassen und gehaßt; sie blieben eure Väter, die ihr achtetei und ehrtet. Wollt ihr Gott verlassen und ihm widerstreben, weil er euch dieselbe Wohltat erweist? Gott ist größer als jene. Jene sind die Väter eures Fleisches, Gott ist der Vater der Geister; jenen verdankt ihr eure natürliche Existenz; was aber als Geist in eurem natürlichen Wesen lebt und euch ins himmlische und ewige Wesen erhebt, das habt ihr nicht von ihnen; das stammt aus Gott. Es ist nicht nur ein Bild, wenn ihr ihn Vater heißt. Ihm kommt dieser Name in viel höherer Wahrheit zu als den menschlichen Vätern. So ist auch seine Zucht viel größer und köstlicher. Eure Väter züchtigten euch für wenige Tage; dann entwuchset ihr ihrer Zucht, und auch wenn sie der Tod nicht von euch trennte, so war doch ihre erziehende Arbeit an euch zu Ende und sie hatten nicht mehr die Mittel und die Macht, in euer inwendiges Leben einzugreifen und Böses von euch fernzuhalten. Und auch das, was ihr durch ihre Zucht zeitlebens behieltet, ist doch nur für die kurze Frist eurer irdischen Existenz von Wert. Den Kern eures Herzens erreichten ihre Zuchtmittel nicht. Sie konnten euch nicht zum Glauben erwecken und Gott nicht untertan machen. Nur von denjenigen Erscheinungen und Äußerungen der Sünde, die sich im Verhalten gegen die Menschen zeigen, konnten sie euch durch ihre Zucht trennen. Sie mußten sich dabei von ihrem Gutdünken leiten lassen; auch wenn sie es in bester Meinung mit aller väterlichen Treue taten, so geschah es doch immer mit dem beschränkten Blick und der tastenden Hand eines Menschen, der bald straft, wo es nicht nötig ist, bald ungestraft läßt, was verderblich ist und mit Schärfe weggeschnitten werden soll. Gottes Zucht steht über all dieser Mangelhaftigkeit. Sie begleitet euch durch euer ganzes Leben, wirkt eine unvergängliche Frucht, ist geordnet nach seiner vollkommenen Weisheit und bringt euch ans höchste Ziel. Wer sich seiner Zucht unterwirft, gewinnt das Leben und tritt in die Zahl derer, auf die Gott seine Heiligkeit legt. Die, die er mit sich verbindet, sind heilig, weil er es ist, und das gewährt uns die göttliche Zucht, weil sie uns vom Bösen trennt, uns zu Gott zieht und mit ihm vereint. Darin aber, daß wir sein Eigentum sind, besteht unsere Heiligkeit.

12, 11: **Zwar scheint jede Züchtigung für jetzt nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; später aber gewährt sie denen, die durch sie geübt worden sind, die Frieden schaffende Frucht der Gerechtigkeit.** Gottes Schläge bringen uns freilich Schmerzen; sie wären nicht Zucht und brächten uns nicht

Hilfe gegen unsere Bosheit, wenn sie uns nicht wehtäten. Sie bereiten uns zunächst nicht Frieden, sondern Unruhe, Kampf und Erschütterung. Aber sie bringen uns dadurch Übung und die Übung stärkt und ihr Ertrag ist die Gerechtigkeit, die Richtigkeit unseres Verhaltens, unsere Übereinstimmung mit Gottes Regel, durch die wir mit seinem Willen einträchtig sind und sein Wohlgefallen für uns haben. Damit ist uns aber auch Gottes Schutz verliehen und sein Friede breitet sich über uns aus. Als der Brief oben von der Unlust der Leser zum Hören sprach, rief er ihnen zu: es handelt sich um das Wort der Gerechtigkeit! 5, 13; hier, wo er von ihrer Unlust zum Leiden redet, ruft er ihnen zu: es handelt sich um die Frucht der Gerechtigkeit! Auf das Verlangen nach der Gerechtigkeit, nach der Eintracht mit Gottes gutem Willen, greift er hier und dort zurück. Ist dies der Grundtrieb unseres Herzens, so überwinden wir jede Unlust und Unwilligkeit.

Der ernstere Kampf als der mit dem Leiden bleibt stets der mit der Sünde. Darum folgt auf den Trost, der uns auch im Leiden den Vater erkennen und ehren heißt, ein zur Wachsamkeit mahnendes Wort. 12, 12. 13: **Deshalb richtet die sinkenden Hände und die gelähmten Kniee auf und stellt mit euren Füßen gerade Bahnen her, damit das, was lahm ist, nicht nebenaus komme, vielmehr geheilt werde.** Seid ihr schlaff und müde, fragt der Brief, was soll aus den Lahmen werden? Er stellt die mit müden Knieen wankend und schwankend Einhergehenden und die gelähmt Nachhinkenden nebeneinander. Diese sind noch schlimmer daran als jene und ihre Lage wird vollends trostlos, wenn sich sogar die, die gehen können, der Mattigkeit hingeben. Dann werden die Gelähmten vollends vom Wege abkommen und liegen bleiben. Wenn ihr aber, sagt die Stelle, frisch und kräftig den Glauben bewahrt und die Hoffnung bekennt und euer Gang nicht krumm hin und her irrt, sondern auf gerader Bahn vorwärts strebt, dann vollbringt ihr nicht nur euren eigenen Lauf, sondern helft auch den Lahmen und sie werden durch euren Dienst wieder heil. Der Brief legt uns auch hier wie 10, 24 und 25 die Liebespflicht ans Herz, die nicht zuläßt, daß wir schwach werden; wir müssen um derer willen, die noch schwächer sind, stark und mutig sein.

12, 14: **Strebt nach dem Frieden mit allen und nach der Heiligung, ohne die keiner den Herrn sehen wird.** Zwei Worte nennen der Christenheit, worauf sie ihren Fleiß zu richten hat: Friede und Heiligung. Friede ist das Ziel, das wir im Verkehr miteinander zu erreichen haben und zwar mit allen ohne Unterschied und Ausnahme. Die Heiligung gibt unserem eigenen inwendigen Leben seine Art und beschreibt uns, was wir für uns selbst zu suchen haben. Der Friede einigt uns mit den Menschen; die Heiligung entsteht aus unserer Gemeinschaft mit Gott und bringt uns mit Gottes reiner Art in Übereinstimmung. Darum ist sie uns unentbehrlich, damit wir unser letztes Ziel gewinnen und den Herrn sehen. Weder der Friede noch die Heiligung lassen sich ohne Fleiß und Mühe gewinnen; zu beidem führt uns nur ein ernstlicher Lauf.

12, 15. 16: **und haltet Aufsicht, daß keiner von der Gnade Gottes**

wegbleibe, daß keine Wurzel der Bitterkeit nach oben wachse und schade und nicht die vielen durch sie befleckt werden, daß keiner ein Hurer oder gemein wie Esau sei, der für eine einzige Speise seine Erstgeburt verkaufte. Die Leser dürfen nie vergessen, daß sie auch in ihrem eigenen Kreise keineswegs vor bösartigen Dingen gesichert sind, daß die Gnade auch da, wo man sie kennt und rühmt, verscherzt werden kann, daß unter ihnen so gut wie in Israel, vgl. 5 Mose 29, 18, eine Wurzel der Bitterkeit, ein Gewächs mit bitterem Saft und bitterer Frucht sich befinden kann, das alles um sich her vergiftet. Wir Menschen sind immer füreinander gefährlich. Die Gemeinschaft, in die wir miteinander treten, kann uns zur höchsten Förderung dienen, aber auch zu unserem Schaden ausschlagen, indem wir einander innerlich zurückhalten, verwirren und beflecken. Wir brauchen darum beim christlichen Gemeindeleben stete Achtsamkeit, damit es sich nicht in sein Gegenteil verkehre und den christlichen Ernst und die Lauterkeit, statt ihnen zu dienen, verderbe.

Der Brief macht auf die unreine Entzündung der geschlechtlichen Lust als auf einen stets vorhandenen und besonders gefährlichen Feind aufmerksam. Er versteckt sich und ist zäh und schwer zu beseitigen und zerrüttet das ganze geistige Leben des Menschen schlimm. Damit stellt er die profane Geringschätzung des Heiligen zusammen. Wie die Unzucht den Leib in seinen höchsten Funktionen mißbraucht und entweiht, so gibt es auch eine Entweihung des Geistes, bei der das Göttliche uns gemein und verächtlich wird. Das konnte damals leicht bei den festlichen Mahlzeiten geschehen, sowohl wenn die Christenheit unter sich das Mahl der Liebe hielt, bei dem sie auch den Becher Jesu trank, als wenn sie sich mit solchen, die fremde Gottesdienste pflegten, am festlichen Tisch vereinigte und nun im Taumel der festlichen Erregung den Gegensatz verschwinden ließ, der sie als die für Gott Geheiligten und Erstgeborenen von allen anderen schied. Darum hält ihr der Brief das Bild Esaus vor, der seine Erstgeburt verachtete, weil ihn die Schüssel Jakobs lockte. Was soll ihm die Erstgeburt? Er muß ja, sagt er, doch einmal sterben und damit endet doch alles beim Nichts. Sein Beispiel warnt die Matten, denen ihre Berufung gleichgültig wird und ihre Heiligung wertlos scheint; auch sie kann dazu ein jämmerlicher Genuß verleiten, der für einen Augenblick ihre Sinne erregt.

12, 17: **Denn ihr wißt, daß er auch später, als er den Segen erlangen wollte, verworfen wurde. Denn er fand nicht Raum zur Buße, obgleich er sie mit Tränen suchte.** Zum dritten Male werden wir daran erinnert, daß wir uns unheilbar verderben und für immer fallen können, und auch dazu ist Esau eine Veranschaulichung. Er hat die Erstgeburt mit Wissen und Willen verkauft; den Segen des Vaters dagegen will er festhalten. Aber er bekommt ihn nicht; auch der Segen geht ihm nun verloren, ohne daß er es weiß und will. Nun weint er freilich und es reut ihn nicht bloß, daß er jetzt um den Segen kam, sondern auch, daß er früher die Erstgeburt verkaufte. Zweimal, klagt er, hat mich Jakob betrogen! Er möchte nun gern, er hätte nicht getan, was er getan hat; aber nun war es zu spät. Das Neue, was hier zu den

beiden früheren warnenden Worten hinzukommt, besteht in der Erinnerung, daß wir bei solchem Fall keineswegs stumpf und unempfindlich bleiben, sondern in tiefe Reue und großen Jammer sinken können, aber in eine ohnmächtige Reue, die doch nicht zum Ziel gelangt und uns nicht aufrichtet, sondern sich in dem Wunsch verzehrt: ich wollte, ich wäre ein anderer, als ich bin! Solche Reue ist der Sold der Sünde und Gottes Gericht über sie. Da wird dem Menschen die Erkenntnis seiner Sünde allerdings gegeben, aber als Strafe und das Licht dringt in seinen Geist, aber quälend, so daß es zum brennenden Feuer wird. Es wird auch durch dieses Wort nicht zweifelhaft, daß Gott keine bußfertige Bitte verwirft. Denn das Unselige in jener Reue ist gerade dies, daß all ihr Elend den Trotz doch nicht bricht und das Begehren doch darauf gerichtet bleibt: weg von Gott! o daß ich ihn vergessen könnte! wie denn in Esaus Buße tiefer Zorn und Grimm lodert. Er wollte wohl, er hätte anders gehandelt und er könnte ungeschehen machen, was er tat; nun ist es aber geschehen; so soll es Jakob büßen und er greift zum Schwert. Unsere Stelle sagt mit tiefem Blick in das Inwendige jener Geschichte: er fand die Buße nicht, so sehr er bereute, was geschehen war, und so lebhaft er wünschte, daß er nicht so gehandelt hätte.

Nun wird noch einmal das, was der neutestamentlichen Gemeinde gegeben ist im Unterschied von dem, was Israel empfangen hat, in einen großen Überblick zusammengefaßt. 12, 18—21: **Denn ihr seid nicht zum Berg hinzugekommen, den man mit den Händen greifen kann, und zum angezündeten Feuer und zur Dunkelheit und Finsternis und zum Sturm und zum Schall der Posaune und zur Stimme der Worte, worauf die, die sie hörten, baten, daß das Wort nicht an sie gerichtet werde; denn sie ertrugen die Verordnung nicht: Auch wenn ein Tier den Berg berührt, muß es gesteinigt werden** (2 Mose 19, 13); **und sogar Mose, so furchtbar war die Erscheinung, sagte: Ich bin voll Furcht und Zittern** (5 Mose 9, 19). Was der alte Bund war, zeigt sich an seinem Gründungstag am Sinai. Dort ist wohl Offenbarung der Majestät Gottes; aber sie offenbart sich nur an irdischen Dingen und Kräften, durch Feuer und Sturm, und es ist eine schreckende Majestät, die den Menschen nicht zu sich herannahen läßt. Kein Tier, geschweige denn ein Mensch, soll den Berg berühren und unter dem Schrecken dieses Worts weigert sich das Volk, Gottes Stimme zu hören, und auch Mose erbebt. 12, 22—24: **sondern ihr seid zum Berg Zion hinzugekommen und zur Stadt des lebenden Gottes, zum himmlischen Jerusalem, und zur festlichen Versammlung der Tausende von Engeln und zur Gemeinde der Erstgeborenen, die in den Himmeln aufgezeichnet sind, und zu Gott, dem Richter aller, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zu Jesus, dem Mittler des neuen Bundes, und zum Blut der Besprengung, das Besseres sagt als das Abels.** Für uns trat an die Stelle des Sinai der Zion. Da bleiben wir ja, wie es scheint, auf dem Boden des Alten Testaments. Allein vom Zion ging die Verheißung aus. Auf dem Zion wohnte der gesalbte König, dem das Reich verheißen ist, und auf dem Zion wohnte Gott in seinem Heiligtum, in das

der Hohepriester für die Sünde des Volkes treten durfte. So wies der Name Zion auf den Thron des ewigen Königs und das Heiligtum des ewigen Hohenpriesters hin. Zu diesem Zion sind wir hinzugetreten und haben den Ort gefunden, wo unser König und Hoherpriester wohnt. Hier offenbart sich Gott in anderer Gestalt als auf dem Sinai. Hier finden wir den segnenden und gebenden Gott, der uns zu seinem Thron herzutreten läßt als zu einem Gnadenthron und uns sein Haus öffnet, daß wir als seine Söhne in ihm bleiben dürfen. Darum steht um den Zion her die Gottesstadt, ein Jerusalem, in dem Gottes Volk seine Wohnung empfängt. Wie der Zion, so wird auch das einstige Jerusalem zum Bild und zur Weissagung eines höheren Jerusalems von himmlischer Art. Mit der Stadt fanden wir auch ihre Bürger und sind unter die Glieder dieses Gemeinwesens eingereiht. Es umspannt und verbindet den Himmel und die Erde. Die Scharen der Engel gehören ihm an und die Gemeinde der Erstgeborenen. Jenes sind die himmlischen Glieder dieses Reichs, dieses die irdischen. Dafür, daß hier die Gemeinde Jesu auf Erden als die Gemeinde der Erstgeborenen bezeichnet ist, spricht dies, daß von ihren Namen gesagt ist, sie seien im Himmel aufgeschrieben. Ihr Name, noch nicht ihre Person ist im Himmel. Das ist ihre Ehre und Würde: Gott kennt sie als die seinigen. Ihre Ehre spricht auch ihr Name „Gemeinde der Erstgeborenen" aus. Wer immer von der übrigen Menschheit an Gottes Gnade und Leben teilhaben wird, sie sind diejenigen Glieder seines Hauses, die zuerst ins Leben erweckt und mit besonderer Gabe und reichem Erbe beschenkt worden sind, als „die Erstlinge unter Gottes Geschöpfen", wie Jakobus denselben Gedanken mit einem anderen Bild zum Ausdruck bringt, 1, 18. Der Herr und König dieses Reiches ist der Richter aller. Warum wird hier hervorgehoben, daß Gott der Richter sei, während doch die Stelle uns den Reichtum und die Gnade des Evangeliums vorhalten will? Allein gerade das ist die große Gabe des Evangeliums, daß wir mit unserem Richter versöhnt sind und in seinem Wohlgefallen stehen. Das große Gemeinwesen, in das wir eingebürgert sind, ist von Gerechtigkeit durchwaltet. Sein Haupt ist der Richter, der jedes Unrecht abstellt, allen, die unterdrückt sind, Recht schafft und jedem seine Stellung und Gabe nach seiner heiligen Rechtsordnung erteilt.

Gottes Reich verbindet nicht nur den Himmel und die Erde, sondern vereinigt auch die Vergangenheit mit der Gegenwart. Der Tod setzt ihm keine Grenzen. Die Geister der vollendeten Gerechten gehören auch dazu. Wenn sie hier anders als 11, 40 „vollendet" heißen, so hat dies darin seinen Grund, daß hier der Blick auf ein anderes Ziel gerichtet ist als dort. Dort war der Gedanke auf das vollkommene Reich des Christus gerichtet, das noch nicht erschienen, sondern auch für die Alten noch künftig ist wie für uns. Hier wird auf ihren Lebenslauf zurückgeschaut, auf ihren Wandel und Kampf auf Erden. Den haben sie vollbracht und stehen in dieser Beziehung am Ziel als die Vollendeten, anders als wir, die wir noch mitten in unserer Laufbahn stehen. Aber auch mit ihnen sind wir schon verbunden als die Glieder eines und desselben großen Leibes.

Von den vollendeten Gerechten steigt der Blick zu dem empor, der unter ihnen allen der größte ist, zu Jesus, der im Reiche Gottes nicht nur die Stellung eines Gliedes hat, sondern den neuen Bund durch sich selbst vermittelt hat und trägt, und neben ihn wird sein Blut gesetzt, durch das er uns das Bürgerrecht in diesem Reich erworben hat. Es ist das Blut der Besprengung, weil Jesus, als er sein Blut dem Vater nicht verweigerte, sondern ihm dargab, das in Wahrheit vollbrachte, was der Priester im Gleichnis tat, wenn er mit den Blutstropfen die Zeichen besprengte, die die gnädige Gegenwart Gottes und seinen Willen zu vergeben andeuteten. Denn er ließ am Kreuz sein Blut vor Gottes Angesicht dazu fließen, damit uns die Vergebung verliehen sei. Dieses Blut ist nicht stumm, sondern spricht mit Gott und mit uns. Es ruft nicht wie Abels Blut den Rächer herbei, sondern den Vater und Geber. Die ewige Liebe gab ihm seine Stimme und zu ihr spricht es und sie spricht durch dasselbe zu uns. Von ihr erbittet es für uns Vergebung und Erlösung, Leben und Herrlichkeit und uns verkündigt es, daß sein Begehren erfüllt ist und Gottes Gaben uns gegeben sind.

So haben wir unendlich Größeres gefunden, als am Sinai zu finden war. Gottes Reich ist uns aufgetan nach seiner Größe und Weite in seiner himmlischen und ewigen Ausbreitung. Aber auch hier fährt der Brief nach der Regel: je mehr Gabe, desto mehr Ernst. Wir sollen uns warnen lassen durch das, was am Sinai geschah. 12, 25: **Gebt acht, daß ihr den, der redet, nicht abweist. Denn wenn jene nicht entrannen, die den abwiesen, der ihnen auf der Erde Anweisung gab, so wird dies uns noch viel mehr geschehen, wenn wir uns von dem abwenden, der von den Himmeln her spricht.** Noch einmal verweist uns der Brief auf das Wort. Mit dem Wort fing er an und mit dem Wort endet er. Höret Jesus! lehnt Gottes Wort nicht ab! das ist die Mahnung, die sich aus dem Blick auf Gottes Reich für uns ergibt. Sie wird uns durch das, was Israel am Sinai tat, ans Herz gelegt. Dort verbat sich das Volk Gottes Rede. Unser Brief macht mit einem feinen Wink darauf aufmerksam, wie sehr diese Weigerung mit dem ferneren Verlauf der Geschichte in Einklang stand und ihn einleitete. Angesichts der schreckenden Majestät Gottes sanken sie in eine Furcht, die Gott nicht hören mochte. Diese Furcht, die vor seinem Worte floh, war sündig, machte alsbald, sowie der Schrecken von ihnen wich, dem trotzigen Murren Platz und war der Anfang vom Untergang Israels. Dort wurde das göttliche Wort auf der Erde gegeben. Der Engel Gottes stieg auf den Berg hernieder. Euch, sagt der Brief, wurde das Wort vom Himmel her gegeben. Nicht am Sinai, sondern durch Jesus habt ihr das wahrhaft vom Himmel kommende Wort gehört. Jesus hat auch während seines irdischen Lebens als der Sohn geredet, der sein Wort aus dem Himmel hatte. Der Vater sprach in ihm zu euch vom Himmel her. So erhält Gottes Wort in Jesu Mund seine volle Majestät.

Auch die das Irdische erschütternde Macht, mit der sich Gott am Sinai geoffenbart hat, fehlt dem Reich des Christus nicht, sondern wird sich bei seiner Erscheinung noch gewaltiger äußern und Himmel und Erde umwandeln.

12, 26. 27: **Damals erschütterte seine Stimme die Erde; jetzt aber hat er verheißen und gesagt: Noch einmal werde ich nicht bloß die Erde, sondern auch den Himmel bewegen** (Haggai 2, 6). **Das Wort „noch einmal" zeigt die Umwandlung des Erschütterten an, da es ja gemacht worden ist, damit das bleibe, was nicht erschüttert wird.** Wenn der große Zusammenhang, den das göttliche Reich zwischen den Himmlischen und Irdischen, den Verstorbenen und den Lebenden gestiftet hat, in Kraft hervorbrechen und erscheinen wird, dann gibt es eine gänzliche Erschütterung der gegenwärtigen Welt. Jetzt ist jener Zusammenhang noch verborgen und unsichtbar, weil sich die Natur als Grenze und Scheidewand zwischen die untere und obere, die diesseitige und jenseitige Region stellt. Darum sehen wir unseren Zion noch nicht, bei dem uns Gott mit allen, die er ins ewige Leben erschaffen hat, zu einem neuen Jerusalem versammeln wird. Gott wird ihn zu seiner Zeit hervorstellen und dazu die natürliche Welt, die jetzt besteht, abbrechen und neu gestalten. Wollten wir fragen: wie kann denn dieser natürliche Bau verwandelt werden? so antwortet unser Brief: er ist ja gemacht und ein Gebilde seines Schöpfers; was gemacht ist, kann auch umgestaltet werden; denkt an den Schöpfer, so wißt ihr, wer die Kraft hat, deren es zur Verklärung der Welt bedarf. Diese Erschütterung der natürlichen Dinge, die die Offenbarung des Christus uns bringen wird, ist jedoch die letzte. Dann hören die Schwankungen und Wandlungen auf. Sie währen, wie es schon die Weissagung angedeutet hat, nicht endlos fort. Es ist ja Gottes Ruhe, die uns zum Ziel gegeben ist. Aus jener letzten Erschütterung tritt dann derjenige Weltbau hervor, der mit ungetrübtem Glanz von Gottes vollkommener Güte Zeugnis gibt und seinen ewigen Ruhm ausmacht und darum nicht mehr abgebrochen und beseitigt wird.

12, 28. 29: **Deswegen, weil wir ein Königtum erhalten, das nicht erschüttert werden kann, wollen wir Gott danken, wodurch wir ihm dienen, wie es ihm wohlgefällig ist, mit Zucht und Furcht. Denn auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer.** Durch die Offenbarung des Christus erhält auch seine Gemeinde an seiner Herrschaft teil und ihre königliche Würde hat dieselbe von jeder Erschütterung und Vergänglichkeit befreite Ewigkeit wie alles, was die neue Welt umfassen wird. Was soll die Christenheit im Blick auf das ihr bereitete Ende tun? Gott danken und ihm dienen, und sie dient ihm eben dadurch, daß sie ihm für seine Gabe dankt. Aus ihrem Dank entsteht ihre Anbetung, durch die sie Gott preist, und ihre Willigkeit zum Opfer und zum Gehorsam, mit dem sie ihn ehrt. So hoch sich aber die Hoffnung und der Dank der Christenheit erheben, sie verliert dadurch die Beugung vor Gott nicht; vielmehr hat ihr Gottesdienst gerade dann, wenn er aus dem Dank für die ihr gegebene ewige Herrlichkeit entsteht, sein Merkmal an der Zucht und Furcht, an der Zucht, die der Majestät Gottes eingedenk bescheiden und demütig in ihren Schranken bleibt, und an der Furcht, die sorgfältig darauf bedacht ist, nichts zu versäumen, nichts zu verderben, und mit allem Eifer tut, was uns zum Empfang des göttlichen Reiches führt. So findet sich auch das, was Israel zunächst aus Gottes Erscheinung am Sinai lernen sollte, im

Christenleben unverkürzt wieder, nämlich Gottes Furcht, und sie kann und darf nicht verschwinden. Denn Gott bleibt das, als was er sich am Sinai erwiesen hat, ein verzehrendes Feuer für jeden, der sich in Hoffart über ihn erheben und seine Herrlichkeit an sich ziehen will.

Kap. 13.

Was in den christlichen Gemeinden als Regel gilt.

Der Brief hält uns noch mit einigen großen Strichen vor, was einer christlichen Gemeinde obliegt und wie sie ihren Wandel rein und richtig führt. 13, 1: **Die Bruderliebe bleibe.** Unter den Aufgaben der Christenheit bekommt die Bruderliebe den ersten Platz. Da sie auf das Bekenntnis zum Christus gegründet ist, so sind in ihr alle miteinander zu einer einträchtigen Gemeinde verbunden, in der jeder, der sich redlich zum Gehorsam gegen Jesus entschlossen hat, für den anderen ein Bruder ist. Die Gemeinsamkeit des christlichen Glaubens und Hoffens macht uns ja in unserem tiefsten und heiligsten Bestreben eins. Darum mahnt unser Brief nicht, daß die Bruderliebe entstehen, wohl aber, daß sie bleiben soll. Wenn wir Menschen uns nahe zueinander gesellen und nicht nur neben, sondern miteinander leben, dann bleiben die Schwierigkeiten und Stöße nicht aus, die die Liebe gefährden. Die auf Christus gegründete Liebe braucht aber deswegen nicht zu scheitern und zu sinken, sondern ist willig, die Last der anderen zu tragen, und hat so die Macht, trotz solcher Schwierigkeiten „nie aufzuhören", wie Paulus sagt, sondern zu bleiben, wie unsere Stelle mahnt.

13, 2: **Die Gastfreiheit vergeßt nicht; denn durch sie haben einige, ohne daß sie es wußten, Engel bewirtet.** Weil die Gemeinden einen lebhaften persönlichen Verkehr untereinander pflegten und ihre Glieder sich gegenseitig aufsuchten, gab es mancherlei Anlaß zur Gastlichkeit. Der Brief erinnert daran, daß wir hierbei nicht nur geben, sondern leicht auch Großes empfangen. Als größtes Beispiel dient ihm dafür Abraham, der Engel zu seinen Gästen hatte. Gott braucht aber nicht nur die Engel als seine Boten, sondern verwendet auch Menschen in seinem Dienst und legt uns oft durch sie große Gaben nahe. 13, 3: **Denkt an die Gebundenen als Mitgebundene, an die Geplagten als solche, die selber auch im Leibe sind.** Neben den Fremden bedürfen die Verfolgten besonderer Liebe. Mancher wurde wegen seines christlichen Wortes und Wandels durch die rohe Hand eines Machthabers gebunden ins Gefängnis gelegt. Dann muß sich das Band der Gemeinschaft bewähren, die die Beschimpften nicht verleugnet und den Mißhandelten sich gleichstellt, weil das, was ihm getan ist, alle traf. Auch wenn andere Kränkungen und Bedrängnisse getragen werden müssen, sollen wir solches Leid als unser eigenes achten, weil auch wir, solange wir im Leibe leben, für vielerlei Leid angreifbar sind.

13, 4—6: **Die Ehe stehe bei allen in Ehren und das Bett sei unbefleckt; denn Hurer und Ehebrecher wird Gott richten. Euer Benehmen sei rein von**

Habgier, da ihr euch mit dem, was vorhanden ist, begnügt. Denn er hat gesagt: Ich werde dich nicht aufgeben und dich nicht verlassen (5 Mose 31, 6), **so daß wir mit Zuversicht sagen: Der Herr ist mir zum Helfer; ich werde mich nicht fürchten; was wird mir ein Mensch tun** (Ps. 118, 6)? Von den natürlichen Aufgaben hebt der Brief die beiden wichtigsten hervor, die ins Leben jedes Christen und in das Gedeihen jeder Gemeinde am tiefsten eingreifen, die reine Führung der Ehe und die richtige Schätzung des Geldes. Eine ehrenhafte Ehe, die weder die Frau noch den Mann herabwürdigt und innerhalb wie außerhalb des ehelichen Verkehrs von allem Unreinen abgesondert ist, und die Freiheit von lüsterner Begehrlichkeit, die das gierige Haschen nach Geld abgetan hat, weil wir mit dem zufrieden sind, was uns gegeben ist, das sind zwei wesentliche Merkmale der christlichen Lebensführung. Von den Sorgen und Ängstlichkeiten, die uns ans Geld knechten, werden wir aber nur im Glauben frei, nur dadurch, daß wir auf Gottes Führung und Versorgung trauen. Daraus gewinnen wir den starken Mut, der sich vor den Menschen nicht mehr fürchtet und von ihnen unabhängig geworden ist. Wie groß zeichnen uns schon diese wenigen Worte den christlichen Beruf! Der weite, reiche Kreis der Gemeinde Jesu umgibt uns, in die wir in brüderlicher Liebe eingewurzelt sind; im eigenen Haus besitzen wir die ehrenhafte Ehe und die edle, nicht liederliche, sondern wahrhaft glaubensstarke Sorglosigkeit. Das sind drei große Güter; sie zieren den Mann.

13, 7: **Gedenkt an eure Vorsteher, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Seht den Ausgang ihres Wandels an und ahmt ihren Glauben nach.** Die Männer, die die Gemeinde leiteten, sind bereits durch den Tod abgerufen worden. Wir dürfen hier in erster Linie an die Apostel denken und an die ihnen als Gehilfen verbundenen Männer, die mit ihnen die Gründungsarbeit in der Kirche getan haben. Ihr Dienst, den sie den Gemeinden taten, ist mit ihrem Tode nicht zu Ende; denn weil sie ihnen Gottes Wort übergeben haben, ist die Arbeit, die sie unter ihnen taten, unvergänglich. Die Gemeinde hat deshalb ihrer zu gedenken, auch nachdem sie gestorben sind. Dazu steht ihr Ende als ein Wahrzeichen da, auf das sie ihren Blick gerichtet haben sollen, da ja manche unter ihnen das Leben um Jesu willen geopfert haben. Sie hätten aber Jesus nicht mit ihrem Tod preisen können, wenn sie ihm nicht zuerst mit ihrem Leben gedient hätten. Ihr Ausgang wächst aus ihrem Wandel hervor und es soll in den Gemeinden unvergessen bleiben, welches der Weg der Apostel war und wie sie ihn durch ein williges, freudiges Sterben zu Ehren Jesu vollendeten. Damit auch wir dieser Mahnung nachkommen können, liegt die Apostelgeschichte in unseren Händen, die uns sichtbar macht, wie die Apostel wandelten und uns auch zeigt, wie sie starben, an einem Beispiel, das für alle gilt, an Stephanus.

So traten auch sie zu der Reihe der Zeugen herzu, die uns den Glaubensweg vorzeichnen. Darum hebt der Brief den Blick von den dahingegangenen Führern zu Jesus empor, der der Gemeinde nicht verloren geht. 13, 8: **Jesus Christus ist gestern und heute derselbe und in Ewigkeit.** Wäre er nicht

unwandelbar derselbe, so könnten wir nicht im selben Glauben auch nach dem Tod der Apostel ihren Weg fortsetzen. Aber ob auch Apostel und Lehrer sterben, Christus bleibt. Bei ihm finden wir dieselbe Leitung, Wahrheit und Gnade wie bisher. Daher geht vom Glaubensgrund durch den Tod der Apostel nichts verloren und der Weg der Christenheit bleibt derselbe wie vorher.

13, 9: **Durch mannigfache und fremde Lehren laßt euch nicht wegtreiben. Denn es ist gut, daß das Herz durch die Gnade befestigt werde, nicht durch Speisen, die denen nichts halfen, die nach ihnen ihren Wandel regelten.** Wir vermögen das apostolische Wort nicht zu bewahren, wenn wir nicht die irreleitenden Stimmen abwehren. Mancherlei geistige Einflüsse, verführerische Lehren machten sich in der Gemeinde geltend und der Schutz, den der erleuchtete Blick der apostolischen Männer ihnen dargeboten hatte, fehlte ihnen nun. Sie mußten sich derselben selbst erwehren und sich allein zurechtfinden im Gewoge der Gedanken, das in die Gemeinde aus dem Juden- und Heidentum hineinströmen und sich mit dem Evangelium vermischen wollte. Sie haben daher achtsam darüber zu wachen, auf was für Gedanken sie horchen. Der Brief nennt jene Lehren bunt und fremd. Beide Eigenschaften geben ihnen Reiz und lockende Kraft; beide zeigen aber zugleich ihre Nichtigkeit und Gefährlichkeit. Die bunte Mannigfaltigkeit jener Gedanken gibt ihnen den Schein des Reichtums und der Tiefe und fesselt die Neugier, als fände sich hier eine erstaunliche Weisheit. Zugleich gibt ihnen ihr fremdartiger Charakter den Reiz der Neuheit. Aber gerade der Unterschied dieser Lehren von dem ihnen gegebenen und wohlbekannten Wort, das in seiner schlichten Einfalt bis zur Wurzel des Geistes dringt, zeigt ihnen auch, daß sie von diesen Gedanken nichts zu erwarten haben und durch sie von ihrem Weg abgelenkt werden. Ihr Urteil wäre bereits verkehrt, wenn sie das apostolische Wort deshalb verachteten, weil es ihnen eine längst bekannte und kindlich einfache Sache scheint. Der Brief nennt ihnen ein anderes Ziel. Statt allerlei neuen Lehren nachzuhängen und wunderliche Systeme aufzubauen, haben sie das für eine große Gabe und einen köstlichen Gewinn zu achten, wenn das Herz an der Gnade fest wird. Jene schwankenden Gedanken, die doch nur lockere, lose Meinungen und trübe Vermutungen bleiben, geben uns keinen Halt, ziehen uns vielmehr von dem weg, was uns hält und trägt, und erzeugen nur ein schwankendes, gespaltenes Herz. Fest ist Gottes Gnade, die in ihrer Vollkommenheit unerschütterlich steht, und sie ist das einzige, was auch uns Festigkeit verleiht und uns zum Stehen bringt.

Der Brief wird bei den mancherlei Lehren, vor denen er warnt, zunächst an jüdische Meinungen über Gott und die himmlischen Dinge denken. Gegen solche waren die jüdischen Christen um so sicherer, je vollständiger und dankbarer sie erkannten, wie viel ihnen, der Gemeinde Jesu, im Unterschied von Israel gegeben und wie reich ihr Gottesdienst geworden war. Deshalb werden der Gnade die Speisen entgegengesetzt. Denn zu den Dingen, die für die Gemeinde Jesu vergangen sind und keinen Raum mehr in ihr haben, gehören auch die heiligen Speisen Israels. Auf diese, z. B. auf das Paschamahl,

war Israel stolz und sah darin ein wichtiges Kennzeichen, daß es Gottes auserwähltes Volk sei. Es war auch eine schöne Sache, wenn ganz Israel an den Festen zum Tempel zog und dort am geheiligten Ort als Gottes Tischgenossen mit dem Opfer die festlichen Mahlzeiten hielt. Aber es wäre töricht, wenn sich die jüdischen Christen nach diesen Dingen mit Bedauern umsehen wollten. Speisen machen das Herz nicht fest. Dieses bedarf einer anderen Nahrung, um stark und gesund zu werden. Es nährt sich an der Gnade, durch die Gott uns den Christus gegeben und uns zu ihm berufen hat.

13, 10: **Wir haben einen Altar, von dem zu essen die keine Vollmacht haben, die dem Zelt dienen.** Was das alte Opfermahl abbildete, fehlt unserem Gottesdienst nicht. Wenn das Volk und in besonderem Maß seine Priester vom Altar her die Speise empfingen, so war auch das ein Gleichnis und Schattenriß, dem Jesu Gabe in neuer Weise Wahrheit gibt. Es gebricht uns nicht an einem Altar; wir haben einen solchen, der uns nährt. Wir wurden ja soeben an die Gnade erinnert, wie sie als festmachende Kraft in das Herz eingeht. Diese Gnade ist uns aber auf einem Altar erworben worden, an Jesu Kreuz. An dieser heiligen Speisung gibt der Gottesdienst nach der alten Weise des Gesetzes keinen Teil. Nicht einmal die Priester, die doch sonst diejenigen Opfer essen durften, die dem übrigen Volk verboten waren, können an ihr teilnehmen. Um sie zu empfangen, gibt es nur einen Weg: man muß zu Jesus, dem Mittler des neuen Bundes, und zu seinem Blut im Glauben hinzugetreten sein. Weil Israel dieses für gemein achtet, weiß es nichts von der speisenden, nährenden Kraft, die Jesu Tod besitzt, nichts davon, daß wir nach Jesu Wort sein Fleisch als die rechte Speise essen und sein Blut als den rechten Trank trinken dürfen. Dafür ist der Gottesdienst nach der alten Weise des Gesetzes kein Ersatz. Obwohl also Jesu Gemeinde keinen Zugang mehr zum Altar Israels hat, sind dennoch nicht die an Christus Glaubenden, sondern die ungläubige Judenschaft vom rechten Altar und der wahrhaftigen Kommunion ausgeschlossen und abgetrennt.

Das war den Priestern schon durch die ihnen gegebene Opfervorschrift angezeigt. 13, 11. 12: **Denn die Leiber der Tiere, deren Blut durch den Hohenpriester der Sünde wegen in das Heiligtum hineingetragen wird, werden außerhalb des Lagers verbrannt. Deshalb litt auch Jesus, damit er das Volk durch sein eigenes Blut heilige, außerhalb des Tores.** Von denjenigen Opfern, deren Blut für die Gemeinde und den Hohenpriester ins Allerheiligste kam, durften auch die Priester nichts essen; sie wurden draußen vor dem Lager verbrannt. Ganz ebenso ist auch Jesu Opfer, das wahrhaft die Sünden tilgt, ihnen verschlossen und entzogen und ihr Priesterrecht gilt hier nichts. Deshalb, weil an Jesu Opfer das alte Israel und seine Priester keinen Anteil haben, gerade wie sie von der heiligsten Art der Sündopfer nicht essen durften, deshalb starb Jesus außerhalb der heiligen Stadt. Es ging ihm ähnlich wie dem Leib der Opfertiere. Wie jene aus dem Lager hinausgeschafft wurden, so wurde er zur Stadt hinausgestoßen; wie jene vom Feuer, so wurde er von der Glut der Leiden verzehrt. Sein priesterlicher

Beruf führte ihn in diese Leidenstiefe hinab, damit sein Blut zum versöhnenden Opfer werde, durch das er das neue Israel schafft, das durch seinen Tod geheiligt ist. Als er aus Jerusalem hinausgeführt und draußen vor dem Tor ans Kreuz gehängt wurde, da wurde das alte Israel und sein Gottesdienst beseitigt und abgetan. Nicht nur die Sünde der Menschen und der Trotz der Juden hat bewirkt, daß er zur Stadt hinausgehen mußte; es war so Gottes Weg. In Wahrheit war nicht er der Ausgestoßene, sondern Jerusalem wurde durch seinen Ausgang von Gottes Reich ausgeschlossen und die alte Hütte Gottes durch einen neuen Altar ersetzt.

Wo wollt ihr euch nun hinstellen? fragt der Brief. Wollt ihr bei Israel zurückbleiben, nachdem Jesus aus demselben ausgegangen ist? 13, 13: **Darum wollen wir zu ihm hinaus vor das Lager gehen und seine Schmach tragen.** Die Mahnung: geht Jesus nach vor das Lager hinaus, bedeutet: scheidet euch von der ungläubigen Judenschaft; ertragt es willig, daß euch euer Volk die Türe weist und euch nicht mehr zu seinen Gliedern zählt. Allerdings warf dieser Ausgang Schmach auf sie; sie zogen aus als die Abgefallenen, als die Verächter des Gesetzes und die Verräter an ihren Brüdern und an ihrem Gott. Es war aber die Schmach des Christus, die sie damit trugen, dieselbe Schmach, die Christus selber trug. Das wandelt sie in Ehre um.

Sie können sich nicht besinnen, ob sie bleiben oder ausziehen wollen. 13, 14: **Denn hier haben wir keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.** Alles, was die jüdische Christenheit um Jesu willen preiszugeben hatte, war doch nur ein geringer und vergänglicher Besitz, keine unzerstörbare Stadt, keine ihnen für immer gehörende Heimat. Auch das alte Jerusalem war es nicht; denn auch dort konnten sie nicht für immer heimisch sein. Die künftige Stadt, die mit der neuen Offenbarung des Christus entstehen wird, ist die bleibende und zu ihr hin ist ihr Verlangen gewendet. Wenn sie aber nach der heiligen Stadt begehren, dann ist ihre Wahl getroffen; dann haben sie im Glauben die Kraft, Jesus nachzugehen auch auf dem Weg der Schmach, auf dem er sie aus Israel ausführt. Dann geben sie alles auf, nur Jesus nicht.

13, 15. 16: **Darum wollen wir durch ihn Gott beständig das Opfer des Lobs darbringen, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Das Wohltun und die Gemeinschaft vergeßt nicht; denn durch solche Opfer erlangt ihr Gottes Wohlgefallen.** Auch wenn sie sich vom alten Israel und seinem Tempel und Altar trennen müssen, so bleibt ihnen doch ein Opfer, damit sie dieses Gott beständig darbringen, das herrlichste von allen, das die Weissagung Hos. 14, 3 der künftigen Gemeinde Gottes zugeteilt hat, das Opfer des göttlichen Lobs. Allerdings berief der Zuruf: geht Jesus nach vor das Lager hinaus! die jüdischen Christen zu einem schweren Gang. Er schnitt jedem jüdischen Mann tief und schmerzlich ins Herz. Allein deshalb wird ihr Leben nicht voll Klage, weil Christus alles überwiegt, was sie um seinetwillen preisgeben, so reichlich und überschwänglich, daß sie durch ihn zu einem beständigen Lob Gottes bereitet sind. Wie sollten sie Gottes Namen

nicht preisen im Blick auf die zukünftige Stadt, deren Bürger sie schon geworden sind? Das ist ihr Opfer, das dem Opfer Jesu als ihre Antwort zu entsprechen hat. Und noch etwas anderes gibt es als die Frucht der Lippen, was sie Gott zum Wohlgefallen als heiliges Opfer üben dürfen und was das unvergängliche Kennzeichen und die beständige Arbeit der Gemeinde Jesu bildet: sie dürfen wohltun und die Gemeinschaft mit denen, die die Hilfe und Gabe nötig haben, dadurch festhalten, daß sie ihnen geben, was ihrem Bedürfnis entspricht, und sie üben ihren Dienst in der Gewißheit, daß sie damit nach Gottes Willen handeln und sein Wohlgefallen deshalb haben.

13, 17: **Gehorcht euren Vorstehern und seid fügsam. Denn sie wachen für eure Seelen, da sie Rechenschaft geben werden, damit sie das mit Freude tun und nicht seufzend; denn das wäre für euch kein Gewinn.** Damit eine Gemeinde ihrem Gottesdienst obliegen, Gott preisen und den Menschen wohltun kann, muß Friede und Ordnung in ihr sein. Deshalb sind sie den Männern, die sie leiten, Unterordnung und Nachgiebigkeit schuldig. Alle Ordnung der ersten Gemeinde war auf die Freiheit gebaut, weshalb es in ihr keine der staatlichen Einrichtung nachgebildete Polizei und Amtsgewalt gab. Da wurde die Gemeindeleitung freilich unmöglich, wenn jeder störrisch und eigensinnig bei seiner Meinung blieb. Gebt ihnen nach, sagt der Brief, auch wenn es nicht nach eurem Sinn geht. Er erinnert an die Schwere ihres Dienstes. Sie stehen nicht ihres Vergnügens oder ihrer Ehre wegen an der Spitze der Gemeinde. Ihre Arbeit erfordert ein ernstes, anhaltendes Gebet, für das sie die Nacht opfern und wachen, eurer Seele zu gut, damit ihr nicht verderbet und vor Schaden bewahrt seid, der euch ums ewige Leben brächte. Es liegt eine ernste Verantwortlichkeit auf ihnen mit großer Rechenschaft, die sie dem kommenden Richter abzulegen haben, der ihnen die Leitung der Gemeinde dazu übergeben hat, damit sie an allen ihren Gliedern seiner Gnade dienen und sie vor Fall und Verirrung behüten. Macht ihnen, mahnt der Brief, ihren Dienst nicht durch Trotz und Eigensinn schwer. Wenn wir unsere eigenen Meinungen und eigenen Interessen störrig verfechten, so spiegeln wir uns irgend einen großen Nutzen vor, den wir damit erreichen wollen. Aber es bringt uns keinen Gewinn und aller Nutzen ist zerronnen, wenn wir deswegen denen, die im Namen Jesu der Gemeinde dienen, ihr Werk schwer machen.

13, 18. 19: **Betet für uns; denn wir sind überzeugt, daß wir ein gutes Gewissen und den Willen haben, mit allen löblich umzugehen. Besonders mahne ich euch, dies zu tun, damit ich euch bald zurückgegeben werde.** Den Lehrern der Gemeinde schließt der Verfasser des Briefs sich selber an und für sich bittet er um ihre Fürbitte. Ein rechtschaffenes Gebet bedarf jedoch der Zuversicht, die in der Gewißheit ruht, daß wir nach Gottes Sinn und Willen beten. Darum sagt er ihnen, daß sein Gewissen für seine Arbeit und seinen Wandel mit seinem Zeugnis einsteht, weil er im Verkehr mit allen nichts anderes begehrt, als was der guten Regel Gottes entspricht. Das macht, daß er sie um ihre Fürbitte ersuchen darf und daß sie mit Zuversicht für ihn Gottes Gnade und Gabe erbitten dürfen.

13, 20. 21: **Aber der Gott des Friedens, der den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Bundes, unseren Herrn Jesus, aus den Toten heraufgeführt hat, rüste euch in allem Guten zu, damit ihr seinen Willen tut, und schaffe in euch durch Jesus Christus, was vor ihm wohlgefällig ist. Sein ist die Herrlichkeit in alle Ewigkeiten. Amen.** Wie der Verfasser die Fürbitte der Gemeinde begehrt, so bringt auch er seine Fürbitte für sie vor Gott. Gott handelt an uns als der Gott des Friedens, der uns in den Frieden stellt, und dazu hat er den Schafen einen großen Hirten gegeben, der die Herde Gottes leitet und pflegt. Mit dem Hirten breitet sich der Friede über die Herde aus. Darum hat ihn Gott aus den Toten emporgeführt im Blut des ewigen Bundes. Denn Jesu Auferweckung ist die erste Frucht und Folge der versöhnenden Kraft seines Blutes und der Stiftung des ewigen Bundes, der in seinem Tod für uns bereitet ist. Darum wurde er als der Auferweckte und ewig Lebendige seiner Gemeinde zurückgegeben, daß er nun in neuer Kraft ihr Hirt sei, unter dessen Schutz uns nichts mangeln wird, weil mit seinem Tod und Blut der ewige Bund Gottes uns umfaßt. Auf diesen Grund baut der Verfasser seine Fürbitte; darin hat sie ihre Gewißheit und Zuversicht. Was erbittet er denn für die Christenheit? Worin besteht die Gabe Gottes, die er für sie begehrt? Daß sie Gott in allem Guten tüchtig mache. Daß wir fähig werden, Gott in Wahrheit zu dienen, dadurch, daß wir tun, worauf sein Wille zielt, daß wir dazu gelangen, das, was Gott will, auszurichten mit unserem eigenen Werk, das ist das herrliche Ziel der Sendung Jesu, das sich an uns erfüllen soll, und die große Gabe, auf die unser Verlangen und Bitten vor allem gerichtet sein muß. Wir werden aber Gottes Willen nicht tun, wenn uns nicht Gott selbst dazu ausrüstet. Wir können ihm nur mit dem dienen, was er selber uns gegeben hat, und kommen nur dadurch in seine Bahn, daß er selbst durch Christus das ihm Wohlgefällige in uns schafft. Solche Zurüstung Gottes umfaßt und gibt uns alles Gute. Kein Makel und Schaden darf in unserem Leben bleiben, gegen den wir nicht die gnädige Hilfe und Gabe Gottes suchen und empfangen. Wir sehen hier noch einmal, was unser Brief meint, wenn er von dem spricht, der nach dem Zeugnis seines Gewissens vollkommen ist, und wie wir diese Vollkommenheit bei Jesus gewinnen. Darauf, daß wir wissen, daß wir von Gott durch Jesus die Zurüstung zu allem Guten empfangen, beruht unsere Ruhe, unser Friede und die von Anklagen freigemachte Vollendung unseres Gewissens. Wenn wir aber bedenken, was Christus aus uns macht, wie er uns zu allem Guten bringt, unsere Sünde gänzlich tilgt und uns mit Gott durch seine kräftige und sieghafte Gabe in Gemeinschaft bringt, so daß unser Leben in die Bahn Gottes kommt und wir seinen Willen tun, dann verstehen wir auch, warum dem Verfasser im Blick auf den Christus das Herz übergeht zu Gottes Anbetung, verstehen auch, warum er den jüdischen Christen in ihrer Anfechtung diesen Brief geschrieben hat als einen fortwährenden Preis der Herrlichkeit und Größe, die Jesus hat.

Es folgen noch einige persönliche Mitteilungen, die zu unserer Kenntnis

des Verfassers und seiner Wirksamkeit wenig beitragen. 13, 22—25: **Ich ermahne euch aber, Brüder, ertragt das Wort der Mahnung; denn ich schrieb euch kurz. Erfahrt, daß unser Bruder Timotheus freigelassen ist, mit dem ich euch sehen werde, wenn er bald kommt. Grüßt alle eure Vorsteher und alle Heiligen. Die aus Italien grüßen euch. Die Gnade ist mit euch allen.** Die wichtigste Nachricht, die wir hier erhalten, ist die, daß der Verfasser verbunden mit dem Gehilfen des Paulus und im Kreis der von Paulus begründeten Gemeinden seine Arbeit tat. Auch für die Zeit des Briefs gibt uns dieser Satz einen Wink, weil er, ohne Paulus zu erwähnen, von Timotheus erzählt, daß er aus dem Gefängnis entlassen worden sei. Solange Paulus lebte, hat die Zeit und Kraft des Timotheus ganz der Arbeit des Paulus gehört, so daß sich an eine Reise des Timotheus zusammen mit dem Verfasser unseres Briefs erst denken läßt, nachdem der Tod des Paulus vorangegangen ist. Auch dieser Lehrer drückt in seinem Schlußwort dieselbe Empfindung aus, die Johannes am Ende seiner beiden kleinen Briefe ausgesprochen hat, daß nämlich das geschriebene Wort kein ausreichender Ersatz für die persönliche Gemeinschaft sei. Obgleich unser Brief eine sorgfältig überdachte und groß angelegte Darlegung derjenigen Überzeugungen ist, die jetzt nach dem Urteil des Verfassers der jüdischen Christenheit den rechten Weg zeigen, hat er doch das Gefühl, er habe sich auf weniges beschränkt und das, was er der Gemeinde sagen wollte, kurz gefaßt, und freut sich deshalb am Gedanken, daß er bald bei ihnen sein werde. Im persönlichen Verkehr mit ihnen will er die Arbeit, die er jetzt brieflich tat, fortsetzen und vollenden, alle Mattigkeit und Verdrossenheit, die sich von Jesus abwendet, überwinden, den Glauben und die Hoffnung in ihnen beleben und ihnen die Größe der Wohltat Jesu zeigen, die er uns durch sein Kreuz erwiesen hat.

Der Brief des Jakobus.

1, 1—18.

Die gläubige Überwindung der Anfechtung.

1, 1: Jakobus, ein Knecht Gottes und des Herrn Jesus Christus, an die zwölf Stämme, die in der Zerstreuung sind. Freude sei euch. Jakobus hat bei seinem Brief nicht an die Gemeinde einer besonderen Stadt gedacht, sondern an das, was der ganzen Judenschaft not tat. Die Teilung des Volks in die zwölf Stämme war zwar schon längst, zum mindesten seit die assyrischen Könige Samaria verbrannt hatten, zerstört. Die Judenschaft hatte aber mit starkem Glauben die Verheißung der Propheten ergriffen, daß bei der Erneuerung der Gemeinde auch die verlorenen Stämme wieder mit ihr vereinigt werden. Denn sie sah in der ursprünglichen Gliederung des Volkes Gottes Anordnung, die unvergänglich sei. Indem Jakobus seinen Brief den zwölf Stämmen übergibt, drückt er aus, daß er sein Wort an das heilige Volk in seiner Gesamtheit und Vollständigkeit richte, wie Gott es gebildet hat. Er erinnert aber zugleich daran, daß der Zustand der Gemeinde sichtbar mache, daß sie von ihrem Ziel noch weit entfernt war. Denn sie war nicht mehr in ihrer Heimat vereinigt, sondern die größere Hälfte des Volks war in viele kleine Gemeinden hin und her aufgelöst und überallhin durch die anderen Völker zersprengt. Das bewog Jakobus auch zur Absendung seines Briefs. Soweit das Volk in Jerusalem beisammen wohnte und sich im Tempel versammelte, diente er ihm mit dem Wort; er dachte aber auch an die, die in der Ferne waren, und ihnen sendet er seinen Brief.

Er teilt Israel nicht schon in der Aufschrift des Briefs in Ungläubige und Gläubige, sondert die Synagoge und die Kirche nicht voneinander ab und trennt Jesu Gemeinde noch nicht vom heiligen Volk des alten Bundes, sondern er will, soviel an ihm liegt, zum ganzen Israel reden, weil er als ein Knecht Gottes und des Christus zu ihm spricht. Deswegen soll ihn jedermann in Israel hören. Daß er Gottes und Jesu Knecht ist, das ergibt nicht einen zwiespältigen, sondern einen einträchtigen Dienst. Er ist Gottes Knecht, darum Jesu Knecht; er ist Jesu Knecht, darum Gottes Knecht. Er dient Jesus, bezeugt Jesu Wort, preist Jesu Namen, fördert Jesu Reich; dadurch dient er Gott, redet Gottes Wort, verherrlicht Gottes Namen und wirkt mit zu Gottes Reich. Er ist Gott untergeben, kann Gott nicht wider-

sprechen, sondern muß sich Gott dargeben mit seiner ganzen Person und Kraft, damit er ihn als Werkzeug für seinen Willen brauche; darum erkennt er in Jesus seinen Herrn, dem er sich mit allem, was er ist und tut, unterwirft, wie ein Knecht seinem Herrn gehört. Dasselbe gilt auch für Israel, das nur dann Gottes Volk und Gemeinde ist, wenn es Jesu Volk und Gemeinde wird. Auch Israel kann nicht anders Gott dienen als in Jesu Dienst. Gottes Knechte sind Jesu Knechte. Wenn Israel Jesus verwirft und ihn nicht zum Herrn über sich haben will, entläuft es dem Dienst Gottes und ist gegen seinen Herrn abtrünnig und treubrüchig. Aber die Aufschrift des Briefes bedeckt noch den Unglauben und das Widerstreben Israels. Jakobus möchte gern allen, die zu den zwölf Stämmen gehören, mit seinem Wort dienen. Sie sind ja Gottes Volk, von Gott zu seinem Eigentum gemacht und darum verpflichtet aufzumerken, wenn ein Knecht Gottes zu ihnen spricht, und sie sind das Volk, das für Christus zuvor bereitet war, die für Jesus geschaffene Gemeinde, damit sie von ihm die Verheißung empfangen und zur Vollendung gebracht werden. Darum dürfen sie dem das Ohr nicht verweigern, dem Christus als seinem Knecht sein Wort übergeben hat. Die an Christus Glaubenden gehören zu den zwölf heiligen Stämmen in besonderem Sinn; denn nur sie sind das wahre Israel, wahrhaft und bleibend Gottes Volk. Die Scheidung zwischen ihnen und denen, die ihren Herrn verwerfen, wird der Richter bald vollziehen, der vor der Türe steht. Für Jakobus war es darum noch Zeit, ganz Israel herbeizurufen, damit es höre, was ein Knecht Gottes und des Christus ihm zu sagen hat.

Den Unterschied zwischen sich und Jesus hat er in heller Klarheit ausgedrückt. Ich bin, sagt er, sein Knecht und er ist mein Herr. Es redet hier nach aller Wahrscheinlichkeit jener Jakobus, der ein Bruder Jesu war und darum bei der Gemeinde Jerusalems und in der ganzen Kirche in hohem Ansehen stand*). Er zeigt aber nicht auf seine Verwandtschaft mit Jesus hin. Jakobus vermischt nicht Fleisch und Geist, stützt sich nicht auf den äußerlichen Vorzug seiner Person und stellt sich nicht nach seinem natürlichen Wesen der Kirche zur Verehrung dar. Was seinem Wort Macht und Wahrheit gibt, ist nicht dies, daß er mit Jesus verwandt gewesen und mit ihm aufgewachsen ist, sondern dies, daß er ihm als seinem Herrn dient und durch ihn Gottes Knecht geworden ist. Darum kann er Israel zeigen, wie es Gottes Wort bewahrt und Gottes Willen tut.

Deswegen, weil Jakobus nicht an die Heiden schrieb, sollen wir uns nicht zu argwöhnischen Gedanken reizen lassen, als hätte er die Heiden verachtet und nicht zur Kirche des Christus gezählt. Die Treue, mit der die apostolischen Männer Israel das göttliche Wort trotz aller Verfolgung darboten, gehörte ebensogut wie die Heidenpredigt zu ihrem Apostelberuf und entsprach dem ausdrücklichen Gebot und Beispiel Jesu. Hat sich Jakobus in besonderer Weise Jerusalems angenommen, so konnte er sich deswegen doch

*) Gal. 1, 19; 2, 9. 12. Vgl. Apostg. 12, 17; 15, 13; 21, 18. Vgl. Matth. 13, 55. 1 Kor. 15, 7. Jud. 1.

daran freuen, daß das Evangelium auch weithin zu den Heiden kam. Er sah aber seine eigene Aufgabe darin, Israel Gottes Wort zu bringen, vgl. Gal. 2,9, und bei diesem seinem Beruf ist er geblieben und ist nicht von der heiligen Stadt gewichen, bis ihn die Juden töteten.

Der Brief paßt vielleicht nicht zu unseren Meinungen über das, was eine heilsame und förderliche Predigt an die Juden sei. Warum erzählt er den „zwölf Stämmen in der Zerstreuung" nichts von Jesu großen Werken, von seiner Geburt, von seinem Kreuz und seiner Auferstehung? Es mag uns scheinen, das hätte Israel vor allem nötig gehabt und dadurch wäre es zum Glauben an Jesus erweckt worden. Jakobus hatte aber in Jerusalem viele Juden vor sich, die die Werke und Zeichen Jesu kannten und wußten, daß ihn die Apostel als den Auferstandenen predigten, die aber deshalb doch nicht an ihn gläubig wurden. Dem hohen Rat war mächtig verkündigt worden, daß Jesus der Sohn und Gesalbte Gottes sei, von ihm selbst durch seine Auferweckung aus dem Grabe kundgemacht; aber dies hatte den hohen Rat nicht ergriffen. Auch draußen in den zerstreuten jüdischen Gemeinden ist viel über Jesus gesprochen worden. Gerade weil sich an manchen Orten Heidengemeinden bildeten, wurde auch den Juden der Name Jesu bekannt. Allein sie wurden deshalb nicht gläubig. Wo lag das Hindernis? Das zeigte der Christenheit ihre eigene Erfahrung; auch unter den gläubigen Juden gab es Männer, die trotz ihres Bekenntnisses zu Jesus von Israels böser Art nicht frei wurden, sondern sie auch in die christliche Gemeinde hineinbrachten, wie es uns die Apostelgeschichte an Ananias und Sapphira und Paulus an den falschen Brüdern in Galatien und Korinth gezeigt haben. Solche glaubten das Evangelium, ohne daß es ihnen half; wo lag hier das Hindernis? Darüber gab Jakobus das Wort Jesu Aufschluß, weil er wußte, wie Jesus mit Israel geredet hatte, nicht so, daß er ihm seinen königlichen Namen vorhielt und ihm Gottes Herrschaft nach ihrer wunderbaren Macht und Herrlichkeit beschrieb, sondern so, daß er es an die einfachen Worte des Gesetzes band und sich bemühte, den Gottesdienst Israels von dem zu reinigen, was ihn verdarb, und es zur Buße anzuleiten, damit aus gottlosen Juden fromme Juden würden. Dann erst konnten sie sehen und verstehen, daß in ihm Gottes gnädige und ewige Herrschaft bei ihnen war. Nach dieser Regel Jesu spricht Jakobus zu Israel und reinigt die jüdische Frömmigkeit vom bösen Sauerteig, der sie durchdrang. Mit großer Klarheit zeigt er Israels Schaden und das, was ihn heilt, und räumt so die Hindernisse weg, die der Erkenntnis des Christus widerstehen, und sorgt dafür, daß sie in ihnen mit Kraft und Reinheit ihnen zur Rettung und zum Segen erwachsen kann. Wer auf Jakobus hört, wird Jesus nicht kennen lernen, ohne an ihn zu glauben, und nicht an ihn glauben, ohne daß ihm geholfen ist.

1, 2. 3: **Für volle Freude haltet es, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchungen fallet, da ihr erkennt, daß das, was euren Glauben bewährt, Standhaftigkeit bewirkt.** Den Gruß, der den Lesern Freude wünscht, nimmt Jakobus aus der gewöhnlichen Sitte, wie man die Briefe zu beginnen

pflegte. Er hat aber für ihn seine besondere Bedeutung, da er uns die vollkommene Freude zeigen kann, die unter allem Druck standhält und sogar durch die Versuchungen begründet und gesteigert wird. Mit der Versuchung fängt er seinen Brief an, weil sie ein ernstes Hauptstück in unser aller Leben ist. Gottes heilige Güter lassen sich nicht mit einem raschen Griff erwerben, sondern die Erprobung folgt jedem Anfang nach. Gottes Gaben gehören uns erst dann, wenn die Versuchung überwunden ist. Ob sie uns als Lust oder als Schmerz nahetritt: es kann ein starker Stoß mit ihr verbunden sein. In der ersten Christenheit war dies besonders deutlich, weil der, der sich zu Jesus bekannte, oft einen harten Kampf auf sich nahm. Es konnten große Opfer von ihm gefordert werden. Das hielt viele zurück und erschütterte auch manchen Glaubenden. Darum hilft Jakobus zuerst denen, die in der Versuchung stehen, und zeigt ihnen, warum ihnen durch die Versuchungen der Grund zu einer reinen, vollständigen Freude gegeben ist. Rein wäre unsere Freude nicht, wenn sich unser Herz teilte und sich halb dem Schmerz und Unwillen ergäbe und nur mühsam bedächte, daß die Versuchung uns heilsam ist. Mit einer solchen Teilung des Herzens ist Jakobus nicht zufrieden. Bringt uns unser Lebenslauf heftige Schmerzen und harten Druck, dann wird der Widerstand, den wir der Versuchung entgegenstellen müssen, freilich mühsam und anstrengend. Gleichwohl will Jakobus, daß wir unser Herz behüten, damit es sich durch diese Empfindungen nicht fangen lasse, sondern sich darüber halte und den Segen der Versuchung in einer Freude ermesse, die uns ganz erfüllt. Wenn ihr in mancherlei Versuchungen fallet; das ist gegen unsere Ungeduld gesagt, die es verdrießt, wenn immer wieder in wechselnder Gestalt und unvermutet der Kampf neu anfängt und der gewonnene Sieg gleich wieder zu einer neuen Aufgabe führt, die nochmals ihre Versuchung bei sich hat. Dann sicht den verzagten Sinn der Überdruß an und er meint, es sei endlich genug. Jakobus sagt uns aber gerade von der Mannigfaltigkeit und wechselnden Menge der Versuchungen, daß wir uns ihretwegen freuen sollen. Zugleich wehrt er mit diesem Wort auch dem kecken Trotz, der sich selber die Versuchungen bereitet und sie nicht fürchtet, sondern sucht und darum in ihnen unterliegt. So fallen wir nicht in die Versuchung, sondern laufen in sie hinein.

Der erste Gewinn, den uns die Versuchung bringt, besteht darin, daß sie unseren Glauben bewährt und kräftig macht. Ob wir uns an Gott mit redlichem und festem Glauben halten, das wird durch den Stoß der Anfechtung erprobt. Sie nötigt uns, daß wir uns mit neuem Glauben Gott ergeben zu neuer Treue, und das macht sie für uns heilsam und notwendig. Damit erlangen wir weiter die geduldige Festigkeit, die beharrliche Unüberwindlichkeit, die von Gott nicht mehr weicht und Christus nicht mehr fahren läßt, sondern, wie es Paulus sagt, alles duldet, alles trägt, weil wir mit ihm fest und für immer verbunden sind. So fällt uns die Verheißung zu: wer bis ans Ende beharrt, wird erlöst werden. Wie soll uns aber die Kraft der Beharrlichkeit auf andere Weise kommen als dadurch, daß wir das überwinden und in uns tilgen, was uns von Gott abziehen will? Darum sollen wir uns herzlich an

allem freuen, was uns kräftig macht, bei Gott zu bleiben und Christus nicht mehr untreu zu werden, sondern ihm so zu gehören, daß auch die Versuchung uns umsonst angreift.

Gleich der erste Spruch unseres Briefes gibt uns einen heldenhaften Sinn. Wer zur Versuchung spricht, ob sie auch peinlich und schmerzlich sei: du sollst mir lauter Freude sein, weil du mich zum Glauben nötigst und mir die Geduld bringst, der läuft als Held seine Bahn. Woher schöpft er diesen hohen Mut? Gleich dieses erste Wort macht sichtbar, wie völlig Jakobus in der Güte Gottes ruht. Er spricht: wenn ich nur dich habe! Über dem einen Gewinn, daß er Gott mit festem, bleibendem Glauben erfaßt, verwandelt sich ihm alle Not in Freude. Er schätzt Gott über alles; so hell leuchtet ihm Gottes Angesicht. Auch dies wird gleich an diesem Wort sichtbar, wie einig Jakobus und Paulus sind, obgleich das Wort eines jeden von ihnen seine besondere Gestalt und Fassung hat. Der erste Hauptteil des Römerbriefes endet mit dem Satz: Ich bin gewiß, daß mich nichts von der Liebe Gottes im Christus scheiden wird; in all dem überwinden wir weit, Röm. 8, 37—39, und Jakobus fängt damit an, daß alle Versuchung lauter Freude sei, weil sie den Glauben bewährt und die Beharrung wirkt. Ebenso tritt der Unterschied, der das Wort beider Apostel verschieden macht, schon hier klar hervor. Bei Paulus bildet das frohlockende Wort des Glaubens das Ende und Ergebnis einer reichen Lehre, die uns zeigt, was Christus für uns getan hat, wie er für uns gestorben und auferstanden ist und unserer Sünde und unserem Fleische das Ende bereitet und uns dafür die Gerechtigkeit und den Geist erworben hat. Darum zeigt er auch, wenn er den Sieg und die Freude des Glaubens beschreibt, ausdrücklich auf Christus hin: von der Liebe Gottes, die im Christus ist, vermag uns nichts zu scheiden, weil wir durch den überwinden, der uns geliebt hat. So macht er den Grund sichtbar, auf dem unser Glaube steht, und zeigt uns die Wurzel, aus der er erwächst. Jakobus dagegen stellt uns durch ein einziges kurzes Wort auf diese Höhe hinauf; aber auch er spricht als der Knecht Jesu und wäre nicht imstande, uns mit Freude in den immer neuen Kampf hineinzustellen, wenn er nicht am Christus die herrliche Gnade Gottes wahrnähme. Paulus stellt vor den Jubel des Glaubens die reiche Belehrung, da er zu den Heiden sprach, für die der Glaube ein neues Erlebnis war, von dem sie, ehe sie Christus kannten, nichts wußten. Jakobus dagegen redet zu Israel, das Gott und seine Güte kennt und schon längst zum Glauben angeleitet war. Der Bibelvers war ihm wohlbekannt, daß Gott gut ist, weil seine Gnade ewig währt. Nun denn, wer seine Zuversicht zu Gott hinwendet, der kann sich der Versuchung nicht weigern, sondern muß sie für lauter Freude halten; denn sie macht den Glauben fest und bringt die Beharrung hervor.

Wir erlangen durch die von uns bestandene Versuchung noch etwas Größeres, was einen neuen Grund für unsere Freude gibt. 1, 4: **Die Standhaftigkeit soll aber ein vollendetes Werk haben, damit ihr vollendet und unverletzt seid, weil nichts euch fehlt.** Was uns der Glaube einträgt, ist

uns noch nicht ganz gezeigt, wenn wir nur an unsere Leiden denken. Es ist freilich ein Hauptstück der Frömmigkeit und ein großes Gut, daß uns mit der Bewährung im Glauben die Geduld gegeben wird, die uns auch im Leiden stark macht. Zum Leiden tritt aber als das zweite Hauptstück unseres Lebens das Werk hinzu, das durch die Versuchung nicht gehindert wird; vielmehr wird es uns dadurch, daß unser Glaube bewährt und unsere Tragkraft gestärkt wird, geschenkt. Denn ohne die Geduld, die sich unter keinem Druck beugt und sich vor keinem Widerstand fürchtet, bleibt alles, was wir tun, ein bloßer Anfang und Versuch. Ein ganzes, fertiges Werk, das zu seinem Ende kommt, kann nur aus einem fest und still gewordenen Geist entstehen, der das Ziel nicht mehr aus den Augen läßt und von Gottes Weg nicht schwankt und weicht. Jakobus will, daß uns ein frucht- und nutzloses, träges Leben, wobei wir für Gott nichts tun mögen, eine Last sei, die uns quält; er will auch, daß wir das wertlose Stückwerk verabscheuen, das nur den Schein und Namen des Fleißes und der Hingebung hat, aber immer wieder daran verdirbt, daß wir uns nicht ganz in Gottes Dienst ergeben und mit unbefestigtem Sinn in der Menge unserer Anläufe straucheln. Deshalb sollen uns auch die Versuchungen als ein Segen und Gewinn gelten, weil sie uns zum vollkommenen Werk rüsten und tüchtig machen. Wer nichts leiden will, kann auch nicht handeln, und wer sich selbst nicht überwindet, Gott nicht dienen. Ein gelingendes, ganzes Werk kommt aber nicht ohne unseren Willen und Entschluß zustand; es wächst nicht von selbst gleichsam als eine natürliche Frucht aus uns heraus. Darum spricht Jakobus nicht bloß in beschreibender Weise: die ausharrende Standhaftigkeit hat das vollendete Werk, sondern er mahnt: sie soll es haben. Es kommt nicht, wenn wir nicht darauf bedacht sind und es suchen.

Erst mit dem ganzen Werke sind wir selber fertig und ganz, ohne Mangel in irgend einem Stück. Der Jude, der sich vom Gesetz fassen ließ, begehrte nach der Vollkommenheit, darnach, daß er alles tue, was Gott von ihm verlangt, das Gesetz ganz erfülle, von der Sünde ganz frei bleibe und Gott mit dem ganzen Herzen liebe, und die, die an Jesus glaubten, strebten mit gestärkter Kraft nach der Vollkommenheit, da sie in Jesus den erkannten, der ihnen Gottes vollkommene Gnade gebracht hatte. Darum zeigt uns Jakobus, wie ein vollkommener, ganzer Mensch aus uns wird. Wie denn? Durch Glauben, nämlich durch bewährten Glauben, der die geduldige Beharrlichkeit bei sich hat und aus dem ein Werk entsteht, das ganz getan wird. Ohne das vollkommene Werk gelten wir dem Apostel als verkürzte, verstümmelte Menschen, denen ein wichtiges, unentbehrliches Stück des Lebens fehlt. Er treibt uns nicht zu einer hastigen Vielgeschäftigkeit, worüber wir uns selbst verlieren, auch nicht zu einem glaubenslosen Werkdienst, der Gottes Güte vergißt und verleugnet. Das alles gibt niemals ein vollkommenes Werk. Wohl aber erlaubt er uns nicht, bloß inwendig in den Gedanken und Empfindungen unseres Herzens fromm zu sein, während das, was wir tun, hievon nicht ergriffen und gestaltet wird. Ein unverdorbenes Auge sieht

auch alsbald, daß Erkenntnis und Tat, Inwendiges und Auswendiges in unserem Leben zusammengehören, daß wir nicht unsere Gedanken zu Gott wenden und die Tat ihm versagen können, daß wir uns, wenn wir Gottes Erkenntnis, Glaube und Liebe in uns tragen, zum Werk hinbewegen müssen, wodurch unser inwendiges Gut sichtbar und für die anderen fruchtbar wird. Nur das sind die ganzen Menschen, die nach ihrem Glauben tun.

Nur Unverstand kann darüber streiten, was größer und wichtiger sei, der Glaube oder das Werk. Es hat jedes seine Stelle in unserem Leben und eins ist an seinem Ort so unentbehrlich wie das andere. Die Herrlichkeit des Glaubens besteht darin, daß er zu Gottes Gnade emporblickt und seine Gabe dankbar preist. Die Größe und Würde des Werks besteht darin, daß Gott uns Raum gibt, in der Welt ihm zu dienen, daß wir unsere ganze Kraft daran setzen dürfen, daß sein Wille durch uns geschehe. Wer Gott den Glauben versagt und wer ihm das Werk versagt, beide sind verdorbene, zerrüttete Geister. Es sterben auch stets der Glaube und das Werk miteinander ab. Beide haben für uns ihre Schwierigkeiten. Wir haben einen ungläubigen Sinn, machen uns gegen Gottes Güte hart, hegen gegen ihn undankbare und arge Gedanken und sind blind für seine Werke. Wir haben aber auch einen trägen Willen und machen aus unserem Leben eine Tändelei, wollen uns selber leben und sträuben uns gegen Gottes Dienst als gegen ein hartes Joch. Dabei suchen wir für jede Bosheit einen schönen Titel und Schein. Wegen unseres vermeintlichen Glaubens versäumen wir das Werk und wegen unserer angeblichen Werke sind wir hoffärtig und machen uns ungläubig. Deshalb steht bei den Aposteln beides, eine reiche, helle Anleitung zum Glauben und ein ernster, dringender Antrieb zum Werk.

In drei Worten hat uns Jakobus den Weg zur Vollkommenheit beschrieben: Glaube, Beharrung, Werk. Aber gibt es Vollkommenheit ohne Weisheit? Vollkommenheit, wenn unsere Seele von törichten Einbildungen und finsteren Gedanken voll ist? Kann denn ein törichter Mensch ein vollkommenes Werk vollbringen und fallen wir in der Versuchung nicht oft deswegen, weil es uns an Weisheit fehlt? Sie ist diejenige Erkenntnis, die uns zum Handeln tüchtig macht, ohne die unser Werk den anderen und uns selbst nur Schaden bringt. Oft aber, wenn uns unsere Lage zum Wirken beruft, wird es uns zur bitteren Not, daß uns seine Voraussetzung, die Weisheit, fehlt. Allein wenn wir den Mangel an Weisheit spüren, so darf uns dies nicht dazu verleiten, daß wir verzagen und das Werk unterlassen, sondern soll uns bewegen, daß wir um sie bitten. 1, 5: **Wenn aber einem von euch Weisheit fehlt, so bitte er Gott, der allen in Einfalt gibt und nicht schilt, und sie wird ihm gegeben werden.** Deswegen kann uns Jakobus den Sieg in jeder Versuchung verheißen und uns zum vollkommenen Werk und zum fehllosen, unverkürzten Christenstand anleiten, weil uns Gott mit seinem Licht nahe ist und uns seine geraden Wege zeigt. Wir wandern nicht im Dunkeln; denn die Weisheit ist Gottes Gabe. Jakobus wiederholt mit seinem Spruch die Verheißung Jesu: Bittet, so werdet ihr nehmen, und das andere Wort: Ich gebe nicht,

wie die Welt gibt. Daß Gott allen gibt, ist das Merkmal seines unerschöpflichen Reichtums und seiner alle umschließenden Gnade. Dazu kommt seine Einfalt, die von versteckten Hintergedanken frei ist, als wollte er mit seiner Gabe zugleich noch einen Vorteil für sich selbst erjagen. So ist es beim menschlichen Geben die Regel; wir kommen schwer dazu, ohne selbstsüchtige Nebenabsichten zu geben, bloß um den anderen zu dienen und nicht um zugleich auch für uns noch irgend etwas zu erraffen. Man muß bekanntlich auch gegen die Gaben der Menschen auf der Hut sein; sie fangen uns auch mit ihrer Güte. Gott aber gibt einfältig, einfach dazu, damit uns geholfen sei. So gibt er auch Weisheit wirklich dazu, damit der, dem sie fehlt, erleuchtet sei und den richtigen Weg erkenne. Auch schmäht er uns nicht. In der Bitte liegt das Geständnis unseres Mangels und unserer Verirrung. Wenn wir nun Gott wie einen Menschen behandeln, dem wir uns nicht in unserer wahren Gestalt zeigen dürfen, weil er uns schelten würde, so verschließt uns die Furcht den Mund und macht uns zur Bitte zaghaft. Gott ist aber der einzige, gegen den wir aufrichtig sein können, ohne daß Schmach und Bitterkeit für uns daran hängt, weil Gott der einzige ist, der uns nicht schilt. Man hat in der Kirche vielerlei Künste erfunden, um den Willen Gottes zu erkennen und Leitung zu finden, wenn es uns an Weisheit gebricht: Beichtväter und Konzilien und Päpste und Zeichen verschiedener Art. Aber nicht geglaubt hat man der Verheißung, daß der, dem es dunkel ist vor seinen Augen, Gott bitten dürfe und daß Gott mit seiner Leitung ihm nahe sei und dem Licht und Einsicht schenke, dem sie fehlen. Jetzt begreifen wir auch, warum uns Jakobus so eifrig und kräftig zum Werk antreiben kann: er treibt uns auch zum Bitten an. Wessen Bitte mit fester Zuversicht nach oben geht, der hat die Kraft zum tüchtigen Werk.

Nur an eins erinnert uns Jakobus, damit unser Bitten uns wirklich in die Klarheit führe, die das Gute und Böse, Gerade und Krumme richtig zu unterscheiden weiß. 1, 6: **Er bitte aber im Glauben, ohne zu zweifeln; denn wer zweifelt, gleicht der Brandung des Meers, wenn der Wind sie treibt und bewegt.** So hat es auch Jesus seinen Jüngern gesagt, Mark. 11, 22 f. Der Zweifelnde spaltet seine Gedanken und Wünsche und faßt miteinander in sein Herz, was sich nicht verträgt. Er denkt sich Gott gut und schlecht, zum Geben willig und unwillig. Er hofft auf Weisheit und verzweifelt an ihr, bittet und denkt, es sei doch umsonst. Da heißt uns Jakobus das Meer betrachten, das bei starkem Wind seine Wellen an den Strand wirft. Auf und ab wogt es, hin und wieder, ohne Ziel und ohne Ruhe. Hierin hat der Mensch sein Abbild, wenn er es im Aufblick zu Gott nicht zum Glauben bringt. Dann ist nichts mehr inwendig in ihm fest; er hat keine Überzeugung, keine Gewißheit, keinen Willen, kein Ziel mehr. Denn ein Gedanke stößt den anderen um, ein Wunsch den anderen; Hoffnung und Verzagtheit streiten sich; jetzt ist er guter Dinge und hoffärtig und jetzt trostlos und niedergeschlagen. Er ist in der Tiefe seines Wesens verwundet, eine zerrüttete Gestalt.

1, 7. 8: **Denn jener Mensch soll nicht meinen, daß er etwas vom Herrn erhalten wird, ein Mann mit zwei Seelen, der in allen seinen Wegen haltlos ist.** Obgleich er voll von Vorwürfen und Argwohn gegen Gott ist, kann er dennoch anspruchsvoll beten und sich bitter beschweren, wenn er es umsonst tut. Er meint, er werde etwas vom Herrn empfangen. Jakobus streicht ihm diese Meinung durch, weil er Gott so findet, wie er im Grund seines Herzens von ihm denkt. Er wirft Gott Härte und Ohnmacht vor und klagt, daß er ihm nichts gebe; so gibt er ihm auch nichts. Er heißt das Beten nutzlos und vergeblich; so betet er auch vergeblich.

Was ist also Glaube nach der Anleitung unseres Briefs? Daß wir Gottes Macht und Güte mit ungeteiltem Herzen ehren und auf seine Gabe mit getroster Gewißheit ohne Einrede warten und all unser Denken und Wünschen durch den Blick auf Gott gebunden halten, so daß kein Widersprechen gegen Gottes Wahrheit und Gnade in uns ist. Dann findet auch der Glaube Gott so, wie er ihn erfaßt; er heißt ihn gut; Gott ist ihm gut; er heißt ihn den, der einfältig gibt; Gott gibt ihm auch.

Um uns den Schaden zu zeigen, den wir uns selbst mit unseren Zweifeln antun, heißt Jakobus den Zweifelnden einen Mann mit einer doppelten Seele. Hätte er zwei Köpfe, so hieße ihn jedermann eine Mißgeburt und Ungestalt. Nun hat er zwei Seelen und ist dadurch nicht weniger verunstaltet. Dies hat er aber nicht durch ein natürliches Mißgeschick, sondern durch seine eigene Schuld, weil er dem Namen Gottes nicht alle seine Gedanken und Wünsche unterworfen hat und von der Wahrheit Gottes nicht seine ganze Seele durchglühen ließ, sondern seine finsteren Gedanken der Erkenntnis Gottes entgegenstellte und seine verkehrten Begierden festhielt gegen den Zug, der ihn nach oben leitete. Gottes Name und Wahrheit ist ihm nicht unbekannt; er ist nicht blind wie einer, der gar nichts sieht; er betet ja; aber er tut es zweifelnd. Es ist ein Stück göttlicher Wahrheit in ihm; aber es erfüllt und regiert ihn nicht ganz und gar. So hat auch Paulus als die Wurzel unserer Verirrungen das hervorgehoben, daß wir die Wahrheit in Ungerechtigkeit darniederhalten, statt ihr zu gehorchen, Röm. 1, 18, während wir im Glauben mit Abraham Gottes Zusage mit ganzem Ja ergreifen ohne Nein, Röm. 4, 19.

Mit doppelter Seele findet der Mensch in allen seinen Wegen keinen Stand. Von innen her breitet sich das Schwanken über sein ganzes Leben aus. Welchen Weg er gehen mag, Ruhe und Festigkeit findet er auf keinem. Er zerstört und durchkreuzt beständig seine eigenen Taten. Neben seine Frömmigkeit stellt er Gottlosigkeit und von der Gottlosigkeit wendet er sich wieder zum Gottesdienst. Er wechselt ab zwischen Sünde und Reue, strebt jetzt nach dem Unsichtbaren und läßt es wieder fahren und findet doch auch in dem, was vor Augen liegt, keinen Halt. So läuft er ratlos hin und her und seine Kraft verzehrt sich im fruchtlosen Widerstreit. Das schreibt Jakobus an Israel, den ruhelosen Wanderer durch alle Lande. Er leuchtet damit tief in das Herz seines Volkes hinein. Was fehlt ihm? Israel kann Gott nicht vergessen und verleugnen und mag doch nicht im Glauben ihm untergeben

sein. Es ehrt und entehrt Gott, preist das Gesetz und übertritt es, ist fromm und unfromm zugleich und betet eifrig und fleißig, aber glaubenslos. Der Mann mit der doppelten Seele, sagt ihm Jakobus, kommt in allen seinen Wegen nicht zur Ruhe.

Jakobus öffnet uns in diesen ersten Sprüchen den Weg in die Höhe und richtet die Gebeugten auf. Er zeigt uns, wie aus der Versuchung die Freude wird und wie die uns fehlende Weisheit uns gegeben wird. Darum spricht er noch von einer anderen großen Schwierigkeit in unserem Leben, die manchen schwer bedrückt, und hilft uns zum Siege über sie. Der eine ist ein geringer Bruder, der andere ein reicher Mann. An beide tritt dadurch eine Versuchung heran. Beiden gibt Jakobus den heilsamen Rat. 1, 9—11: **Es rühme sich aber der niedrige Bruder seiner Höhe, der reiche dagegen seiner Erniedrigung, weil er wie die Blume des Grases vorbeigehen wird. Denn die Sonne ging auf samt dem Glutwind und machte das Gras dürr und seine Blume fiel ab und die Schönheit seines Angesichts verschwand. So wird auch der Reiche in seinen Wanderungen welken.**

Die Judenschaft war damals nach ihrer äußeren Lage durch schroffe Gegensätze zerteilt. Glänzender Reichtum und vollständige Armut standen grell nebeneinander und der Besitz gab in der Synagoge große Macht. Soll nun der geringe Bruder, dem der Vorteil und die Ehre des Reichtums fehlen, sich dadurch bedrücken lassen? Gerade deshalb, weil sie ihm fehlen, soll er sich für hochgestellt und reichbegabt achten und eine warme Freude und einen dankbaren Sinn in sich tragen. Nicht zur Klage und zum Murren, sondern zum Dank und zum Ruhm hat er Grund, weil er durch seine Niedrigkeit hoch gehoben ist. Denn für ihn, den Armen, macht Gott seine Gnade wirksam und verleiht ihm seine ewigen Gaben. Darum soll er seinen Trost nicht darin suchen, daß er sich unzufrieden seiner Armut schämt und nach Reichtum trachtet, sondern soll das für seine Ehre und seinen Vorzug achten, daß Gott auch ihm, dem armen Mann, seine Gnade offen hält und ewiges Leben gibt.

Und der Reiche? Soll er sich hoffärtig seines Reichtums wegen überheben oder soll er erschrecken und seinen Reichtum verwünschen als ein verderbliches Geschenk? Auch ihn heißt Jakobus sich rühmen und eines dankbaren und freudigen Sinnes sein, aber nicht deshalb, weil er reich ist und den Glanz und die Macht des Geldes besitzt, sondern deshalb, weil alle diese Güter von ihm abfallen und er aus seiner Höhe herunterſinkt zu den Niedrigen hinab. Das soll ihn nicht ängstigen und bekümmert machen; vielmehr soll er darin das erkennen, was seinen Ruhm ausmacht und ihm Zuversicht und einen frohen Sinn gewährt.

Jakobus spricht gegen die Gedanken aller Menschen. Wie soll ein Reicher sich daran freuen, daß er aus seiner Höhe herunterfällt? Wenn er kein anderes Gut hätte als das, das ihm genommen wird, müßte er über seinen Verlust freilich jammern. Wenn er aber arm wird und seine Schätze ihn verlassen, dann findet er das, was Jakobus allein in Ehren hält:

nun hilft ihm Gott. Was er an Gott hat und wie das Ewige größer ist als das Irdische und der Geist mehr als das Fleisch, das sieht er gerade dadurch, daß er, wenn er seinen Reichtum verliert, keinen Schaden leidet, vielmehr den größten Gewinn erlangt, weil er nun sein wahrhaftiges Erbe findet, dessen Wert er, solange ihn der Reichtum täuscht, nicht erkennt. Darum soll er nicht mit Grauen an den Tag denken, da er sein Geld nicht mehr hat, sondern soll sich vielmehr freuen, daß er, wenn er das alles verliert, nichts verliert, weil er nun Gottes Kind und Erbe wird.

Jakobus will die Reichen und Armen beide erheben über die Befangenheit in dem, was vor Augen liegt. Dem Armen sagt er: was trachtest du nach dem, was der Reiche hat? Sieh, wie reich du eben als Armer bist! Dem Reichen sagt er: auch du bist ein armer Mann; dein Reichtum fällt von dir ab, und daß er verschwindet, ist für dich die Hilfe und bringt dir die große Freude nach der Regel, mit der Jakobus seinen Brief begann, daß die Versuchung für den, der sie besteht, die große Freude bei sich hat. Jakobus macht die Reichen und Armen einträchtig im selben Ruhm, dessen Grund höher liegt als im äußerlichen Gut.

Weil uns aber der Reichtum blendet und wir meinen, er sei unsere sichere Habe, die uns nie verloren gehe, vergleicht Jakobus dieses Glück und diese Größe mit dem Rasen, den die Farbenpracht glänzender Blumen schmückt. Es braucht nur einen einzigen heißen Tag, an dem mit den Strahlen der Sonne zugleich der heiße Ostwind sein Werk tut; so verschwindet diese ganze Pracht. In dasselbe Bild hat schon der Prophet die Nichtigkeit alles Fleisches auch in seiner höchsten Macht und Kunst gefaßt, Jes. 40, 3. Der Reiche entzieht sich durch den Schmuck und Glanz, den er seinem Leben zu verleihen vermag, der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Wesens nicht. Zwar gibt ihm sein Vermögen die Mittel zu mancherlei Unternehmungen. Er zieht hin und her des Handels oder des Vergnügens wegen, und weil dieses alles mit Gepränge vor sich geht, zieht es die Augen auf sich. Er ist nicht an die Scholle gebunden wie der Arme. Aber er vermag sich mit all dem nicht vor dem Verwelken zu schützen, sondern bleibt allen anderen darin gleich, daß er wie sie vergeht.

Jakobus benützt nur die erste, nächstliegende Wahrheit, um uns von der Knechtschaft unter das Geld frei zu machen. Er gibt damit den Grund zu jenem Ruhm, zu dem er die Reichen und Armen aufgefordert hat, noch nicht völlig an. Wüßte der Reiche nur das, daß er abdorrt und sich mit seinem Geld nicht helfen kann, wie sollte er sich dessen rühmen, daß er erniedrigt wird? Und auch der Arme hat damit noch keinen Grund zum Ruhm. Auch er gleicht der Blume des Grases. Der Ruhm entspringt daraus, daß über dieser Nichtigkeit für uns ein Reich höherer Güter steht, wo der Kranz des Lebens empfangen wird, von dem das folgende Wort redet. Jakobus macht mit diesem ersten Spruch zunächst die Bahn frei zu jenem Ruhm, zu dem er uns anleitet. Er führt einen Schlag gegen den Aberglauben, der das Geld verehrt, damit der Glaube entstehe, der sich Gottes freut. Diese andeutende Weise, die verlangt,

daß wir mit eigenem Nachdenken die Bahn weiter verfolgen, auf die der Brief uns stellt, ist den Sprüchen eigen, in denen Jakobus nach dem Vorbild alttestamentlicher Bücher zu Israel spricht.

1, 12: **Selig ist der Mann, der die Versuchung erträgt; denn, nachdem er bewährt geworden ist, wird er den Kranz des Lebens erhalten, den er denen verhieß, die ihn lieben.** Der verwelkenden irdischen Lust stellt Jakobus den anderen Weg gegenüber, der sowohl in seinem Anfang als in seinem Ende jener völlig entgegengesetzt ist. Am Anfang steht nicht das Genießen und Behagen des Reichtums, sondern die Versuchung mit ihrer Gefährlichkeit, ihrem Kampf und ihrer Bitterkeit. Dennoch wer sich der Versuchung unterzieht und in ihr aufrecht bleibt, der ist selig; denn auf die Bewährung, die er dadurch empfangen hat, folgt das Leben. Leben, nicht verwelken, ist das Ende dieses Wegs. In dieses eine Wort faßt Jakobus Gottes ganze Zusage. Solange wir noch der Blume des Grases gleichen, ist das Leben für uns noch nicht erschienen. Jakobus sieht es aber mit einer lebendigen Hoffnung vor sich; denn es wird als Kranz, als Zeichen und Lohn des Siegs denen geschenkt, die Gott lieben. Auch das steht wieder in einem deutlichen Gegensatz zum vorangehenden Spruch. Wer sich durch das Geld blenden läßt, schätzt und ehrt andere Dinge mehr als Gott. Wer aber Gott wert hält und höher achtet als alles übrige, der hat Gottes Versprechen für sich, daß er leben wird. Würden wir Jakobus fragen: wo hat Gott versprochen, daß wir leben werden? dann würde er nicht nur auf Worte der Schrift, sondern auch auf die Auferstehung Jesu hinzeigen, die die Zusage Gottes in sich schließt, daß leben soll, wer ihn in Ehren hält. Nun ist das erste Wort des Briefs vollends deutlich geworden und wir sehen, warum Jakobus jeden Kampf und jedes Opfer für lauter Freude halten kann. Er hat zuerst an die kräftigende Wirkung erinnert, die die Versuchung auf unseren inwendigen Menschen ausübt. Nun läßt er unseren Blick noch weiter reichen zu dem, was die Zukunft für uns aufbewahrt, und zeigt uns dort den Aufgang des wahrhaften Lebens. Weil dieses der Kranz ist, mit dem Gott den schmückt, der die Versuchung bestanden hat, wird unser ganzes irdisches Leben zu einem Freudentag.

1, 13—16: **Keiner sage, wenn er versucht wird: Ich werde von Gott versucht. Denn Gott wird nicht vom Bösen versucht und versucht selbst niemand, sondern jeder wird versucht, wenn er von der eigenen Begierde hervorgelockt und geködert wird. Hernach, wenn die Begierde empfangen hat, zeugt sie Sünde; die Sünde aber gebiert, wenn sie vollendet ist, Tod. Irret nicht, meine geliebten Brüder.** Jakobus hat bisher mit gläubigem Mut von der Versuchung gesprochen und gesagt, daß sie wohl zu ertragen und zu besiegen sei. Damit aber seine Verheißung für uns Geltung habe, müssen wir uns vor der Versündigung hüten, zu der uns die Versuchung reizt. Die schweren Zeiten, in denen wir uns erproben müssen, werden uns dann gefährlich, wenn uns der helle, reine Blick zu Gott verloren geht und Murren und Unwille gegen ihn in uns entsteht. Es scheint uns leicht, Gott sei unser

Widersacher, der uns die Steine in den Weg lege, über die wir straucheln, und unseren Gang uns schwer und gefährlich mache, umringt von den vielen Reizungen zum Bösen. Ein solcher Vorwurf gegen Gott ist das Gegenteil des Glaubens. Wenn er sich im Herzen festsetzt, ist die Versuchung nicht mehr Freude und führt auch nicht zur Bewährung, sondern zur Entheiligung des göttlichen Namens. Jakobus erinnert uns zuerst an Gottes heilige Art, die von allem Bösen vollständig geschieden ist. Wer andere zum Bösen reizt, ist selbst für das Böse zugänglich. Gott aber ist von allem Bösen ganz geschieden und treibt auch uns nie zum Bösen an. Wird uns der Blick zu Gott dunkel, dann wird unser Auge auch für das blind, was in uns geschieht. Wir beschuldigen Gott und entschuldigen uns, schelten Gott als unseren Feind und loben und pflegen den wirklichen Feind, der uns ums Leben bringt. Unser Widersacher, durch den wir fallen, ist die Begehrung, die in uns selbst entsteht.

Sie hebt sich empor vor unserem inneren Auge als lockende Macht, die uns einen Köder hinhält. Das ist der versuchliche, entscheidungsreiche Augenblick. Die Lust ist unsere eigene Lust und doch in gewissem Sinn uns noch fremd, noch nicht umschlossen von unserem Willen und aufgenommen in den Kern unserer Person. Sie steht vor uns als ein Gebilde, das wir selbst hervorgebracht haben, nun aber beschauen, ob wir es billigen oder verwerfen, ob wir es an uns ziehen oder wegstoßen. Lassen wir uns von der Lust erfassen, so daß wir ihr entgegengehen und unseren Willen an sie hingeben, dann empfängt sie. Dann ist sie befruchtet, von uns selbst kräftig und wirksam gemacht und das, was sie hervorbringt, ist nun Sünde, die verwerfliche Tat, die uns schuldig macht.

Die Begierde, die sich erst in unserem Auge spiegelt als lockende Macht, heißt Jakobus noch nicht Sünde, obwohl auch sie nicht unschuldig und rein, sondern eine böse Äußerung unserer verwerflichen Art ist. Aber mit dem Wort Sünde nennt er hier das, was unsere eigene persönliche Tat ist. Die Verfehlungen, die wir uns als unsere eigene Schuld zumessen müssen, entspringen daraus, daß wir mit unserer Begierde eins werden und sie zu unserem Willen machen, wodurch wir ihr die Macht über uns gewähren und ihr dazu verhelfen, daß sie ihr Ziel erreicht. So geschieht Sünde und diese wird nun die Mutter einer neuen Frucht. Aus ihr erwächst, wenn sie fertig wird und ihr nichts widersteht, was sie hindert und heilt, der Tod. Begierde, Sünde, Tod, das ist die Reihe von Wirkungen, die wir selbst hervorbringen. Das sind nicht Gottes Werke, sondern unsere eigenen Schöpfungen. Sonst wird im Neuen Testament, namentlich von Paulus, betont, daß wir auch mit unserem Fall und unseren Sünden der Macht Gottes nicht entrinnen, daß seine Hand uns hält und formt auch bei unserem Sündigen, daß sein Gericht unser Herz verhärtet, wenn wir ihm widerstehen, und uns dahingibt in die Gewalt unserer Begierden, vgl. Röm. 1, 24; 9, 18. Beide Sätze der Schrift müssen zusammengefaßt werden und ordnen miteinander unser Verhalten gegen Gott. Wir dürfen nichts in unserem Leben von Gottes Regierung und Wirkung ausnehmen, auch unsere Sünde nicht mit all der Zerrüttung, die sich aus ihr ergibt.

Wir haben im Blick auf sie den Ernst Gottes in Furcht und Beugung zu ehren, der uns unserer Bosheit anheimgibt, daß wir sie haben müssen. Darum wird uns auch gesagt, daß Gott uns in die Versuchung bringe, weil das, was in uns ist, offenbar werden muß. Es ist die Gabe der göttlichen Gnade, die uns Jesus im Gebet bei Gott suchen heißt, daß er uns nicht in die Versuchung führt. Allein auch dann, wenn wir den richterlichen Ernst Gottes anschauen, haben wir darauf zu achten, daß wir keine Flecken auf ihn werfen, sondern ihn in seiner Geschiedenheit von allem Bösen als den Heiligen ehren, und darauf bringt Jakobus. Das Böse, das wir in uns haben, erhielten wir nicht von Gott. Keine Fügung unseres Lebens wäre für uns versuchlich, wenn sich nicht unsere eigene Begierde an ihr entzündete. Immer kommt das Böse aus uns selbst, aus unserer eigenen Lust, der wir die Macht über uns verstatten, und unsere Anklage und Beschuldigung kann sich nur gegen uns selber kehren, niemals aber gegen Gott. Jakobus heißt das einen gefährlichen Irrweg, wenn wir auch das, was wir an uns verwerfen und richten müssen, für Gottes Wirkung ausgeben wollten. Es kommt viel darauf an, daß wir nicht Gott anklagen und uns rühmen, sondern über uns klagen und Gott preisen.

Israel war sehr bereit über Gott zu klagen. Es war ein mürrischer Sinn in das Volk gekommen, wozu seine Gesetzeslehrer es verleitet haben. Es achtete sich selbst für fromm und tat nach seiner Meinung seine Schuldigkeit gegen Gott reichlich; aber Gott tat die seinige nicht, sondern machte seinem Volk den Weg schwer, stellte harte Anforderungen an die, die ihm dienen wollten, half ihnen nicht in ihren Nöten und war schuld, daß es mit Israel nicht besser stand. Woher kam denn die menschliche Art, die uns so viel Sünde und Fall bereitet? War sie nicht Gottes Werk? Jakobus warnt vor solchen Gedanken; sie führen in die Sünde hinein, nicht von ihr weg, leiten uns nicht zu Gott, sondern in die Unbußfertigkeit.

1, 17: **Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben herab vom Vater der Lichter, bei dem keine Veränderung und kein Schatten von einer Wandlung ist.** Gottes Gaben zeigen uns, wie er sich zu uns stellt und was wir von ihm erwarten dürfen. Sie sind gut und vollkommen. Gott gibt nichts Schädliches, auch nichts Halbes mit einer verkürzten Güte, die erlahmt, ehe sie ihr Werk zum Ziel bringt. Alles Gute und Vollkommene ist allein durch ihn uns geschenkt. Wir kehren dagegen die Wahrheit um: am Bösen soll Gott schuld sein; vom Guten legen wir uns selbst die Verdienste bei. Jakobus zeigt uns den wahren Gott, den Geber jeder guten Gabe. Für alles Gute heißt er uns aufwärts blicken und danken, bei allem Bösen einwärts sehen und uns selbst beschuldigen. So teilen wir richtig zwischen dem, was uns zugehört, und dem, was Gottes ist.

Nur Gutes und alles Gute gibt uns Gott; denn er ist der Vater der Lichter. Die Lichter am Himmelszelt braucht Jakobus als Zeichen der Herrlichkeit Gottes, aber auch nur als ihr Zeichen. Von diesen sichtbaren Lichtern, die den Tag und die Nacht regieren, steigt sein Gedanke zu den unsichtbaren Lichtern empor, die Gottes Thron umgeben, zu den reinen, herrlichen Geistern,

in denen Gottes Herrlichkeit in ihrer höchsten Fülle erscheint und sein Licht offenbar wird. Darum nennt er ihn den Vater der Lichter, nicht nur ihren Schöpfer. Denn diese Lichter sind voll Leben und Gottes Verhältnis zu ihnen ist väterlich. Sie tun in der Herrlichkeit ihres Wesens kund, was Gott gibt, daß nur Gutes und Vollkommenes von ihm ausgeht und Böses nicht zu seinen Werken zählt. Der Gott, der den Himmel geschaffen hat mit der Fülle seiner Lichter, schafft auch auf Erden nicht Finsternis, Sünde und Tod. Denn er wandelt sich nicht, während uns der sichtbare Himmel Veränderungen, Wandlungen und Verfinsterungen zeigt. Seine Lichter gehen auf und unter, verändern ihren Ort und verlieren dadurch ihr Licht. Darum bleibt der sichtbare Himmel noch weit hinter Gottes Größe zurück und macht seine Herrlichkeit nur in einem schwachen Abbild sichtbar. All das hat keine Ähnlichkeit in Gott. „Er ist Licht und ist keine Finsternis in ihm", 1 Joh. 1, 5, und aus diesem ungetrübten Glanze strömen uns die guten und vollkommenen Gaben ohne Wechsel zu.

Wir haben an uns selbst Gottes Güte erfahren. Denn er ist nicht nur der Vater der himmlischen Lichter, sondern ist auch unser Vater geworden. 1, 18: **Weil er wollte, hat er uns durch das Wort der Wahrheit geboren, damit wir in gewissem Maß der Erstling der von ihm Geschaffenen seien.** Er selbst hat uns das Leben gegeben, hat es uns eingepflanzt, hat es gepflegt und behütet, bis es Kraft und Bestand in uns gewann, so daß wir seine Kinder sind, die er für seine Gemeinschaft geschaffen hat. Das gab uns noch nicht die natürliche Geburt, sondern eine neue, höhere Lebensmacht, das Wort, das Gott in uns hineinlegte, damit es uns bewege und regiere und die Wurzel unseres Denkens vnd Wollens sei. Dieses Wort, das in uns lebt, das stammt von oben; es ist das Göttliche in uns, wodurch Gott in uns wirksam ist, uns seinem Willen gehorsam macht und uns in die Gemeinschaft mit ihm versetzt, durch die wir seine Kinder sind. Dieses Wort ist das, was uns vor Gott in Ewigkeit lebendig macht. Das vermag es uns deshalb zu geben, weil es Wahrheit ist. Die Wahrheit zerbricht nicht; darum erscheint uns das Leben durch sie. Das Wort, durch das sich Gott uns kundtut und uns zu ihm beruft, ist wahr. Darum besteht darin, daß wir es empfangen, unsere Geburt und darin, daß wir es besitzen, unser Leben.

Wie kam es zu uns? Gott wollte es so. Es ist seine eigene Gnade allein, die uns das verliehen hat. Wir haben uns das Wort nicht selbst erworben; es kommt zu uns, faßt uns, geht ein in uns und füllt unser Herz. Gott selbst sendet es nach seinem eigenen gnädigen Willen und wir können ihm nur danken und uns anbetend vor seiner Güte beugen, die uns den Besitz seines Worts verliehen hat. Oben hat uns Jakobus gesagt: der Kranz des Lebens ist euch verheißen; hier sagt er uns: nicht erst einst, wenn Gottes Herrschaft vollkommen erscheint, werdet ihr das Leben haben; ihr habt es aus Gott empfangen; es ist schon jetzt euer Eigentum. Denn ihr habt das Wort, und wer das Wort der Wahrheit in sich hat, verdirbt nimmermehr.

Ein solches Wort, das Wahrheit war, war schon Israel gegeben, ein Wort, das ihm den wahrhaftigen Gott verkündigte und seinen Willen in Wahrheit

auslegte. Wen dieses Wort zur Liebe führte, von dem hat Jesus gesagt, daß er ein Kind Gottes geworden sei, Matth. 5, 45. Nun ist aber Israel das göttliche Wort nochmals durch Jesus und seine Boten verkündigt worden und das echte Israel, das ein offenes Ohr für Gottes Wort besaß, hatte es angenommen. Da kann Jakobus vollends mit tiefer Verwunderung über Gottes herrliche Güte ausrufen: durch das Wort der Wahrheit hat er uns geboren nach seinem Willen.

Damit ist uns ein großer Vorzug gegeben; denn damit sind wir gleichsam die Erstlingsfrucht auf Gottes großem Feld. Alles, was Geschöpf Gottes ist, ist dazu gemacht, damit es ein Zeugnis seiner Güte und ein Spiegel seiner Herrlichkeit sei. Dieses Ziel ist durch das Wort der Wahrheit an uns erfüllt. Wie auf der Feldflur Israels die erste Frucht für Gott reif wurde, weshalb sie auf den Altar kam, so sind Gottes Kinder unter allen ausgesondert, gehören ihm, dienen ihm, sind ihm geheiligt als das Volk seines Eigentums. Das ist die Würde und Ehre der Gemeinde Gottes in der Welt. Es liegt eine reiche Hoffnung in diesem Wort, die weit größer ist als das, was jetzt schon in der Gemeinde durch das Wort geschaffen ist. Am Ende der göttlichen Wege gelangt nicht nur der kleine Kreis derer, die jetzt das Wort der Wahrheit kennen, sondern die Schöpfung zur Freiheit und Herrlichkeit. Dieses Ziel ist mit dem, was wir jetzt als Gottes gute und vollkommene Gabe erlangt haben, noch nicht erfüllt. Und doch ist das, was für das Ganze der Menschheit noch in der Ferne liegt, für uns schon zur Gegenwart geworden. Wir kennen Gott, haben ihn zum Vater, haben seine Gabe in uns und sind zum Leben gekommen. Wir sind nicht mehr nur auf die Hoffnung verwiesen, sondern haben im Wort eine vollkommene Gabe von oben bei uns. Wo bleibt da das Murren gegen Gott?

Der Christenweg öffnet sich durch diese Worte hoch und groß vor uns: wir dürfen die Versuchung willkommen heißen, da wir durch sie bewährt werden; Gottes Leitung ist bei uns, wenn wir mit gläubigem Bitten Weisheit suchen; weder die Armut noch der Reichtum kann uns verwirren; denn unser Ruhm entsteht nicht aus unserem Geld und sein Verlust macht uns froh, nicht betrübt; Gott steht als der gute in Vollkommenheit vor uns; gegen ihn haben wir keine Klage im Herzen; wohl aber kennen und richten wir die Verderblichkeit unserer eigenen Begehrung; mit dem Wort der Wahrheit hat uns Gott ins Leben versetzt und wir stehen vor dem unausdenklichen Geheimnis, daß wir Gottes Kinder sind. So reich ist die Botschaft von Gottes Gnade in unserem Brief.

1, 19—27.

Wie man das Wort hören soll.

Während uns im Wort die größte Gabe Gottes verliehen ist, weil uns Gott durch sein Wort lebendig macht und für ihn heiligt, schätzen wir das Wort gering und verfehlen uns mannigfach an ihm. Darum gibt uns Jakobus

Anleitung, wie wir es hören sollen. 1, 19: **Ihr wißt es, meine geliebten Brüder. Es sei aber jeder Mensch rasch zum Hören, langsam zum Reden, langsam zum Zorn.** Nicht davon will Jakobus sprechen, wie herrlich Gottes Gabe ist, die uns an der Wahrheit Anteil gibt und sein Wort in uns pflanzt. Vom Vorzug derer, die Gott kennen und zu seiner Gemeinde geheiligt sind, war in Israel und in der Christenheit viel die Rede. Das steht im Blick aller und wird laut gepriesen. Jakobus will deshalb von der Pflicht reden, die uns die Gegenwart des Worts bei uns auferlegt, und von unserer Unart, durch die wir uns an ihm versündigen. Das erste Übel ist, daß wir zum Hören träg und unwillig sind und statt zu hören selbst reden und mit unserem Gerede das Wort begraben oder uns gegen das Wort zornig erregen und es wegwerfen. Der Spruch, den uns Jakobus gibt, ist eine gute Regel für jede Lage, in die wir kommen, auch für den Umgang mit den Menschen. Er sieht aber dabei vor allem darauf, wie wir das göttliche Wort behandeln. Über dem Geräusch unseres vielen Redens verlieren wir die aufmerksame Achtsamkeit auf das, was das Wort uns in unserer besonderen Lage zu sagen hat. Die ernste Aufgabe, zu ermessen, was das göttliche Wort uns zeigen und geben will, durchzieht unser ganzes Christenleben. Aber wir sind rasch fertig mit dem Hören, sind alsbald klug und weise und fahren mit unserer eigenen Rede los und das göttliche Wort wird begraben unter unserem Geschwätz. Wenn Jakobus in der Synagoge das Wort der Wahrheit sprach, gab es alsbald großen Lärm und die Disputation begann mit ihrem Streit für und wider das Wort und das Wort blieb ungehört. In derselben Gefahr steht auch jede christliche Gemeinde. Jeder sagt seine Meinung, verficht seine Überzeugung und gibt seinen Rat; damit wird zugedeckt, was das göttliche Wort uns sagt und der göttliche Wille verlangt. Mit den vielen Worten entsteht zugleich der Zorn; denn das Wort trifft mit seiner beugenden und reinigenden Kraft den Menschen inwendig. Er hört es nur, wenn er in die Demut tritt und sich weisen läßt. Entbrennt er zum Zorn, so hat er kein Ohr mehr. Der Zornige ist voll von seinem eigenen Recht und seiner eigenen Stärke und nimmt das Wort nicht mehr an.

1, 20: **Denn der Zorn des Manns vollbringt Gottes Gerechtigkeit nicht.** Als der Verteidiger und Schirmer des Rechts erhebt sich der Zornige in seinem Eifer und eilt zur Tat, die große Folgen haben kann. Aber was er anrichtet, ist nicht Gerechtigkeit. Er selber meint zwar, er habe recht und das, was er tue, sei Gerechtigkeit; aber es ist nicht die Gerechtigkeit Gottes, nicht das, was Gott als gerecht anordnet und verlangt. Das Urteil des Zornigen und Gottes Urteil über das, was Gerechtigkeit sei, liegen weit auseinander. Der Mann geht in seinem Zorn seinen eigenen Weg, nicht Gottes Weg, tut seinen eigenen Willen, nicht Gottes Willen, und wenn er aus seinem Zorn erwacht, muß er sich gestehen, daß er unrecht tat. Er fühlt sich dabei als Mann und bäumt sich auf in männlichem Stolz; Jakobus aber heißt uns aufwärts blicken zur Gerechtigkeit Gottes. Nur wer ihr dient und so handelt, daß das, was vor Gott recht ist, daraus entsteht, erspart sich zuletzt die Scham

und Reue. Dazu führt uns aber nicht der Zorn, sondern das stille Hören des Wortes.

1, 21: **Darum legt jeden Schmutz und Überschuß der Bosheit ab und nehmt mit Sanftmut das euch eingepflanzte Wort an, das eure Seelen zu retten vermag.** Darum, weil uns der Zorn mit Gott in Zwiespalt bringt, sollen wir uns dem Wort mit Sanftmut unterwerfen, mit jenem gelassenen Sinn, der das helle Licht der Wahrheit auch mit ihrer strafenden Kraft erträgt und die Eigenliebe und Eitelkeit opfert. Jakobus heißt das Wort das eingepflanzte und ermuntert uns dadurch, es aufzunehmen, weil es uns nahe und faßlich ist. Das Wort kommt zu uns nicht durch unser Verdienst. Gott hat es uns gebracht, nicht nur an unser Ohr, sondern auch in unser Herz, daß es uns ergriffen hat mit der Macht seiner Wahrheit und Heilsamkeit. Würden wir aber das Wort, das uns ergriffen hat, nicht auch unsererseits ergreifen, so wäre es zwar durch Gottes Gabe in uns, aber gegen unseren Willen, und bliebe aus dem Kern unseres Lebens hinausgedrängt. Nehmen wir es an, so haben wir selbst es als unseren wirklichen Besitz. Wie unsere eigene Begierde vor uns erscheint und uns lockt, daß wir sie bei uns aufnehmen, so steht auch das von Gott uns eingepflanzte Wort vor uns und spricht zu uns, damit wir es bei uns einlassen. Weisen wir es ab, dann entsteht das geteilte Herz und die doppelte Seele, wie sie Jakobus 1, 6 beschrieben hat, die die Wahrheit umsonst besitzt.

Um das Wort aufzunehmen, müssen wir an uns den Schmutz beseitigen. Denn das Wort ist rein und macht rein und streitet gegen alles, was uns beschmutzt. Wir haben aber beständig für unser inwendiges Leben etwas Ähnliches nötig wie das, was unser Leib täglich wieder bedarf, weil sich auch inwendig solches an uns anhängt, was uns befleckt, und das muß ebenso ernstlich abgetan werden wie das, was sich unserem Leib anhängt. Schmutz und Bosheit gehören zusammen und beide müssen weichen, wenn das Wort bei uns einkehren soll. Von der Bosheit sagt Jakobus, sie sei im Menschen in überschüssiger Reichlichkeit da. Sie strömt immer wieder aus uns heraus; eben das gibt der Mahnung Kraft und Wichtigkeit: tut sie ab!

Mit dem Wort nehmen wir dagegen den Retter unserer Seelen in uns auf. Von der Seele spricht Jakobus als vom Herd und Ort des Lebens. Sie trifft der Tod mit seiner zerstörenden Macht und in ihr blüht wiederum das Leben auf. Weil unser Weg zwischen Tod und Leben durchgeht und sich nach beiden Seiten hin wenden kann, darum bedarf unsere Seele eines Retters und er ist für uns mit dem Wort vorhanden, das die Macht hat, uns das Leben zu geben. Auch Jakobus spricht mit der ganzen Schrift: Glaube nur! Denn wo Gottes Wort ist, da ist die Errettung der Seele ins ewige Leben; das Wort wird aber durch Glauben erfaßt. Nur sind wir noch nicht die rechten Hörer, wenn wir bloß Hörer sind.

1, 22: **Werdet aber Täter des Wortes und nicht bloß Hörer, wodurch ihr euch selbst betrügt.** Nachdem Jakobus dem Wort den höchsten Preis gegeben und uns zum Hören gemahnt hat als zum Mittel, wodurch wir unsere Seelen retten, kann niemand mehr zur Geringschätzung des Wortes bewogen

werden, wenn er nun von der Tat spricht und von ihrer heiligen Notwendigkeit. Vielmehr deswegen, damit das Wort nicht von uns verachtet und verworfen werde, sondern sein Ziel in uns erreiche und seine Frucht in uns schaffe, deswegen läßt er uns nicht mit unserem Hören zufrieden sein. Er heißt es einen Selbstbetrug, wenn wir uns in unserem Hören gefallen und uns deswegen fromm dünken und doch das Wort nicht tun. Diesen Selbstbetrug hat uns auch Jesus dargestellt im Bild jenes Toren, der ein Haus zu haben meinte, während es ihm doch in der Wasserflut zusammenbrach, weil er es auf Sand gesetzt hatte, Matth. 7, 26. Das Wort, das wir hören, ist freilich für uns die größte Gabe; es ist von Gott, ist Wahrheit, ist Leben. Allein das alles haben wir nur dann, wenn wir ihm mit redlichem Gehorsam untertan werden. Sonst macht uns das Wort schuldig und wird gegen uns zur Anklage, weil wir es gekannt und ihm doch widerstrebt und es verachtet haben. Würden wir es ehren und glauben und lieben, so täten wir es.

1, 23. 24: **Denn wenn einer ein Hörer des Wortes und nicht ein Täter ist, der gleicht einem Mann, der sein natürliches Gesicht im Spiegel betrachtet. Denn er hat sich selbst betrachtet und ist weggegangen und vergaß sofort, wie er war.** Öffnen wir dem Wort nur unser Ohr, nicht mehr, dann gleichen wir dem, der einen Blick in den Spiegel wirft. Dadurch steht für einen Augenblick unser Antlitz in heller Deutlichkeit vor uns; wenden wir uns ab, so verschwindet das Bild sofort wieder und wir können es auch in der Erinnerung nicht deutlich festhalten. Das Wort tut uns für unser inwendiges Wesen denselben Dienst, wie ihn uns der Spiegel für unser Gesicht tut, das uns angeboren ist. Es macht uns mit uns selbst bekannt und stellt uns unser Bild vor unseren Blick. Es zeigt uns, was unsere Sünde und unsere Gerechtigkeit ist, was uns fehlt und was uns durch Gottes Gnade gegeben ist. Das sollte uns doch fassen und bewegen. Aber dem, der das Wort nur hört, geht es genau so wie dem, der in den Spiegel blickt. Nur für einen Augenblick steht sein Bild vor ihm. Dann läßt er wieder alles versinken und verschwinden. Er wird durch das Wort unterwiesen, wie es mit ihm steht, rührt sich aber stumpf und unbeweglich nicht von seinem Fleck und handelt in der alten Verblendung über sich selbst als ein Tor, der nicht weiß, was ihm schadet und was ihm hilft, und den man nicht aus seinem Schlaf erwecken kann.

Das Gleichnis, das uns Jakobus hier gibt, will uns nicht nur zeigen, wie flüchtig und nichtig ein solches Aufnehmen des Wortes ist, sondern uns zugleich fühlbar machen, wie widersinnig und unglaublich verkehrt eine solche Behandlung des Wortes ist. Wir vergessen uns selbst, nicht entlegene Dinge, die uns nicht ernsthaft berühren; nein, von uns selbst handelt das Wort, von unserem Tod und Leben, von unserer Sünde und unserer Gerechtigkeit, von unserem Gott und unserem Herrn, von dem, was unsere ganze Existenz beherrscht und durchdringt. Das sollte uns doch fassen und bewegen; wir aber sehen vergebens in den Spiegel, den uns Gott gegeben hat, und lassen uns in unserer Verblendung nicht stören und verbergen uns, was wir geworden sind und was weiter aus uns werden wird.

Bei diesem Spruch des Jakobus bleibt es auch dann, wenn wir so eifrig zuhören, daß wir gern davon reden und gern darüber nachdenken und unser Vergnügen darin haben, in unserem Geist das Wort zu bewegen und es uns klar zu machen, vielleicht ein ganzes System von Erkenntnissen daraus zu bilden und sie fleißig zu predigen und zu verteidigen. So sind wir immer erst Hörer, und solange wir bloß Hörer sind, sind wir auch vergeßliche Hörer. So vergessen wir das Wort gerade dann, wenn wir es am hellsten und kräftigsten bei uns haben sollten, dann, wenn wir handeln. Dann sind es andere Dinge, die uns innerlich erfüllen und unsere Begehrung erregen und unser Urteil regieren. Das Wort dagegen muß dann auf die Seite stehen, als wäre es uns unbekannt. Nur der Täter des Wortes hört es wirklich so, daß er es nicht vergißt.

Wie sollen wir es denn machen? 1,25: **Wer sich aber zum vollständigen Gesetz, dem der Freiheit, herabbeugt und dabei bleibt und nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Täter des Werkes wird, der wird durch sein Tun selig sein.** Mit dem Wort ist uns unser Gesetz gegeben; denn es spricht als ein heiliges, göttliches Gebot zu uns, das uns binden und führen will. Dann erst haben wir das Wort recht besehen und erfaßt, wenn wir darin Gottes Gesetz erkannt haben. Wer aber im Wort das Gesetz erfaßt, den führt es zum Werk. Zwei Dinge fügt Jakobus bei: wir sollen das vollständige Gesetz ins Auge fassen, nicht nur ein Stückwerk von Geboten, das wir uns nach unserem eigenen Gutdünken zurechtmachen. Er heißt uns den ganzen, vollkommenen Willen Gottes anschauen; nur durch diesen finden wir das vollständige Werk, V. 3, und werden wirklich Täter des Wortes. Sodann heißt er uns Gottes Gesetz nicht fürchten, als wäre es ein lastendes Joch, da es uns vielmehr als Weg zur Freiheit gegeben ist. Solange wir das Gesetz einen harten Herrn schelten, dem wir uns nur gezwungen und widerwillig untergeben, ist unser Gehorsam nicht echt und ganz.

Jakobus schaut auf den Mangel, der Israels Gottesdienst verdarb. Es beschäftigte sich eifrig mit dem Gesetz, aber nicht mit dem vollkommenen Gesetz, sondern mit Kleinigkeiten, durch die es sich schmücken wollte, während es die Hauptsache im Gesetz zur Erde fallen ließ. So wurde ihm auch das Gesetz nicht zur Pforte in die Freiheit, sondern lag als ein mühseliges Joch auf ihm, dem es sich unwillig entzog. Kann uns aber das Gesetz Freiheit bereiten? Es scheint ja, als ständen das Gesetz und die Freiheit hart widereinander. Sowie aber sein Gebot so von uns aufgenommen wird, daß wir ihm gehorchen und es tun, dann bereitet uns das Gesetz die Freiheit. Denn es wird dann unser eigener Trieb und Wunsch, die Lust und Freude unserer Seele, so daß wir Gott gern und willig dienen, und nun nimmt es uns die Ketten ab, die uns sonst zur Ohnmacht binden. Dienen wir Gottes Willen mit fröhlichem Herzen, so sind wir über alle Mächte emporgehoben, die uns verderben. Sünde, Tod, Welt, Teufel, dem allem sind wir entronnen, sowie wir Gottes Gesetz untertan geworden sind. So kann uns keine Furcht mehr knechten, keine Gefahr mehr schaden. Gott ist mit uns und wir stehen als die Freien da.

Wer das Gesetz in seiner wahren und heilsamen Gestalt erfaßt und dabei bleibt, der gehorcht dem göttlichen Gesetz nicht umsonst. Es erwächst uns aus unserem Gehorsam eine reiche Frucht, die macht, daß wir selig sind. Es ist die eine und selbe Gnade Gottes, die unseren Glauben erhört und unser Werk für uns zum Mittel unserer Seligkeit macht. So wenig Gott uns vergeblich auf ihn trauen läßt, so wenig läßt er uns ihm vergeblich dienen. Unser Glaube bleibt nicht unerhört und unser Werk nicht unvergolten. Dieselbe Gnade Gottes tut beides und sie ist nicht geringer, sondern ebenso groß und gnädig, wenn sie unsere Tat mit ihren guten Gaben vergilt, wie wenn sie unserem Glauben zur Erfüllung hilft. Paulus hält Gottes Gesetz an unsere Sünde hin; da tritt seine heilige Erhabenheit und Macht hervor. An unserer Sünde wird es zur unüberwindlichen Mauer zwischen uns und Gott, zum Urteil, das wider uns steht, zur Waffe in der Hand der Sünde, mit der sie uns den Tod bewirkt. Jakobus hält Gottes Gesetz an unseren Gehorsam hin; nun wird uns auch im Gesetz Gottes Freundlichkeit sichtbar, weil es uns zum Dienst Gottes lockt und treibt. So wird es unser bester Freund, unser heilsamer Führer, an dessen Hand allein die Freiheit von uns gefunden wird.

Denen, die Gott mit der Tat dienen wollen, gibt Jakobus noch eine weitere Mahnung, weil sich auch in unseren Gottesdienst viel Verderbnis eindrängt. Wir heißen vieles „Gottesdienst", was es nicht ist, und machen auch aus unserem Gottesdienst ein Mittel der Selbsttäuschung und des Wahns. 1, 26: **Wenn einer meint, er diene Gott, und seine Zunge nicht zügelt, sondern sein Herz betrügt, dessen Gottesdienst ist nichtig.** Den Punkt, den Jakobus hervorhebt, daß wir unser Wort zu regieren haben, halten wir leicht für geringfügig, weil er jeden Tag als unsere unaufhörliche Aufgabe wiederkehrt, während wir uns kindisch ans Ungewöhnliche hängen und dem Außerordentlichen nachlaufen. Jakobus kennt aber den unermeßlichen Schaden, den der zügellose Lauf unserer Worte stiftet, und wo immer sich eine Gemeinde bildet, die es versucht, einträchtig in herzlicher Verbindung zusammenzuleben, da tritt auch diese Schwierigkeit als die Ursache vieler Notstände hervor. Das ungezügelte Reden trennt die Gemüter, stiftet die Zwietracht, erregt die Begierden, verwirrt die Gewissen und erzeugt manche Versündigung.

Wer nicht über seinen Worten wacht, hintergeht sich selbst und verübt gegen sein eigenes Herz einen Betrug dadurch, daß er sich dennoch in seiner Eitelkeit als fromm erscheint, während doch all die bösen, giftigen Dinge, die aus seinem Reden entstehen, aus seinem Leben etwas ganz anderes machen als einen Gottesdienst. Gehört zu diesem auch die Regierung unseres Wortes, dann wird er eine täglich neu uns obliegende Arbeit, mit der wir nie zu Ende kommen und aus der sich nie ein Grund zum selbstgefälligen Ruhm machen läßt.

Es gibt einen Gottesdienst, an dem kein Makel haftet, so daß er Gottes Wohlgefallen hat. 1, 27: **Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist das, für Waisen und Witwen in ihrer Not zu sorgen, sich selbst unbefleckt von der Welt zu bewahren.** Die Gelegenheit fehlt uns nicht, wo wir den Dienst anbringen können, den unsere Liebe Gottes ihm gern

erwiese. Wenn wir den Hilflosen die Hilfe bringen, so bewähren wir uns dadurch als Gottes Diener und erstatten ihm Ehre und Dank. Mögen wir Gott opfern, was wir wollen, alle Zeit, alles Geld, das wir haben, mögen wir seine Herrlichkeit preisen in den schönsten Lobgesängen: wenn daneben die Bedrängten rat- und hilflos dem Kummer und der Entbehrung überlassen sind, so ist unser Gottesdienst bloß Einbildung.

Auch an unserer eigenen Person haben wir einen Gottesdienst zu üben, nämlich uns selber zu bewahren, daß uns die Welt nicht beflecke. Wenn die Weise der Menschen, die Gott nicht achten, auch uns erfaßt und uns ihnen gleichartig macht und die verunreinigenden Begehrlichkeiten in uns entzündet, vielleicht unter lieblichen Namen und doch nur in Nachahmung und unter dem Antrieb dessen, was die Welt erfüllt, auch dann ist unser Gottesdienst eine verlorene Mühe. Das kann nicht der rechte Gottesdienst sein, bei dem wir uns selbst im Getriebe der Welt verderben.

Für die Witwen sorgen, uns selbst unbefleckt bewahren, nicht das eine oder das andere, sondern beides ist uns aufgetragen. Man hat sich oft in der Kirche in die zwei Hälften dieses Wortes geteilt. Die einen leitet das erste Wort; sie treten deshalb hinaus in die Welt und unternehmen mancherlei, was den Schwachen und Leidenden wohltun wird. Einen anderen bewegt das zweite Wort und er tritt in die Stille und hütet sein Herz, daß es sich nicht mit dem erfülle, wovon die Welt getrieben wird. Aber nicht das halbe, sondern das ganze Wort des Jakobus nennt uns unsere Aufgabe. Auch hier ist das, was uns Jakobus sagt, aus manchen Worten Jesu erwachsen. Dem Schriftgelehrten hat Jesus am Samariter gezeigt, wie man Gott nach seinem Gesetze dient, und am Priester und Leviten, wie man Gottes Gesetz versäumt. Er hat jede Gabe auf dem Altar für wertlos erklärt, solange uns Unrecht das wir nicht abstellten, vom Bruder trennt. Er hat die Sorge Israels um die Reinigung von der Schüssel abgezogen und nach innen gewandt zu dem, was wirklich befleckt. Jesu Wort hat Jakobus von der Heuchelei des leeren Gottesdienstes frei gemacht.

2, 1—13.

Die Gerechtigkeit gegen die Armen.

Gottesdienst hieß es Jakobus, daß wir uns der Hilflosen annehmen. Wie schwer machen wir aber den Armen das Leben durch die stete Verachtung, die auf sie fällt. Darum macht uns Jakobus deutlich, daß sich das ungerechte Urteil über die Armen und Reichen und der Glaube an Jesus nicht miteinander vertragen. 2, 1—4: **Meine Brüder, habt den Glauben an unseren Herrn Jesus, den Christus der Herrlichkeit, nicht zusammen mit ungerechter Gunst. Denn wenn ein Mann mit goldenen Ringen in einem glänzenden Kleid in eure Versammlung tritt und auch ein Armer in einem schmutzigen Kleid eintritt und ihr auf den seht, der das glänzende Kleid trägt, und sagt:**

Setze dich du hierher ehrenvoll! und zum Armen sagt: Stehe du dort oder setze dich unten an meinen Schemel, habt ihr dann nicht den Zweifel bei euch eingelassen und seid zu Richtern geworden, die nach bösen Gedanken urteilen? Ein parteiisches Verfahren, das Gunst und Ungunst ohne Recht und Grund verteilt, den einen erniedrigt, den anderen erhöht, den einen hintansetzt, den anderen bevorzugt, gegen die Wahrheit nach der Willkür der eigenen Lust, wird für die, die an Jesus glauben, zur Sünde. Das Beispiel, das Jakobus gibt, erläutert, was er meint. In die Versammlung kommt ein Mann, dessen Reichtum von weitem an seinen goldenen Ringen und seinem glänzenden Rock sichtbar ist. Er wird aufs freundlichste behandelt und der ehrenvolle Sitz wird ihm zugeteilt. Es kommt ein anderer, dessen schmutziges Kleid ihn als arm kennzeichnet. Eines solchen Menschen wegen gibt niemand seinen Sessel her; mag er nicht stehen, so mag er sich auf den Boden setzen. Warum wird ein solcher Unterschied zwischen beiden gemacht? Nur darum, weil der eine reich ist und der andere arm. Das heißt Jakobus eine bösartige Ungerechtigkeit.

Er wendet sich hier ausdrücklich an die, die an Jesus glauben. Wenn die anderen Juden den Armen roh behandeln und herzlos entehren, so ist das begreiflich; ihr Herz hängt an den Dingen dieser Welt und kennt nichts Besseres als sie. Aber wer an Jesus glaubt, weiß es, daß Geld nicht unser einziges Gut ist, weiß es, daß Gott uns nicht nach unserem Gelde schätzt, weiß es, daß in Jesus Gottes Liebe, Reich und Leben ohne Ansehen der Person erschienen sind, und kann darum den Armen nicht mehr verachten und mißhandeln, als wäre er ein ehrloses Wesen. Deshalb sind die an Jesus Glaubenden berufen, der Schmach und dem Unrecht, das auf den Armen fällt, ein Ende zu machen und es nicht auch an ihrem Teil fortzusetzen und zu mehren. Daß die Jünger Jesu dazu imstande waren, trug wirksam dazu bei, daß ihre Gemeinde wuchs und von der Judenschaft nicht erdrückt werden konnte. Sie war in Jerusalem für viele Arme die hochgeschätzte Zufluchtsstätte, an der sie vor der Entehrung geschützt waren, mit der die anderen alle die Armen beluden. Darum zeigt Jakobus, daß die neue Ordnung des Lebens, die die Christenheit bei sich durchführte, notwendig mit dem Glauben an Jesus verbunden sei, und warnt die Glaubenden davor, daß sie ihre Kraft dadurch schwächen, daß sie die Armen nach dem alten jüdischen Maß verachten.

Hier nennt Jakobus Jesus mit Namen und heißt ihn den Gesalbten der Herrlichkeit. Gott ist es, der ihn uns sandte, der Gott, der die Herrlichkeit ist, wie er die Majestät ist, Hebr. 1, 3. Wer an Jesus glaubt, dankt dem herrlichen Gott, daß er im Christus zu uns kam und uns zu sich gezogen hat. Wenn nun dennoch der Rock und das Geld den Wert der Menschen für uns bestimmen, seid ihr dann nicht, fragt Jakobus, mit euch selbst im Streit? Wir verlassen so den Ort, an den uns der Glaube an Christus stellt, und vergessen die Gaben, die uns mit ihm gegeben sind. Im Glauben an Jesus ehren wir Gott als den, der die Herrlichkeit hat und gibt, und setzen unser Leben in das, was wir bei Jesus finden; trotzdem messen wir die Menschen wieder nach einem ganz anderen Maßstab und teilen ihnen Ehre

und Schande zu, als stände nicht Jesus, der kein Geld besaß, dafür aber die Herrlichkeit Gottes bei sich hat, als unser Herr vor unserem Blick.

Jakobus dringt überall auf das eine, daß wir kein geteiltes Herz haben, daß unser Glaube Ernst sei und uns in allem, was wir tun, leite und erfülle, daß wir nicht hin- und herschwanken, jetzt Christus und dann den goldenen Ring schätzen, jetzt die Armen als mit Gottes Evangelium begnadigt rühmen und dann sie hintansetzen, als wäre jede Erniedrigung ihnen gegenüber erlaubt. Daß wir Ernst machen mit dem, was wir im Glauben erkannt und ergriffen haben, das macht uns zu Tätern des Worts und ist jenes Werk, ohne das unser Glaube eine Lüge und ein totes Ding ist.

Wie im harten Übermut gegen die Armen eine Verleugnung des Christus und Gottes liegt, zu dem wir uns doch mit dem Mund bekennen, so liegt auch ein Unrecht gegen die Menschen darin. Wir machen uns dadurch zu Richtern über sie, die ihren Wert bestimmen und ihre Ehre ihnen zuteilen Aber unser Urteil stammt so nicht aus der Wahrheit und aus gerechten Gründen, sondern aus bösen Gedanken her. Wir nehmen den Maßstab, den wir dazu brauchen, von unseren verkehrten Begierden her.

Nicht dazu leitet uns Jakobus an, daß wir die Reichen schelten und kränken zugunsten der Armen, was dasselbe böse Spiel ergäbe wie vorher, nur in umgekehrter Richtung, auch nicht dazu, daß wir die Unterschiede, die sich in der Stellung der Menschen notwendig ausbilden, künstlich verdecken und hintanhalten, was die Einfalt und Wahrheit unseres Verhaltens zerstören würde. Was Jakobus aus unserem Leben entfernen will, ist nur die unwahre Schmeichelei einerseits, die ungerechte Härte andererseits. Es soll in unserem Verkehr mit den Menschen sichtbar sein, daß uns Gott mehr gilt als das Geld und es uns deshalb wichtiger ist, wie die Menschen sich zu Gott verhalten, als wieviel Geld sie haben.

Darum lenkt Jakobus unseren Blick auf die Gabe Gottes hin, die auf dem Armen ruht. 2, 5—7: **Hört, meine geliebten Brüder: hat nicht Gott die für die Welt Armen erwählt zu solchen, die reich durch den Glauben und Erben der Herrschaft sind, die er denen verhieß, die ihn lieben? Ihr aber habt den Armen geschändet. Üben nicht die Reichen gegen euch Gewalt und zerren nicht sie euch vor die Gerichtshöfe? Lästern nicht sie den guten Namen, der über euch genannt worden ist?** Die für die Welt Armen, die das nicht haben, was die Menschen schätzen und darum in ihrem Urteil nur als arme Leute gelten, hat Gott erwählt, da er ihnen gerade deshalb seine Gnade schenkt, weil sie ihrer bedürftig sind und keine Hilfe, Trost und Gabe haben als ihn, und dadurch hat er sie hoch erhoben und geehrt. Gottes Erwählung macht gläubig, weil sie den, dem Gott sie gibt, zu ihm zieht, so daß er nur auf Gott seine Zuversicht stellt. Der Glaube ist aber der echte Reichtum, weil da, wo Glaube ist, auch Gottes Gabe kommt, weil der Glaube keine leere Hoffnung ist, sondern empfängt, was er glaubt, und Gottes Gnade mit der Fülle ihrer Herrlichkeit zu ihm herabkommen wird. Gottes Erwählung gibt ferner an der Herrschaft teil, durch die Gott sich und seinen Christus

offenbaren wird. Die von ihm Erwählten haben die Verheißung, daß Gott einst königlich für sie handeln und seinen unermeßlich reichen und herrlichen Willen an ihnen vollenden wird. Auch für die Armen wird sich Gottes Herrschaft offenbaren, weil er denen an ihr Anteil gibt, die ihn lieben. Daß wir Gott als den Höchsten und Besten schätzen und in Ehren halten über allem, was sonst existiert, dazu bedürfen wir kein Geld, das uns vielmehr hiebei ernstlich stören und uns eine andere, falsche Liebe ins Herz zaubern kann, die uns den Blick zu Gott verdunkelt, als wäre das Geld mächtiger und wichtiger als Gott. Nun wissen wir, woran Jakobus bei der „Höhe des geringen Bruders" dachte, von der er 1, 9 redete. Wir sollen ihm helfen, sich ihrer zu rühmen, dadurch, daß auch wir in unserem Verkehr mit ihm Gottes Gabe ehren, die ihm verliehen ist.

Während die Verheißung Gottes und der Glaube am Armen uns nichts gelten, übersehen wir am Reichen seine Ungerechtigkeit und seinen Streit mit Gott, als wären das unschuldige Kleinigkeiten. Jakobus erinnert an die böse Macht, die in den Gemeinden Israels das Geld den Reichen gab. Sie übten harten Druck und machten sich mit ihrem Geld die ganze Gemeinde dienstbar. Es war für sie leicht, sich auch die, die als Richter dem Rechte helfen sollten, willfährig zu machen. So wurden die Gerichtshöfe das Mittel, durch das sie jedermann in Schrecken hielten und den, der ihnen zuwider war, vernichteten. Sie waren zugleich die Widersacher Jesu und seiner Gemeinde und benutzten ihre Macht zur Verfolgung der Christenheit. Daran erinnert Jakobus hier die, über die der gute Name genannt worden ist. Das ist der Name des Christus, in den Gottes ganze Verheißung eingeschlossen ist. Sein Name wurde über ihnen angerufen im Gebet, als sie getauft wurden, und sie dürfen sich deshalb nach ihm nennen als ihm gehörig, als seine Knechte und sein Eigentum. Aber derselbe Name, der ihre Hoffnung und ihren Ruhm ausmacht, wurde von jenen Reichen mit Schmach und Lästerung entehrt. Der Nazarener und sein Kreuz waren nicht nach ihrem Sinn. Nicht daß die Glaubenden daraus Haß und Groll schöpfen sollten, ist die Meinung des Jakobus, wohl aber, daß sie die lügnerische und feige Verehrung der Reichen lassen und es im Umgang mit ihnen kundtun sollen, daß der Name Jesu in ihren Augen in der Tat ein herrlicher Name ist, so daß, wer ihn lästert, sich selbst das Urteil spricht.

Jakobus macht hier eine der Ursachen sichtbar, um deren willen Israels Unglaube stark geworden ist und Jesus verworfen hat: es erlag der Verführung des Geldes. Gegen denselben bösen Feind hat auch Jesus gestritten. Deshalb sollen die an Jesus Glaubenden sich nicht auch mit derselben Sünde beflecken und diese Wurzel des Unglaubens nicht immer wieder bei sich hegen, sondern mit der Tat beweisen, daß uns der Anschluß an Jesus von dieser Knechtschaft erlöst. Nur dann sind sie imstande, der vom Geld geknechteten Judenschaft die Hilfe zu bringen und sie vor dem Sturz zu retten. Werten sie dagegen den Reichtum und die Armut in derselben Weise wie die Judenschaft, dann rauben sie ihrer Verkündigung des Christus die Kraft.

2, 8. 9: **Wenn ihr freilich das königliche Gesetz nach dem Spruch: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich, erfüllt, dann tut ihr wohl. Wenn ihr aber ungerechte Gunst erweist, vollbringt ihr Sünde und werdet vom Gesetz als Übertreter überführt.** Jakobus hat zur Wahrheit und Gerechtigkeit im Verkehr mit allen, ob sie arm oder reich seien, gemahnt und verlangt, daß wir bei allen über die äußeren Dinge hinwegsehen und darauf achten, wie sie sich zu Gott verhalten. Die Schrift gibt uns aber noch ein anderes Gebot, das der Liebe. Auch der Reiche ist in das Wort eingeschlossen, das uns zur Liebe gegen unseren Nächsten beruft. Sind wir ihm somit nicht jede Rücksicht, Höflichkeit und Ehrerbietung schuldig? Wenn ich ihm dienstfertig und zuvorkommend meinen eigenen Sitz einräume und ihm jede Gefälligkeit und Ehre erweise, fordert denn nicht das Liebesgebot mich zu solchem Handeln auf? Jakobus stimmt bei: wenn euer Verhalten, sagt er, Gehorsam gegen das Gebot der Liebe ist, dann ist es rein und recht, und er heißt das Liebesgebot das königliche Gesetz, wohl deshalb, weil es dem, der es tut, königliche Ehre und Hoheit gibt. Wer ihm gehorcht, tritt in den Dienst der göttlichen Güte, überbringt den Menschen ihre guten Gaben und wird für sie zum Geber und Helfer nach Gottes gnädiger Art, ein königliches Amt und Geschäft. Aus dieser königlichen Regel dürfen wir nicht fallen, haben bei jedem Schritt ihr gehorsam zu bleiben, so daß alles, was wir den anderen gewähren oder versagen, nach ihr geschieht. Wenn ihr aber, fährt Jakobus fort, den Reichen trotz seiner Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit hoch erhebt, den Armen trotz seines Glaubens und der Gnade Gottes tief erniedrigt, so ist das nicht die Erfüllung des Liebesgebots, sondern das ist Sünde, fertige, zur Tat gewordene Sünde. Diese feige, unsaubere Liebe, die das Recht und die Wahrheit leugnet, darf sich nicht unter den Schirm des Liebesgebotes flüchten; denn diese unreine Güte und Nachgiebigkeit hat böse, eigensüchtige Wurzeln und tut auch den anderen nichts Gutes, sondern Schaden. Dem Armen macht sie den Glauben schwer, weil ihm ja auch von denen, die ihn mit ihm teilen, handgreiflich gezeigt wird, daß der Glaube ihnen für nichts und die Gemeinschaft mit dem Christus für leer gilt. Den Reichen macht sie dagegen in seiner Sünde hart und bestärkt ihn in seiner Unbußfertigkeit. Weil die ungerechte Gunst niemand wohltut, sondern bloß Unheil stiftet, darum ist sie im Gesetz gerade so ernst verboten, wie die Liebe geboten ist. Es stellt uns als Übertreter dar, wenn wir keine bessere Liebe haben als solche Erweisungen einer verdorbenen Gunst. Jakobus läßt nicht zu, daß wir mit der Liebe die Gerechtigkeit austreiben, als wäre die Liebe der Freibrief zum Unrechttun, sondern macht unsere Liebe wahr und gerecht und trifft darin zusammen mit der Regel des Paulus: Die Liebe freut sich nicht an der Ungerechtigkeit, sondern freut sich mit der Wahrheit, 1 Kor. 13, 6. Zerbricht unsere Freundlichkeit und Höflichkeit den Ernst und die Gerechtigkeit, so ist der Name „Liebe" viel zu rein und groß für sie.

Vor der Übertretung sollen wir uns fürchten. Israel hat es aber verlernt, sich vor dem Gesetz zu fürchten, und sich seine Übertretung leicht gemacht, weil es meint, es könne mit dem, was es zur Erfüllung des Gesetzes

tue, seinen Bruch zudecken und reichlich entschuldigen. Es ist aber ein Mißbrauch des Gesetzes, wenn wir mit ihm die Sünde beschönigen und rechtfertigen, statt sie zu richten und zu verwerfen. Das Gesetz ist gegen die Sünde gegeben, um sie zu treffen und zu vernichten, nicht, um sie zu schützen und zu pflegen. 2, 10. 11: **Denn wer das ganze Gesetz hält, aber in einem Stück fällt, ist an allem schuldig geworden. Denn der, der gesagt hat: Du sollst nicht ehebrechen, hat auch gesagt: Du sollst nicht töten. Wenn du zwar nicht ehebrichst, dagegen tötest, so bist du ein Übertreter des Gesetzes geworden.** Jakobus heißt uns die Bedeutung des einzigen Fehltritts ermessen; er ist Bruch des ganzen Gesetzes. Er gibt uns das Größte zu: alle Gebote sollen wir gehalten haben; nun kommt ein einziges, das uns nicht behagt, so daß wir es wegwerfen, und dieser eine Fall bewirkt, daß wir nicht bloß dieses einzelne Gebot, sondern das Gesetz mit allem, was es von uns verlangt, gebrochen haben, so daß es nun als unser Verkläger gegen uns spricht. Das übertretene Gebot ist genau ebenso heilig wie das gehaltene; es ist in derselben Weise Gottes Gebot. Liegt es mir daran, Gottes Willen zu tun, so kann ich keine Auswahl aus seinen Geboten versuchen, kann nicht jenes als verbindlich, dieses als der Übertretung fähig betrachten. Wer ein Gebot zerreißt, bricht nicht nur dieses eine; er verwirft die Gültigkeit und Heiligkeit des Gesetzes, leugnet Gottes Recht und Macht und beginnt den Streit mit ihm. Es ist also Blindheit, wenn wir meinen, mit dem vielen Guten, das wir vollbringen, könnten wir unser Böses leicht entschuldigen. Es gibt für das Böse in der ganzen Welt keine Entschuldigung, am allerwenigsten in Gottes Gesetz. Das Böse ist verdammlich und liegt als Schuld auf uns, von der uns nichts in der Welt erlösen kann. Die verschiedenen Gebote des Gesetzes, wie z. B. das der Liebe und das der Gerechtigkeit, lassen sich nicht voneinander trennen, so daß wir zwar das eine halten müßten, nun aber deshalb das andere übertreten dürften. Das Gesetz wird nur ganz gehalten oder ganz übertreten. Für die Sünde gilt nicht: einmal ist keinmal; hier gilt umgekehrt, daß die eine Sünde unsere ganze Existenz verdirbt und all unser Gutes wertlos macht. Dieser Ernst in der Beurteilung der Sünde verbindet alle Apostel. Wenn Paulus dem Juden bezeugt, daß er mit allen Werken des Gesetzes doch nicht gerechtfertigt werde, warum gelten denn alle Werke des Gesetzes vor Gott nichts? Weil sich neben ihnen in seinem Leben die Übertretung des Gesetzes findet und alle Erfüllung des Gesetzes auch nicht eine einzige Übertretung zu decken und zu rechtfertigen vermag. Das Gute, das wir vollbringen, ist niemals eine Ermächtigung und Erlaubnis zum Sündigen. Das ist derselbe heilige Ernst, wie ihn hier Jakobus in der Zusammenfassung aller Gebote zur unteilbaren Einheit erweist. Das Ziel, dem beide Apostel diese Wahrheit dienstbar machen, ist nach der Art ihrer Predigt verschieden. Paulus erinnert an die Folgen jeder Sünde, damit wir mit Glauben die göttliche Gnade schätzen, die allein unsere Sünde bedeckt und allein uns rechtfertigt. Jakobus heißt uns den Ernst jeder Sünde erwägen, damit wir redlich mit den Menschen umgehen und nicht in heuchlerischer

Eitelkeit uns unserer Liebe rühmen und daraus einen Vorwand zum Unrecht machen, sondern das Gesetz gehorsam ehren in seiner unverletzlichen Majestät.

2, 12: **So redet und so handelt als solche, die einst durch das Gesetz der Freiheit gerichtet werden.** Das ist die rechte Art, das Gesetz zu ehren, daß wir es in allen Dingen vor Augen haben in der Gewißheit, daß es uns unser Los zumessen und unseren Platz vor Gott anweisen wird. Wer wider das Gesetz ist, der wird das Gesetz wider sich haben als eine Macht, die ihn von Gottes Reich ausschließen wird. Wer sich dem Gesetz in Aufrichtigkeit unterworfen hat, der wird durch das Gesetz zum Leben gebracht. Jakobus wiederholt damit das Wort Jesu, das uns sagt, daß auch das kleinste Gebot, falls wir es übertreten, durch Gottes königliche Offenbarung uns um unsere Ehre und Größe bringen und uns klein machen wird, Matth. 5, 19. Eben jetzt, als Jakobus das Gesetz als unseren Herrn beschreibt, den niemand entthronen wird, dessen Spruch mit unerschütterlicher Macht zur Geltung kommen und über unser Geschick entscheiden wird, heißt er es absichtlich nochmals das Gesetz der Freiheit. Er erweckt uns zur Furcht vor Gottes Gebot; aber es liegt ihm daran, daß diese Furcht nicht unrein und undankbar sei, als wäre das Gesetz ein harter Herr und schlimmer Druck. Das Gesetz ist uns zum festen Grund der Freiheit gegeben. Wer nach ihr begehrt, muß das Gesetz ergreifen und nicht fahren lassen, sondern es in seinem Herzen tragen. Gerade dann wird es als das Gesetz der Freiheit an uns offenbar, wenn sein Spruch und Urteil über uns ergeht; dann hebt es die, die ihm gehorcht haben, aus aller Not und Knechtschaft zur Freiheit des ewigen Lebens empor.

2, 13: **Denn das Gericht ist unbarmherzig für den, der die Barmherzigkeit nicht übte. Barmherzigkeit rühmt sich gegen das Gericht.** Wir wissen ganz genau, wann das Gesetz wider uns stehen und uns wie eine feurige Mauer von Gottes Reich ausschließen wird: für die Unbarmherzigen hat es kein Erbarmen. Dasselbe hat uns Jesus gesagt, Matth. 5, 7; 6, 15; 7, 1; 18, 33. Davon ging ja die Rede aus, daß wir die Armen oft mit einer Roheit behandeln, die völlig außer acht läßt, wie Gott sich zu ihnen stellt, und hieran schloß sich die Erörterung über das Liebesgebot, seinen Mißbrauch und seine rechte Erfüllung, an. Diese besteht darin, daß wir barmherzig werden gegen alle, gegen reich und arm, und dies nicht nur in der Rührung unseres Herzens oder in lieblichen Worten, sondern so, daß wir Barmherzigkeit tun. Dann hört das Gesetz auf, eine schreckliche Macht für uns zu sein; vielmehr darf sich die Barmherzigkeit auch im Blick auf das Gericht mit Zuversicht und Freudigkeit rühmen. Sie geht in Gottes Gericht nicht unter, sondern wird von ihm geschützt, erhöht und gekrönt.

Fragen wir nach dem Grund, der der Barmherzigkeit solche Kraft verleiht, so liegt er darin, daß der Spruch: Barmherzigkeit rühmt sich gegen das Gericht, zuerst von Gott selber gilt. Gottes Barmherzigkeit wird nicht gebunden und gefangen von seinem richterlichen Eifer, der das Böse vertilgt, sondern waltet über ihm in herrlicher Freiheit und wendet das Gericht zu unseren Gunsten und macht, daß es uns nicht zum Unheil wird. Weil über

Gottes Gesetz und Gericht seine Barmherzigkeit waltet, darum beschert uns das Gesetz die Freiheit und das Gericht den Kranz des Lebens.

2, 14—26.

Wann der Glaube verdorben ist.

2, 14: **Was nützt das, meine Brüder, wenn jemand sagt, er habe Glauben, dagegen keine Werke hat? Vermag wohl der Glaube ihn zu retten?** Die Majestät des göttlichen Gesetzes und der Ernst des Gerichts, dem wir entgegengehen, und die helle Verheißung, die der Barmherzigkeit gegeben ist, sollten die Macht haben, unseren harten Sinn zu erweichen. Allein wir stärken unsere unbarmherzige Härte durch viele Mittel und eine der schlimmsten Täuschungen, durch die wir uns verführen, bereiten wir uns dadurch, daß wir unseren Glauben rühmen und uns seinetwegen für geborgen achten und damit alle Willigkeit und jeden Fleiß, Gottes Willen zu tun, ersticken. Die Judenschaft hielt sich für gläubig und rühmte sich dessen eifrig; denn sie glaubte an den einigen Gott, während die Heiden in ihrem törichten Wahn über Gott befangen waren. Noch mehr wurde der Glaube in der christlichen Gemeinde gepriesen, weil Jesus seine Jünger durch Glauben an sich gezogen und ihrem Glauben die ewigen Güter zugesagt hat. So hat uns auch Jakobus von der Macht und Gabe des Glaubens Großes gesagt, daß wir uns seinetwegen an der Anfechtung freuen dürfen, daß er uns so beten lehrt, daß unser Bitten uns Gottes Gaben bringt, daß wir durch ihn reich werden und Erben des himmlischen Reichs. Noch mächtiger hat Paulus unter den Heiden den Glauben an Christus gepredigt als die einzige Gerechtigkeit der Sünder, die aber für sie eine vollkommene Gerechtigkeit ist, weil sie uns Anteil an allem gibt, was Christus für uns erworben und geschaffen hat. Seither wurde der Glaube in der Kirche vollends hoch gerühmt und als der Weg zur Seligkeit gepriesen. Und alles Hohe, was von ihm gesagt wurde, war nicht zu hoch, wenn es mit reinem Herzen geschah, das sich in Aufrichtigkeit Gott untergeben hat. Jakobus sieht aber, wie sich die verdrehte Art des Menschen auch hinter dem Ruhm des Glaubens hervortun kann und ihn zu ihrer Decke macht, wodurch uns der Glaube statt zum Segen zum Verderben wird. Darum hebt er einen ernsten Kampf an gegen jene Trägheit und Bosheit, bei der wir sagen, daß wir Glauben haben, aber von Werken, durch die wir gegen den guten Willen Gottes gehorsam sind, nichts wissen und nichts wissen wollen. Von einem solchen Bekenntnis und Ruhm des Glaubens sagt Jakobus, es nütze nichts.

Er redet nicht gegen, sondern für den Glauben, nicht weil der Glaube nutzlos ist, vielmehr gerade dazu, damit er nicht nutzlos sei. Er hat so gut wie alle anderen Apostel von Jesus gelernt, daß im Glauben an ihn Gottes Gnade und Reich uns offen ist. Daß unser Glaube uns wirklich diese Frucht bringe, daran ist ihm gelegen und er will uns den Weg zeigen, wie er

uns wahrhaft zur Rettung dient. Wir berauben uns nämlich seiner Frucht, wenn wir sagen: wir haben Glauben, und uns deswegen das Werk erlassen, wenn uns der Glaube gefällt als ein bequemer Weg, auf dem man Gott leicht und ohne Anstrengung zufrieden mache und nun von allem Gottesdienst in der Wahrheit und in der Tat entbunden sei. Der Glaube, sagt Jakobus, wird dich nicht retten. Ein Mensch, der nichts anderes als gläubig sein will, wird sich samt seinem Glauben draußen finden und Gottes Reich sich verschlossen sehen.

2, 15—17: **Wenn ein Bruder oder eine Schwester keine Kleider hat und die tägliche Nahrung entbehrt und einer von euch ihnen sagte: Geht im Frieden, wärmt euch und sättiget euch, ihr ihnen aber das nicht gebt, was der Leib bedarf, was nützt das? Ebenso ist auch der Glaube, wenn er keine Werke hat, für sich tot.** Wir können uns an der Liebe zu den Menschen klar machen, wie es mit dem Glauben an Gott steht. Wenn wir einen Armen, dem es an Nahrung und Kleidung gebricht, mit lieben, freundlichen Worten abfinden, was nützt das? Gegen den Hunger und die Kälte hilft nur die Tat, die nicht nur von der Kleidung und Speise spricht, sondern sie ihm verschafft. So wird auch der Glaube ohne das Werk zum leeren Wort. Wir können auch an dieser Vergleichung des nutzlosen Glaubens mit der nutzlosen Liebe sehen, wie wenig Jakobus den Glauben schilt. Jenes Wohlwollen, das an der Not der anderen Anteil nimmt, kann etwas Köstliches und Liebliches sein; ja, es ist das Beste, was wir einander schuldig sind und geben können. Was wird aus der Wohltat, wenn kein Wohlwollen in ihr ist, aus der Hilfe, wenn sie nicht einem teilnehmenden Sinn entspringt, der mit dem Schmerz des anderen mitleidet? Nutzlos und schädlich wird das Wohlwollen nur dann, wenn es das Ganze ist, was wir einander gönnen und geben. Es ist uns als Antrieb und Kraft zur Tat verliehen; lassen wir es nicht hiezu ausreifen, sondern im bloßen Geschwätz verklingen, dann freilich haben wir aus dem, was groß, heilig und kräftig ist, etwas Häßliches und Nutzloses gemacht. Wie das Wohlwollen, so ist auch der Glaube eine im Herzen beschlossene Regung, die zunächst im Wort ihren Ausdruck hat. Wir preisen im Glauben Gottes Wahrheit und Gnade, legen uns seine Gaben bei und freuen uns der Kindschaft in seinem Haus. Das sind richtige Erkenntnisse und Empfindungen des Herzens, durch die wir sehen, wie Gott sich zu uns hält; das ist ein Licht, das uns inwendig von oben her aufgegangen ist und mit Recht unsere Zunge bewegt, daß wir von Gott und seiner Gnade reden, sie bekennen und rühmen. Sind aber, fragt Jakobus, Worte das Ganze, was daraus erwachsen soll? Darin liegt der Antrieb und die Kraft zum Werk. Wenn wir aber, obwohl wir glauben, dennoch zum Werk nicht willig sind, dann ist unser Glaube tot, genau ebenso, wie jenes Mitleiden mit dem Armen, das ihn mit Worten speist, etwas Totes ist.

Wie vom Leichnam jede Regung und Wirksamkeit gewichen ist, so daß er in Ohnmacht gebunden nur noch das Schattenbild des lebendigen Leibes darstellt, so ist der tote Glaube abgeschnitten von jeglicher Frucht und Kraft,

unfähig, die Quelle irgend einer heilsamen Wirkung und Änderung zu sein, nur ein Schattenbild von dem, was er sein könnte, wenn er Leben in sich hätte. Jeden Glauben, wie er sei, heißt Jakobus für sich allein, wenn er vom Werk abgesondert ist, tot. Mag er noch so reich an fester Überzeugung, hellen Erkenntnissen, warmen Gefühlen sein: wollen wir Gott nur Glauben erzeigen, nichts mehr, wollen wir nichts tun, vielmehr unser Werk ihm vorenthalten und nicht unter sein Gebot und Wort stellen, dann wird unser Glaube uns so wenig selig machen, als ein Leichnam stehen, gehen und reden kann.

Damit fällt nicht der leiseste Schatten auf die Fülle und Größe der göttlichen Gnade. Die Spitze dieses Worts kehrt sich lediglich gegen unsere Heuchelei, die nicht tun mag, was uns zu tun befohlen ist, und dadurch vollends bösartig wird, daß wir unsere Trägheit und Bosheit erst noch mit dem Glauben verbinden und durch den Glauben rechtfertigen und sagen, wir hätten ja Glauben, das sei genug. Was Jakobus hier sagt, gleicht den vorangehenden Sprüchen genau. Denen, die mit den vielen Geboten Gottes, die sie erfüllt haben, ihre Sünde entschuldigen wollen, sagte er: eure ganze Erfüllung des Gesetzes ist nichts; die eine Sünde macht euch an allem schuldig. Denen, die sich damit decken wollen, daß sie Hörer des Worts sind, hat er gesagt: ihr betrügt euch selbst; euer Hören des Worts hilft euch nichts. So sagte er auch denen, die um des Glaubens willen sündigen möchten: euer Glaube ist nichts; eure Sünde wird euch verderben mitsamt eurem Glauben. So zerstört er alle Entschuldigungen, mit denen eine unreine Frömmigkeit die Sünde schützen will. Dasselbe Ziel hat Paulus mit großer Kraft verfolgt. Wozu macht uns Gott sein unsichtbares Wesen deutlich und gewiß? Damit du, o Mensch, antwortet Paulus, ohne Entschuldigung seiest, Röm. 1, 20; 2, 1. Es liegt auch Paulus daran, uns jede Decke zu entwinden, mit der wir unsere Sünde beschirmen möchten. Weil wir auch unseren Glauben gern zur Entschuldigung für uns brauchen, nimmt uns Jakobus auch diesen Ruhm.

Wie der Jude das Gesetz Gottes in mancherlei Satzungen zerschnitt, von denen die eine gehalten, die andere nach seiner Meinung gleichzeitig übertreten werden konnte, so löste er auch das Werk und den Glauben voneinander ab, als wären dies zwei Verdienste, von denen der Mensch das eine oder das andere zur Ehre Gottes vollbringen kann. Er dachte sich, Gott habe ein Zweifaches geboten, daß der Mensch gewisse Lehren glaube und daß er gewisse Gebote tue. Wenn er die Wahrheiten, die ihm die Bibel sage, glaube, so sei das ein Stück der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, das Gott angenehm sei; wenn er die Werke, die ihm vorgeschrieben seien, vollbringe, so sei das ein anderes Stück der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, das Gott ebenfalls angenehm sei. Der eine zeichne sich durch seine Werke, der andere durch seinen Glauben aus. Zu einem solchen Stückwerk wird unsere Frömmigkeit immer, wenn sie unser eigenes Gebilde und die Frucht unserer menschlichen Bemühungen und Anstrengungen ist. Menschenwerk ist Stückwerk. Wir flicken an unseren Gedanken, damit etwas Göttliches an ihnen sei, und flicken an unseren Werken, damit sie wenigstens zum Teil nach Gottes Regel geschehen.

Etwas Ganzes entsteht auf diesem Weg nicht. Anders ist das gestaltet, was durch Gott aus dem Geist geboren ist. Da entspringt von innen her die lebendige Bewegung, die alle Gliedmaßen unseres inwendigen Menschen erfaßt und tätig macht, so daß Licht in die Gedanken kommt und Glaube ins Herz, Gehorsam in den Willen und Kraft in die Tat. Da reichen der Glaube und das Werk einander die Hand; eins hebt und fördert das andere. Aus dem Glauben entspringt die Willigkeit zum Werk, aus dem Werk das Vermögen und die Fähigkeit zum Glauben. Solche Einheit und Vollständigkeit ist das Zeichen und Merkmal des Lebens. Leben aber fabriziert nicht der Mensch; Leben gibt Gott.

2, 18: **Aber jemand wird sagen: Du hast Glauben und ich habe Werke. Zeige mir deinen Glauben ohne deine Werke; auch ich werde dir durch meine Werke den Glauben zeigen.** Wer den Glauben und den Gehorsam voneinander trennt und sich damit zufrieden gibt, daß er Glauben habe, dem sagt Jakobus: wie willst du deinen Glauben sichtbar machen? Das kannst du nicht, sondern du siehst, wenn du für Gott nichts tust, genau wie ein Ungläubiger aus und kein Mensch kann es dir anmerken, daß du wirklich Gott in Ehren hältst und seine Verheißung als wahr erfassest. Worte sind noch kein Beweis dafür, daß wir glauben, am wenigsten dann, wenn das, was wir sagen, und das, was wir tun, einander widerspricht und unser Wort durch unser Werk widerlegt und als Einbildung und Unwahrheit erwiesen wird. Solange wir uns nicht ans Werk machen, ist unser Glaube ein verstecktes Geheimnis, das sich in keiner Weise anderen zeigen und bewähren kann, und auch das beweist, daß der Glaube in dieser Gestalt etwas Totes ist; denn was sich nicht offenbaren kann, sondern unter einer Hülle begraben liegt, ist tot.

Wer das Werk hat, der hat es besser. Er kann nicht nur sein Werk vorweisen, sondern auch seinen Glauben kundmachen. Bei mir, sagt Jakobus, sieht man, daß ich im Glauben stehe und was Glaube ist und vermag, daß ich Gott nicht verleugne und Gottes Güte mir teuer ist und seine Verheißungen mir höher stehen als alles in der Welt. Der Zeuge für meinen Glauben ist die Weise, wie ich handle. Weil ich mich redlich auf Gott stütze, darum handle ich so, wie es nur der kann, der ihn vor Augen hat und sich von seinem Wort tragen läßt und in seiner Gnade den festen Standort hat, in dem seine Seele ruht*). Auch durch diesen Satz hat Jakobus den Glauben

*) Das ist der Hauptgedanke des Verses und so weit ist er klar. Die ersten Worte: aber es wird jemand sagen: du hast Glauben und ich habe Werke, sind entweder ein Einwand, der Jakobus gemacht wird. Man wendet ihm ein: der eine hat dies, der andere jenes, jeder hat ein verdienstvolles Stück der Frömmigkeit, worauf Jakobus antwortet: der Glaube bedarf das Werk, weil er sich sonst gar nicht zeigen und bewähren kann. Oder diese Einrede richtet sich gegen den, der den toten Glauben hat. Dem, der sich doch seines Glaubens rühmt, wird jemand entgegenhalten: du hast Glauben, ich habe Werke, und der, der das Werk hat, wird ihn beschämen, denn er kann in seinem Werk auch seinen Glauben bewähren, während der andere gar nichts hat, kein Werk und auch keinen Glauben, den er zeigen könnte, nichts als einen leeren Ruhm.

und die Werke in eine innige Einheit miteinander gebracht. Er bringt aufs Werk, weil ihm der Glaube ein ernstes Erlebnis ist, das unsere Seele Gott untertan macht. Darum regiert der Glaube auch den Willen und die Tat und wendet uns ohne Vorbehalt und Teilung zu Gott, so daß unser Verlangen und Streben aus dem Glauben heraus geboren und von ihm geformt und geleitet ist. Dadurch wird unser Glaube, ob er auch zunächst im Grund des Herzens verborgen ist, offenbar.

Wie schlimm aber die Trennung beider uns verdirbt, das läßt er uns an den gefallenen Geistern sehen. 2, 19: **Du glaubst, daß Gott ein einiger ist. Du tust recht. Auch die bösen Geister glauben und beben.** Gott ist der einige; das war die große Wahrheit, die Israel geschenkt worden ist und die sein Bekenntnis bildete und seinen Vorzug vor den Heiden hervorbrachte. Sie bleibt auch die fruchtbare Wurzel aller Erkenntnis Gottes und alles wahrhaften Gottesdienstes. Daß Gott der Einzige und Unvergleichliche ist, der weder in der sichtbaren noch in der unsichtbaren Welt etwas neben sich hat, was ihm zur Seite gestellt werden könnte, das ist der Eckstein aller Zuversicht zu Gott.

Das glaubst du und denkst deswegen, du seiest fromm und nicht ein blinder Heide, sondern Gott wohlgefällig, da du ihn ja nach seiner Wahrheit vor Augen hast; das unterscheidet dich aber von den teuflischen Geistern noch nicht. Auch dort ist Wahrheit; auch dort wird Gott nicht geleugnet, sondern in seiner heiligen Majestät unzweifelhaft gekannt. Wissen von dem, was Gott ist, lebt auch in der Hölle. Aber dort ist die Wahrheit kein Segen und keine heilsame Gabe, sondern eine richtende Macht. Aus dem Blick auf Gott entspringt im Reich des Teufels die Höllenangst. Die Geister beben, weil sie glauben und gewiß sind, daß Gott der Einige ist, den niemand entthronen wird. So wenig vermag der Glaube für sich allein zu erretten und selig zu machen; er kann uns im Gegenteil zur erdrückenden Last werden, zum Quell der Unseligkeit, zur Kette, die uns in die Verlorenheit hinunterzieht. Jakobus hatte in der Nähe Jesu wiederholt den Schrei der Besessenen gehört: Jesus, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu schaffen? Matth. 8, 29. Das war Glaube, Bekenntnis der Wahrheit, eine Überzeugung, die nicht nur als eine lockere Meinung in der Seele der Redenden vorhanden war, sondern sie gewaltig durchdrang. Aber es war nicht der Glaube, der selig macht. Warum nicht? Die Wahrheit Gottes lebt hier in der Seele und bleibt ihr dennoch fremd. Wer satanische Art in sich hat, hat sich vom Gehorsam der Wahrheit losgesagt und stellt sich gegen Gott, den er doch kennt, in Empörung und Streit. Das ist der böse Riß, der durch sein Wesen geht. Während die Wahrheit in ihm ist, weil sie Gott ihm nicht verbirgt, sondern ihm seinen Namen kundtut, ist dennoch er selber nicht in der Wahrheit, weil er sich ihr nicht unterwirft. Zu solcher Zerrüttung ist es ein Anfang, wenn wir Gott das Werk versagen. Handeln müssen wir in irgend einer Weise, da uns das Leben dazu nötigt. Wollen wir nicht unter dem Antrieb des Glaubens ans Werk, so werden andere Triebe und Begierden unser Werk regieren. Was wir nicht für Gott tun,

müssen wir gegen ihn tun. Dann wird aber, was wir von Gott wissen und glauben, uns lediglich zur Qual und Last, die uns erheben macht.

2, 20. 21: **Willst du aber, o leerer Mensch, erkennen, daß der Glaube ohne die Werke unwirksam ist? Wurde nicht unser Vater Abraham aus Werken gerecht gesprochen, da er seinen Sohn Isaak auf den Altar brachte?** Nun greift Jakobus zur Schrift. Sie hat dem Glauben die höchste Verheißung gegeben und uns an Abraham gezeigt, wie Gott den Glauben als Gerechtigkeit sich wohlgefallen läßt. Dennoch ist der ein leerer Mensch, der nicht einsieht, daß der Glaube, wenn wir ihn von unseren Werken trennen, völlig unfruchtbar und nutzlos wird. Denn gerade Abraham zeigt, wie der Glaube und das Werk untrennbar beisammen sind. Ihn hieß Gott seinen Sohn auf den Altar legen. Das war eine Tat, mit der Abraham Gott seinen ganzen Willen hingab und ihm vollständig gehorchte, und deswegen urteilte Gott von ihm, er sei gerecht. Weil er ihm den Sohn nicht versagte, sondern sich selbst bezwang und Gott mit dem höchsten Opfer ehrte, darum gab ihm Gott das Zeugnis, daß er vor ihm gerecht sei und seinen Willen getan habe und seine Gaben empfangen werde. Die Tat Abrahams war nicht möglich ohne den Glauben; denn sie kam dadurch zustande, daß Abraham Gott über alles stellte und sich Gottes Güte und Macht durch nichts verdunkeln ließ. So sehen wir an seinem Opfer den Glauben und das Werk in Eintracht, wie sie einander dienen und helfen.

2, 22: **Du siehst, daß der Glaube mit seinen Werken zusammenwirkte, und durch die Werke wurde der Glaube vollendet.** Nicht das allein, was Abraham in seinem Herzen trug als Erkenntnis Gottes und Hoffnung zu Gott und Gewißheit der göttlichen Gnade, sondern dies zusammen mit seiner Tat, das hat ihn zum Vater Israels und zum Erben der Verheißung gemacht. Hätte Abraham Gott bloß geglaubt und, als das Opfer von ihm gefordert ward, sich von ihm abgewandt und ihm den Gehorsam versagt, dann wäre er von Gott nicht gerechtfertigt, sondern verworfen worden und sein Glaube hätte seinen Ungehorsam nicht unschuldig, sondern noch schuldiger gemacht. Weil aber der Glaube mit dem Werk zusammentrat, darum empfing er Gottes Lob und Gerechtsprechung. Wie uns Jakobus im Eingang des Briefes zugerufen hat: haltet es für lauter Freude, wenn ihr in die Versuchung fallet, so preist er hier Abrahams Versuchung wegen ihrer herrlichen Frucht, weil sie dadurch, daß Abraham sie bestanden hat, das Mittel der Rechtfertigung für ihn geworden ist, und wie er dort gesagt hat, daß die Versuchung den Glauben bewährt mache, so sagt er hier, daß der Glaube durch die Werke seine Vollendung erlangt habe. Dadurch, daß Abraham Gott das Opfer brachte, wurde sein Glaube nicht leer und lügnerisch, sondern innerlich gekräftigt und der Erfüllung teilhaftig gemacht. Wie hätte Abraham zu Gott irgendwie Glauben im Herzen tragen können mit einem bösen Gewissen, mit der Beschuldigung, daß er die Versuchung nicht bestanden, Gottes Befehl verworfen und den Sohn ihm vorenthalten habe? Mußte er sich selbst verdammen, wie sollte er Gott glauben? Gewiß hätte ihn Gott

auch wieder aufrichten können, auch wenn er in der Versuchung fiel. Aber Gott hätte ihn wieder aufrichten müssen; er selbst konnte es nicht. Er hätte zu neuem Glauben ein vergebendes Wort Gottes bedurft, das seinen Fall getilgt hätte. So dürfen und müssen auch wir wider alle Selbstbeschuldigung und bei aller Erkenntnis unserer Ungerechtigkeit Gott Glauben erweisen, weil wir Jesu Versöhnung und Gottes Verzeihung empfangen. Darum dürfen wir nicht den Spruch unseres eigenen Gewissens, sondern Gottes Vergebung für wahr und gültig halten. Solcher Glaube ist uns aber nur durch das möglich, was Gott für uns tat; so viel an uns liegt, haben wir uns die Gewißheit der göttlichen Gnade durch unser Sündigen unmöglich gemacht. So hätte sich auch Abraham durch Ungehorsam den Glauben zerstört; weil er sich aber ganz an Gott ergab und zum Glauben das Werk hinzufügte, darum konnte er sich nun freudig Gottes getrösten und sich mit Gewißheit auf seine Gnade verlassen; nun war sein Glaube fest und reif.

2, 23: **und der Spruch wurde erfüllt, der sagt: Abraham glaubte aber Gott und es wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet** (1 Mos. 15, 6) **und er wurde Gottes Freund genannt** (Jes. 41, 8). Zuerst hat Abraham nur geglaubt; denn Gott berief ihn zuerst noch nicht zur Tat, sondern hielt ihm seine Verheißung vor und redete mit ihm von dem, was Gott selbst an ihm tat. Daß Abraham dies nicht verachtete, sondern das göttliche Wort als wahr und gültig ergriff, das diente ihm zur Gerechtigkeit vor Gott. Das war aber nicht das Ende seines Wegs und nicht das letzte Wort, das Gott mit ihm redete. Dieser Spruch wartete noch auf eine Erfüllung. Es mußte sich erst noch zeigen, ob Abraham wirklich Gott glaube und die Rechtfertigung erlange; das erprobte sich damals, als ihm Gott das Werk auferlegte, und als er jetzt dem Wort Gottes fest anhing, da war jenes Wort zu seiner Erfüllung gekommen, das ihn gläubig und um seines Glaubens willen gerecht genannt hatte. Darum erhielt er den Ehrennamen, daß er ein Freund Gottes sei. Er hätte aber nie Gottes Freundschaft erlangt, wenn er nicht getan hätte, was Gott ihn tun hieß.

2, 24: **Ihr seht, daß der Mensch aus Werken gerecht gesprochen wird und nicht bloß aus Glauben.** Handeln muß der Mensch nach Gottes Anweisung; dadurch wird ihm Gottes Gnade zuteil. Seinen Willen muß er tun; dann stellt er ihn zu den Gerechten. Nicht das sagt Jakobus, daß Gott alle unsere Werke in sein Gericht bringe und aus der ganzen Reihe unserer Taten sein Schlußurteil ziehe. Jakobus leugnet Gottes Vergebung nicht, durch die vieles bedeckt wird, was wir taten, und nicht zu seinen Folgen kommt, weil es uns Gott verzeiht. Nicht aus den Werken, aber aus Werken, sagt er, wird der Mensch gerecht, durch das, was er nach Gottes Willen tut. Das ist die Weise der göttlichen Gnade, daß sie unsere bösen Werke vergibt und die Werke unseres Gehorsams uns zum Grund der Segnung macht.

2, 25: **Wurde nicht auch Rahab, die Dirne, in derselben Weise aus Werken gerechtgesprochen, da sie die Boten aufnahm und auf einem anderen Weg entließ?** Neben den Vater Israels, neben den gerechten Abraham,

stellt Jakobus die Rahab, die kanaanäische Dirne. Beide fanden die Gerechtigkeit auf demselben Wege. Auch Rahab hatte Glauben. Was sie von Israels Gott und von seinen mächtigen Zeichen und von der Erlösung seines Volks aus Ägypten gehört hatte, hat sie überzeugt und sie wandte sich ab von den Göttern ihres eigenen Volkes zu Israels Gott. Aber der Glaube allein hätte ihr nicht geholfen. Wäre sie noch so gläubig gewesen und hätte die Kundschafter verraten, so wäre sie untergegangen mit dem ganzen Jericho. Aber weil sie die Männer rettete und ihr eigenes Leben wagte und das tat, wozu der Glaube sie trieb, ohne Zaudern und Furcht, darum wurde sie allein unter allen Kanaanitern in Israels Gemeinde eingepflanzt und die götzendienerische Dirne ward ein Glied des heiligen Volks. Wir lernen dadurch zugleich, von welcher Art die Werke sind, die uns zur Gerechtigkeit helfen. Abraham brachte Gott das Opfer; Rahab rettete die Brüder. Dort tat die Liebe zu Gott ihr Werk zu Gottes Ehre, hier die Liebe zum Nächsten das ihrige zum Heil des Menschen. Beide Arten von Werken bilden zusammen unseren Gottesdienst.

So faßt denn Jakobus seine Mahnung zum Schluß in ein durchsichtiges Gleichnis. 2, 26: **Denn wie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne Werke tot.** Das Werk und der Glaube gehören zusammen wie Geist und Leib. Werden beide voneinander geschieden, so entsteht Tod. Ein vom Geist getrennter Leib, der zum Leichnam wird, das ist das Bild für einen Glauben, dem die zu ihm gehörenden Werke genommen sind. Wie aber der lebendige Odem des Geistes den Leib erhält, bewegt und tätig macht, so fährt in unseren Glauben dann ein lebendiger Odem und macht ihn wirksam und fruchtbar, wenn wir uns mit redlichem Willen ans Werk machen. Nur durch die Werke wird unser Glaube geschützt, daß er sich nicht in eine heuchlerische Einbildung verwandle, die zuletzt mit der bittersten Enttäuschung enden muß.

Bricht Jakobus mit seiner Warnung irgend etwas vom Evangelium ab? Nein! Wann darf ich mit Paulus sprechen: durch Glauben bin ich gerecht? Dann, wenn ich Gottes Werk betrachte und Christus erfasse und es bedenke, wie reich das göttliche Erbarmen, wie groß die Liebe Jesu, wie mächtig sein Versöhnen ist, dann darf und soll ich sagen: deine Gnade ist vollkommen; deine Vergebung deckt meine ganze Sünde; ich kann nur glauben und die Gabe hinnehmen, die du nach deiner eigenen Erbarmung mir schenkst; deine Gnade macht alle meine Sünde nichtig und stellt mich in eine vollkommene, ewige und vor dir bleibende Gerechtigkeit. Und Christus nach dem Reichtum seines Werks darzustellen und uns die versöhnende Kraft seines Todes nahezubringen, das war das Amt des Paulus. Darin geht er Jakobus voran. Aber dieses selbe Wort: ich bin durch Glauben gerecht, kann eine gottlose Lüge und Heuchelei sein. Wann? Wenn dies die Antwort sein soll auf die Frage: was will ich Mensch für Gott tun? was soll mein Gottesdienst sein? Antworte ich: glauben, das will ich wohl, aber ein Werk vollbringen mag ich nicht, so ist das Gottlosigkeit. Wenn ich erwäge, was ich Gott dargeben

will, so kann ich nur antworten: alles, den Glauben und die Werke; nichts soll ihm vorenthalten sein. Glauben will ich und seine Gnade als unendlich achten und sein Werk an mir preisen als die vollkommene Beseitigung meiner Sünde und meine vollkommene Erneuerung zu seinem Bild in lauterer Gerechtigkeit; aber ebenso sehr will ich tun, was mich Gott wirken heißt, damit mein Werk ein Dienst Gottes sei und mir nicht zur Verdammung diene, sondern zur Rechtfertigung.

Wer Jesus liebhat, der hat beide Worte im Herzen, das des Paulus und das des Jakobus. Denn es ist die Art der Liebe, daß wir die Güte des Herrn preisen in ihrer herrlichen Vollkommenheit und demütig unsere eigene Verwerflichkeit und Unwürdigkeit ermessen und einzig Jesus für unsere Gerechtigkeit, unsere Ehre und unser Leben halten, und uns nur deswegen daran Anteil geben, weil er uns gnädig ist in der Kraft seines Todes; das heißt glauben. Es ist aber ebenso die Art der Liebe, daß sie sich emsig und ernst an die Arbeit macht und ihm willig dient und sein Wort gerne hält. Das gibt das Werk.

Zu streiten, ob das Werk oder der Glaube unentbehrlicher sei, ist Kinderei. Wer das eine oder andere in sich tilgt, macht sich todwund und wird erfahren, daß das, was ihm bleibt, nicht mehr lebt, sondern nur noch ein Leichnam ist. Wir müssen glauben; denn Gott lebt und Jesus lebt und seine Gnade ist volle Wahrheit und wir lügen und entehren sie, wenn wir ungläubig sind. Wir müssen handeln; denn wir sind lebendige Menschen, lebendig nicht bloß durch Gottes Schöpfung, sondern auch durch die Erlösung des Christus und aus dem Leben entspringt die Tat.

Unsere älteren evangelischen Lehrer, Luther voran, haben nie daran gezweifelt, daß uns das Werk notwendig sei; aber sie haben Anstoß genommen an dem Wort, daß uns Gott aus unseren Werken rechtfertige, daß er uns um deswillen, was wir tun, die Sünden vergebe und das ewige Leben zuteile. Sie fürchteten, das ziehe uns vom Glauben ab. Nun können wir freilich das Werk uns selbst zum Schaden betreiben, so daß wir uns durch dasselbe ungläubig machen, eitel und hoffärtig oder auch verzagt. Darum hat es seine volle Wahrheit, daß unsere guten Werke uns zur Seligkeit schädlich sein können, dann nämlich, wenn sie uns eitel machen. Nur kann ganz ebenso auch unser Glaube uns zur Seligkeit schädlich sein, dann nämlich, wenn er uns träge macht. Jakobus mahnt uns aber nicht zu solchen Werken, bei denen wir den Glauben durch Hoffart austreiben und zerstören, und verlangt nicht, daß wir ungläubig werden, Gott verachten, Christus geringschätzen, als brauchten wir ihn nicht, uns selbst verherrlichen, als könnten wir uns selbst erlösen, und schließlich dabei in Verzagtheit und Jammer versinken und Gott schelten, als sei seine Gnade arm und schwach und zu unserer Rechtfertigung nicht bereit. Mit ganzem Glauben heißt er uns zum ewigen Gott und seinem gnädigen Willen aufschauen, bei dem Rechtfertigung zu finden ist auch für den Sünder, für jeden, der sich ihm ergibt. Man kann das Werk falsch lehren und betreiben in ungläubigem Sinn; man kann auch falsch vom Glauben reden und den

Glauben haben mit bösem Sinn und diese Gefahr ist der Kirche immer nahe. Damit wir nicht in sie fallen, dazu ist Jakobus da.

3, 1—12.

Gegen die boshaften Worte.

Um das Werk zu vollbringen, das unseren Glauben lebendig macht, bedürfen wir der Lehre, weil die Lehre zeigt, wie wir den Willen Gottes tun. Deshalb kamen die jüdischen Gemeinden jeden Sabbat zusammen und pflegten die Lehre; ebenso vereinigten sich auch die christlichen Gemeinden dazu, um sich gemeinsam deutlich zu machen, wie sie richtig handeln und den Dienst Jesu nach seinem Willen üben. Weil die Lehre diesem hohen Ziele dient, ist auch hier eine Warnung nötig. 3, 1: **Werdet nicht in Menge Lehrer, meine Brüder, da ihr wißt, daß wir ein größeres Urteil erhalten werden.** Jakobus spricht gegen das selbstsüchtige Vergnügen und Behagen, mit dem wir das Wort verwalten. Es tut uns wohl, wenn andere sich unter unser Wort stellen und alles nach unserer Anleitung geschieht. Statt nach dieser selbstgefälligen Befriedigung zu haschen, sollen wir das Urteil bedenken, dem wir entgegengehen. Wer sich ans Lehren macht, übernimmt ein großes Werk. Das Wort kann tief dringen und wirksam in das Geschick der anderen eingreifen, so daß es ihnen im Herzen sitzt und dort vieles anrichtet. Ist es ein heilsames Wort gewesen, aus der Wahrheit Gottes geschöpft und von der Liebe beseelt, dann ist es gut. Aber wenn unser Wort mit unserer Torheit erfüllt war und aus unserem Unverstand entsprang oder unserem Zorn und Haß zur Waffe diente, dann wird die mächtige Wirkung unserer Rede für uns unheimlich und ernst. Wir werden ein größeres Urteil empfangen, weil wir Größeres wagten als die, die keine Herrschaft über die anderen begehrten, sondern still und bescheiden ihren Christenlauf vollbrachten. Tun wir die Arbeit eines Lehrers in der Demut und Furcht Gottes, seiner Wahrheit untertan mit treuem Ernst, so mag unser Reden und Lehren uns auch ein größeres Lob und Erbe bringen. Aber Jakobus heißt uns bedenken, daß kein Leben ohne Fall verläuft.

3, 2: **Denn in vielem fallen wir alle. Wenn einer im Wort nicht fällt, der ist ein vollendeter Mann, imstande, auch den ganzen Leib zu zügeln.** Nicht dazu ist das gesagt, um uns einzuschüchtern, so daß wir feig verstummen, wenn es gilt, den Namen Gottes und Jesu mit unserem Wort zu preisen und anderen Mahnung und Unterweisung darzubieten. Wir sollen nicht unter das scharfe Wort fallen, das Jesus gegen den Knecht geredet hat, der das Talent seines Herrn verscharrt. Aber vorsichtig machen will uns ein solches Wort und unseren Leichtsinn brechen, der unser Reden als etwas Geringfügiges behandelt, was leichthin abgemacht werden kann, während uns nichts so schwer fällt als das richtige, fehllose Wort. Wer Herr über sein Wort ist, der ist

völlig Herr über sich selbst. Den ganzen Leib, heißt es, leitet er; denn dessen Regierung ist unser erstes und wichtigstes Geschäft, aus dem sich alles, was wir sonst in der Welt wirken, ableitet. Von unseren Gliedern geht der Trieb nach innen, wo er die Begehrung erzeugt, und die Wirkung nach außen, indem sie die Tat erzeugt. Darum ist es unser Beruf, unsere Glieder zu regieren, und Jakobus heißt nur den einen fertigen, vollkommenen Menschen, der nicht in seinen Leib versunken und von ihm gefangen ist, so daß ihn der Leib mit seinem Trieb und Stoß regiert, sondern der seinen Leib sich unterworfen hat, daß er ihm gehorchen und nach dem Trieb des Geistes seinen Dienst ausrichten muß. Dabei ist aber das Hauptstück, wie wir unser Wort regieren. Ist es gezügelt und regiert, dann haben wir sicher auch die anderen Triebe unseres Leibs dem Geist gehorsam gemacht.

3, 3—5a: **Sieh! wir legen die Zügel in den Mund der Rosse, damit sie uns gehorchen, und lenken ihren ganzen Leib. Sieh! auch die Schiffe, die so groß sind und von starken Winden getrieben werden, werden durch ein ganz kleines Steuer gelenkt, wohin sie der Wille dessen, der das Schiff führt, lenken will. So ist auch die Zunge ein kleines Glied und rühmt sich großer Dinge.** Wie der Reiter durch den Zügel im Mund des Pferdes dessen ganzen Leib wendet, wie er will, so üben wir, wenn wir unseren Mund beherrschen, das Regiment über alles, was in uns ist, auch über unser Auge, daß es uns nicht verlocken kann, und über unsere Hand, daß sie nicht nach Verbotenem greift. Denn alles, was durch unsere Seele zieht, spiegelt sich im Wort. Unsere Zunge regt sich nach dem Trieb aller unserer Glieder und begleitet jede Bewegung unserer Natur. Was aus ihr an Empfindung und Begehrung hervorbricht, sei es gut oder böse, gießt sich aus ins Wort. An dieser Stelle müssen wir die Herrschaft gewinnen; dann zieht unser Zügel unser ganzes Leben und Handeln in den Gehorsam Gottes hinein. Deshalb gleicht die Zunge dem Steuer, das auch bloß ein kleines Gerät am großen Leib des Schiffes ist und doch dasselbe leitet trotz des mächtigen Drucks, mit dem der Sturm es aus seiner Bahn hinauszudrängen sucht. Das Steuer, das unserem Leben die Richtung gibt nach oben oder nach unten, ist das Wort.

3, 5b. 6: **Sieh! welch kleines Feuer, was für einen Wald zündet es an! Auch die Zunge ist Feuer, die Welt der Ungerechtigkeit. Die Zunge steht unter unseren Gliedern, die den ganzen Leib befleckt und das angeborene Rad anzündet und von der Hölle angezündet wird.** Nun überdenkt Jakobus die Menge von Bosheit und Zerrüttung, die aus dem Wort von der Zunge her entspringt, so daß sie einem Feuer gleicht, das von einem kleinen Anfang aus einen ganzen Wald verheert. Suchen wir bei irgend einem zerrütteten und verdorbenen Lebenslauf den Anfang und Grund des Elends, immer sind Worte dabei im Spiel, die den Anstoß gaben. Sie sind die Funken, die den Brand in die Seele brachten und ihn wieder aus ihr hinaustragen in die anderen hinein. Darum heißt Jakobus die Zunge die Welt der Ungerechtigkeit, den Ort, wo alles Unrecht wohnt und seine Heimat hat. Wo immer Menschen geschädigt, verletzt und zertreten werden, wo Gottes Ordnung und Recht zer-

brochen wird, da hat die Zunge eine ihrer Taten verübt. Wenn sie dem Zügel nicht entränne, gäbe es kein Unrecht in der Welt. Nun hat sie aber mit ihrer feurigen Macht und mit der Fülle von Unrecht, das sie bei sich aufbewahrt, ihren Platz mitten unter unseren Gliedern als ein Teil unseres eigenen Wesens. Wo ist nun der, der sich rühmen könnte und nicht reuig bekennen müßte, daß auch er sich durch das Wort verfehle? Die Zunge haftet ja an uns selbst, ficht uns nicht nur von außen an, sondern ist unser Glied und Eigentum, sie, die auf alles, was wir sind und tun, die bösen, uns schändenden Flecken spritzt und den Lauf des Lebens in Flammen setzt. Wenn Jakobus von einem Rad spricht, das durch Geburt und Natur vorhanden sei, so denkt er wohl an die beständige Bewegung des menschlichen Lebens, die sich leicht mit einem Rad vergleichen läßt, da sie nie stille steht, sondern beständig einen Kreislauf vollzieht vom Ruhen zum Wirken, vom Empfangen zum Geben, vom Schmerz zur Freude, von innen nach außen, vom Blick zu Gott zum Blick in die Welt. Allein der Lauf unseres Lebens bleibt nicht in seinem geordneten, richtigen Gang, sondern dreht sich wie ein feuriges Rad in erhitzter Unruhe und sprüht seine Funken umher, bis ihn die Glut verzehrt und die Kraft zusammenbricht. Diese böse Unruhe kommt in unseren Lebenslauf durch die Zunge hinein. Sie ist die Brandstifterin, die alles in Verwirrung bringt. Darum widerfährt ihr, was sie verdient. Wie sie die böse Glut um sich her verbreitet hat, so wird sie auch von der bösen Glut verzehrt. Sie, die unser eigenes Leben und das vieler anderen mit einem verderblichen Feuer anzündete, wird auch selber in der Hölle von der Flamme ergriffen, wie uns auch Jesus gewarnt hat: Deiner Worte wegen wirst du verdammt werden, Matth. 12, 37*).

3, 7. 8: **Denn jede Art von wilden Tieren und Vögeln und kriechenden und im Meer lebenden Tieren wird bezwungen und ist der menschlichen Art unterworfen; aber die Zunge kann keiner der Menschen bezwingen, das haltlose Übel, voll von tödlichem Gift.** Die Tiere macht sich der Mensch untertan, auch die wilden unter ihnen und die, die durch ihren Wohnort vor ihm geschützt scheinen wie die Bewohner des Meers. Dennoch überwindet der Mensch sie alle und macht sie sich alle untertan nach der Ordnung Gottes von der Schöpfung her. Aber der Herr über alle Dinge um sich her ist ein schwaches Wesen, wenn er seine eigene Zunge bewältigen sollte. Hier wird der kühne Held und Weltbezwinger zum ohnmächtigen Sklaven, dem nichts übrig bleibt, als sich reuig anzuklagen, wenn wieder ein böses und törichtes Wort unheilstiftend in die Welt hinaus gedrungen ist und die Zunge sich wieder als ein böses Ding erwiesen hat, das weder Ruhe noch Halt gewinnen kann. Jakobus erinnert an die zerfahrene, unstete Art unseres Worts. Es flackert hin und her; jetzt ist es fromm, dann unfromm, jetzt lieblich, dann giftig, jetzt freundlich, dann durchsäuert von Haß und Neid. Es will uns nicht gelingen, unser Wort

*) Es könnte auch der andere Sinn in den Worten liegen, daß die böse Glut, die wir in unserer Rede haben, von unten stammt und vom Reich des Teufels aus in unsere Seele kommt. Lüge und Haß sind die Gebilde des Teufels, und wenn sich die Zunge mit ihnen füllt, ist sie von unten inspiriert, vgl. Joh. 8, 44.

einträchtig zu machen, so daß einzig der Geist der Wahrheit und Liebe in ihm wohnt. Geist und Fleisch bemächtigen sich seiner; was von oben und von unten stammt, gießt sich darin aus; wir geben es Gott und dem Teufel zum Werkzeug hin. Darum ist es ein haltloses Übel, in dem ein häßlicher Zwiespalt zutage tritt.

3, 9. 10: **Mit ihr segnen wir den Herrn und Vater und mit ihr fluchen wir den Menschen, die zur Ähnlichkeit mit Gott geschaffen sind. Aus demselben Mund kommen Segen und Fluch heraus.** Jakobus spricht zu frommen Leuten, die Gott preisen. Ihnen dient ihre Zunge als Mittel zum Gottesdienst, so daß sie Gottes Anbetung vollbringt. Aber dicht daneben steht das Fluchwort, das mit bösem Haß erfüllt gegen die Menschen losfährt. Segen und Fluch wechseln ab! Gepriesen ist Gott; das war bei manchem Anlaß eine Israel vertraute Sprache und es war ihm oft ernst mit seinem Lobpreis Gottes. Dennoch behielt es seine scharfe Judenzunge mit ihren giftigen Verleumdungen, bereit, den Fluch zu sprechen über Heiden, Samariter, Zöllner und Christen, über alle, die ihm widersprachen und wehtaten. Die Häupter Israels, die frommen Lehrer und Priester, die Gott täglich lobten, haben dennoch mit leichtem Herzen gesagt: verflucht ist das Volk, das nichts vom Gesetz versteht, Joh. 7, 49, und: verflucht ist, wer sich an den Gekreuzigten anschließt. Der segnende Lobpreis galt freilich Gott, der Fluch den Menschen. Aber der Mensch ist Gottes Bild. Würden wir Gott wahrhaftig heilig halten, so würden wir auch sein Bild an den Menschen um uns her ehren. Unser Fluch läßt Gottes Ehre nicht unverletzt, weil er wider den losfährt, den Gott werthält und als sein Abbild gestaltet hat.

3, 11. 12: **Es ist nicht notwendig, meine Brüder, daß dies so geschehe. Läßt wohl die Quelle aus demselben Loch das süße und das bittere Wasser sprudeln? Kann wohl, meine Brüder, ein Feigenbaum Oliven oder ein Weinstock Feigen tragen? Das salzige Meer kann nicht süßes Wasser bringen.** Wir halten den Zwiespalt in unserem Wort leicht für unvermeidlich und meinen, wir kämen nicht allein mit dem Segen durch; der Fluch müsse auch dabei sein als die scharfe Waffe, mit der wir uns der Menschen erwehren. So wollen wir einer Quelle gleichen, die süßes und bitteres Wasser gleichzeitig sprudeln läßt, als hätte nicht jedes Gewächs seine bestimmte Frucht, die seiner Art entspricht, und jedes Gewässer seinen bestimmten Geschmack, sei es salzig oder süß. Jakobus wiederholt hier Jesu Wort von der festen Einheit, die unser ganzes Wesen umspannt, so daß nicht Böses aus gutem Grund, Gutes aus bösem Grund erwachsen kann, Matth. 7, 16; 12, 23. Er spricht auch hier gegen das geteilte Herz, das miteinander Gott lieben und die Menschen hassen, Gott dienen und die Menschen verderben möchte. Es wird uns keine solche Teilung unserer selbst gelingen. Entweder ergeben wir uns redlich Gott und machen unsere Zunge zum Werkzeug des Segens und tilgen den bösen Brand, der in sie fährt, oder unsere Anbetung Gottes wird uns nichts helfen und unserer Zunge widerfahren, was ihr Jakobus V. 6 androht. Er rückt uns auch hier wieder unseren herrlichen Beruf vor das Auge, daß wir ganze

Menschen werden sollen, deren Wort völlig ohne Wechsel und Wandel der göttlichen Gnade und Güte dient. Zum Segnen sind wir berufen, nur zum Segnen. In diesem Beruf liegt Gottes reiches, ganzes Evangelium.

3, 13—18.

Gegen die verdorbene Weisheit.

Vom Hören zum Glauben, zum Reden, zum Erkennen und Wissen, das ist der Weg, den der Brief des Jakobus in wohlgeordnetem Gang durchmißt, und überall streitet er gegen den Stolz und übermütigen Leichtsinn, der unter frommem Schein und Namen Böses hegt und pflegt. Auch in die Weisheit, ohne die uns das Handeln nie gelingt und kein Werk uns anvertraut werden darf, kann sich eine schlimme Zutat mischen, die sie gänzlich verdirbt. 3, 13: **Wer ist unter euch weise und verständig? Er zeige durch den löblichen Wandel seine Werke in der Sanftmut der Weisheit.** Jakobus stellt die Weisheit und Verständigkeit zusammen; jene gibt uns den Plan, der unserem Handeln sein Ziel zeigt, und diese erfaßt mit klarem Urteil die Zustände und Verhältnisse, in die wir handelnd eingreifen. Darum sind uns beide unentbehrlich. Mögen wir an Gedanken reich sein und kühne Pläne in uns tragen, sie scheitern, wenn uns das verständige Urteil über das, was die Menschen um uns her bedürfen und zu leisten imstande sind, fehlt, und der Weltkundige und scharf Blickende greift fehl und bleibt unfruchtbar, wenn er nicht mit erleuchtetem Auge die Ziele erschaut, auf die er sein Handeln zu richten hat. Um unseren geistigen Besitz zu beurteilen, braucht Jakobus denselben Prüfstein, mit dem er den Glauben geprüft hat, ob er etwas Totes oder Lebendiges sei. Zeige die Werke, sagt er dem, der sich für weise ausgibt; nicht deine Worte laß mich hören, nicht deine tiefen, schimmernden Gedanken; deine Werke allein zeigen, daß du weise bist. Alle Begabung, die wir innerlich von Gott her empfangen, gilt Jakobus als unsere Ausrüstung zur Tat. Wenn uns die höchsten Erkenntnisse gegeben wären und wir an Klarheit des Blicks alle überragten, aber unfruchtbar in unserem Werk blieben, so wären wir nur um so mehr Toren, je weiser wir sind. Aus dem löblichen, richtigen Wandel sollen diese Werke hervorgehen, nicht nur bei besonderer Gelegenheit als eine Ausnahme in unserem Leben auftreten, sondern das Ergebnis unseres Wandels sein und aus der Art hervorwachsen, wie wir uns stets unter den Menschen bewegen und mit ihnen umgehen. Noch eine andere Bedingung fügt Jakobus bei. Die Weisheit macht nicht hoffärtig, hart und herrisch, sondern gelassen, biegsam und still. Wenn unsere Werke nicht von der Sanftmut ihr Ziel und ihre Regel erhalten, dann dürfen wir sie nicht als weise rühmen. Was im Zorn und im Hochmut geschieht, das hat immer die Torheit getan.

3, 14. 15: **Wenn ihr aber in eurem Herzen bitteren Eifer und Parteisucht habt, so rühmt euch nicht gegen die Wahrheit und lügt nicht gegen sie.**

Diese Weisheit kommt nicht von oben herab, sondern ist irdisch, seelisch, teuflisch. Nun hält uns Jakobus den Spiegel vor, wie es der Weisheit unter den Menschen geht. Ist irgend wem ein Stück Erkenntnis gegeben und sein Geist reich geworden durch irgend einen hellen Blick, so erhebt sich alsbald die gegen die anderen gehässige Eifersucht und das eigennützige, parteisüchtige Treiben. Wir strecken und erhöhen uns selbst und erniedrigen die anderen und das Gezänk um den Ruhmeskranz und die Arbeit für den eigenen Vorteil beginnt. Wenn ihr dergleichen im Herzen habt, auch wenn ihr es sorgfältig verbergt und über eure Gebärden und Worte wacht, daß es niemand merken soll, wie gern ihr alle anderen verdunkeltet und allein mit Bewunderung und Verehrung bedeckt wäret, auch wenn ihr es nur im Herzen habt, so beginnt ihr durch euren Ruhm, weise zu sein, gegen die Wahrheit den Streit. Denn die Weisheit gestaltet und füllt das Herz und ordnet unser inwendiges Leben. Sie läßt darin für die verderblichen Regungen des bösen Eifers keinen Raum. Eine Weisheit, die sich gegen die Wahrheit auflehnt und sie mit Lügen bekämpft und vertreiben will, ist nicht echt. Die Weisheit und die Wahrheit lassen sich nicht trennen. Wer Weisheit hat, wird wahrhaftig. Jakobus gibt zwar zu: ein scharfes Auge mögt ihr haben und mehr wahrnehmen, als andere sehen, mögt ein weiteres Sehfeld umspannen, eure Gedanken höher steigen lassen und einen kräftigeren Geist haben als andere, der mehr umfaßt; aber diese Weisheit kommt nicht von oben herab, ist also keine gute und vollkommene Gabe, 1, 18. Es gibt Weisheit, die von oben kommt, die uns Gottes Licht in unsere Seele strahlt, die ein gnadenvolles Geschenk der ewigen Wahrheit ist. Aber diese löscht die Eifersucht und bläht nicht auf, eben weil sie Gabe und Gnade von oben ist. Darum beugt sie und setzt die Seele in den stillen, seligen Dank, daß sie die Weisheit nicht als ihren Raub ergreift sich selbst zur Verherrlichung. Darum erleuchtet das, was von oben kommt, nicht bloß, sondern heiligt und reinigt auch zugleich.

Wenn unsere Weisheit uns durch Hoffart vergiftet und fallen macht, dann ist sie irdisch, seelisch, teuflisch, während die von oben hernieder kommende himmlisch, geistlich, göttlich ist. Irdisch ist sie, auf der Erde gewachsen und nur das Irdische umfassend. Ihre Pläne sind durch das, was die Erde enthält, bestimmt, während Gottes Werk ihr verhüllt ist. Aber eine Weisheit, der Gott im Schatten steht, ist ja der Gipfel der Narrheit. Sie ist seelisch, durch die Regsamkeit der Seele erworben, unser eigenes Gebilde, wie es durch die in unserer Seele liegenden Kräfte zustande kommt, abgeschieden vom Walten und Wirken des göttlichen Geistes, der allein uns in den Anteil an der Wahrheit Gottes leiten und denjenigen Gedanken in uns erzeugen kann, der mit Gottes Willen zusammenstimmt. Oder wenn das, was in unserer Seele ist, nicht aus uns selber stammt, dann ist es teuflisch und kommt es, ob wir es wissen oder nicht, aus einer finster gewordenen geistigen Region. Dann sind wir von bösen Mächten geleitet und geformt. Es kreuzen sich in der Menschheit zwei verschiedene geistige Ströme; der eine entspringt oben, der andere unten. Beide geben inn...big

Klarheit, Macht, Steigerung unseres seelischen Lebens. Aber der eine heiligt, der andere verdirbt.

3, 16: **Denn wo Eifer und Parteisucht ist, da ist Haltlosigkeit und jede schlechte Sache.** Wo die Eifersucht lodert und die unreine Gier, aus der Weisheit Ehre und Vorteil zu ziehen, da fehlt die inwendige Festigkeit und Beständigkeit. Jakobus legt den Finger wieder auf dieselbe Stelle wie dort, wo er uns den Schaden der Glaubenslosigkeit und die Entartung unseres Worts vorhielt, 1, 6; 3, 8. Er zeigt auch hier auf den zerfahrenen, widerspruchsvollen Gang dessen hin, der sich durch einen fleischlichen Eifer regieren läßt. Seine Weisheit ist kein ruhig und beständig scheinendes Licht. Er schwankt, weil er den flüchtigen und nichtigen Interessen des Augenblicks nachjagt. Mit dem Eifer, der für die eigene Ehre streitet, wird uns aber alles Schlechte möglich. Wir haben uns der Zucht und Leitung entzogen, die uns beschirmen würde, und die Waffe weggeworfen, mit der wir uns wehren könnten. Wir haben unser Auge krank gemacht; darum gibt es für uns keine Grenze mehr, die uns vom Bösen trennt.

3, 17: **Die Weisheit dagegen, die von oben ist, ist zuerst keusch, sodann friedlich, nachgiebig, leicht zu überzeugen, voll von Erbarmen und guten Früchten, frei von Zweifel, frei von Heuchelei.** Ihr erstes Merkmal ist die reine, unverletzliche Weihe, die sie selber hat und jedem gibt, in dem sie wohnt. Sie erregt nicht glühende Phantasieen und wilde Triebe, stellt vielmehr in unserem inwendigen Leben Ordnung her. Einem Mann, der nicht keusch ist, hat es Jakobus nie zugegeben, daß ihm seine Überzeugungen und Pläne durch Gottes Gabe und Wirkung geschenkt seien. Denn an dem, was von oben kommt, haftet stets die Gewißheit, die uns seinen Mißbrauch verbietet und uns sorgsam mit ihm umgehen heißt, in der Furcht, daß wir die göttliche Gabe verlieren, wenn wir sie entweihen. Das Göttliche sieht stets so aus, daß man es nicht mit unsauberen Händen anrühren darf.

Sodann stellt diejenige Weisheit, die durch Gott in uns entsteht, in allen Verhältnissen Frieden her, weil Gottes Gaben keinen Streit entzünden. Sie ist weiter nachgiebig und anspruchslos, weil sie nicht nach der Herrschaft und Macht begehrt. Sie ist offen für den Rat der anderen, während eine selbstische Weisheit eigensinnig macht, da sie den Dünkel bei sich hat, allein weise zu sein, barmherzig, während uns die niedere Weisheit hart und zu strengen Zuchtmeistern gegen die macht, die uns unmündig scheinen. Mit dem Erbarmen kommen auch die guten Früchte, die für die anderen wohltätigen und heilsamen Erträge, im Unterschied vom nutz- und fruchtlosen Gedankenspiel und Wortgeklingel, in dem sich die falsche Weisheit verzehrt. Damit hat uns Jakobus beschrieben, wie sie sich im Verkehr mit den Menschen bewährt. Die beiden letzten Worte deuten noch auf die Ordnung und den Frieden hin, den sie in unserer eigenen Seele schafft. Sie bringt nicht Zweifel hervor. Fehlt der lebendige Hauch des Geistes in unserer Erkenntnis, so mag es leicht geschehen, daß viele Gedanken viele Zweifel schaffen und mit dem Steigen des Wissens die Gewißheit weicht. Ein weiter Raum liegt offen vor unserem

Blick, der uns vieles sichtbar macht, und dieses Viele zieht den Geist hin und her und er verliert die Einfalt und inwendige Geschlossenheit, so daß er die ihm dargebotene Wahrheit nicht mehr fest ergreifen und bewahren kann. Solcher Schaden stammt nicht aus Gottes Weisheit; sie raubt der Seele die Kraft des Glaubens nicht, stellt sie vielmehr völlig unter Gottes Regiment, so daß sie ungeteilt in Glauben und Gehorsam ihm ergeben ist. Endlich ist sie ohne Heuchelei, während unsere eigene Weisheit leicht aus uns die Schauspieler macht, die mit großer Kunst einen falschen Schein um sich verbreiten. Diejenige Erkenntnis, die aus Gott stammt, braucht keine Hüllen; sie kommt ans Licht.

3, 18: **Die Frucht der Gerechtigkeit wird aber im Frieden gesät von denen, die Frieden schaffen.** Weil die Weisheit uns zum Wirken tüchtig macht, muß sie sich daran erproben, daß uns als ihre Frucht die Gerechtigkeit zuteil wird, weil nur dasjenige Werk vor Gott besteht, das Gerechtigkeit herstellt. Darum sind die Weisheit und die Gerechtigkeit beisammen. Wer in der Weisheit lebt und wandelt, der vollbringt, wie es 1, 19 heißt, Gerechtigkeit Gottes und schafft auch in den anderen, indem er das Lehramt verwaltet, als Frucht Gerechtigkeit. Diese wird aber im Frieden gesät, nicht im Zorn und Parteitreiben. Jakobus sieht auf die Gemeinden hin, die sich in der Judenschaft und Christenheit um der heiligen Wahrheit willen zusammentaten. Es ist aber für uns Menschen schwer, eine Gemeinde zu bilden und miteinander zu leben ohne Streit und Zank. So waren die jüdischen Gemeinden entzweit durch allerlei Parteiung und vor allem in Hader und Streit gegen die Christenheit; wiederum gab es in der Christenheit von Anfang an manche Schwierigkeit, die die Gemüter aufregte und Reibungen erzeugte, oft auch harten Streit. Da sagt Jakobus allen und zumal denen, die als die Weisen gelten und es nicht nur scheinen, sondern es auch sind: wer Frieden zu schaffen weiß, der hat als köstliche Frucht für sich und andere Gerechtigkeit erlangt. Ist es euch darum zu tun, daß euer Werk mit Gottes Recht und Willen im Einklang sei und vor Gott euch zur Gerechtigkeit gerechnet werde, dann seid auf Frieden bedacht. Im Streit läßt sich der Same der Gerechtigkeit nicht ausstreuen; sie gedeiht nur im Frieden. Denn der Zorn des Mannes vollbringt nicht Gottes Gerechtigkeit, und wo die Eifersucht brennt, ist jedes schlimme Ding.

4, 1—10.

Gegen die, die miteinander und mit Gott hadern.

4, 1: **Woher sind Kriege und woher Kämpfe bei euch? Kommen sie nicht daraus: aus euren Lüsten, die in euren Gliedern Krieg führen?** Eben noch sprach Jakobus vom Frieden, wie unter seinem Schirm die Gerechtigkeit gefunden wird. Israel aber war keine friedliche Schar. Woher kommen diese Kriege und Kämpfe? Jakobus antwortet: ihr wollt euch ergötzen und macht daraus eure Beschäftigung, euch Vergnügen und Lust zu bereiten, und ihr

braucht viel Vergnügen; sonst wird es euch weh ums Herz. Sollte das, mögen wir fragen, sündlich sein? Die bösen Folgen sind aber handgreiflich; das bringt euch gegeneinander in Kampf und Krieg und macht, daß ihr alle miteinander verfeindet seid. Es braucht wenig Einblick ins Leben, um die Wahrheit dieses Worts zu bemerken. Auf unserem Lauf nach Lust und Ergötzung stoßen wir zusammen und nun verwandelt sich das Verlangen nach der Lust in den Eifer und Zorn gegen den, der sie uns zu rauben oder doch zu schmälern scheint. Jakobus lenkt aber unseren Blick sofort nach innen. Der Krieg ist unter euch, weil er in euch ist. Ihr verliert, sagt er, bei euch selbst den Frieden; denn eure Lüste, die in euren Gliedern hausen, sind eine streitbare Schar und beginnen von dort aus einen Krieg. Sie setzen sich bei euch fest und nehmen eure Glieder in Beschlag, so daß euch von eurem Leib her das Verlangen und der Hunger nach Lust und Ergötzung zieht und plagt und nicht zur Ruhe kommen läßt, vielmehr euch beständig hetzt und stört und in eurem wahren Wohl euch schädigt.

Nun stellt er die Verwirrung und die Unseligkeit dar, die so in einem Menschenherzen um sich greift. 4, 2. 3: **Ihr begehrt und habt nicht, mordet und eifert und könnt es nicht bekommen, kämpft und führt Krieg. Ihr habt nicht, weil ihr nicht bittet. Ihr bittet und empfanget nicht, weil ihr schlecht bittet, um es in euren Lüsten aufzubrauchen.** Wir sind voll hungriger Begehrung; aber wir darben und können unsere Begierde nicht erfüllen; so wird sie für uns zum Stachel und zur Qual. Nun stellen sich die dunklen Gedanken ein, die aus dem Haß entspringen. Die, die uns im Weg stehen und am erträumten Glück hindern, müssen weg. Neidische Pläne und feindselige Ränke sollen uns helfen; aber das sind trügliche Mittel, die uns dem erwünschten Ziel nicht näher bringen. So gibt es nur Streit und Krieg. Wir messen einander die Schuld an unserem Mißgeschick zu, und wer uns glücklicher scheint als wir selbst, gilt uns als unser Widersacher. Bei all diesem heftigen Tumult und dieser mühevollen Anstrengung ist das Ende doch: wir stehen mit leeren Händen da als arme Menschen. Und doch sind uns Gottes gute Gaben so nahe und jeder erhält sie, der sie von ihm erbittet. Nicht morden und streiten, sondern bitten öffnet uns die Türe zum Glück, nach dem wir verlangen, weil es Gottes Gabe ist. Er gibt Freude, Lust und Seligkeit ins Herz und wir Toren suchen sie, wo sie nie zu finden sind, und stürzen uns aufeinander, um einander zu berauben und zu beerben, und Gott, der uns gern mit seinem Segen fröhlich machte, ist uns so nahe; aber wir vergessen ihn und bitten nicht. Israel war aber ein eifrig betendes Volk. Deshalb fährt Jakobus fort: ihr bittet freilich, aber ohne Erhörung, ohne daß ihr Gottes gute Gaben bekommt, weil euer Bitten verwerflich ist; denn ihr wollt Gottes Gaben nur dazu verwenden, um eure Lust zu befriedigen. Für ein Bitten, bei dem wir nur an uns selber denken, das Erbetene nur für uns selbst zu brauchen und dazu zu benützen gedenken, daß wir gute Tage haben, ist die Verheißung nicht gegeben, weil Gott nicht der Diener unserer eigensüchtigen Begierden wird.

4, 4: **Ihr Ehebrecherinnen, wißt ihr nicht, daß die Freundschaft mit der Welt Feindschaft mit Gott ist? Wer darum ein Freund der Welt sein will, stellt sich als Feind Gottes hin.** Solche Beter, die durch ihr Gebet ihre Lust erfüllen wollen, heißt Jakobus Ehebrecherinnen. Er redet nicht von Weibern, die in böser Gier die Scham töten und die Treue brechen, sondern den Mann heißt er so, der mit seinem geteilten Herzen solchen Weibern gleicht und wie sie eine doppelte Liebe und Freundschaft sucht, die Freundschaft Gottes und der Welt zugleich. Der Spruch scheint mit einem raschen Sprung auf einen neuen Weg zu treten. Eben war noch vom Zank und Krieg unter den Menschen die Rede, wie er aus ihrer bösen Begehrlichkeit entsteht, und jetzt schilt Jakobus die Freundschaft mit der Welt, die nicht in Zwiespalt mit ihr kommen mag, sondern bei ihr in Ehren stehen und ihre Gunst genießen will und deshalb die Freundschaft mit Gott preisgibt und uns zu Feinden und Widersachern Gottes macht. Es liegt aber nur scheinbar in der Rede eine Lücke vor. Jener Streit und diese Freundschaft sind zwei Schosse aus demselben Stamm; beidemal ist die kranke Lust unsere Führerin. Wir wollen uns vergnügen; darum gesellen wir uns zur Welt und werben um ihre Gunst und Ehre, weil sich unser Herz hieran nähren will, und wenn sie uns dies nur kümmerlich gibt und wir uns mit anderen in ihr Glück teilen müssen, dann entsteht der Streit. Deswegen unterlassen wir es aber nicht, uns um die Freundschaft der Welt zu bewerben. Wir versuchen es nur an einem anderen Punkt; denn in die Ehre, Gunst und Lust, die die Menschen besitzen und spenden, haben wir unser Ziel und unsere Seligkeit gesetzt.

Jakobus heißt uns bedenken, was wir damit gewinnen. So sagen wir Gott die Freundschaft auf nnd treten ihm dreist und trotzig als seine Widersacher entgegen. Er hat bei Abraham an den herrlichen Namen erinnert, daß er Gottes Freund genannt sei. Denselben Namen bietet Gott auch seinen Kindern als ihr Gut und ihre Ehre an. Er hält ihnen seine Liebe offen und hat es ihnen erlaubt, traulich zu ihm emporzusehen und alles Gute von ihm zu erwarten. Das heißt ihn zum Freunde haben. Aber das bindet auch unsere Liebe an ihn und stellt uns in die Pflicht, ihn zu schätzen, seinen Willen heilig zu halten, ihm zu Dienst zu sein, ihm zu leben. Wie uns Jesus sagt, daß wir nicht zwei Herren dienen können und nur dann im Dienst Gottes stehen, wenn wir ihm ganz untergeben sind, so sagt uns Jakobus, daß wir nicht nach zwei Seiten hin Freundschaft pflegen können, sondern nur dann mit Gott Freundschaft halten, wenn er allein unser Freund bleibt. Die Freundschaft mit den Menschen bindet uns an ihre blinde und böse Art. Wenn wir sie gleichwohl neben Gott ehren und unsere Hoffnung und unseren Trost bei ihnen suchen, so führt uns das unvermeidlich, einerlei ob es uns gelingt, ihre Freundschaft zu erjagen oder ob wir von ihnen mißhandelt und zurückgestoßen werden, in den Streit und Hader mit Gott. Das ist nun einmal der Preis, um den uns die Welt ihre Freundschaft verkauft; wir müssen dabei Gott vergessen und seinem guten Willen widerstreben. Treten wir aber Gott als seine Widersacher in den Weg, so werden wir ihn wider

uns haben, wie wir wider ihn sind, und es spüren, daß er unserem bösen Trachten kräftig widersteht.

4, 5. 6: **Oder meint ihr, daß die Schrift umsonst sage: Mit Neid verlangt er nach dem Geist, dem er in uns Wohnung machte; er gibt aber größere Gnade? Deshalb sagt er: Gott widersteht Stolzen, gibt aber Geringen Gnade** (Sprüche 3, 34). Jakobus sagt noch mit dem Wort eines anderen Manns*), welche völlige Hingebung Gott von uns verlangt und wie reichlich er sie lohnt. Gott will, daß der Geist, den er uns gegeben hat, sein Eigentum bleibe, und läßt nicht zu, daß wir ihn anderswohin wenden und an andere Dinge verknechten. Das ist eine Art heiliger Mißgunst, die es keinem anderen gönnt, daß er über unseren Geist Herr sei und unsere Liebe an sich kette und unser Leben sich unterwerfe. Wir sollen einzig ihm gehören; er teilt sich nicht mit anderen in das Regiment über das Menschenherz. Sein Recht hiezu steht darin, daß unser Geist und Leben gänzlich seine Gaben sind. Er verlangt nur nach dem, was sein eigen ist, weil er es uns gab. Dieser feste Griff, mit dem Gott uns völlig an sich zieht und uns keine Freiheit läßt, von ihm zu weichen, ist Gnade. Denn er gibt ungleich Größeres als das, was er uns versagt. Nicht um uns zu verkürzen, sondern um uns den Reichtum seiner Gaben zu verleihen, zieht er uns mit diesem festen Band an sich. Das sagt aber jener Spruch nicht leer, nicht ohne Grund und Wahrheit. Er spricht Gottes Sinn und Regel aus und darum darf man mit Gottes Freundschaft nicht spielen, als hätte daneben auch noch die der Welt Platz.

Deswegen lautet Gottes Regel so: den Hoffärtigen Widerstand, den Demütigen Gnade. Wer mit seiner Liebe in die Welt hinausfährt und bei ihr seine Gönner und Freunde sucht, der bläht sich und tritt hoch daher. Er meint, sogar Gott entbehren zu können. Gegen die Hoffart tritt auch Gott als der Hohe auf in seiner Majestät und richterlichen Gewalt, die es dem Menschen zeigen kann, daß er nicht größer wird als Gott, wie er sich auch in seiner Hoffart dehnen und strecken mag. Aber den Geringen und Gebeugten, der nichts hat, als was Gott ihm gibt, und nichts ist, als was Gott aus ihm macht, hebt er empor in seine Gnade und empor in seine Herrlichkeit. Das ist der Weg, den Israel zu gehen hatte, und wir auch. Sein Unglück war, daß Gott nicht seine einzige Liebe war, in der es still sein reiches Genügen hatte, sondern daß es zugleich lüstern nach der Welt haschte, mit den anderen in den Wettbewerb trat und auch groß und reich werden wollte wie sie. Die Weise, wie ihm geholfen werden kann, ist, daß es sich vor Gott beugt.

4, 7—10: **Darum unterwerft euch Gott. Widersteht dagegen dem Verkläger und er wird von euch fliehen. Nahet euch zu Gott und er wird sich zu euch nahen. Macht die Hände rein, ihr Sünder, und die Herzen**

*) Mit Sicherheit läßt sich der Sinn dieses Satzes nicht angeben. Es scheint, Jakobus führe hier einen Spruch aus einem anderen Buche an. Ein Bibelspruch ist dies nicht, sondern er wird aus einer anderen Schrift stammen, die damals in Israel gern gelesen und als heilige Wahrheiten enthaltend geehrt worden ist; wir wissen aber nicht, aus welcher.

keusch, ihr, die ihr zwei Seelen habt; tragt Leid und trauert und weint. Euer Lachen verwandle sich in Trauer und eure Freude in Bestürzung. Demütigt euch vor dem Herrn und er wird euch erhöhen. Wir haben jeden Versuch, uns über Gott und gegen Gott zu erheben, aufzugeben und ihn ernsthaft als unseren Herrn zu ehren und unseren Willen mit ganzem Gehorsam dem seinigen zu unterwerfen. Nun ist der Mensch freilich weich, biegsam und willfährig, aber an der falschen Stelle: nachgiebig gegen den Satan, hartnäckig und widerspenstig gegen Gott. Jakobus sagt: Gott sollt ihr unterwürfig sein, dem Satan aber widerstehen. Hier hat die unbeugsame, aller Lockung verschlossene Festigkeit ihren Platz. Dazu fügt er die große Verheißung, daß unser Widerstand nicht vergeblich sei. Wir sind gegen die Mächte, die von unten stammen, sicher, sowie wir uns von ihnen abwenden. Unter das satanische Regiment fällt nur, wer unter dasselbe fallen will. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß wir dem Satan dadurch Widerstand leisten, daß wir uns Gott unterwerfen. Wir können unseren Willen nur dadurch dem Satan entziehen, daß wir ihn Gott lassen, unser Herz nur dadurch vor dem Satan schützen, daß es Gottes Eigentum wird. Wer sich gegen Gott weich und biegsam macht, der macht sich gegen den Satan fest und hart.

Sich Gott unterwerfen heißt zu Gott nahen. Wer wider ihn in der Auflehnung verharrt, tritt von ihm ab und macht eine große Trennung zwischen sich und Gott. Dann fehlen uns freilich Gottes gute Gaben und das Gebet führt nicht zum Empfangen und Gottes guter Geist verschließt dem bösen Geist den Zugang zu uns nicht. Warum? doch nur darum, weil wir uns von Gott entfernt halten. Treten wir zu ihm heran, so macht er sich für uns zum gegenwärtigen Gott. Damit ist uns wieder das ganze Evangelium vorgelegt. Das ist die Zusage der vollkommenen Gnade mit ihrer Vergebung und Offenheit für alle, wie sie Jesus im Gleichnis vom verlorenen Sohn uns versprochen hat. Nähern wir uns Gott, so läßt er sich finden. Er trägt es uns nicht nach, daß wir in die Ferne traten, und nötigt uns nicht, in der Ferne zu bleiben, nachdem wir von ihm gewichen sind. Die Ferne verschwindet, sowie wir uns nähern. Das ist die Gnade; ihre Verkündigung hat Jakobus bei Jesus gelernt.

Wie nähert man sich Gott? Durch die Buße, durch die wir uns von dem trennen, was an uns verwerflich ist. Alle trüglichen Mittel, die uns zu Gott herzubringen sollen, wirft Jakobus weg. Wie wird ein Mensch ferne von Gott? Er sehe seine Hand an, die zum Werkzeug für Unrecht und Bosheit ward. Er beschaue sein Inwendiges, wie es in zwei Hälften zerteilt ist, wie neben der Erkenntnis Gottes der Hader gegen ihn steht und neben dem Segen der Fluch und neben dem göttlichen Gebot die lüsternen Begehrungen. Die Flecken an der Hand und der Krieg in der Seele scheiden von Gott. Dadurch wissen wir auch, wie man ihm nahekommt. Das Unrecht mit seinen häßlichen Flecken muß weg von der Hand und die argen Gedanken hinaus aus dem Herzen. So wird ein Mensch Gott nahe bei sich finden; ein anderes Mittel, Gott herbeizulocken, gibt es nicht. Dazu hat uns Gottes

Gnade den Schmerz der Reue gegeben und ihr Schmerz hat lösende Kraft. Er trennt von dem, was die Hände befleckt und die Herzen zerreißt. Darum sollen wir dieses Leid nicht fürchten, weil es uns heilsamer ist als jene Lust, die in unseren Gliedern streitet und den Krieg in der Welt und in uns selbst erregt. Sind wir aber dem Zauber des Lustgetriebes entronnen und haben den Schmerz in uns empfangen, daß uns die Zerrüttung unserer Seele wehtut, und sind ihm nicht feig und lügnerisch entwichen, sondern ließen ihn Wurzel schlagen und sein reinigendes Geschäft vollbringen, dann sind wir vor Gott demütig geworden. Der stolze Sinn ist gewichen, die Ansprüche verstummt und die Meinung ist zerronnen, die alles kann auch ohne Gott. Es ist ein armes und geringes Wesen aus uns geworden, das auf Gott geworfen ist und von seiner Gnade lebt. Jetzt wird er uns erhöhen. Den vor ihm gering und arm Gewordenen deckt er mit seiner Gnade, in der Leben und Herrlichkeit enthalten ist. Jakobus legt uns hier jene Worte Jesu aus, durch die er Israel zur Umkehr berief: Selig die Armen im Geist, die Leidtragenden, Sanftmütigen, nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden; seliger der Zöllner, den ein böses Leben zu Boden drückt, als der aufgeblähte Gerechte, der sich an sich selber freut. Denn wer gering und leer sich Gott ergeben muß und auf das gewiesen ist, was Gott ihm gibt, an dem wird Gottes Gnade groß.

4, 11—5, 6.

Gegen mancherlei Übermut.

4, 11: **Redet nicht gegeneinander, Brüder. Wer gegen einen Bruder redet oder seinen Bruder richtet, redet gegen das Gesetz und richtet das Gesetz. Wenn du aber das Gesetz richtest, so bist du nicht ein Täter des Gesetzes, sondern ein Richter.** Die Buße haben uns die vorangehenden Worte beschrieben in ihrer ganzen Majestät, den vor Gott weinenden Menschen, der vor ihm zerbrochen ist und sich ihm unterwirft. Eines der wirksamsten Hindernisse der Buße ist aber das böse Gerede, mit dem einer den anderen erniedrigt und ihm seine Sünden vorhält. Dadurch hindern wir die Buße bei den anderen wie bei uns selbst, bei jenen, weil sie sich scheuen, in das Gericht der Menschen zu fallen, und die schmerzenden Wunden, die unser Wort ihnen schlägt, fürchten, und bei uns selbst, weil wir uns durch die Verdammung der anderen selbst erhöhen und uns mit unserem Unwillen über ihre Sünde zu decken suchen, als wären wir selbst dadurch gerechtfertigt, daß andere nicht besser sind als wir. Darum warnt uns Jakobus davor, daß wir über andere als die Richter reden, und zeigt uns das Sündliche solcher Worte von einer neuen Seite her. Wir wollen die anderen schlagen und ihre Sünde beschuldigen, und bedenken nicht, wie weit unser Wort reicht. Es trifft das Gesetz. Denn das Gesetz mißt dem Menschen das zu, was ihm obliegt und gebührt. Handelt er recht, so hat ihm das Gesetz den Weg gezeigt und seine

Pflicht bestimmt. Wenn uns das nicht gefällt und wir ihn schelten und verlästern, so trifft unsere Rede das Gesetz, dem er dient und das ihn tun heißt, was wir schelten. Sündigt er, so daß er Grund zur Klage und Beschwerde gibt, dann ist es wieder das Gesetz, das ihm zumessen wird, was ihm gebührt. Damit ist aber unser gehässiger Sinn nicht zufrieden; wir glauben nicht, daß das Gesetz mit heiliger Macht der Sünde widersteht, und machen deswegen uns selber daran, den Fehlenden zu erniedrigen und zu kränken. So schelten wir wieder das Gesetz, als sei es ohnmächtig und lässig und tue nicht, was seines Amtes ist, als müßten wir ihm helfen, die Bosheit zu verdammen und den Schuldigen zu treffen, als wäre es ohne unsere bösen Zungen mit seiner Herrschaft schlimm bestellt. Wir sollen das Gesetz nicht richten, sondern tun; uns dünkt es aber angenehmer, unser eigenes Urteil hoffärtig an die Stelle des Gesetzes zu bringen, als ein Täter des Gesetzes zu sein.

Jakobus hat eine starke Überzeugung von der Macht des göttlichen Gesetzes, von seiner Unverletzlichkeit, Gültigkeit und siegreichen Wirksamkeit nach der Weise aller Worte Gottes, der spricht und es geschieht. Das macht ihn still. Ihm gilt das Gesetz als von Gott gesetzt; darum setzt es sich durch mit unaufhaltsamer Kraft. Aber wir in unserem Übermut tun, als ob es keine heilige Gottesordnung gebe, die zwischen dem scheidet, was gut und was böse ist, der jeder Mensch unterstellt ist und der sich keiner entziehen kann. Dieses kräftige und wirksame Gottesgesetz regiert ohne die Hilfe unserer bösen Zungen und macht das Gute offenbar und bindet das Böse. Aber wir glauben nicht an seine Heiligkeit und dies gerade dann, wenn wir uns scheinbar für das Gesetz ereifern und über die Fehlenden schelten. Dadurch versündigen wir uns an dem, der das Gesetz gegeben und ihm seine Macht verliehen hat.

4, 12: **Einer ist Gesetzgeber und Richter, der retten und verderben kann. Wer bist aber du, der du den Nächsten richtest?** Mit unserem unbedachten Reden stellen wir uns selbst als die Gesetzgeber und Richter dar und setzen uns dadurch an Gottes Statt. Die Hoffart demütigt Jakobus. Er läßt Gott sein Amt, zu bemessen, was jeder seiner Knechte soll und darf und wie er seine Widersacher beugen wird. Gott kann retten; das vergißt, wer mit hartem Sinn die anderen aufgibt, als gebe es keine Aufrichtung für sie. Gott hat die Macht zu verderben; das bedenkt der nicht, der die Fallenden mit seinen Quälereien plagt und schilt. Gottes Hand wird treffen, was sich nicht erretten läßt, und die Schläge seines Zorns sind schwer. Wer das bedenkt, wird, wenn er die anderen sündigen und fallen sieht, still. Und wie wir Gott bei solchem Reden aus dem Auge verlieren, so vergessen wir auch uns selbst und unsere eigene Art; wer sind denn wir, die wir über andere Menschen das Urteil fällen?

4, 13—16: **Wohlan, die ihr sagt: Heute oder morgen werden wir in diese Stadt ziehen und dort ein Jahr verweilen und handeln und Gewinn machen; die ihr den morgenden Tag nicht kennt. Wie ist euer Leben? Ein Dampf seid ihr ja, der für eine kurze Zeit sichtbar wird und darauf verschwindet; statt daß ihr sagt: Wenn der Herr will, werden wir leben**

und dies oder jenes tun. Nun rühmt ihr euch aber in eurer Prahlerei. Jeder solcher Ruhm ist böse. Hier beschreibt Jakobus den auf Erwerb und Gewinn bedachten Übermut, der seine Pläne auf Jahre macht und über seine Zeit und Kraft verfügt, als wäre er ihr Herr, und völlig vergißt, wie gebrechlich und zerstörbar das menschliche Wesen ist und wie rasch und völlig wir verschwinden. Das wehrt, wenn es bedacht wird, dem hoffärtigen Übermut. Die Erinnerung an die Nichtigkeit unseres Lebens ist freilich nicht das Einzige, was uns die Bibel sagt. Mit dieser Erkenntnis wären wir noch nicht beraten; sie könnte uns träg und stumpf machen und in eine willen- und tatlose Ergebung versetzen, die alles kommen läßt, wie es eben mag. Wir sind zum Handeln, zur umsichtigen Tatkraft verpflichtet, die ihre Pläne entwirft und mit Rüstigkeit für die Zukunft sorgt. Deshalb lautet die Anweisung des Jakobus so: macht eure Pläne; faßt eure Entschlüsse; handelt in regsamer Ausnützung eurer Zeit; aber vergeßt nicht, daß ihr unter Gottes Willen steht und das Leben deshalb habt, weil er es euch gibt, und deshalb Raum und Kraft für eure Unternehmungen habt, weil er sie euch gewährt. Das tötet die Tatkraft nicht; im Gegenteil, dadurch wird sie begründet und gestärkt. Weg geht dadurch nur der Übermut, bei dem wir mit unseren Unternehmungen prahlen und uns wegen unserer Kraft und Tüchtigkeit groß dünken. Ein solcher Ruhm ist nicht wahr und darum böse; denn wir vergessen dabei wieder einmal Gott.

4, 17: **Darum hat der, der weiß, Gutes zu tun, und tut es nicht, Sünde.** Diese tätigen Männer, die auf Jahre hinaus ihre Pläne fertig haben und wissen, wo und wie man den Gewinn erhascht, sind im nächsten Augenblick träg, schlaff, unwillig, irgend etwas zu tun, stumpfsinnig und unbeweglich, dann nämlich, wenn es gilt, Gutes zu tun. Da ist ihre Tatkraft plötzlich verraucht und das bewirkt, daß sie vor Gott schuldig sind. Weshalb leitet Jakobus dieses Urteil aus der vorangehenden Beschreibung des wandernden Kaufmanns ab? Was ist das für ein „Darum", mit dem er den neuen Vers beginnt? Darum, weil du tausenderlei mit Eifer tust und hoch einherfährst in deiner energischen Arbeitsamkeit, wo es deinen Vorteil gilt, und damit prahlst und prunkst, darum liegt es auf dir als Sünde, wenn du Gutes siehst, das im Bereich deines Vermögens liegt und recht gut von dir getan werden könnte, und es doch nicht tust. Gerade unsere Emsigkeit im Dienst unseres Vorteils macht uns unsere Trägheit in allem Guten zur Sünde, bei der uns Gott behaften und die er uns als Schuld anrechnen wird.

Hier tritt erst der letzte Grund zutage, warum Jakobus jenem gewinnsüchtigen Übermut die Nichtigkeit unserer natürlichen Existenz entgegenhält. Jenes Zuviel von Arbeitsamkeit und Tatkraft hat ein Zuwenig neben sich. Derselbe Mann, der mit Vergnügen für ein Jahr nach dieser oder jener Stadt wandert, um dort einen Gewinn zu machen, versündigt sich dadurch, daß er sich mutlos und kraftlos vom Guten abwendet, das ihm vor den Händen liegt, wenn er sie nur regen wollte. Es sind uns dadurch zwei gänzlich verschiedene Lebenswege vorgezeichnet. Der eine zielt auf das Gute,

zu dem wir dadurch ausgerüstet werden, daß uns Gott den Blick für dasselbe schenkt und uns zeigt, wie es zu machen ist. Ist uns ein solcher Blick geschenkt, der wahrnimmt, wie das, was für die anderen wohltätig und heilsam ist, hergestellt werden kann, so liegt hierin die Berufung zum entschlossenen Fleiß und zur rüstigen Tat. Dadurch ist uns der Weg gewiesen, auf dem unsere Kraft für die anderen und für uns selber fruchtbar wird. Den anderen Weg zeigt uns unsere selbstsüchtige Lust. Da bewegen sich unsere Pläne und unsere Arbeit um unseren eigenen Vorteil und Gewinn. Das bringt zuerst eine rege Verwendung unserer Kräfte und eine emsige Ausnützung unserer Zeit hervor. Allein wir stellen dadurch unseren ganzen Bau in die Luft. Wir haben uns selbst gedient und sind doch nicht mehr als ein flüchtiger Hauch und haben die Hand, die uns hält, vergessen und das, was Gott uns tun heißt, nicht getan. Darum endet jene Regsamkeit und Tatkraft beim Nichts.

Wir werden uns nun nicht verwundern, daß uns Jakobus auch über den Reichtum noch etwas Besonderes zu sagen hat. Er erscheint ihm in einem anderen Licht als der gewöhnlichen Meinung der Menschen. Ein reicher Mann, ein glücklicher Mann, denken sie und die Reichen selbst stehen leicht unter der Herrschaft dieser Meinung und lassen den Strom der Lust voll durch ihr Leben rauschen. Jakobus stellt sich gegen dieses Urteil in einen vollständigen Gegensatz. 5, 1—3: **Wohlan, ihr Reichen, weint und jammert wegen der Nöte, die über euch kommen. Euer Reichtum ist vermodert und eure Gewänder haben Motten zernagt. An euer Gold und Silber hat sich Rost gesetzt und ihr Rost wird gegen euch zum Zeugnis dienen und wie Feuer euer Fleisch verzehren. Schätze sammeltet ihr in letzten Tagen.** Um die Reichen ist es Jakobus bang; er fürchtet für sie das schwerste Elend, das für sie an derselben Stelle entsteht, an der sie sich ihr Glück geschaffen zu haben meinten. Denn das, was sie aus ihren Schätzen machten, bringt das Elend über sie. Sie häuften sie auf und ließen sie verderben; in ihre prächtigen Gewänder kam die Motte; sie hatten sie nur, um sie zu besitzen, und brauchten sie für sich selber nicht, noch weniger für andere. An ihr Gold und Silber setzte sich der Schmutz und Rost des Alters an, der nun als Verkläger gegen sie zeugen wird, da er sie überführt, daß die Mittel, die Gott ihnen gab, unbenützt in ihrer Hand verdarben, weil sie nur ihnen selber dienen sollten. Sie wußten Gutes zu tun und taten es nicht.

Jakobus heißt die Reichen nicht deswegen jammern, weil sie viel Geld haben, sondern zeigt auf die Weise hin, wie sie ihr Geld brauchen. Er weiß so gut wie wir, daß Reichtum ein großer Vorteil sein kann, der uns die Mittel zu Großem bietet, nicht nur zu viel Genuß, sondern auch zu großem Werk und reicher Frucht, die als ein edler und reiner Gottesdienst Gott preist und dem Bruder hilft. Er warnt aber vor dem Betrug des Reichtums, vor dem Wahn, als sei er uns dazu gegeben, damit wir ihn haben, als sei er der Zweck und nicht das Mittel, als wäre er uns nur für uns selbst gegeben. Die Reichen, die Jakobus jammern heißt, haben nicht verstanden, warum Jesus den ungerechten Haushalter uns zum Vorbild setzt, haben vielmehr

pünktlich und emsig den Interessen ihres Geldes gedient. So machen wir uns freilich aus unserem Besitz einen Strick, der uns erwürgt. Jener Rost am Gold, der zeigt, daß es ruhig und unbenützt in der Schatzkammer des Reichen lag, wird ihn töten; denn er ist das Wahrzeichen seiner Schuld, um deren willen Leib und Seele durch Gottes scharfes Gericht verderben.

Die Schuld des Reichen wird dadurch besonders schwer, daß er die letzte ihm gegebene Frist nur dazu zu verwenden weiß, um sich Reichtum zu verschaffen. Jakobus ist erfüllt vom Ernst der Zeit. Christus war gekommen und hatte Israel eine letzte Frist gebracht. Ernst stand seine Warnung über dem Volk und deutete auf die eilende Vergeltung Gottes und den Schluß des Weltlaufs hin. Die Zeit war kostbar und kam nicht wieder, wenn sie unbenützt verstrich. Es waren letzte Tage. Wie brauchte sie Israel? Die Toren häuften Schätze auf. Aus der Frist, die ihnen als ein Geschenk der göttlichen Geduld noch gegeben war, zogen sie als nichtiges Resultat nichts anderes als einen Haufen Gold.

5, 4—6: **Sieh! der Lohn der Arbeiter, die eure Felder ernteten, den ihr zurückbehalten habt, schreit und die Rufe der Schnitter sind zu den Ohren des Herrn Zebaoth gelangt. Ihr schwelgtet auf der Erde und triebt Üppigkeit; ihr füttertet eure Herzen am Schlachttag. Ihr verurteiltet, mordetet den Gerechten. Er widersteht euch nicht.** Nicht nur kein Segen, sondern ein Fluch ist ihr Reichtum für die Menschen geworden. Die Macht, die er ihnen gab, haben sie zum Druck und Unrecht gegen die, die ihnen dienen mußten, benützt. In den Hütten ihrer Bauern, denen die Feldarbeit auf ihren Gütern übertragen ist, regiert die Not, sogar in der Erntezeit, sogar dann, wenn ihnen durch die Arbeit ihrer Schnitter der reiche Ertrag eingebracht worden ist. Jakobus sagt, auf dergleichen Unrecht habe Gott acht. Sie selbst haben sich alles gegönnt und sich mit einem reichen Maß von Lust und Wohlbehagen vollgestopft. Guter Dinge waren sie auf der Erde. Das ist ein bedeutsamer Wink; er sagt dasselbe, was Jesus am reichen Manne darstellte, der herrlich und in Freuden lebte, auch auf der Erde, weiter nicht. Dann endete die Herrlichkeit jählings. Die schonliche Sorgfalt und kluge Kunst, mit der sie ihr Herz vor jedem Schmerz behütet und mit der Erfüllung jedes Wunsches beglückt haben, trieben sie am Schlachttage, während das rächende Schwert ihnen schon nahe war und es galt, das Leben zu erretten.

Noch eine Schuld hat ihnen Jakobus vorzuhalten. Die Macht, die ihnen das Geld gibt, hat sie auch zu Verwaltern des Rechts bestellt. Sie haben dies mißbraucht, um den, dessen Sache gerecht war, zu vernichten. Er litt es geduldig und gab seine Sache Gott anheim; deswegen ist sie nicht begraben. Die Schuld fällt auf sie und wird sie erdrücken. Wenn er vom Gerechten spricht, der sich töten lassen muß und das willig duldet, ruht sein Blick sicher auch auf Jesus. Aber er spricht nicht von ihm allein. Was Israel Jesus tat, war nicht ein einmaliger Fall und eine besondere, einzelne Verirrung. Das Geld hat Israel verblendet, daß es für den, der eine gerechte Sache hatte, oft genug zum Mörder ward. Das brennt als starker Schmerz

im Herzen des Jakobus und macht ihn weinen und darum möchte er, daß auch Israel mit ihm weinte und seine Reichen vornean.

5, 7—20.

Die Hilfe von oben.

Nicht mit Worten, die vor Versündigungen warnen und Bosheit strafen, schließt Jakobus. Wie er seinen Brief damit begann, daß er uns für jeden Kampf mit der freudigen Gewißheit rüstete, daß wir überwinden können, so schließt er ihn, nachdem sein Bußwort tief in die Herzen drang und sowohl der Christenheit als der Judenschaft einen starken Antrieb zur Furcht, zur Selbstbesinnung und zur Reinigung ihrer Frömmigkeit gegeben hat, damit, daß er uns zeigt, wie die Hilfe kommt. 5, 7a: **Darum seid geduldig, Brüder, bis zur Ankunft des Herrn.** Harter Übermut und Ungerechtigkeit und das stille Dulden derer, die der Gerechtigkeit dienten, sind uns beschrieben. Für die, die Gottes Weg gehen, ergibt sich daraus die Pflicht, daß sie sich in Geduld fassen. Jetzt geschieht noch Sünde und Unrecht, ohne daß sie es hindern können. Jetzt müssen sie sich zum Leiden bereit halten. Dadurch wird freilich das Herz leicht leidenschaftlich bewegt und gegen die übermütigen Reichen erbittert und mit Gottes Regierung unzufrieden, so daß ihm die dankbare Freude an seiner Gnade verloren geht. Jakobus leitet aber die Gemeinde zu einem anderen Ziel. Sie soll geduldig sein und sie kann geduldig warten; denn der Herr kommt.

Aus demjenigen Israel, zu dem auch jene kecken Krämer und gottvergessenen Reichen gehörten, hebt sich ihm wieder der engere Kreis hervor, den er in besonderem Sinn seine Brüder heißen kann. Ihm kann er einen Trost geben, der das Herz stille macht und vor aller Erbitterung bewahrt: es kommt die Zeit, da der Herr bei euch ist; darauf wartet. Laßt das Schelten und Richten; laßt das weichliche Verzagen; seid zum Leiden willig; geht euren Weg, ohne euch an der Welt zu beflecken. Wenn der Herr wieder gegenwärtig ist, dann wird alles gut; dann hat der Druck ein Ende und das Leiden trägt euch reiche Frucht und der Glaube führt euch zum Empfang der Herrlichkeit.

„Bis der Herr kommt," so konnte Jakobus zwar jedermann in Israel mahnen und trösten, weil alle auf den von Gott gesetzten Herrn und König Israels warteten. Aber diese Hoffnung hatte verschiedene Gestalt und Kraft bei denen, die Jesus noch nicht kannten, und bei denen, die Jesus ihren Herrn nannten, ihn erwarteten und sich darauf freuten, daß er mit seiner Gnade und Macht einst bei ihnen sei. Für sie war der Trost, den die Ankündigung der Ankunft des Herrn enthält, hell und durchsichtig; sie wissen, auf wen sie hoffen, kennen seine Verheißung und wissen, daß sie ihm verbunden sind.

Denen, die Jesus kennen, die auch in besonderem Maß am Leiden Anteil haben, gilt dieses Wort zunächst: seid geduldig bis zur Gegenwart des Herrn.

5, 7b: **Sieh! der Landmann erwartet die kostbare Frucht der Erde und ist ihretwegen geduldig, bis er den Früh- und Spätregen erhalte.** Als Beispiel für die mit Gewißheit und Ruhe ausgerüstete Geduld dient Jakobus der Landmann, der mit aller Ungeduld zum Wachstum der Frucht nichts beizutragen vermag, sondern sich stille fügen muß, bis der Regen kommt, der Frühregen, der den Winter beginnt und die Bestellung des Ackers möglich macht, und der Spätregen, der die aufgekeimte Saat befeuchtet und sie wachsen macht. Ohne diese Regenzeiten ist alle seine Arbeit umsonst. Darum muß er auf sie warten und erst dann, wenn sie ihm gegeben sind, fällt ihm die reiche Ernte zu. Wenn der Herr kommt, dann ist die Zeit der Ernte. So hat auch Jesus den Tag, an dem er in der Herrlichkeit Gottes uns offenbar werden wird, den Erntetag genannt und hat uns damit einen großen Trost gegeben. Mit dem Ausblick auf die Ernte können wir unser Herz fest und beharrlich machen und die törichte Begehrung abtun, die augenblicklich den Genuß und die Frucht von allem haben will, was wir Gott zum Dienst vollbringen, und ihm seine Zeit nicht gönnt, daß er nach seiner Ordnung die Erntezeit am Tage Jesu herbeiführe.

5, 8: **Darum seid auch ihr geduldig. Stützt eure Herzen, weil die Ankunft des Herrn nahe herangekommen ist.** Wir sind nicht wehrlos, wenn uns die Stöße treffen, die uns inwendig ins Schwanken bringen. Gegen alle verzagenden und aufbrausenden Regungen, die sie inwendig erschüttern, macht sich die Christenheit dadurch fest, daß sie mit Gewißheit und Einfalt auf ihre Vereinigung mit Christus sieht. Sie ist euch, sagt Jakobus, nahe; er hat wie alle Apostel innig auf Jesus gehofft.

5, 9: **Seufzt, Brüder, nicht gegeneinander, damit ihr nicht gerichtet werdet. Sieh! der Richter steht vor der Türe.** Es darf dem Mißmut und Zorn nie gelingen, in uns die Liebe zu töten. Füreinander, nicht gegeneinander darf sich unser Seufzen und Bitten an Gott wenden; es darf Gottes Barmherzigkeit und rettende Macht anrufen, nicht seine richtende Gewalt. Wer den Richter gegen die anderen anruft, ruft ihn gegen sich selber an. Denn er handelt ohne Ansehen der Person mit fehlloser Gerechtigkeit an uns allen. Soll seine Barmherzigkeit dem Gericht die Bahn frei lassen, dann trifft dieses auch unsere eigene Sünde, nicht nur die fremde, die uns drückt. Diese Mahnung verstärkt Jakobus durch die Erinnerung an die Nähe der Offenbarung Jesu. Der Richter ist schon im Begriff, bei uns einzutreten. Was uns zum Trost gesagt ist, daß wir Christus sehen werden, hat seinen tiefen Ernst bei sich. Wer Christus sieht, sieht den Richter. Jakobus will nicht, daß wir uns am Trost bloß erquicken, sondern der Ernst der Hoffnung, der uns reinigt und geduldig macht, darf nicht von ihm gesondert sein. Unsere Reinigung, durch die wir uns für ihn bereit machen, besteht aber darin, daß wir einander ein völliges Vergeben erweisen und ohne Risse miteinander verbunden sind.

5, 10: **Nehmt, Brüder, zum Beispiel für das Leiden und die Geduld**

die Propheten, die im Namen des Herrn redeten. Der Weg ist der Gemeinde Jesu durch die Propheten vorgezeichnet, deren Amt und Größe darauf beruht, daß sie in Gottes Namen redeten. Sie waren mit ihrem Wort auf den Auftrag und Befehl Gottes gestellt, mußten sich auf ihn berufen und seinen Namen über ihre Rede setzen. Das war ihre Ehre und Auszeichnung. Daraus ergab sich aber für sie auch die Pflicht, sich ins Leiden zu fügen, den Schmerz nicht zu fliehen und in Geduld zu warten, bis Gott ihnen half. Sie haben sich aber am göttlichen Wort Stille und Festigkeit geholt und es jedem vorgemacht, wie er als ein weiser Ackermann den Dienst, den ihm Gott übertragen hat, ausrichten und auf die Ernte warten soll.

5, 11: **Sieh! wir preisen die selig, die bestanden. Von der Standhaftigkeit Hiobs habt ihr gehört und das Ziel des Herrn gesehen; denn der Herr ist reich an Barmherzigkeit und ein Erbarmer.** Auch Hiobs Beispiel hat eine große stärkende Kraft. Jetzt preist ihn jeder selig, weil wir das Ziel, zu dem ihn Gott führte, vor Augen haben und wissen, wie die Barmherzigkeit Gottes an ihm offenbar ward, seiner Anfechtung ein Ende setzte und seine Güte ihm reichlich zu kosten gab. Zu diesem Ende kam Hiob jedoch darum, weil er in Geduld sein Leiden trug und in der Versuchung standhielt, weil er Gott nicht den Abschied gab, als sein Segen von ihm wich, und ihn nicht verleugnete, als er seine Gaben von ihm nahm, sondern Glauben in seiner Seele trug, der Gottes Güte nicht mit Augen sah und doch ehrte und sich seinem Willen unterwarf, auch als er ihn erniedrigte. Es ziemt sich nicht, wenn wir zwar die preisen, die geduldig sind, aber uns selbst weigern, mit Beharrlichkeit zu tragen, was als Last uns zugewiesen ist. Wer die selig nennt, die wie Hiob duldeten, der mache auch sein eigenes Herz fest zur Geduld.

5, 12: **Vor allem aber, meine Brüder, schwört nicht, weder beim Himmel noch bei der Erde noch sonst einen Eid, sondern euer Ja sei ja und euer Nein nein, damit ihr nicht unter das Gericht fallet.** Zur Unterwerfung unter Gott gehört auch die Vermeidung des Eids. Es ist stets eine zarte Sache, einen Eid zu leisten, der frei ist von Überhebung und sich an Gottes königlicher Erhabenheit nicht vergreift. Wir brauchen leicht Gottes Namen so, als wären wir Herr und Meister über Gott und Gottes Werke, als stände es uns zu, ihm vorzuschreiben, was er tun und lassen muß. Wir setzen Dinge zum Pfand, die ihm eigen sind und nicht uns gehören, unsere Seele, deren Heil und Leben an Gottes Willen hängt und nicht an unserem Wort und Beschluß, oder wie es die Juden taten, den Himmel und die Erde, über die der Mensch nicht zu verfügen hat. Mit einer solchen Verhüllung des Schwurs ist nichts gebessert; man spricht zwar nicht mehr von Gott; dennoch ist er angerufen. Denn der Himmel oder die Erde sind darum das Eidespfand, weil sie Gottes Werke und nicht das Eigentum des Menschen sind. Nach der Regel Jesu, Matth. 5, 34, rät auch Jakobus der Christenheit, daß sie beim Ja und Nein bleibe und darüber nicht hinausgehe.

Es gibt andere Anrufungen Gottes, die rein und ihm wohlgefällig sind, durch die wir ihn ehren ohne Versündigung und die unser Leben mit

reichem Segen füllen. Sie passen für die Tage des Leidens und für den frohen Sinn. 5, 13: **Leidet jemand unter euch, so bete er. Ist jemand wohlgemut, so singe er Psalmen.** Alles, was uns bewegt, kann nach oben bringen. Sitzt der Stich einer Not oder eines Unrechts, das wir leiden, in der Seele, so führt uns das zu dem, dessen Hilfe größer ist als alle Not. Erfüllt uns ein froher Mut, weil wir von Gottes Gaben umringt sind, so soll uns auch der Mund aufgehen und der Psalm ertönen als das Zeugnis, daß wir nicht nur Gottes Gaben schätzen, sondern dankbar empor zu seiner Güte sehen.

5, 14. 15: **Ist jemand unter euch krank, so rufe er die Ältesten der Gemeinde und sie sollen über ihm beten, nachdem sie ihn mit Öl im Namen des Herrn salbten, und das Gebet des Glaubens wird den Kranken retten und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er Sünden getan hat, wird ihm vergeben werden.** Auch dann, wenn Krankheit unsere Kraft lähmt und, wie es oft geschieht, auch unseren Geist umfangen hält, soll uns der Segen und die Hilfe des Gebets nicht fehlen. Hier hat die Fürbitte ihren Ort. Als die, die beten können und der Fürbitte als einem heiligen Beruf obliegen, nennt Jakobus die Alten in der Gemeinde, denen das Alter Erfahrung und die Befestigung im Glauben gebracht hat, die auch durch ihr Alter das Vertrauen der anderen erworben haben und darum an der Spitze der Gemeinde stehen und mit der Fürsorge für sie betraut sind. Dann, wenn Schwachheit und Krankheit den Einzelnen ohnmächtig machen, soll ihm zugute kommen, daß er in eine Gemeinde gepflanzt ist, für die seine Schwachheit eintritt und von Männern geleitet ist, die für ihn beten können. Dabei mahnt Jakobus die Alten, nicht nur das Wort zu verwalten, sondern dem Kranken noch eine andere Hilfe zu bieten, indem sie zum Wort ein Zeichen fügen. Sie sollen es ihm durch eine Salbung mit Öl sichtbar machen, daß Gott die heilende Macht nicht fehlt, die seine Krankheit wohl zum Leben wenden kann. So wird das Innerliche und Unsichtbare auch seinem Auge nahegebracht und es ihm dadurch erleichtert, sich in der Gewißheit des Glaubens an Gottes Hilfe zu halten. Da eine solche Salbung im Namen des Herrn geschah, war sie mehr als ein Gleichnis. Es war dadurch in sie eine Verheißung eingeschlossen, die aus der hilfsbereiten Gnade Gottes fließt und beiden, dem Betenden und dem Kranken, Gottes Leben erhaltende Macht vorhielt, damit er sich auf sie verlasse und um sie bitte. Jedoch hat Jakobus nicht die Salbung als ein unfehlbar wirksames Heilmittel betrachtet; denn nicht das Öl, sondern das Gebet des Glaubens, sagt er, wird für den Kranken die Heilung bewirken. Das gläubige Gebet stellt sich aber bescheiden unter Gott, wartet auf seine Hilfe und ist mit Gottes Führung zufrieden, welchen Weg sie uns leite, zum Leben oder Tod. Indem Jakobus die Gemeinde daran erinnert, daß sie auch gegen die Krankheit nicht ohnmächtig ist, weil sie glauben und beten darf, schwebt ihm Jesu Bild vor, wie er der Krankheit ein Ende machte durch sein herzliches Erbarmen in Gottes Macht. Noch lange hat es auf die Judenschaft einen starken Eindruck gemacht, daß die Jünger Jesu mit dem gläubigen Gebet vor die Kranken traten und dabei mancherlei Erfahrungen der göttlichen Hilfe machten. Das

richtete in der Judenschaft den Blick vieler auf Jesus und zog ähnlich wie die Ehrung und Liebe, die die Jünger den Armen erwiesen, manche zur Gemeinde hin. Darum mahnt Jakobus die Glaubenden, daß sie die ihnen gegebene Macht des Gebets nicht unbenützt lassen.

Dabei ist noch ein besonderer Punkt zu besprechen. Es können Sünden des Kranken im Wege stehen. Das Krankwerden ist der Anfang zum Sterben; zwischen unserem Sterben und Sündigen besteht aber ein bestimmter Zusammenhang. Wird uns das Leben genommen oder doch geschwächt und durch Krankheit belastet und eingeengt, so kann dies ein Gericht Gottes sein, das uns wegen unserer Versündigungen trifft. Lähmt das unsere Fürbitte? Sollen wir, weil wir nicht wissen, ob der Kranke gesündigt hat und deswegen heimgesucht worden ist, vom Gebet abstehen? Jakobus sagt: betet im Glauben, und wenn ihr für einen Sünder betet, so ist deshalb eure Bitte nicht umsonst. Der Herr kann vergeben und wird es tun, weil ihr ihn bittet, und den Kranken von der Last befreien, die er ihm seiner Sünde wegen zur Zucht und Beugung auferlegt hat.

Weil aber Jakobus hier den innerlichsten Punkt unserer Gemeinschaft miteinander berührt, an dem sich das gemeinsame Gebet und der gemeinsame Glaube bis zu unserer Sünde hin erstrecken und uns die Hilfe verschaffen, die uns von ihren bösen Folgen löst, fordert er hier auch das Geständnis, ohne das eine solche Gemeinschaft unmöglich wird. 5, 16a: **Darum bekennet einander die Sünden und betet füreinander, damit ihr geheilt werdet.** Wenn wir die Fürbitte in Anspruch nehmen, die für uns Gottes Vergebung sucht und empfängt, dann dürfen wir uns nicht in einen lügenhaften Schein hüllen und unsere Sünde bedecken und verheimlichen; hier ist Aufrichtigkeit die erste Pflicht. Wie wir gegenüber dem Arzt nach der Regel handeln, daß dem Arzt nichts verschwiegen wird, so sind wir noch viel mehr denen, die uns ihre Liebe und Gemeinschaft im Geist vor Gott schenken, Wahrheit schuldig. Sie sollen wissen, für wen sie beten und was in unserem Leben geschehen ist, weshalb uns Gottes schwere Hand getroffen hat. Da ist alle Verstellung und Unaufrichtigkeit ein unwürdiges und frevles Spiel mit Gott. Wir haben freilich recht, wenn wir wünschen, daß das, was an uns sündig ist, verborgen und nicht vor den Augen der Menschen ausgebreitet sei. Gott hat die Scham dem Menschen ins Herz gepflanzt als einen Wächter, der ihn für das Böse empfindlich machen soll. Das Bekenntnis, das hier Jakobus fordert, ist kein schamloses Überströmen des Unrats unserer Seele ans helle Licht. Ein rechtes Bekenntnis tut weh und demütigt; es ist selbst ein Stück Strafe, weil es uns nötigt, die bitteren Folgen unserer Versündigung zu tragen, und macht aus der bösen Lust ein Leid. Eben darum ist es heilsam. Es ist die Bewährung der Reue und die ernste Anerkennung unserer Schuld; darum lösen wir uns im Bekenntnis von unserer Sünde und ziehen unseren Willen aus ihr heraus. So können wir nun auch gläubig um Gottes Vergebung bitten und der Regel der göttlichen Gnade froh werden, daß er die nicht richtet, die sich selber richten.

Wir haben auch in diesem Stück unseren Weg ohne Künstelei in Einfalt zu gehen, wie Gott uns führt. Wenn Gottes Gnade unsere Sünde bedeckt, daß uns die Verheißung zufällt: wohl dem Mann, dem die Sünde bedeckt ist, dann sollen wir nicht mit selbsterwählter Büßung sie offenbaren. Wenn uns Gottes Ernst niederbeugt und die Bosheit unserer Taten sichtbar und fühlbar macht in schweren Heimsuchungen, so daß wir die Hilfe der anderen bedürfen, so sollen wir unsere Sünde nicht mit verstocktem Stolz ableugnen, sondern in aufrichtigem Geständnis Gott die Ehre geben und uns der Zusage getrösten, daß denen, die sich vor ihm erniedrigen, Erhöhung widerfährt.

Die Kirche hat versucht, was Jakobus uns hier vorschreibt, in ihre Ordnungen zu fassen. Die katholische Kirche schickt ihre Priester mit einem Ölfläschlein zu allen Sterbenden und zwingt ihre Glieder zur jährlichen Beichte im verschlossenen Beichtstuhl. Die evangelische Kirche liest ihre Beichtformulare bald sonntäglich, bald jeweilen vor dem Abendmahl und teilt die Gemeindeglieder dem Pfarrer als seine Beichtkinder zu. Das sind schwache Versuche, ins Leben zu setzen, was Jakobus uns als Pflicht, Recht und Macht der Glaubenden beschreibt. Was Jakobus meint, ist nicht Formel und Gesetz, sondern aus der Wahrheit und dem Geist geborene Tat im Bekennenden wie im Fürbittenden.

Jakobus richtet unseren zweifelnden Sinn auf, der unser herrliches Vorrecht, beten zu dürfen, nicht gebrauchen mag, weil er es für zu hoch und zu erhaben hält. Das Gebet, ruft er uns zu, ist eine Macht; daß ihr beten dürft, ist eine unschätzbare Gabe. 5, 16b: **Die Bitte eines Gerechten, die ihre Wirkung tut, hat große Kraft.** Dem Gebet eines Gerechten schreibt er das große Vermögen zu und lenkt dadurch unseren Blick nach innen zur Selbstprüfung, ob unsere Sache eine gerechte sei und unser Verlangen eins sei mit Gottes Recht und Willen, ob wir nicht sündigem Begehren Raum geben und mit unserem Gebet Gott widerstreben. Als die Gerechten haben wir vor Gott zu stehen, die auf geradem Wege gehen unter Gott, von ihm geführt und darum auf dem Wege der Gerechtigkeit. Das Gebet des Sünders fällt dahin. Da müssen wir nun freilich, soll uns die Freudigkeit zum Gebet nicht schwinden, nicht vergessen, daß Gottes Gerechtigkeit nicht nach menschlichen Gedanken beschaffen ist, daß es auch für uns mit vielfältiger Schuld belastete Menschen ein Gerechtsein vor Gott gibt, das uns zuwächst, sowie wir seiner Gnade und seinem Gebot durch Glauben und Gehorsam untergeben sind. Er sagt vom Bitten, es werde tätig und vollbringe sein Werk, nicht als fügte er zum Bitten hier noch ein besonderes Werk hinzu; das Bitten selbst heißt er hier eine wirksame Sache und kräftige Tat. Es ist kein Spiel und kann nicht im Schlaf des Leichtsinns geschehen. Es führt uns vor Gottes Thron, stellt uns vor den Blick des Allerhöchsten und besteht darin, daß wir uns zu einem gläubigen Verlangen und zuversichtlichen Wort an Gott aufrichten. Darum ist Bewegung und Tätigkeit im Bitten und dann, wenn unsere Seele sich zu Gottes Thron mit gläubigem Verlangen hinbewegt, wird Großes erreicht.

5, 17. 18: **Elia war ein Mensch von derselben Art wie wir und er betete, daß Gott nicht regnen lasse, und er ließ auf der Erde während drei Jahren und sechs Monaten nicht regnen und er betete wieder und der Himmel gab Regen und die Erde ließ ihre Frucht wachsen.** Jakobus hält uns Elia vor mit der wunderbaren Macht seines Worts, der dem Volk den Regen nahm und gab und Dürre und Fruchtbarkeit zuteilte. Er hatte diese Macht durch sein Gebet. Sie haftete nicht an ihm; Gott rief er an; Gottes Werk war dies und Elia empfing es, weil er bat. So hat ihn uns schon die alttestamentliche Geschichte beschrieben, wie er auf dem Karmel saß und sein Haupt in dringendem Gebet verbarg, bis die Wolke über dem Meer aufstieg und der Regen kam. Elia aber war ein Mensch wie wir. Wir sollen also nicht sagen: Elia hat Gott erhört; uns erhört er nicht; Elia konnte beten; wir können es nicht. Als ein Mensch wie wir war er in dieselbe Enge und Schranke der menschlichen Bedürftigkeit und Schwachheit gesetzt. Freilich war er ein Prophet und betete darum um Gaben Gottes, wie er sie als Prophet bedurfte, um ein götzendienerisches Geschlecht zum Herrn zurückzurufen. Wir brauchen nicht die Hilfe, die dem Propheten widerfuhr, sollen darum auch nicht das Gebet eines Propheten an Gott richten. Aber für das, was wir bedürfen, ist uns Gottes Ohr so offen, wie es Elia offen stand.

Jakobus läßt es aber nicht dabei bewenden, daß wir einander in der Krankheit beistehen und die Not der Leidenden mit Glauben und Gebet umfassen. Es gibt noch eine andere Notlage von schlimmerer Art und darum noch eine andere Hilfe von größerem Wert, die wir einander bringen sollen. Darüber spricht er noch ein Wort; dann hört er auf. 5, 19. 20: **Meine Brüder, wenn jemand unter euch von der Wahrheit abirrte und einer ihn bekehrte, so erkennt, daß der, der einen Sünder von seinem Irrweg bekehrt hat, seine Seele vom Tod retten und die Menge der Sünden bedecken wird.** Von der Wahrheit abzuirren ist das schlimmste Unglück, das uns widerfahren kann. Vorher sprach Jakobus davon, daß uns die Gesundheit, jetzt, daß uns die Wahrheit verloren ging. Wegen des Verlustes der Gesundheit jammern wir; der der Wahrheit rührt uns nicht. Gerade deshalb ist er das größere und schlimmere Unglück. Abgeirrt sein von der Wahrheit bringt finstere, lügenhafte Gedanken ins Herz. Dann ist uns Gott bedeckt. Solange sein Name unserer Seele heilig ist, ist der Kern und die Summe aller Wahrheit noch bei uns. Aber wenn finstere Gedanken wie Wolken uns den Blick zu Gott verschließen, dann hat die Wahrheit ihre Macht über uns verloren und unser Leben wird zur Irrfahrt in der Dunkelheit.

Hier, sagt Jakobus, helft, ihr, die ihr in der Wahrheit steht. Laßt es den Irrenden erfahren, daß ihr barmherzig geworden seid durch Gottes Barmherzigkeit und Gottes Diener, die gern das Werkzeug seiner Gnade sind. Wer den, der die Wahrheit verlor, zu ihr zurückführen kann, dem ist damit etwas Großes widerfahren. Dir selbst, sagt Jakobus, ist damit das Heil geschenkt. Du hast dem anderen geholfen und seine Seele vor dem Tod bewahrt; du hast auch dir selbst dadurch geholfen. Bist du der Bote der rettenden Gnade für

die anderen geworden, so wird deine Seele kein Tod ergreifen und deine Sünde, die doch wahrlich groß ist, vor Gott nicht offenbar werden. Dein Lohn ist, daß du deine Seele davonträgst zum ewigen Leben und deine Sünde bedeckt bleibt unter Gottes Vergebung.

Es gibt eine hoffärtige Art, den anderen mit der Wahrheit zu dienen, wobei wir im Glanz unserer Erkenntnis wie Reiche vor die Armen treten, wie Erleuchtete vor die Irrenden. Das ist nicht die Weise des Jakobus. Er erinnert uns daran, daß es jedem unter uns obliegt, dem Tod zu entgehen, an dem auch uns unser Weg vorüberführt, und die Decke zu gewinnen, die unsere Sünde in die Verborgenheit versenkt, weil sie uns schändete und aus Gottes Gemeinschaft vertriebe, wenn sie offenbar werden dürfte. Er beruft uns zum Dienst der Liebe als solche, die selbst der Hilfe bedürftig sind.

Die Liebe und die Wahrheit vereint er miteinander in inniger Eintracht. Er heißt uns in der Wahrheit das Mittel erkennen, durch das unsere Liebe den anderen wirklich dienen kann, und heißt uns in der Liebe das Mittel sehen, durch das die Wahrheit uns heilsam wird und uns selig macht. Die Türe zur ewigen Gemeinde zeigt er uns mit seinem letzten Wort weit offen und nahe. Willst du, sagt er uns, ins ewige Leben gelangen, sieh, hier sind die Irrenden, die die Wahrheit Gottes verlassen haben; hilf ihnen, bringe sie zurück; laß sie nicht verderben. Wer anderen ins Leben hilft, geht selbst nicht verloren. Wer aber der Wahrheit nur für sich selber froh ist und in ihrer Erkenntnis sich hoch dünkt und die Irrenden verderben läßt mit hartem Sinn, dessen Seele wird des Todes Raub und die Menge seiner Sünden bricht offenbar an ihm hervor.

So schließt Jakobus mit der herrlichen Verheißung Jesu. Freilich versieht er sie nach seiner Weise auch mit der ernsten Warnung Jesu, daß der Knecht, der sein Pfund vergräbt, in die Finsternis geworfen wird. Wie aber Jesus neben den unwilligen Knecht die getreuen stellt, die das Wort, das er ihnen gab, für die anderen fruchtbar machten und darum seine Freude mit ihm genießen dürfen, so hält uns Jakobus zum Schlusse vor, daß wir durch den Dienst an den Brüdern Gottes herrliche Gnade erlangen, durch die unsere Seele dem Tod entrinnen und die Menge unserer Sünden verschwinden wird.

Inhalt.

Der Brief an die Hebräer.

Kap.		Seite
1, 1—4:	Wie Jesus groß ist	1— 11
1, 5—14:	Wie Jesus über die Engel erhaben ist	12— 19
2:	Wie auch in Jesu Erniedrigung Herrlichkeit ist	19— 35
3, 1—6:	Worin Jesus über Mose steht	35— 41
3, 7—4, 13:	Wie uns Israels Unglaube warnt	41— 51
4, 14—5, 10:	Wie Jesus Priester wurde	52— 58
5, 11—6, 12:	Das Strafwort an die Trägen	58— 77
7, 1—10, 18:	Jesus der vollkommene Priester	77—113
7, 1—10:	Wie Melchisedek Jesu Hoheit zeigt	78— 82
7, 11—25:	Wie Jesus über dem Gesetz steht	82— 87
7, 26—28:	Jesu Unterschied von den alten Priestern	87— 89
8, 1—6:	Der neue Tempel des Christus	89— 92
8, 7—13:	Der neue Bund des Christus	92— 95
9:	Der neue Versöhnungstag	95—107
10, 1—18:	Wie Jesu Opfer sein Ziel erreicht	107—113
10, 19—39:	Stehet fest im Glauben!	113—122
11:	Der Glaubensweg der Alten	122—136
12:	Der christliche Glaubensweg	136—149
13:	Was in den christlichen Gemeinden als Regel gilt	149—156

Der Brief des Jakobus.

1, 1—18:	Die gläubige Überwindung der Anfechtung	157—172
1, 19—27:	Wie man das Wort hören soll	172—178
2, 1—13:	Die Gerechtigkeit gegen die Armen	178—185
2, 14—26:	Wann der Glaube verdorben ist	185—194
3, 1—12:	Gegen die boshaften Worte	194—198
3, 13—18:	Gegen die verdorbene Weisheit	198—201
4, 1—10:	Gegen die, die miteinander und mit Gott hadern	201—206
4, 11—5, 6:	Gegen mancherlei Übermut	206—211
5, 7—20:	Die Hilfe von oben	211—218

Die Offenbarung des Johannes.

Von Johannes hat die Kirche neben dem Evangelium, das die irdische Arbeit Jesu darstellt und den Glauben der Christenheit zu ihm hinwendet, und neben den Briefen, die ihr in der Liebe die Regel des christlichen Lebens zeigen, noch eine Weissagung bewahrt, durch die er als Prophet zur Kirche sprach und ihr das kommende Werk Gottes beschrieb, damit sie wisse, worauf sie zu hoffen habe. Da wir also von Johannes eine Anleitung zum Glauben, zur Liebe und zur Hoffnung haben, besitzen wir sein Wort so vollständig, wie es uns von keinem anderen Apostel erhalten ist.

1, 1—8.

Die Überschrift.

1, 1. 2: **Eine Offenbarung Jesu des Christus, die Gott ihm gab, um seinen Knechten zu zeigen, was rasch geschehen muß, und er deutete es durch die Sendung seines Engels seinem Knecht Johannes an und dieser bezeugte das Wort Gottes und das Zeugnis Jesu des Christus, alles, was er sah.** Durch die Überschrift, die Johannes seinem Buch gegeben hat, spricht er aus, wie er zum Weissagen kam, weil er dadurch deutlich macht, welchen Wert er seinem prophetischen Wort zuschreibt und wie die Kirche es aufzunehmen hat. Johannes sieht in den inwendigen Erlebnissen, die ihm für seine Weissagung den Anlaß und Inhalt verschafften, eine Wirkung und Gabe Jesu. Jesus hat ihm das, was er der Kirche zu sagen hat, geoffenbart und dies bewährt sich am Inhalt seiner Botschaft, weil sie die letzte, vollkommene Erweisung der Herrschaft Jesu beschreibt. Da sich aber Jesus in allem, was er tut, als den Sohn bewährt, der den Willen des Vaters vollendet, ist ihm auch seine Offenbarung an Johannes von Gott gegeben. Für Johannes war die Überzeugung, daß Jesus ihm seine Weissagung gegeben habe, unmittelbar mit der weiteren Gewißheit vereint, daß sie eine göttliche Gabe sei, weil Jesus alles, was er hat, von Gott empfängt.

Da wir bei jedem Werk Gottes nach seinem Willen zu fragen haben und bedenken müssen, zu welchem Zweck uns diese Gabe gegeben sei, sagt Johannes gleich im Titel, wozu ihm die Erlebnisse, die er uns erzählen wird, begegnet sind. Sie sollen nicht bloß seine eigene Erkenntnis erhöhen und seine eigene Hoffnung stärken, sondern sind für alle Knechte Gottes bestimmt.

Denn die, die in Gottes Dienst stehen, bedürfen Unterricht über seine Wege und werden dadurch, daß sie wissen, wie Gott seine Herrschaft herstellen und die Vollendung schaffen wird, in ihrem Dienst gestärkt, vor falschen Schritten bewahrt und zur gehorsamen Erfüllung ihres Amts ermuntert. Es ist für die ganze Gestaltung der Weissagung wesentlich, daß sie sich nicht an die Wißbegierde solcher wendet, die gern die Ziele und Geheimnisse der göttlichen Regierung erforschten, sondern für solche bestimmt ist, die als Gottes Knechte mit dem Einsatz ihrer Person und ihres Lebens Gottes Werk unter den Menschen tun. Damit sind sofort eine Menge von Fragen, die nur unsere Gedanken oder unsere Phantasie beschäftigen, von der Weissagung abgetrennt. Ihr Ziel besteht darin, daß die Knechte Gottes denjenigen Einblick in den Gang der göttlichen Regierung bekommen, der ihnen zur Erfüllung ihres Dienstes hilft.

Die Wichtigkeit der Weissagung ergibt sich weiter daraus, daß das, was sie verkündet, geschehen muß und zwar rasch. Der Lauf der Welt geht diesen Weg und erreicht dieses Ziel mit Notwendigkeit, weil der königliche Wille Gottes es so geordnet hat. Sodann tritt das Geweissagte nicht erst nach langer Zeit in weiter Entfernung ein, sondern Johannes hat der Kirche diejenige Welt zu beschreiben, in der sie sich jetzt befindet, denjenigen Kampf, den sie bald zu bestehen hat, diejenige Macht und Gnade Jesu, die sie bald erleben wird. Daher ist Johannes und nicht etwa erst ein Späterer mit ihrer Bezeugung beauftragt; denn die Christenheit hat jetzt das nötig, was ihr den festen Stand und den gehorsamen Dienst Gottes verschafft.

Darauf wird die Art der Offenbarung, die Johannes von Jesus empfing, noch genauer bestimmt. Sie kam dadurch zustande, daß ihm Jesus die kommenden Ereignisse durch ein andeutendes Zeichen erkennbar machte. Dadurch ist an den Unterschied zwischen der Weissagung und der Wahrnehmung des vollendeten göttlichen Werks erinnert. Die Weissagung ist keine vollkommene Erkenntnis, etwa so, daß der Prophet am allwissenden Vorblick Gottes auf das Künftige Anteil erhielte, sondern es wird ihm nur ein Zeichen gegeben, das die Christenheit auf das, was kommt, aufmerksam machen soll. Denn die Weissagung soll nicht ein Ersatz für das sein, was ihr mit dem Ereignis selbst widerfahren wird. Das bestätigt sich durch ihre Form, weil alles, was Johannes sieht und erzählt, Bilder und Gleichnisse sind, die eine Deutung nötig haben, da sie das Himmlische durch Irdisches, das Künftige durch Gegenwärtiges darstellen.

Sodann sagt Johannes, daß der Verkehr Jesu mit ihm in den Stunden, die ihn zum Propheten machten, durch einen Engel des Christus vermittelt gewesen sei. Denn die Gesichte treten unwillkürlich vor das Auge des Propheten und werden nicht durch sein Nachdenken oder seine Anstrengung hergestellt. Er ist bei jenen Vorgängen der Empfangende, der von außen her unterrichtet wird. Daher sagt er von jenen Bewegungen in seinem Inneren, sie seien durch die Gegenwart eines himmlischen Geistes, den Jesus ihm gesandt habe, bewirkt worden.

Durch die Gabe, die Johannes durch den Verkehr Jesu mit ihm empfing, ist ihm die Pflicht und der Auftrag erteilt, der ihn zum Zeugen für das Wort Gottes und für das Zeugnis Jesu macht. Da Jesus seine Offenbarung, die er Johannes gab, von Gott empfangen hat, so redet hier Gott. Gottes Wort kommt durch den Dienst des Johannes zur Christenheit. Der Mittler des göttlichen Worts, der es dem Apostel und der Christenheit bezeugt, ist Jesus. Sein Zeugnis wird von Johannes den Gemeinden mitgeteilt. Da Johannes aber die Erlebnisse, die ihn zum Propheten machten, nicht bloß für sich, sondern dazu erhielt, damit alle Knechte Gottes an ihnen Anteil haben, entsteht für ihn daraus die Pflicht, die er durch die Niederschrift der Weissagung und durch ihre Übersendung an die Kirche erfüllt; nun redet er seinerseits als der Zeuge, der der Christenheit das vorlegt, was er sah. So macht uns schon der Titel deutlich, was die Kirche ist, in der Johannes das herrliche Werk Jesu erkennt und der er die Verheißung zu geben hat, daß Gott sie mit ewigem Leben verherrliche; denn es wird uns durch den Titel des Buchs eine vollkommene Gemeinschaft sichtbar gemacht. Ihr Fundament hat sie im Himmel; von oben aus dem Reichtum Gottes kommt die Gabe für sie herab. Bewirkt wird die Gemeinschaft durch mannigfache Vermittlungen, durch die besondere Ämter und Dienste hergestellt werden und Überordnung und Unterordnung zwischen den in der Kirche Lebenden entsteht. Über allen, die auf der Erde Gott dienen, steht der Christus und bietet ihnen die göttliche Gabe dar. In der irdischen Gemeinde ist wieder der Apostel der, an dessen Zeugnis die anderen gewiesen sind, so daß sie sein Wort zu hören haben. Aber durch diese Ungleichheit wird die Gemeinschaft nicht gestört oder geschwächt, vielmehr hergestellt; denn die göttliche Gabe geht so von Hand zu Hand und wird das Eigentum aller.

Zum Zeugen ist Johannes deshalb gemacht, weil er der Kirche zu sagen hat, was er sah. Das ist das Merkmal des Propheten: er sieht. Johannes gesellt sich nicht zu denen, die den Gang der Weltgeschichte durch Theorien zu erklären suchten. Auf dem Standpunkt des Apostels stellt sich das nicht als ein fruchtbares, wertvolles Ziel dar, auf das sich unser Verlangen richten könnte. Denn die menschlichen Gedanken erraten das göttliche Werk nicht; nur der kennt es, der es sieht. Nicht darauf, uns Gottes Regierung begreiflich zu machen und uns zu zeigen, warum Gott die menschliche Geschichte so geordnet habe und so vollenden werde, ist sein Verlangen gerichtet, sondern darauf, zu sehen, was Gott tut, wahrzunehmen, wie er seine Herrschaft vollendet. Die Wahrnehmung des göttlichen Werks ist der fruchtbare Vorgang, der uns an der Wahrheit Anteil gibt, neben dem alle unsere Gedanken als leere Schatten und eitle Vermutungen erscheinen. Daß der Prophet sah, das erhebt ihn über die übrige Gemeinde, für die das göttliche Werk noch verborgen ist. Zugleich ergibt sich aber aus der Art, wie er sah, die Beschränkung für seine Weissagung. Er kann uns nicht mehr sagen, als was er sah; er sah aber noch nicht das göttliche Werk selbst, sondern nur sein Bild und Gleichnis. Deshalb ist sein Zeugnis noch nicht mehr als Weissagung.

Daraus, daß Johannes der Kirche mitteilt, was er sah, entsteht auch für sie eine Pflicht. 1, 3: **Selig ist der, der die Worte der Weissagung vorliest, und die, die sie hören und das in ihr Geschriebene bewahren. Denn die Zeit ist nahe.** Auch nachdem Johannes seine Zeugenpflicht erfüllt hat, könnte der Zweck der Offenbarung Jesu immer noch vereitelt werden und das göttliche Wort der Gemeinde entzogen bleiben. Denn das Buch hat den Vorleser nötig, der es der Christenheit in ihren Versammlungen zur Kenntnis bringt, und hat weiter die Hörer nötig, die das Bezeugte vernehmen. Aber auch damit ist das, was das Wort will, noch nicht vollständig erreicht, da es ihm immer noch wie der Saat gehen kann, die nicht zur Reife gelangt. Das Wort soll bewahrt, als unvergängliches Eigentum im Hörer befestigt werden, so daß es sein Verhalten bestimmt. Nun ist der Lauf des Worts vollendet, das in Gott seinen Ursprung hatte, durch Gottes Gabe zum Eigentum Jesu ward, von Jesus in den Apostel hineingelegt wurde und durch sein Buch zur Christenheit gelangt, zunächst in ihr Ohr und bei den rechten Hörern auch in ihr Herz. Weil aber die Offenbarung Jesu das Werk der göttlichen Gnade enthüllt, darum ist die Arbeit, die damit der Gemeinde zugewiesen ist, für sie keine Last; an ihr haftet vielmehr die göttliche Verheißung, die Johannes jedem zuspricht, der an der Verbreitung der Weissagung mitarbeitet, und jedem, der sie sich mit Ernst gesagt sein läßt.

Die Weissagung ist ein Segen für die Gemeinde und die Aufmerksamkeit auf sie notwendig, weil die Zeit, in der das Geweissagte geschieht, nahe ist. Sie redet von Vorgängen, die die Gemeinde sofort berühren, deren gewaltigen Druck sie selber aushalten und in denen sie selber glaubend und bekennend, kämpfend und sterbend den Sieg gewinnen muß. Darum schadet sich der, der die Weissagung verachtet, und der ist selig zu preisen, der sie in sich trägt, weil sie ihn zum Überwinder macht. Die Überzeugung, die letzte, herrliche Offenbarung des Christus sei nahe, ist nicht ein besonderes Merkmal dieser Weissagung, sondern gehört dem ganzen Neuen Testament. Johannes hat diese Gestalt der Hoffnung mit allen Jüngern geteilt, da er sie von Jesus erhalten hat*). Freilich macht es uns die Weissagung des Johannes besonders deutlich, daß den Jüngern durch ihren Verkehr mit Christus und Gott, obwohl die Gewißheit seiner gnädigen und wirksamen Gegenwart sie durchdrang, der Geist sie machtvoll bewegte und die Größe der ihnen gewährten Gottesgabe sie mit vollendeter Freude erfüllte, die Hoffnung nicht matt und kühl wurde und sich nicht in die Ergebung in den vorhandenen menschlichen Zustand verwandelte, vielmehr stark, dringend, zuversichtlich und der göttlichen Gnade bis hinauf zu ihrem vollkommenen und ewigen Werk gewiß geworden ist.

Nun stellt Johannes fest, wer hier spricht und zu wem er spricht, und schließt dadurch alle Unsicherheit über die Herkunft und die Bestimmung seines Buches aus. 1, 4a: **Johannes an die sieben Gemeinden in der Asia.** Damals hieß die Westküste Kleinasiens mit den an sie heranreichenden Landschaften die Asia. Nicht an die Muttergemeinde der Kirche in Jerusalem oder

*) Luk. 18, 8. Röm. 13, 11. 1 Joh. 2, 18. 1 Petr. 4, 7. Jak. 5, 8.

an die älteste große Gemeinde der griechischen Kirche in Antiochia oder an die Christenheit der Kaiserstadt hat Johannes sein Buch geschickt, sondern an die Gemeinden der kleinasiatischen Westküste, weil er damals durch seine Arbeit zu ihnen gehört hat. Was er von Jesus empfangen hat, ist zunächst für die bestimmt, unter denen er lebt und für die er wirkt. Darum ist auch bei seinem Namen kein Zusatz nötig, damit die Gemeinden wissen, wer hier zu ihnen spricht, obwohl der Name Johannes in der Judenschaft sehr verbreitet war. Dennoch gab es in der Christenheit nur einen Johannes, an den alle zuerst dachten, wenn dieser Name in Verbindung mit einem von Christus stammenden Zeugnis genannt wurde, der, der vor allen anderen dadurch ausgezeichnet war, daß er von Jesus das Botenamt erhalten hatte. Dadurch, daß seine Weissagung mit dem Beruf und Werk, in das der Apostel hineingestellt war, zusammenhängt, gleicht sie den anderen prophetischen Worten der Schrift.

Wir wissen auch durch das Evangelium des Johannes und durch seine Briefe, sowie durch die in der Kirche bewahrten Erinnerungen an ihn, daß er den letzten Abschnitt seiner Arbeit nicht mehr Jerusalem und der Judenschaft, sondern der kleinasiatischen Christenheit widmete*). Unter ihren Gemeinden hatte die von Ephesus, die Paulus begründet hat, die erste Stelle; neben ihr steht Smyrna, damals ebenfalls eine große Handels- und Hafenstadt. Nach Norden zu in Mysien lag Pergamon, auch eine glänzende griechische Stadt, früher der Sitz eines Herrscherhauses und die Hauptstadt eines großen Reichs. Im lydischen Binnenland lagen Thyatira, die alte Königsstadt Sardes und Philadelphia. Die zuletzt genannte Gemeinde Laodizea kennen wir auch durch den Kolosserbrief, da Laodizea, Hierapolis und Kolossä im Tal des Lykus nahe beisammen lagen, Kol. 2, 1. 4, 13—16. Sicher sind damit nicht alle Gemeinden, die damals in diesen Gegenden bestanden, aufgezählt. Es fehlen hier nicht nur Kolossä und Hierapolis, sondern auch Troas, das seit der Zeit, da Paulus hier mehrmals durchzog, eine Christenheit gehabt hat, und Milet, vgl. 2 Tim. 4, 20, und wohl noch manche andere Stadt, für die unsere spärlichen Nachrichten uns nicht sagen, seit wann es in ihr eine christliche Gemeinde gab. Bei der Auswahl dieser Orte hat Johannes deutlich auch an ihre Größe und Wichtigkeit gedacht; darum befinden sich Ephesus, Smyrna, Pergamon und Sardes in ihrer Reihe. Es sind uns wahrscheinlich hier diejenigen Gemeinden genannt, die für das inwendige und auswendige Gedeihen der Kirche ihres Landes eine besondere Bedeutung hatten. Zugleich dient aber die Zahl sieben auch einem lehrhaften Zweck, da auch die folgenden Gesichte nach derselben Zahl geordnet sind. Gottes Buch hat sieben Siegel;

*) Der Zeitpunkt, wann Johannes Jerusalem verließ, läßt sich nicht genau bestimmen. Beim letzten Besuch des Paulus in Jerusalem spricht Lukas nur noch von der Verhandlung mit Jakobus, ohne Petrus und Johannes zu erwähnen, Apostg. 21, 18, und zur Zeit der Christenverfolgung in Jerusalem, die der Hohepriester Hannas der Jüngere veranlaßte und bei der Jakobus getötet wurde, war Johannes schwerlich noch in der heiligen Stadt.

sieben Engel verkünden je mit einem Posaunenstoß das Nahen des Herrn und sieben Engel gießen Gottes Zorn auf die Erde.

Die Verwendung der Zahl sieben für die Darstellung der göttlichen Regierung geht auf das Schöpfungswerk mit seinen sieben Tagen zurück, in denen die Welt vollendet worden ist. Deshalb dient die Siebenzahl als Merkmal für Gottes Werke, um an ihnen ihre Vollkommenheit darzustellen, durch die sich Gottes Wille in ihnen ganz offenbart und wirklich macht. Dadurch, daß in der Asia sieben Gemeinden nebeneinander gestellt sind, ist die dortige Kirche als ein Werk der göttlichen Weisheit und Kraft beschrieben, die nichts unvollkommen tut, sondern auch die Christenheit so gestaltet, daß sie ihrer vollkommenen Regel entspricht. Für das menschliche Auge bildeten diese Gemeinden nur eine kleine Minderzahl in ihrem Volk und man konnte mit Grund den Erfolg ihrer Arbeit gering heißen. Aber ihre Verborgenheit und Unvollkommenheit nimmt ihnen nichts von ihrer Herrlichkeit, die sie deshalb haben, weil sie das Werk der göttlichen Gnade unter ihrem Volke sind. Darum ordnet Johannes die Gemeinden der Asia nach derjenigen Zahl, die das Merkmal des vollkommenen göttlichen Wirkens ist.

1, 4b. 5a: **Gnade sei euch und Friede von dem, der ist und der war und der kommt, und von den sieben Geistern, die vor seinem Thron sind, und von Jesus Christus, dem treuen Zeugen, dem Erstgeborenen der Toten und dem Herrscher über die Könige der Erde.** Der Segen des Johannes für die Gemeinden verkündet ihnen, wie es auch in den Briefen geschieht, Gnade und Frieden als die ihnen verliehenen göttlichen Gaben. Was ihnen aber damit gegeben ist, das zeigt ihnen der Blick auf den, der ihnen die Gnade verleiht und den Frieden bereitet. Zum Preis der Größe Gottes braucht Johannes zuerst die Auslegung desjenigen göttlichen Namens, mit dem das Gesetz Gott nannte und den Israel dadurch als besonders heilig auszeichnete, daß es ihn nie mehr aussprach; was der zum Geheimnis gewordene Name bedeute, das wurde von den Lehrern in Jerusalem durch die Formel ausgedrückt: der, der war, ist und sein wird. Darin sah Johannes eine an Inhalt und Kraft reiche Bezeugung der göttlichen Majestät. Indem wir ihn den nennen, der ist und nicht entstand und nicht vergeht, erkennen wir ihn in seiner Ewigkeit und beständigen Gegenwart, als den, der über der dahinströmenden Zeit steht und alles Zeitliche schafft und lenkt. Er ist aber auch der, der war, weil er der erste vor allem ist, was besteht, der Wirker alles Geschaffenen, und er ist nicht weniger der, der kommt, weil er das letzte Wort spricht, durch das er alles zur Vollendung bringt, der, der den Weltlauf dadurch an sein Ziel bringt, daß er in seiner Herrlichkeit erscheint.

Neben den ewigen Gott, dessen Werk die ganze Zeit umfaßt, stellt Johannes den Geist und den Christus, durch die Gottes Werk an uns geschieht und die Gnade und der Friede uns gewährt werden. Beim Geiste denkt hier Johannes nicht an die Einheit des Geistes, nicht daran, daß er das inwendige Leben aller nach demselben göttlichen Willen leitet und sie mit denselben göttlichen Gaben versieht, auch nicht an die unzählbaren Geister, die in den

Himmeln wohnen, sondern er macht die Zahl sieben, die die Vollkommenheit des göttlichen Wirkens verbürgt, auch zum Kennzeichen für die Majestät des Geistes und für die Fülle der Gnade und des Friedens, die uns durch ihn zuteil werden. Auch jene Erweisung Gottes, durch die er uns inwendig nach seinem Willen gestaltet und leitet, offenbart die herrliche Vollkommenheit des göttlichen Wirkens. Darum stehen sieben Geister vor seinem Thron, seines Willens kundig und mit der Macht, ihn auszuführen, angetan.

Was wir an Jesus haben, spricht Johannes in den drei Namen aus, die er ihm gibt. Er hat für uns das zuverlässige Wort, das Leben, das den Tod überwand, und die königliche Macht. Die erste Gabe, durch die Jesus für uns zum Heiland wird, ist sein Wort. Darum beschreibt Johannes die Herrlichkeit Jesu zuerst dadurch, daß er ihn den zuverlässigen Zeugen nennt. Das gibt dem Wort Jesu seine Größe, daß er zu uns als Zeuge spricht, der Gottes Werk in der Welt durch eine ihm eigene Gewißheit kennt, und da er sein Zeugnis mit völligem Gehorsam allein im Dienst der Wahrheit ablegt, gibt es bei seinem Wort keinen Raum für Zweifel und Verdacht. Dazu stellt Johannes die Osterbotschaft. Jesu Größe beruht darauf, daß er unter allen Toten der erste war, dem eine neue Geburt, ein neuer Anfang des Lebens durch Gottes Schöpfertat verliehen worden ist. Das empfing er nicht für sich allein, sondern deshalb, damit er der Erstgeborene sei, dem viele Brüder folgen, da er durch seine Auferstehung das Leben auch für uns erworben hat. Der dritte Name Jesu verkündet seine göttliche Macht, durch die alles, was in der Menschheit geschieht, seinem Willen unterworfen ist. Es ist Johannes nicht genug, Jesu Macht mit der der Könige zu vergleichen und über sie zu erheben, sondern er nennt ihn den, der die Könige regiert und sie tun heißt, was sie tun, so daß sie durch ihre Herrschaft seinen Willen ausführen. Das hat seinen Grund in seinem Christusamt, durch das er zum Herrn und Haupt der Menschheit gemacht ist und die Erde sein vom Vater ihm gegebenes Reich und Erbe ist. Er empfängt auch nicht bloß einst die königliche Macht, sondern übt sie in unsichtbarer Weise jetzt schon aus, lenkt die Weltgeschichte und hält die in seinen Händen, von denen ihr Gang abhängt, da sie die Macht und Herrschaft verwalten. Sieht die Christenheit auf den auswendigen Zustand der Völker, so liegt ihr freilich der Gedanke nahe, die Macht und Herrschaft Jesu sei noch klein und in enge Grenzen gefaßt; er übe sie jetzt durch den Geist aus, nicht auch durch die Lenkung der Geschichte, bloß in seiner Gemeinde, nicht auch über die Völker und ihre Führer. Jesu Thron steht aber über allen Thronen und macht jeden menschlichen Willen, der das Los der Völker bestimmt, ihm untertan, auch wenn er es nicht weiß und will.

Aus der Betrachtung der Größe Jesu entsteht seine Anbetung. 1, 5b. 6: **Dem, der uns liebhat und uns von unseren Sünden durch sein Blut gelöst und uns zum Reich, zu Priestern für seinen Gott und Vater gemacht hat, ihm gehört die Herrlichkeit und die Macht in alle Ewigkeit. Amen.** Das Erste und zugleich das Beste und Größte, was uns Jesus gibt, ist das, daß er sich zu uns mit der reinen und vollkommenen Liebe wendet, die nach

uns verlangt, uns ihm verbunden macht und für unser Heil sorgt. Aus dieser innerlichsten Gabe fließt alles, was wir von ihm empfangen. Darum hat er das weggetan, was uns von Gott und von ihm schiede. Unsere Sünden liegen auf uns als Schuld, trennen uns von Gott, voneinander, von der Welt, vom Leben und binden uns wie Fesseln, von denen wir uns nicht lösen können. Von ihnen hat uns Jesus durch seinen Tod befreit, weil er durch ihn für uns zum Versöhner geworden ist, der uns die Vergebung gewährt. Wie sich darin Jesu Liebe sichtbar macht, so zeigt sie sich nicht weniger groß in dem, was er aus uns macht und uns als unseren Beruf vor Gott verleiht. Nachdem er uns von unseren Sünden frei gemacht hat, macht Gottes Gnade in königlicher Herrlichkeit den Reichtum seiner Gaben an uns sichtbar. Das gibt uns eine königliche Freiheit, ein Herrscherrecht, das durch nichts geschädigt werden kann. Durch ihn stehen wir über der Welt, haben ein Leben, das von keinem Feind zerstört wird, und tun ein Werk, das gelingt. Denn er macht uns zum priesterlichen Dienst tüchtig und gibt uns das Vermögen, Gott durch unsere Anbetung zu preisen und die Träger des Segens für die Welt zu sein. Seinem Gott und Vater, durch den und für den er lebt, gilt unser priesterlicher Dienst. Dadurch ist Jesu Werk gleichzeitig die Verherrlichung Gottes und die Wohltat für uns. Er hat mit derselben vollendeten Liebe sein Ziel zugleich im Vater und in uns; denn er hat uns deshalb lieb, weil er Gott liebhat, und gibt uns dadurch, daß er uns für Gott heiligt, die königliche Würde und die priesterliche Macht. Johannes denkt dabei an 2 Mose 19, 6, an die Verheißung, die Israel damals empfing, als ihm am Sinai die große Bezeugung Gottes zuteil werden sollte, die es in den Bund mit ihm eingeführt hat. Das, was Jesus der Christenheit gewährt hat, bringt jenes Wort zur Verwirklichung, mit der die Geschichte Israels als der für Gott geheiligten Gemeinde begann.

1, 7: **Sieh! er kommt mit den Wolken und jedes Auge wird ihn sehen und die, die ihn durchbohrt haben, und es werden alle Geschlechter der Erde über ihn klagen. Ja, amen.** Daß das Werk Jesu dann vollendet und die ihn verkündigende Verheißung dann vollständig erfüllt werde, wenn er sich von oben her als der Himmlische allen offenbaren werde, das war Jesu eigene Verheißung und blieb für die ganze christliche Weissagung das Hauptwort, mit dem ihre Summe ausgesprochen ist. Durch seine neue Offenbarung wird die Schuld, die durch seine Verwerfung und Tötung auf der Menschheit liegt, allen offenbar und zum Grund der Klage, die den Undank bereut, mit dem die Menschheit Gottes Gabe von sich stieß.

In diesem Satz hat Johannes zwei prophetische Sprüche, Dan. 7, 13 und Sacharja 12, 10, miteinander vereint, weil er bei seiner Weissagung zugleich beständig an die der alttestamentlichen Propheten denkt und sie mit seinem Wort verknüpft, nicht so, daß er die alttestamentlichen Stellen ausdrücklich zitierte, sondern so, daß er sie mit einer deutlichen Erinnerung an das, was schon die Schrift sagt, in seiner Weissagung erneuerte. Das alte prophetische Wort hatte durch die Sendung Jesu teils die Bestätigung empfangen, weil ja der Israel verheißene Christus gekommen war; teils war es durch

das Kreuz und die Erhöhung Jesu weit überschritten und tief verändert worden. Deshalb mußten die neutestamentlichen Propheten der Christenheit zeigen, wie jetzt nach der Erscheinung des Christus die alttestamentliche Weissagung zu verstehen sei und wie sie durch das Werk Jesu die Ergänzung und Vollendung erhalte. Den Sohn des Menschen sah Daniel nicht auf der Erde, sondern in der Höhe des Himmels, von den Wolken getragen. Wer der Sohn des Menschen ist, das ist der Gemeinde Jesu bekannt; sie hat ihn aber noch nicht in der Gestalt gesehen, in der ihn Daniel sah, noch nicht als den von oben Kommenden, der sich in himmlischer Art und göttlicher Macht allen sichtbar macht.. Das steht also noch vor ihr und bildet das Ziel, zu dem sie Jesus führt. Damit ist das Wort des Sacharja verbunden, das von dem, der durchbohrt und in den Tod gegeben wird, sagt, das Auge aller wende sich zu ihm und alle würden die Schwere der an ihm verübten Schuld erkennen und bejammern. Die Gemeinde Jesu weiß wiederum, von wem der Prophet redet, wenn er von dem spricht, der den Tod leiden werde. Dieses prophetische Wort geht aber wieder über das hinaus, was jetzt vorhanden ist, weil Israel noch nicht erkennt, was es durch die Kreuzigung Jesu getan hat, und die übrige Menschheit vollends stumpf und gleichgültig seinen Tod für nichts achtet. Es wird aber noch zur Erfüllung kommen, daß allen sichtbar wird, was die Verwerfung und Tötung Jesu bedeutet hat. Johannes denkt dabei nicht nur, wie es Sacharja tat, an Israel; denn die Sendung und der Tod Jesu gehören nicht nur der jüdischen Geschichte, sondern der Geschichte der Menschheit an und bestimmen das Los aller. Darum werden alle mit Schmerz und Reue erkennen, daß der, der ihnen Gottes Gnade brachte, von der Welt verworfen worden ist und sein Leben am Kreuz beschloß.

Ja, amen, sagt Johannes nicht nur, weil er die Wahrheit dieser Worte bestätigen will, sondern weil er sich mit einem starken Verlangen zu dem wendet, was hier verheißen ist, und sich nach der Erscheinung Jesu sehnt. Er kann uns nichts Größeres sagen, nichts Herrlicheres versprechen als den Tag, an dem sich Jesus von oben her der Welt zeigt und die ganze Menschheit zur Erkenntnis bringt, daß er nicht wegen seiner, sondern wegen ihrer Schuld durchbohrt worden ist.

1, 8: **Ich bin das A und das O, sagt der Herr Gott, der ist und der war und der kommt, der Herrscher über alles.** Ihren Grund und ihre Wahrheit erhält diese Verheißung einzig durch Gottes Hoheit, nicht in dem, was sichtbar ist, weder im Erfolg der irdischen Arbeit Jesu noch in den Erträgen der Arbeit, die die Christenheit tut, sondern einzig darin, daß Gott der Erste und der Letzte, der Anfangende und der Abschließende, der Schöpfer und der Vollender ist. Das verschafft dem, den er sandte und erhöhte, den Sieg über die Welt und macht, daß seine Offenbarung das Ziel der Weltgeschichte ist. Zum Namen Gottes, der schon in V. 4 gebraucht war, fügt Johannes hier noch den anderen Namen „Herrscher über alles, Allmächtiger" hinzu. Diesen Namen verwendeten die griechisch redenden Juden an Stelle von Zebaoth. Das hebräische Wort beschreibt Gott als den Herrn der himm-

lischen Heere, das griechische als den, der alles, was besteht, regiert und mit seinem Willen und seiner Macht alles umfaßt. Darin ist begründet, daß uns und allem Geschaffenen in der herrlichen Offenbarung Jesu das Ziel gegeben ist, dem wir entgegengehen.

1, 9—3, 22.

Das erste Gesicht: Jesu Urteil über seine Gemeinden.

1, 9—20.

Die Erscheinung Jesu.

1, 9: **Ich, Johannes, euer Bruder und Gefährte in der Bedrängnis und im Königtum und in der Standhaftigkeit in Jesus, kam auf die Insel, die Patmos heißt, wegen des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu.** Absichtlich und nachdrücklich spricht Johannes seine Gemeinschaft mit allen Glaubenden aus, eben jetzt, da er die Erscheinung Jesu beschreibt, die er gesehen hat. Denn sie wird ihm nicht bloß für ihn selbst gegeben, sondern für alle; ihm wird sie verliehen als ihrem Bruder, der mit ihnen die Not und die Würde des Christenstandes teilt. Weil sich die römische und jüdische Welt Jesus widersetzt, steht seine Gemeinde unter dem Druck, unter dem alle gemeinsam leiden, der Apostel und die Gemeinden. Johannes trägt diese Last mit ihnen und sie mit ihm. Aber Jesu Wort hat ihnen nicht bloß ihren schweren Kampf, sondern auch den Anteil an Gottes Herrschaft gebracht und darin sind sie einander wieder gleichgestellt und sind miteinander in die Heilandsmacht Jesu eingeschlossen, durch sie befreit und zum Sieg erhoben. Aus ihrem Anteil an der Not und am Reich fließt das Dritte, was ihnen gemeinsam gehört: die geduldig aushaltende Festigkeit. Die Bedrängnis, die sie leiden, fordert sie von ihnen; ihr Anteil an der göttlichen Herrschaft gibt sie ihnen. Sie müssen die Standhaftigkeit haben, weil sich die Welt ihnen widersetzt; sie haben sie, da sie um dessen willen, was Jesus ihnen gab, nicht weichen, sondern imstande sind, glaubend zu leiden und dankend zu sterben und auf das, was Gott einst tut, getrost zu warten. Ihre Gemeinschaft hat mit allem, was sie ihnen bringt, in Jesus ihren Grund; denn sie leiden um seinetwillen wegen ihres Bekenntnisses zu ihm und in der Erfüllung des von ihm ihnen aufgetragenen Dienstes und sind in Gottes Reich durch ihn aufgenommen, weil er sie berufen und von ihren Sünden rein gemacht hat, und haben durch ihn die Geduld, weil sie sich bei ihm ihre Kraft und ihre Hoffnung holen. Weil sie mit ihm verbunden sind, darum überwinden sie. Weil der Christenstand so beschaffen ist, wie ihn dieses Wort beschreibt, und die Gemeinde in der Not, in der Herrschaft und in der Geduld vereinigt ist, deshalb hat Johannes seine Weissagung bekommen, die ihnen zeigt, woher die Not kommt und welches Ende sie nimmt und wie unüberwindlich Gottes Herrschaft ist und was sie stark zum Dulden macht.

Die Erlebnisse, die den Anlaß und Inhalt zu diesem Buch des Johannes gaben, begegneten ihm während eines Aufenthalts auf der kleinen, felsigen Insel Patmos im ägäischen Meer, als er getrennt von seinen Gemeinden war und nicht mehr mit seinem Wort, sondern nur noch durch die Schrift für die mit ihm verbundene Christenheit sorgen konnte. Im Dienst des göttlichen Worts, das uns Jesus brachte und gewiß machte, kam er auf diese Insel. Eine weitere Angabe über die Ereignisse macht er nicht; er sagt nur das eine, daß er in der Ausübung seines apostolischen Dienstes, also nach Gottes Willen dorthin kam. Da die römischen Richter die Verbannung auf eine dieser kleinen Inseln nicht selten als Bestrafung solchen auferlegten, die man von ihrem Wohnort entfernen und unschädlich machen wollte, hat man diese Worte in der Kirche schon frühe so verstanden, daß Johannes durch das Urteil eines römischen Richters nach Patmos verbannt worden sei. Wenn sich die Sache so zutrug, dann wurde aus dem, was zur Verhinderung seiner Arbeit geschah, ihre mächtige Förderung und aus der Trennung des Apostels von der Kirche ihre Stärkung.

1, 10. 11: **Ich wurde am Tag des Herrn in den Geist versetzt und hörte hinter mir eine laute Stimme wie von einer Posaune, die sagte: Schreibe, was du siehst, in ein Buch und sende es an die sieben Gemeinden, nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamon und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach Laodizea.** Johannes kam in den prophetischen Zustand, bei dem nicht die Sinne, durch die die Natur unsere Seele berührt und ihr Bild in uns hineinträgt und durch die wir miteinander verkehren, den Lauf der Gedanken bestimmen, sondern das Bewußtsein durch das gefüllt wird, was von innen her entsteht, wodurch sich in der Seele ein Bild formt, das ihr das Göttliche zeigt. Diesen Zustand beschreibt Johannes nicht als Bewußtlosigkeit; der Inhalt seines Bewußtseins war zwar verändert, nicht aber das Bewußtsein ausgelöscht. Das zeigt sich nicht nur daran, daß er an das, was jetzt vor sein Auge trat, eine deutliche Erinnerung behielt, sondern auch daran, daß an diesen Gesichten sein ganzer inwendiger Besitz wirksam mitbeteiligt ist, seine Kenntnis der Schrift und des Wortes Jesu, seine Erinnerungen an die Weltlage und an die Zustände in der Christenheit, auch seine künstlerische Kraft und Phantasie. Für die Natur und Außenwelt wurde das Bewußtsein durch das Gesicht verschlossen; dagegen blieb sein geistiges Eigentum dem Propheten erhalten und lieferte die Bausteine, aus denen sich seine Gesichte zusammensetzten.

Es war der von der Christenheit für den Herrn abgesonderte Tag, der Sonntag, als Johannes das Gesicht sah. Sie machte den Sonntag zu dem dem Herrn gehörenden Tag, weil sie in seiner Auferstehung seine Herrlichkeit sah, die ihn zum Herrn über alle erhöhte. Darum, weil die Christenheit an den Auferstandenen denkt, geht ihr Blick auch hoffend zu seiner neuen Offenbarung hinaus. Schwerlich war in Patmos eine Gemeinde mit Johannes zur Anbetung Gottes und Jesu vereinigt außer den Wenigen, die ihm die persönlichen Dienste leisteten. Er war daher an diesem Tag, an dem die

Christenheit überall ihre Gemeinschaft sichtbar und wirksam machte, allein. Wäre er jetzt nicht in Patmos, so hätte er ihr mündlich das Wort gesagt. Dafür erhält er die Offenbarung für sie. Das Gesicht begann damit, daß ihm von hinten, ohne daß er zunächst etwas sah, eine laute, an einen Trompetenstoß erinnernde Stimme den Befehl gab, das Gesicht aufzuzeichnen. Dadurch ist gleich von Anfang an festgestellt, daß das, was nun geschieht, nicht für Johannes allein, sondern für die Gemeinden bestimmt ist. Christus braucht ihn jetzt als sein Werkzeug, durch das sein Wort zu ihnen kommt.

1, 12—16: **Und ich wandte mich, um nach der Stimme zu sehen, die mit mir redete, und als ich mich umgewandt hatte, sah ich sieben goldene Leuchter und in der Mitte der Leuchter einen, der einem Sohn eines Menschen glich, mit einem langen Gewand bekleidet und an der Brust mit einem goldenen Gürtel umgürtet. Sein Kopf aber und seine Haare waren so weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße dem Mischgold ähnlich, als sei es im Ofen glühend gemacht, und seine Stimme war wie das Rauschen vieler Wasser und er hatte in seiner rechten Hand sieben Sterne und aus seinem Mund kam ein scharfes, zweischneidiges Schwert heraus und sein Gesicht glich der Sonne, wenn sie in ihrer Stärke scheint.** Johannes wendet sich in der Richtung um, in der ihm die Stimme hörbar wird, und sieht zuerst sieben Leuchter, dann zwischen ihnen Jesus. Er erinnert dabei ausdrücklich an die figürliche Art des Geschauten und gibt uns selbst seine Deutung. Die sieben Leuchter sind die sieben kleinasiatischen Gemeinden; in ihrer Mitte sieht er den Christus. Schon in der gewöhnlichen Bewegung des Denkens können wir uns keinen Gedanken formen, der nicht ein Bild an sich hätte und irgendwie das benützte, was uns die Natur zeigt. Noch weniger kann der Prophet vom Himmlischen und Zukünftigen ohne Bilder reden, sondern die Weissagung wird ihm dadurch gegeben, daß ihm für Gottes noch verborgenes Werk ein Abbild aus dem Bereich der Natur dargeboten wird. Daher wird es zum Kennzeichen der prophetischen Rede, das sie vom geschichtlichen Bericht und der Mahnrede unterscheidet, daß sie ausschließlich aus Gleichnissen besteht. Man kann das den Stil der Prophetie heißen, der auch dann festgehalten wird, wenn auf Erden geschehende Ereignisse und jetzt lebende Menschen dargestellt werden. Dabei hat das Bild immer den Zweck, die wesentliche Eigenschaft der Beschriebenen erkennbar zu machen, von der ihr Verhalten und Geschick abhängig sind.

Daß die Gemeinden Leuchter sind, geht auf die Einrichtung des von Mose gegebenen Heiligtums zurück, in dem der goldene Leuchter stand, auf dessen sieben Armen während der Nacht sieben Lampen brannten. Was Israel durch ein geringes Zeichen zur Ehre Gottes tat, das hat Jesus jetzt in den griechischen Städten Kleinasiens in lebendiger Wahrheit hergestellt. Dort stehen nun sieben goldene Leuchter als Gottes ihm geheiligtes Eigentum. Zugleich gründet sich dieses Gleichnis auf das Wort Jesu, durch das er seinen Beruf beschrieben hat, daß er das Licht der Welt sei und die Seinen dazu ausrüste, damit auch sie das Licht der Welt seien und Gottes Wahrheit und Gnade

hell durch sie in die Menschheit leuchten. Wenn daher das Evangelium irgendwo eine Gemeinde schafft, so ist damit ein Leuchter hergestellt, auf dem Jesu Licht zum Leuchten kommt. Darum ist auch nicht von Lampen die Rede, die auf den Leuchtern ständen und brennten; denn die Gemeinde ist nicht selbst das Licht, sondern ist dem Leuchter vergleichbar, auf den das Licht zu stehen kommt, weil es nicht vergeblich scheinen soll. Der, von dem das Licht in die Welt und Kirche kommt, ist Christus; die Gemeinden sind aber der Ort, den sein Licht erfüllt, von wo aus es auch in die Welt hinaus scheint.

Unter den Gemeinden steht Jesus und seine Gegenwart bei ihnen bewirkt, daß sie das heilige Eigentum Gottes sind und das Vermögen haben, ihn zu offenbaren und seine Herrlichkeit und Gnade sichtbar zu machen. Bei allen Gemeinden ist er in derselben Weise gegenwärtig. Deshalb kann auch Johannes nicht die Gemeinden selber, nicht die Menschen sehen, etwa wie sie eben damals am Tag des Herrn in ihren Betsälen vereinigt waren, sondern er muß ein Gleichnis für sie haben, nach dem sie alle am selben Ort um den Christus versammelt sind, so daß er gleichzeitig bei allen ist. Sie zwar sehen ihn nicht und doch ist er bei ihnen gegenwärtig, ihr Erhalter und Regierer, wie er ihr Schöpfer war.

Jesus trägt in diesem Gesicht nicht die Abzeichen eines besonderen Amts und erscheint nicht als König oder Priester, sondern als Mensch, aber als eine in lauter Licht und Glanz gehüllte Menschengestalt. Weil er der Menschensohn ist, darum ist er bei seinen Gemeinden gegenwärtig und deshalb ist er für sie die strahlende Sonne, die die Nacht vertreibt. Er trägt das lange, bis zu den Füßen reichende Feierkleid mit dem goldenen Gurt, den er nicht wie die Arbeiter um die Lenden, sondern weiter oben unter der Brust trägt. Jetzt gleicht er nicht mehr dem, der sein Werk mit Anstrengung und Kampf vollbringt. Alles, was von seinem Leib sichtbar ist, leuchtet in hellem Glanz, vor allem das Auge und das Gesicht, aber auch der Fuß, der unten am langen Gewand noch sichtbar ist. Das Mischgold, eine Legierung von Gold und Silber, haben die alten Goldschmiede deshalb hergestellt, weil es besonders glänzen und funkeln soll. Dies wird noch dadurch gesteigert, daß der Fuß mit dem im Schmelzofen glühenden Metall verglichen ist. Die Meinung des Bildes ist, nicht nur das Antlitz, sondern der ganze Leib Jesu strahlte in leuchtender Herrlichkeit. Auch sein Haar ist nicht dunkel, sondern völlig weiß. In allen diesen Zügen wiederholt das Gesicht das, was Ezechiel und Daniel über die von ihnen gesehenen Erscheinungen Gottes und der himmlischen Geister sagen.

Das Wort des Christus wird durch ein aus seinem Mund herausfahrendes Schwert sichtbar gemacht. Dadurch ist er als der Richter beschrieben und bereits angedeutet, wozu jetzt die Gegenwart Jesu bei den Gemeinden sichtbar wird. Es folgt eine Handlung des Christus, deren Zeuge Johannes werden soll, und da sein Wort als ein Schwert erscheint, mit dem der Richter die Übeltäter straft, wissen wir, daß Jesus dazu gegenwärtig ist, um alles Böse aus den Gemeinden wegzutun. Da er dies jetzt in der Kraft Gottes

vollbringt, zieht ihn das nicht mehr wie während seiner irdischen Arbeit in den Schmerz und Kampf hinein. Es wird ja schon sein Wort zum Schwert; denn es hat die alles Böse vernichtende Kraft. Darum trägt er auch in der Ausübung seines richterlichen Amtes das festliche Feierkleid, weil sich darin, daß er seine Gemeinde Gott ganz unterwirft, alles Böse aus ihr entfernt und sie zum vollständigen Gehorsam zurüstet, die Herrlichkeit seiner Sendung zeigt.

In der rechten Hand hält Jesus sieben Sterne, wozu Johannes die Deutung gibt, das seien die Engel der Gemeinden. Wie er das ihm gegebene Gesicht darauf zurückführt, daß Jesus seinen Engel zu ihm gesandt habe, so führen auch Engel den Willen des Christus an jeder Gemeinde aus. Es fehlt ihm nicht an Mitteln und Dienern, die seine Gaben zur Gemeinde tragen und sie nach seinem Willen leiten. Zu jedem Leuchter, der durch ihn aufgestellt wird, gehört ein Stern; für jede Gemeinde hat er einen himmlischen Boten, durch den er sie regiert. Er selbst hält sie in seiner Hand als das eine Haupt aller, von dem alles ausgeht, was die Gemeinde an göttlicher Kraft und Gabe hat. Dieser Zug des von Johannes gesehenen Bildes dient einem Zweck, der auch im Fortgang der Weissagung immer wieder sichtbar wird. Sie erinnert die Christenheit daran, daß die himmlischen Geister bei allem, was sich in der menschlichen Geschichte ereignet, mitwirken. Wenn er auch nur im Gleichnis von ihnen reden und uns keine Erkenntnis ihres Anteils an den menschlichen Ereignissen verschaffen kann, so schreibt er doch der Erinnerung an sie einen hohen Wert zu, weil sie die Christenheit gegen die Knechtschaft schützt, die sich an die Menschen und die Dinge hingibt, und sie anleitet, nicht unten, sondern oben, nicht bei dem, was sichtbar ist, sondern im unsichtbaren, aber von Leben und Kraft erfüllten göttlichen Reich das zu finden, was ihr Ziel und Gut ausmacht. Dadurch wird aber der Glaube der Gemeinde nicht auf die Engel gerichtet. Daß in ihr ein für sie heilsames Werk der Engel geschieht, das verdankt sie Christus ganz und gar. Darum hält im Gleichnis des Johannes Christus die Sterne in seiner Hand*).

1, 17—20: **Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie ein Toter nieder und er legte seine rechte Hand auf mich und sagte: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebende und ich wurde ein Toter und sieh! ich lebe in alle Ewigkeit und habe die Schlüssel zum**

*) Sollte Johannes nicht an Engel gedacht haben, dann kämen für die Deutung seines Gleichnisses nur noch die Bischöfe in Betracht. Daß die Gemeinden Bischöfe hatten, steht fest; vielleicht war es damals auch bereits so, daß in den kleinasiatischen Städten für jede Gemeinde nur ein einziger Bischof bestellt wurde. Gegen diese Deutung spricht aber, daß Johannes eben nicht von Bischöfen, sondern von Engeln spricht und daß im Neuen Testament mit Einschluß der Briefe des Johannes der Bischof ein Glied der Gemeinde ist und nicht von ihr getrennt und in ein besonderes Verhältnis zu Christus gesetzt wird, wie es dann geschähe, wenn neben der durch den Leuchter dargestellten Gemeinde der Bischof noch besonders als Stern hervorgehoben wäre. Nicht für Menschen, sondern für die Himmlischen sind die Sterne das sichtbare Zeichen. In den Briefen des Johannes zeigt sich aber von einer Absonderung des Bischofs von der Gemeinde, die ihm mit religiöser Macht die Herrschaft über die Gemeinde zuteilte, nichts.

Tod und zur Totenwelt. Darum schreibe auf, was du sahst und was ist und was hernach geschehen wird. Das Geheimnis der sieben Sterne, die du auf meiner rechten Hand sahst, und die sieben goldenen Leuchter: die sieben Sterne sind Engel der sieben Gemeinden und die sieben Leuchter sind sieben Gemeinden. Im Anblick Jesu schwindet Johannes die Kraft, vgl. Dan. 10, 15—19; nicht seine eigene Stärke macht ihn fähig, vor dem Christus zu stehen und sein Wort zu vernehmen; daß er das kann, ist selbst schon eine Gabe Jesu. Er empfindet aber die Größe Jesu nicht nur dadurch, daß er vor ihm hinstürzt, sondern er hört sie auch aus seinem Mund. Er bezeugt sich ihm als den Ersten, der vor der Welt und Zeit in der Liebe des Vaters war, der darum auch der Letzte ist und sich am Ende des Weltlaufs als Überwinder und König alles unterwirft. Weil er die Ewigkeit besitzt, die sich in Gottes unerschaffene Herrlichkeit zurück und auf die Vollendung alles Geschaffenen hinaus erstreckt, besitzt er das Leben in einem Sinn, den wir nur von ferne ahnen. In seine Gottesherrlichkeit ist nun aber das aufgenommen, was er durch sein irdisches Werk erlangt hat: er ging durch den Tod hindurch; der durch Gott Lebende gab sein Leben hin und nahm den Tod auf sich. Dadurch erlangt er aber die höchste Verklärung; denn durch sein Sterben wurde er der ewig Lebende, nicht nur für sich selbst, sondern so, daß er die ins Leben führt, die sterben und an den Ort der Toten gehen. Nun besitzt er die Schlüssel zur Totenwelt und deshalb ist er nicht der einzige, der aus dem Tod ins Leben hinübertrat, sondern, wie es Vers 5 hieß, der Erstgeborene der Toten. Er schließt auf und zu, auf für die, die er ins ewige Leben und zur Auferstehung führt, zu für die, die er verwirft. In seiner Hand liegt das Geschick aller und diese Macht hat er jetzt in Kraft seines eigenen Tods. Um seinetwillen umfaßt sein Leben schaffendes Werk die ganze Menschheit, nicht nur die Lebenden, sondern auch die in den Ort der Toten Eingegangenen. Sie sind dort seiner Gnade und Macht nicht entzogen, sondern er führt auch von dort die heraus, die die Befreiung empfangen, wie er die darin verschließt, die dem göttlichen Gericht verfallen sind.

Die Größe Jesu macht sein Wort bedeutungsvoll, weshalb Johannes nochmals den Befehl erhält, es aufzuschreiben und es dadurch der Kirche zu übergeben. Es macht ihm erkennbar, was jetzt ist und was künftig sein wird. Denn der Prophet erhält den Einblick in das, was die Kirche und die Menschheit jetzt nach dem göttlichen Urteil sind, und weiter in das, was aus der Gegenwart als ihre bleibende Frucht und ihr letztes Ziel erwachsen wird.

2, 1—7.

Das Urteil Jesu über die Gemeinde von Ephesus.

2, 1a: Dem Engel der Gemeinde in Ephesus schreibe. Der Engel, der Jesus mit reinem Gehorsam untertan ist und in der unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm steht, bedarf nicht für sich selbst einen Brief. Nur um der Gemeinden willen sind diese Briefe geschrieben, damit sie erfahren, wie

Jesus über sie urteilt und was er von ihnen verlangt. Darum wird auf den Engel alles übertragen, was von der Gemeinde gilt, und sein Bild vollständig mit dem identisch, das die an sich haben, die seiner Leitung und Pflege übergeben sind. Die Ehre und die Schande, das richtige Werk und die Versündigung der Gemeinde werden ihrem Engel beigelegt. Das verlangt die Regel der Liebe, unter der alle stehen, denen Jesus an seinem Wirken Anteil gibt, die uns so mit den anderen verbindet, daß das, was die anderen durch uns werden, unseren eigenen Gewinn und unsere eigene Not ausmacht*). Warum ergeht das Urteil Jesu dennoch nicht über die Gemeinde, sondern über ihren Engel, obwohl hier mit jedem Wort an das gedacht ist, was die Gemeinde ist und tut? Dadurch macht Johannes den heiligen Ernst des Urteils Jesu mit besonderem Nachdruck sichtbar und prägt den Gemeinden ein, daß das zur Buße berufende Wort Jesu notwendig zur Kenntnis aller Glieder der Gemeinde kommen und notwendig von ihnen allen erfüllt werden müsse. Jetzt kann sich keiner von ihm ausnehmen, als spräche es nicht auch zu ihm. Sodann wird der Gemeinde dadurch, daß Christus dem Engel sagt, warum ihr die Buße notwendig ist, vorgehalten, daß sie selbst mit ihrem eigenen Urteil das als verwerflich zu richten habe, was der Christus an ihr verurteilt, und sich von innen her mit ihrem eigenen Entschluß von dem scheiden müsse, was Jesus verwirft. Denn vom Engel wird sie nicht nur von außen her mit Worten zur Buße ermahnt, sondern durch Kraft und Geist zu ihr gebracht. Deshalb, weil das Wort dann wirksam ist, wenn es in das inwendige Leben der Christenheit hineingepflanzt wird, wird es dem Engel gesagt. Eine Entschuldigung der Gemeinde, durch die ihr eigener Wille, ihre eigene Verantwortlichkeit und eigene Schuld geleugnet würden, entsteht aus dieser Fassung des Bußrufs nicht. Jeder Christ weiß, daß er selbst vor Gott verantwortlich ist und nicht die über ihm stehenden Geister anzuklagen hat. Mit ihrem eigenen Gehorsam und ihrer eigenen Liebe hat die Gemeinde ihren Dienst Gottes auszuführen und durch ihre eigene Begierde sündigt sie. Aber sie ist bei ihrem Kampf und Dienst auch nicht einsam und nur auf sich beschränkt. Der einzelne Christ steht und fällt nicht für sich allein, sondern wird im Guten und Schlimmen durch das gemacht und geleitet, was seine Gemeinde ist, und die Gemeinde ist wieder nicht auf sich allein beschränkt, sondern kämpft und arbeitet im Bund mit den ihr beistehenden himmlischen Geistern. Darum wird im Gesicht das Urteil über die Gemeinde auf den Engel übertragen und ihr dadurch besonders nachdrücklich bezeugt, wie ernst Jesus darauf halte, daß die Gemeinde den guten Weg Gottes gehe und mit ganzem Gehorsam die Aufgabe erfülle, die ihr sein Wort erteilt.

2, 1b: **Das sagt der, der die sieben Sterne in seiner rechten Hand hält, der unter den sieben goldenen Leuchtern wandelt.** Das Urteil über die

*) Auch das spricht dafür, daß Johannes bei den Engeln der Gemeinden nicht an die Menschen gedacht hat, die in ihnen die Zucht verwalten. Auf einen Menschen kann nie in dieser Vollständigkeit die Verantwortlichkeit für das gelegt werden, was in einer Gemeinde geschieht.

Gemeinde beginnt regelmäßig damit, daß die Hoheit dessen, der hier richtet und gebietet, zur Darstellung kommt. Dazu dienen dieselben Merkmale, die bei der Erscheinung Jesu Johannes seine Herrlichkeit sichtbar machten. Der Gemeinde von Ephesus stellt sich Jesus als den dar, der ihr die himmlischen Lenker und Gehilfen sendet und diese regiert, und als den, der bei der irdischen Gemeinde gegenwärtig ist, so daß sie ihren Dienst unter seinen Augen ausrichtet und die heiligende und schützende Kraft seiner Nähe besitzt.

2, 2—4: **Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Standhaftigkeit, und daß du Schlechte nicht ertragen kannst, und die, die sagen, sie seien Apostel, und es nicht sind, hast du versucht und erfandest sie als Lügner und du hast Standhaftigkeit und trugest um meines Namens willen die Last und bist nicht müde geworden. Aber ich habe gegen dich, daß du deine erste Liebe aufgegeben hast.** Jesus hat nicht übersehen und vergessen, was die Christenheit von Ephesus im Gehorsam gegen ihn und in seiner Liebe getan hat. Sie hat es ihm getan und er bewahrt das in treuem Gedächtnis und wird ihr den Dank und die Vergeltung dafür nicht verkürzen. Er ermißt auch, daß die Gemeinde nur mit Anstrengung und Mühe das vollbringen konnte, was sie in ihrem eigenen Kreis und in ihrem Verkehr mit den Juden und Heiden zustande brachte. Sie hat dabei auch gelitten und Schmerzen und Opfer nicht gemieden, sondern tapfer auf sich genommen, was es zu leiden gab. Ein besonderes Lob erhält die Gemeinde deshalb, weil sie bei sich den Kampf gegen die Schlechten mit Entschlossenheit und Erfolg durchgeführt hat. Die Unlauterkeit und der boshafte Wille, der sich nicht bekehren mag, sondern nur zum Schein fromm ist, findet bei ihr keinen Platz. Die innere, geistliche Macht der Zucht, die nicht durch äußere Ordnungen entsteht oder durch solche ersetzt werden kann, ist das sichere Merkmal dafür, daß eine Gemeinde treu und gesund ist. Dann halten es die Schlechten bei ihr nicht aus, sondern gehen wieder weg. Die Kraft der bei ihr geltenden Zucht hat die Gemeinde auch in einem besonders schwierigen Fall bewährt, als Männer zu ihr kamen, die sich für Apostel ausgaben, also mit großen Worten eine besondere Sendung durch Jesus für sich in Anspruch nahmen und dadurch vor jeder Prüfung und jedem Widerspruch geschützt sein wollten. Die Gemeinde blieb sich aber ihrer Pflicht bewußt, sich vor niemand zu beugen als allein vor Gott und gegen alles, was sie von ihm weglockt, auf ihrer Hut zu sein. Darum hat sie sich nicht vor dem Apostelnamen gefürchtet, sondern die Kraft gehabt, den falschen Schein, mit dem jene Männer arbeiteten, zu zerstören und ihre grundlose Autorität zu beseitigen.

Schwerlich gab es am Ende der apostolischen Zeit noch Männer, die sich deshalb eigenmächtig den Apostelnamen beilegten, weil sie behaupteten, daß auch sie zu den Begleitern Jesu gehört und von ihm vor seiner Kreuzigung die Einsetzung in das Botenamt erhalten hätten. Damals konnte ein falsches Apostolat nur dadurch entstehen, daß sich diese Männer auf den Geist beriefen, der sie zu Aposteln eingesetzt habe. Das zeigt, wie tief die Erschütterung war, die diese Vorgänge über die Gemeinden brachten. Diese Männer machten

sich von dem, was Jesus auf der Erde gesagt und getan hatte, frei. War das nicht längst vergangen und bloß ein Anfang, über den die Kirche nun emporgehoben war? Regierte nicht Christus die Gemeinde jetzt durch seinen Geist? Konnte er ihr nicht auch jetzt neue Boten senden? Wichtiger als die Tatsachen, die zur Geschichte Jesu gehörten, war nach dem Urteil dieser Männer die Erleuchtung, die sie selber in ihrem inneren Leben empfangen zu haben meinten. Darum reichte die Frage, die bei ihrer Ankunft zu entscheiden war, in die Tiefe der christlichen Überzeugung hinab. Was bedeuteten die Erinnerungen an die Geschichte Jesu für die Christenheit? War sie für immer und einzig an das gebunden, was er einst während seines menschlichen Lebens gesagt und getan hatte? Die Christen von Ephesus widerstanden der Versuchung, das geringzuschätzen, was der Herr einst getan hatte, und blieben fest bei seinem Wort und Werk. Dafür erhalten sie nun Jesu Lob. Die, die sie entlarvten, waren nicht seine Boten und der Kampf mit ihnen hat sie nicht mit Christus entzweit; vielmehr geschah durch ihre Abweisung sein Wille. Solche der Zucht dienenden Handlungen sind immer schwer und schmerzhaft und bringen nicht nur denen, die sie treffen, tiefe Demütigungen, sondern bereiten auch denen, die sie um der Wahrheit willen zum Schutz der Gemeinde widerlegen und beschämen müssen, ein hartes Leid. Darum war es für die Gemeinde eine große Wohltat, daß ihr für die Abweisung jener Apostel ausdrücklich die Zustimmung Jesu zuteil wurde. Die Beschämten zogen im Zorn davon mit Klagen über den Ungehorsam der Christen von Ephesus, vielleicht mit starken Drohungen, die ihnen Gottes Gericht ankündigten. Die Gemeinde soll aber wissen, daß sie sich dadurch in Jesu Augen als treu bewährt hat. Der Kraft, mit der sie in ihrem eigenen Kreis die Zucht übt, entsprach die tapfere Standhaftigkeit, mit der sie alles Schwere auf sich nahm, das ihr im Kampf mit ihrer Umgebung widerfuhr.

Aber nicht deshalb, weil Jesus die Gemeinde loben wollte, ist er Johannes erschienen und nicht deshalb wird ihrem Engel ein schriftlich verfaßtes Urteil Jesu übergeben, sondern deshalb, weil sie umkehren muß. Das Wort, das Jesus an sie richtet, ist eine Aufforderung zur Buße, weil die Gemeinde den Weg, den sie jetzt geht, verlassen und mit einem neuen Entschluß dem Willen Jesu gehorsam werden muß. Der Grund, weshalb sie umkehren muß, besteht darin, daß ihre Liebe abgenommen hat. Tatkraft, Mut, Zucht, Tapferkeit gegen die inneren und äußeren Feinde, eine aufrechte Haltung, die nicht leicht erschrickt und sich nicht als feig erweist, das ist unzweifelhaft ein hohes Lob; aber wir verstehen leicht, daß sich gerade daraus für die Gemeinde die Gefahr ergab, daß sie dabei an sich selber denke und ihre ganze Kraft für ihre Erhaltung und Sicherheit verwende. Dadurch wurde die warme, zarte Liebe geschwächt und das herzliche Wohlwollen verdrängt, das nicht Werke schafft, nicht Erfolge hervorbringt, nicht Gesetze durchsetzt und Wahrheiten verteidigt, sondern den Menschen gilt, auf ihr Wohl und Wehe achtet, alle inwendig miteinander verbindet und zu gegenseitigem Dienst vereint. Die Bösen nicht ertragen, das hat die Gemeinde gekonnt

und sie darf dieses Vermögen nicht verlieren; aber sie hat nicht gekonnt, im Eifer für die Zucht und im Kampfes- und Märtyrermut die Liebe so zu pflegen, daß sie nicht geschwächt wurde, sondern wuchs.

Nicht das wird der Gemeinde gesagt, ihre Liebe sei tot; sonst wäre die Gemeinde tot und ihr Christenstand bloß noch Schein. Aber die Liebe, mit der sich die Brüder jetzt in den Dienst Jesu stellen und untereinander die Gemeinschaft pflegen, ist nicht mehr die erste, nicht mehr die, mit der sie ihren Christenstand begonnen haben. Früher waren sie freier von der Rücksicht auf ihr eigenes Wohl und mit stärkerem Verlangen darauf bedacht, den Willen Jesu ganz und ausschließlich zu erfüllen. Darum waren sie früher vollständiger und selbstloser miteinander verbunden, war ihre Lust zu geben, zu helfen und zu dienen, größer, war ihr Eifer, alles, was sie hatten, nach dem Gebot Jesu zum Wohl der Brüder zu verwenden, wärmer. Seither haben sie es verstanden, die Gemeinde so einzurichten, daß sie auch mit weniger Liebe auskamen. Darum spricht jetzt Jesus mit ihr; denn das Schwachwerden der Liebe ist Schuld und Fall. Nur die Gemeinde steht aufrecht, in der die Liebe bleibt und wächst. Wird sie durch ihr Verhalten geschwächt und gehindert, dann ist die Gemeinde krank. Johannes hat ebenso wie Paulus geurteilt, daß alle Erkenntnis, aller Glaube, alle Leidensfähigkeit und alle Arbeitsamkeit ohne die Liebe wertlos sei.

2, 5: **Darum gedenke an das, wovon du abgefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke; sonst komme ich dir und werde deinen Leuchter von seiner Stelle rücken, wenn du nicht Buße tust.** Die Gemeinde hat rückwärts auf ihren ersten Zustand zu sehen, hat zu empfinden, daß es mit ihr abwärts ging, eben deshalb abwärts, weil die Liebe erkaltete. Dadurch weiß sie, was sie zu tun hat, daß sie ihr jetziges Verhalten richten, ihre Lieblosigkeit als ihre Schuld erkennen und alles, was bei ihr geschieht, aufs neue unter die Regel der Liebe zu bringen hat. Dadurch wird mit der unverletzlichen Heiligkeit zugleich die gnadenvolle Herrlichkeit des Bußworts sichtbar, die dadurch noch besonders deutlich wird, daß es auch an den Engel gerichtet wird. Auch ihm erweist Christus seine Gnade dadurch, daß er ihn aus seinem falschen Weg heraus zum guten Willen Gottes führt. Eine gnadenvolle Gabe ist das Bußwort deshalb, weil es den Abgewichenen vom Bösen löst und ihm die Versöhnung verschafft. Für den, der ihm gehorcht, trägt es die Vergebung in sich. Wird es dagegen abgewiesen, dann wird der Christus den Leuchter des Engels fortschieben; das heißt: er wird die Gemeinde von denen trennen, deren Haupt und Herr er ist. Nach ihrem äußeren Bestand mit ihren Sitten und Einrichtungen mag sie fortbestehen, gilt aber vor Jesus nicht mehr als seine Gemeinde, die ihm gehört. Mit dem Schwinden ihrer Liebe hört ihr Anteil am Christus auf und er nimmt ihr seinen Geist und seine Gaben.

2, 6: **Aber das hast du, daß du die Werke der Nikolaiten hassest, die auch ich hasse.** Mit dem Vorwurf, ihre Liebe sei schwach, soll der Gegensatz der Christen von Ephesus gegen die Nikolaiten nicht getadelt sein; vielmehr

rechnet ihnen Christus ihren Abscheu vor ihnen und ihren Widerstand gegen sie als ein Lob an, weil sie damit ebenso denken wie er. Über die Nikolaiten wissen wir nur, was im nächsten Jahrhundert in der Kirche über sie gesagt worden ist. Damals hielt man sie für einen Verein, der die christliche Liebe durch den gemeinsamen Besitz der Frauen entweiht habe, und brachte ihren Namen mit Nikolaus von Jerusalem zusammen, dem die Gemeinde Jerusalems dadurch das Zeugnis besonderer Tüchtigkeit gegeben hatte, daß sie ihn zu jenen Sieben stellte, denen sie die Fürsorge für ihre Armen übergab, Apostg. 6, 5. Wenn sich mit der völligen Liebe, in der die Gemeinde nach dem Gebot Jesu die Erfüllung des göttlichen Gesetzes erkannte, eigensüchtige Begierden vermengten, konnten leicht kommunistische Verbände entstehen, die ihren Gliedern nicht nur ihr Eigentum entzogen, sondern sich auch an der Gemeinschaft zwischen dem Mann und der Frau vergriffen. Bei der tiefen Zerrüttung der orientalischen Völker war die Vermengung der brüderlichen Gemeinschaft mit fleischlichen Reizungen überall eine schwere Gefahr, was uns auch der Brief des Judas und der zweite Petrusbrief sichtbar machen. In der Gemeinde von Ephesus wurde dagegen nichts Unkeusches zugelassen; das wird ihr gerade jetzt als Lob angerechnet, da sie zu neuer und stärkerer Liebe als bisher verpflichtet wird. Auf die Bahn der Nikolaiten darf sie deshalb nicht geraten. Nicht das war der Mangel an ihrer Liebe, daß sie sittsam und rein blieb; sie würde vollends verderben, wenn sie von kommunistischer Schwärmerei verführt dem Antrieb des Fleisches nachgäbe.

2, 7: **Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt. Wer überwindet, dem werde ich geben, daß er vom Baum des Lebens esse, der im Paradies Gottes ist.** Was im Gesicht als ein an den Engel der Gemeinde gerichtetes Wort des Christus beschrieben ist, stellt sich im wahrnehmbaren Verlauf der Ereignisse als das Wort des Geistes an die Gemeinden dar. Johannes wiederholt den mahnenden Zuruf Jesu, den er einst seinen Worten beigab und mit dem er seine Hörer bat, jetzt ihr Ohr zu gebrauchen und das, was ihnen gesagt ist, zu vernehmen. Nicht nur in Ephesus, sondern überall in den Gemeinden fordert dieses Wort die Aufmerksamkeit und den Gehorsam, weil das Urteil Jesu über die eine Gemeinde allen seinen Willen zeigt.

Der Bußruf hat seinen Grund in der Herrlichkeit der Verheißung. Er führt die Gemeinde in den Kampf und dies ist nicht nur ein Kampf mit der Welt, sondern auch ein Kampf eines jeden mit sich selbst, mit seinem eigenen liebelosen Sinn. Sie kann die Welt nur dann überwinden, wenn sie sich von ihrem sündlichen Verhalten reinigt. Beharrt sie in ihrem Widerspruch gegen den Willen Jesu, so muß sie auch im Kampf mit der Welt unterliegen. Sie soll aber ihren Kampf freudig führen; denn er bringt ihr den Sieg. Der Lohn besteht für den Sieger darin, daß ihm Jesus seine Gabe reicht, die Frucht des Lebensbaums im Paradies. Der, der starb und wieder in das Leben trat und die Schlüssel zum Tode hat, hat die Vollmacht, die Frucht des Lebensbaums zu brechen und sie dem zu geben, den er als Überwinder ehrt.

2, 8—11.

Der Trost Jesu für die Gemeinde in Smyrna.

2, 8. 9: **Und dem Engel der Gemeinde in Smyrna schreibe: Das sagt der Erste und der Letzte, der ein Toter wurde und lebendig ward. Ich kenne deine Bedrängnis und Armut, aber du bist reich, und die Lästerung, die von denen ausgeht, die sagen, sie seien Juden, und sie sind es nicht, sondern sind eine Gemeinde des Satans.** Der Gemeinde von Smyrna stellt sich Jesus in der Herrlichkeit seines ewigen und durch die Auferstehung neu empfangenen Lebens dar. Obgleich Smyrna eine reiche Handelsstadt war, war dort die Gemeinde arm; denn sie war verfolgt. Die großen griechischen und jüdischen Kaufleute waren ihr nicht beigetreten. Aber die Armen, die dort die Gemeinde Jesu bilden, sind in Wahrheit reich. Jesus spricht hier, wie er während seiner Arbeit auf Erden sprach, und sagt, der echte Schatz und Reichtum sei der bei Gott. Die Gegner der Gemeinde bekämpften sie dadurch, daß sie Schmach auf sie häuften, wodurch sie allen den Zugang zu ihr erschwerten. Die Urheber dieser Verleumdungen waren die dortigen Juden, deren Macht und Einfluß in der Handelsstadt groß gewesen ist. Ihren Anspruch, Juden zu sein, anerkennt Jesus nicht, weil dieser Name denen gehört, die sich in Gottes Gemeinde befinden. Was den Juden zum Juden macht, ist das, was Gott ihm gab, sein Anteil an dem von Gott berufenen Volk, das in seinem Dienst und Gehorsam steht. Darum widerlegen die Juden Smyrnas durch ihren Kampf gegen Jesus und seine Gemeinde ihren Namen. Sie, die so lästern, lügen und hassen können und dies deshalb, weil die Christenheit sich zu dem bekennt, den Gott gesandt hat, sind nicht Gottes Volk und Knechte, sondern von dem regiert, von dem alles Widerstreben gegen Gottes Werk herrührt. Ihre Gemeinde ist jetzt das Eigentum des Satans. So hat Johannes Jesus auch in Jerusalem reden hören, als sich die Juden trotzig auf ihre Gotteskindschaft beriefen und ihn mit Lügen angriffen und sein Bußwort deshalb verwarfen, weil sie seine Wahrheit fühlten. Da hat er es ihnen nicht zugestanden, daß Gott ihr Vater sei, sondern ihr Lügen und Hassen als das Werk des Satans in ihnen bezeichnet, dessen Kinder sie geworden seien, Ev. 8, 44. Unter dasselbe Urteil fallen hier die Juden Smyrnas, die die Christenheit ihrer Stadt mit ihren Verleumdungen schändeten.

2, 10. 11: **Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst. Sieh! der Verkläger wird einige von euch ins Gefängnis legen, damit ihr versucht werdet, und ihr werdet für zehn Tage Bedrängnis haben. Werde treu bis zum Tod und ich will dir den Kranz des Lebens geben. Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt. Wer überwindet, der wird vom zweiten Tod nicht geschädigt werden.** Der Kampf wird für die Christen Smyrnas noch härter werden als bisher. Es bleibt nicht nur bei Verleumdungen, sondern es folgen Verhaftungen und damit auch die öffentlichen Christenprozesse. Der Trost, den die Gemeinde erhält, besteht darin, daß Christus weiß, was sie leidet. Unter seinen Augen und nach seinem

Willen leidet sie. Ihr Blick wird dabei von den Menschen weggewendet; nicht die Menschen sind ihre wirklichen Gegner; sie sind nur die blinden und mißbrauchten Werkzeuge, die dem unsichtbaren Gegner Gottes dienen, der das Wort Jesu hindern und seine Gemeinde zerstören will. Mit demselben Gedanken haben auch Paulus und Petrus die Verfolgten gestärkt, Eph. 6, 12; 1 Petr. 5, 8.

Warum gibt Gott dem Verkläger Macht, so daß er Glieder der Christenheit in das Gefängnis und in den Tod bringen kann? Die Antwort, die hierauf gegeben wird, ist dieselbe, die sich bei allen Aposteln findet: so wird der Gemeinde die Versuchung bereitet, die deshalb ein unentbehrliches Stück unseres Lebens und ein wesentliches Glied in der göttlichen Regierung ist, weil durch sie festgestellt wird, ob wir unseren Glauben und unsere Liebe wirklich Gott geben und ihm Treue halten. Durch die Überwindung der Versuchung machen wir unsere Trennung vom Bösen und unseren Anteil an Gottes Gnade fest. Auch hier greift die Weissagung dem Gang der Dinge nicht vor, weil sie nicht die Absicht hat, den Christen die gläubige Ergebung in Gottes Fügung zu ersparen. Der Ausgang des Kampfs wird ihnen daher nicht beschrieben und wir hören nicht, wie es den Verhafteten gehen und wie ihr Prozeß vor dem Richter enden werde, ob zum Leben oder zum Tod. Damit, daß die Dauer der Not auf zehn Tage beschränkt wird, ist der Gemeinde nicht mehr gesagt, als daß die Dauer der Verfolgungszeit vom Christus bestimmt wird. Er ordnet alles, was ihnen widerfährt, so daß ihnen der menschliche Haß nicht mehr Leid bereiten kann, als ihnen der Wille Jesu zugemessen hat. Wie lange aber das, was hier als zehn Tage bezeichnet ist, im irdischen Lauf der Dinge währen wird, das war damit für niemand erkennbar gemacht. Die Möglichkeit, daß einige der Christen Smyrnas um Jesu willen den Tod der Verbrecher leiden müssen, wird durch dieses Trostwort nicht beseitigt. Die Gemeinde hat sich vielmehr darauf zu rüsten und Jesus die vollendete Treue zu erweisen, die zu sterben vermag. Mit Freude soll sie das für Jesus tun; denn als das Siegeszeichen, als den Kranz, der den Überwinder kennzeichnet, wird er ihnen das Leben geben. Jesus bestätigt hier, was er auf Erden seinen Jüngern sagte, daß der, der seine Seele für ihn preisgebe, sie gewinne. Was die Gemeinde um Jesu willen auf sich zu nehmen hat, ist nur der erste Tod, der unser natürliches Leben beendet, unsere irdische Zeit verkürzt und uns von denen, die mit uns durch die natürliche Gemeinschaft verbunden sind, und von der irdischen Gemeinde trennt. Es gibt aber noch ein anderes, zweites Sterben, das am Gerichts- und Auferstehungstag über den Menschen kommt, wenn er von der verklärten Gemeinde ausgeschlossen und als unwürdig des ewigen Lebens verurteilt wird. Nur dieses zweite Sterben haben wir zu fürchten; denn das ist das endgültige göttliche Gericht. Wer aber jetzt treu bleibt, ist diesem zweiten Tode entgangen, da er den Kranz des Lebens erhält.

2, 12—17.

Die Warnung für die Gemeinde in Pergamon.

2, 12. 13: Und dem Engel der Gemeinde in Pergamon schreibe: Das sagt der, der das scharfe, zweischneidige Schwert hat. Ich weiß, wo du wohnst, da, wo der Thron des Satans ist, und du hältst meinen Namen fest und hast den Glauben an mich nicht verleugnet, auch nicht in den Tagen des Antipas, meines Zeugen, der mir treu war, der bei euch, wo der Satan wohnt, getötet worden ist. Hier bezeichnet sich Christus als den Verwalter der richterlichen Macht, der alles Böse zu strafen und zu vernichten vermag. Die Lage dieser Gemeinde war besonders schwierig und Christus spricht aus, daß er dies würdige und ihr in Anrechnung bringe. In ihrer Stadt ist der Thron des Satans, womit gesagt ist, daß der Kampf gegen das Evangelium, die Verführung der Völker und die Verfolgung der Christenheit von Pergamon ausgehe. Von dort aus wurde der Haß gegen sie geschürt und die Behörden und die Bevölkerung gegen sie aufgereizt. Es läßt sich nicht erläutern, wie es kam, daß der Kampf gegen die Christenheit gerade von Pergamon aus geführt wurde, ob das an den dortigen römischen Beamten lag oder an den heidnischen Priesterschaften, da die Stadt als frühere Königsstadt große Tempel und einen prächtigen Altar besaß, oder ob wir, ähnlich wie die Judenschaft von Smyrna die Gemeinde des Satans heißt, auch beim Thron des Satans an die Judenschaft von Pergamon zu denken haben, vielleicht deshalb, weil sie unter den jüdischen Gemeinden des Landes besonders angesehen war, so daß durch ihre Lehrer überall der Christenhaß und die Verlästerung der christlichen Gemeinden betrieben worden ist. Andere Nachrichten über die Verhältnisse in Pergamon, die uns bei der Erläuterung dieses Wortes hilfreich wären, haben wir nicht.

Es ist keine leichte Sache, das Bekenntnis zu Jesus am selben Ort zu vertreten, an dem der Widersacher Gottes und der Christenheit seine Herrschaft ausübt. Die Gemeinde wird aber nicht zur Flucht aus ihrem schwierigen Ort ermahnt; sie bleibe an ihrer Stelle und führe die ihr hier auferlegte Aufgabe tapfer durch. Es wird der Gemeinde bezeugt, daß sie sich richtig und treu zu Jesus hielt. Seinen Namen, durch den seine Sendung, die er von Gott hat, bezeugt und sein Werk für die Menschheit beschrieben ist, hielt sie fest. Das konnte sie nur deshalb, weil sie inwendig durch Glauben seiner Macht und Gnade gewiß war, und sie hat es nicht versteckt und abgeleugnet, daß Jesus sie inwendig zu sich gezogen hat, so daß sie ihm gehört und auf ihn ihr Vertrauen setzt. Dafür hat die Gemeinde schon eine ernsthafte Probe abgelegt; denn es gab für sie schon schwere Tage. Johannes erinnert an den Tod eines Christen von Pergamon und bezeugt nachdrücklich, daß er, obwohl er getötet wurde oder vielmehr, weil er es wurde, das Eigentum Jesu gewesen sei. Weil er den Namen Jesu bekannte, war er sein Zeuge, und dadurch, daß er sein Leben nicht lieb hatte, sondern sein Zeugnis bis zum Tod festhielt, war er ihm treu. Das ergab aber für die ganze Gemeinde eine ernste

Erprobung, weil sich alle überlegen mußten, ob sie so mit Jesus inwendig verbunden seien, daß sie ihren Glauben nicht verbergen, sondern um seinetwillen auch sterben können. Die Gemeinde hat sich nicht zerstreut und ihre Zuversicht zu Jesus nicht verloren, sondern hat ihre Probe bestanden und bekommt dafür Jesu Lob. Dennoch erhebt er eine Klage gegen sie.

2, 14: **Aber ich habe einiges wenige gegen dich, daß du dort solche hast, die an der Lehre Bileams festhalten, der Balak unterwies, einen Anstoß vor die Söhne Israels zu legen, damit sie den Götzen Geopfertes essen und buhlen.** Nur weniges wirft Jesus der Gemeinde vor; aber das genügt, daß sie sich das zur Buße mahnende Wort gesagt sein lasse. Sie hat darnach zu streben, daß Christus nichts gegen sie zu klagen hat, und nur dann, wenn er sie nur lobt und sie ihm ganz zur Freude ist, hat sie den Sieg. Der Gemeinde in Pergamon wird vorgehalten, sie habe nicht die Macht, ein falsches, sündigendes Christentum in ihrer Nähe unmöglich zu machen. Sie hat also jene Unfähigkeit, Böse zu ertragen, die die Gemeinde von Ephesus besaß, nicht und wird nicht durch die Kraft des Geistes und des reinen Willens über das Sündliche Herr. Für dieses von Christus verworfene Christentum dient Bileam als Beispiel wegen des Rats, den er nach 4 Mose 31, 16 dem König der Moabiter gab, wie er Israel dennoch trotz der es beschirmenden Verheißung Gottes verderben könne, dadurch nämlich, daß er es gegen seinen Gott untreu mache und zum fremden Gottesdienst verleite, und das Werkzeug, das dem Götzenbild und Götzenopfer den Eingang öffnete, sollten die moabitischen Dirnen sein. Solche Verderber der Christenheit, die sich selbst, damit aber auch allen das Recht zusprachen, auch jetzt noch am heidnischen Opfer teilzunehmen und den Verkehr mit der Dirne fortzusetzen, gab es auch in Pergamon. Sie selber sagten freilich nicht, daß sie die Gemeinde von Gott losreißen und zerstören wollten, hielten sich vielmehr für die Vollkommenen und die, die dem Gebot der Apostel gehorchten, für die Schwachen, die noch nicht durch die Macht des Geistes zur vollen Freiheit gelangt seien. Aber mit den großen Worten, durch die sie ihr Verhalten rechtfertigen, befreien sie sich nicht von der Schuld, die deshalb auf ihnen liegt, weil sie als erlaubt behandeln, was sündlich ist, und mit dem christlichen Namen Dinge verbinden, die nicht mit ihm vereinbar sind. Es gibt keinen Anlaß zur Verwunderung, daß dieselben Fragen, die in Jerusalem zwischen Petrus, Jakobus und Paulus geordnet wurden, Apostg. 15, 20, und die Paulus mit den Korinthern besprechen mußte, 1 Kor. 8—10, auch in Pergamon Not verursachten und sich nicht alle Christen zur vollständigen Trennung vom Heidentum entschlossen. Es ließ sich ja viel Verständiges dafür sagen, daß es nicht nötig sei, den Abbruch der gottesdienstlichen Gemeinschaft mit den Heiden so vollständig und so öffentlich zu machen, daß man von keinem Opfer mehr etwas genoß, weil ja der heidnische Kultus durch die Sitte und das Gesetz mit der ganzen Ordnung der Städte und des Staats untrennbar verbunden war und die Weigerung, an einem Opfer teilzunehmen, von vielen sofort die schwersten Opfer forderte. Ebenso nahe lag manchem die Frage, ob es denn nötig sei, mit dem ent-

schlossenen Ernst, wie es die Apostel taten, die reine Ehe durchzuführen und keine Benützung der städtischen Bordelle, keinen Verkehr mit den Mägden, keinerlei Konkubinat zuzulassen, sondern auf all das die Schande der Sünde zu legen und das Urteil der Gemeinde gegen alle zu kehren, die sich dergleichen gestatteten. So beredt und vernünftig sich diese Anpassung an die überlieferte Sitte verteidigen und mit der Freiheit derer, die den Geist empfingen, begründen ließ, das Urteil des Christus, das Johannes den Pergamenern verkündet, heißt dergleichen einen Fall, der die Zerstörung der Gemeinde bewirkt. Diese soll die innere Kraft haben, solche Stimmen nicht nur in der Minderzahl zu halten, sondern sie gar nicht entstehen zu lassen. Sie gehorcht dann dem Willen Jesu, wenn es allen als der richtige Weg unzweifelhaft deutlich ist, daß sie sich vom Heidentum ganz trennen und die Ehe rein führen. Diesen Anspruch heißt Jesus nicht eine schwere Forderung, sondern etwas Geringes, was die Gemeinde leicht erfüllen kann. Sie soll es mit Leichtigkeit allen gewiß machen können, daß ihr Anschluß an Jesus sie ganz an ihn bindet und keinen Raum für einen anderen Gott mehr offen läßt und daß die reine Ehe für sie die größte Wohltat ist, so daß sie Jesus dafür danken soll, daß er sie zum Kampf mit den wilden, sinnlichen Trieben anleitet und ihr in diesem Kampf den Sieg gewährt. Darum soll die Gemeinde ohne Mühe die Kraft haben, daß sie den Rat Bileams in ihrer Stadt verstummen macht.

2, 15: **Daher hast du auch solche, die an der Lehre der Nikolaiten in derselben Weise festhalten.** Die Pergamener haben also bereits erlebt, was für Gefahren den falschen Ruhm des Geistes und den Mißbrauch der Freiheit zu Sündlichem begleiten. Auf die Erneuerung der Prophetie Bileams folgte noch Schlimmeres und auch dies fand in ihrer Stadt Eingang. Wenn die Unzucht als ein erlaubter Brauch, der die christliche Vollkommenheit nicht schädige, entschuldigt wurde, dann war der Boden dafür vorbereitet, daß die Ehe in einer kommunistischen Gemeinschaft beseitigt und der geschlechtliche Verkehr mit religiöser Verzierung von jeder Regel frei gemacht wurde.

2, 16: **Darum tue Buße; sonst komme ich dir rasch und werde mit dem Schwert meines Munds mit ihnen kämpfen.** Auch denen, die sich befleckt haben, wird noch der Weg zur Umkehr offen gehalten. Sie müssen sich aber sofort entschließen. Währte dieser schwärmende Taumel noch lange, so würde er unheilbar. Wenn aber die Gemeinde die Kraft nicht findet, die allen, die sich zu Jesus bekennen, die Pflege der fleischlichen Begierden unmöglich macht, dann wird Christus selbst eingreifen und für die Zucht in der Gemeinde sorgen und das Mittel, mit dem er diesen Kampf führen wird, ist das Schwert seines Mundes, das in Gottes Macht gesprochene Wort des Richters, durch das über die Schuldigen die Strafe kommt.

2, 17: **Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt. Wer überwindet, dem werde ich vom verborgenen Manna geben und ich werde ihm einen weißen Stein geben und einen neuen Namen, der auf den Stein geschrieben ist, den keiner kennt außer dem, der ihn empfängt.** Israel sah auf die Zeit, in der es in der Wüste vom Manna lebte, das ihm Gottes

wunderbare Macht täglich gab, mit Verlangen zurück. Seither war diese Himmelsspeise dem Volk entzogen und es mußte sein Brot auf dem Acker suchen und in der Mühsal der täglichen Arbeit darum ringen. Es gehörte deshalb mit zur Hoffnung Israels, daß das in Gottes herrlichem Reich anders werde und Gott ihm dann wieder ohne Mühe und Mangel das Manna als seine Nahrung gewähre. Daran schließt sich das Bild an, in das die Verheißung Jesu hier gefaßt ist; er wird in der Tat das Manna, das jetzt dem Menschen entzogen ist, denen reichen, die im Kampf mit der Sünde und der Welt den Sieg gewonnen haben. Ihnen verschafft er aus Gottes Lebensschatz die wahrhafte Speise, die sie zum ewigen Leben belebt. Darum erhalten sie auch den weißen Stein, der ihre Freisprechung ausspricht. Dieses Gleichnis lehnt sich an die Sitte an, mit Steinen von verschiedener Farbe bei der Fällung des Urteils abzustimmen. Wenn der, der in Gottes Auftrag und Macht richtet, dem Menschen den weißen Stein einhändigt, dann ist er frei von aller Schuld, von Gott gerechtgesprochen. Darum steht auch auf dem Stein nicht mehr sein alter, sondern ein neuer Name. Denn er wird deshalb gerechtfertigt, weil er einen neuen Lebensstand erhält, womit sein altes Wesen mit seiner Schuld und seiner Not vergangen ist. Christus gibt ihm einen neuen Platz vor Gott, eine neue Kraft und einen neuen Beruf. Deshalb gibt nur er den Seinen ihre Namen und niemand weiß, wie er sie nennt als der, dem er den neuen Namen gibt. Dieses Gleichnis beschreibt das Wesen der vollendeten Gemeinde besonders schön und tief, da es den Christus als das Haupt über alle setzt und nun jedes Glied mit ihm in eine Gemeinschaft bringt, die kein anderer in derselben Weise mit ihm teilt und darum auch keiner ganz durchschaut. So innig und kräftig die Glieder miteinander verbunden sind, so empfängt doch keiner seinen Namen und damit seine Kraft und seinen Beruf von den Gliedern, jeder nur vom Haupt, jeder so, daß er einen eigenen Anteil am Christus, eine eigene Gabe hat, die ihm allein gehört. Dadurch erhält die Gemeinde ihre unerschöpfliche Vielgestaltigkeit, durch die sie den Reichtum der göttlichen Gnade offenbart.

2, 18—29.

Das Urteil über die Gemeinde in Thyatira.

2, 18—20: Und dem Engel der Gemeinde in Thyatira schreibe: Das sagt der Sohn Gottes, dessen Augen wie eine Feuerflamme und dessen Füße dem Mischgold ähnlich sind. Ich weiß deine Werke und die Liebe und den Glauben und den Dienst und deine Standhaftigkeit, und deine letzten Werke sind zahlreicher als die ersten. Aber ich habe gegen dich, daß du das Weib Isebel ungehindert läßest, die von sich sagt, sie sei eine Prophetin, und sie lehrt und verführt meine Knechte, zu buhlen und den Götzen Geopfertes zu essen. Hier ist die Majestät Jesu zunächst durch den Namen ausgesprochen, der ihn mit Gott als seinem Vater vereint, und dann durch die Herrlichkeit seines verklärten Leibes dargestellt, die jetzt aus ihm eine

Lichtgestalt mit dem strahlenden Auge und dem schimmernden Fuß macht. Die Gemeinde erhält zunächst ein reiches Lob; sie hat alles, was den Christenstand ausmacht, kann glauben und lieben, leiden und handeln, und ihre Tatkraft wächst. Sie hat es noch besser als früher gelernt, so zu handeln, daß ihr Werk im Urteil Jesu besteht und dem göttlichen Willen entspricht. Aber auch diese Gemeinde ringt mit Gegnern, die sie von innen her zu zerstören suchen, und sie darf darin nicht nur ein Unglück sehen, sondern hat darin eine Schuld zu erkennen. Christus macht es ihr zum Vorwurf, daß sie das Weib Isebel frei betreiben läßt, was sie tut.

Die mit Ahab regierende Königin Israels ist hier deshalb als Gleichnis benützt, weil sie alle Mittel der königlichen Macht für den Dienst des Baal verwendete und mit Eifer darnach strebte, daß Israels Unterschied von den Heiden verschwinde. Schwerlich ist mit diesem Wort eine einzelne Frau gescholten, die sich bemühte, die Christenheit von Thyatira ins Heidentum zurückzudrängen. Weil nachher von ihren vielen Buhlen und vielen Kindern gesprochen wird, wird deutlich durch die Frauengestalt eine Gemeinschaft abgebildet, die sich von der Christenheit Thyatiras trennte. Diese hat eine Spaltung erlebt, so daß neben ihr eine Sekte entstand und sich das bei ihr zutrug, was 1 Joh. 2, 18. 19 sagt: Widerchristen traten auf und gingen von der Gemeinde weg. Deshalb fällt ein Vorwurf auf sie, weil sie nicht die Kraft besaß, diese Spaltung zu verhüten und die, die ihr früher angehört hatten, vor diesem Fall zu schützen, und auch jetzt nicht die Macht hat, den Einfluß der Abgewichenen zu überwinden und ihnen ihre werbende Arbeit für ihre besonderen Ziele unmöglich zu machen. Die Gemeinde muß es vielmehr mit ansehen, daß jenes verunreinigte Christentum in ihren eigenen Kreis hinüberwirkt.

Isebel sagt von sich, sie sei eine Prophetin. Dadurch erfahren wir, daß sich die, die sich von der Gemeinde getrennt haben, rühmten, Gottes Geist sei in ihnen. Unter die Verurteilung werden sie deshalb gestellt, weil sie an den beiden entscheidenden Punkten, bei der Teilnahme am heidnischen Gottesdienst und beim Verkehr mit der Dirne, die Trennung vom Heidentum aufgeben. Daran hindert sie der Geist, den sie bei sich zu finden meinen, nicht. Sie mieden offenbar das Kreuz, sowohl so, daß sie ihre Begierden nicht kreuzigen mochten, als so, daß sie nicht für die Welt gekreuzigt sein und ihren Spott und Haß nicht tragen wollten.

2, 21—23: **Und ich gab ihr Zeit, daß sie Buße tue, und sie will wegen ihrer Unzucht nicht Buße tun. Sieh! ich werfe sie in ein Bett und die, die mit ihr Ehebruch trieben, in große Not, wenn sie nicht wegen der Werke Isebels Buße tun, und ihre Kinder werde ich durch eine Seuche töten und alle Gemeinden werden erkennen, daß ich der bin, der Nieren und Herzen erforscht, und ich werde jedem von euch geben, was seinen Werken entspricht.** Die Strafe kam über die, die sich von der Gemeinde getrennt hatten, nicht sofort, sondern bisher erfuhren sie die Geduld Jesu. Ihr Zweck ist aber, sie zur Buße zu führen, und da sie die Freiheit, die ihnen gegeben war, und die Güte, die sie gewähren ließ, dazu benützten, um ihr Sündigen fortzusetzen,

wird Christus nun dieser verdorbenen christlichen Gemeinschaft das Ende bereiten. Das wird der ganzen Art der Weissagung entsprechend durch ein Bild ausgesprochen. Isebel wird krank; ihre Buhlen, d. h. die, die sich an ihren Sünden beteiligten, werden von schwerer Bedrängnis heimgesucht und ihre Kinder, die Glieder der Sekte, werden sterben. Die Wirkung dieser Vorgänge wird nicht nur auf die Christenheit von Thyatira beschränkt bleiben, sondern es wird allen Gemeinden durch diese Vorgänge deutlich werden, daß kein Schein und keine fromme Gebärde den Christus täuscht, sondern daß sein Blick ins inwendige Leben des Menschen dringt und ihn nach dem mißt, was er dort bei sich trägt, sei es gut oder böse. Aus seinem inwendigen Besitz erwächst das Werk des Menschen und nach diesem bestimmt Jesus sein Verhältnis zu allen mit vollkommener Gerechtigkeit.

2, 24. 25: **Euch aber, den anderen, die in Thyatira sind, sage ich, allen, die diese Lehre nicht haben, die die Tiefen des Satans nicht erkannten, wie sie sagen: auf euch lege ich keine andere Last. Nur haltet fest, was ihr habt, bis ich komme.** Es gab neben der Gemeinschaft, die durch den Namen Isebel gekennzeichnet ist, in Thyatira noch andere Christen, die den heidnischen Sünden widerstanden und sich dadurch nicht beugen ließen, daß die anderen sie hoffärtig und geringschätzig als unreif und unmündig verachteten. Die Abgewichenen rühmten sich, ihre Erkenntnis erforsche alle Tiefen, auch die Tiefen des Satans; dadurch seien sie seine Überwinder und zur vollständigen Freiheit durchgedrungen. Diese Vollkommenheit der Erkenntnis, sagten sie, fehle noch denen, die beim Wort der Apostel blieben und sich vor dem hüteten, was sich die anderen ohne Sünden gestatten zu können meinten. Solche Ängstlichkeit sei das Merkmal derer, die noch nicht die volle Erkenntnis hätten und noch nicht wüßten, was wirklich satanisch sei und wie frei der Christ über ihm stehe. Jesus macht den Treuen aus dem ein Lob, womit die Abgewichenen sie tadelten. Auch er sagt von ihnen, sie haben die Tiefen des Satans nicht erkannt, weil sie sich davor bewahrten, durch ihre eigenen Erlebnisse zu erfahren, wie sich der Blick des Menschen unter dem Einfluß des Satans verwirren kann, wie unheilbar er in Lügen und Verdrehungen der Wahrheit zu fallen und einer verwerflichen Sucht zu unterliegen vermag, die ihn zum Kampf gegen alles Heilige treibt. Jesus verheißt den Treuen, es werde ihnen nicht noch ein anderer Kampf auferlegt neben der Abwehr der Versuchung, die durch die Entstehung dieser Sekte an sie herangetreten war. Jede solche Entzweiung und Verwirrung ist von ernsten Leiden begleitet und sie vertiefen sich jetzt noch mehr, wenn Christus das Gericht über die Abgewichenen bringen wird. Wer in Thyatira durch das Evangelium zum Glauben bewogen wurde und sich mit den Brüdern als Jesu Gemeinde zusammenschloß, hat nicht zum voraus schon erwartet, daß ihm die Beteiligung an ihr so viele schmerzliche Erfahrungen bringe. Christus wird sie aber nicht noch mit größeren Aufgaben belasten, nicht noch andere Not und Versuchung auf sie legen. Er bestimmt allem Schweren, das sie trifft, das Maß. Freilich ist auch für sie der Kampf erst dann vollendet und das Ziel erst dann erreicht, wenn Christus

kommt. Sein Lob soll sie nicht zu einer sorglosen Trägheit verleiten. Sie müssen ihren Besitz bewahren und in dem bleiben, was sie empfangen haben; sonst bringen sie sich um die Frucht ihrer Treue.

2, 26—29: **Und wer überwindet und bis zum Ende meine Werke bewahrt, dem werde ich Vollmacht über die Völker geben und er wird sie mit eisernem Stab weiden, wie Tongeschirr zerbrochen wird, wie auch ich Vollmacht von meinem Vater erhalten habe, und ich werde ihm den Morgenstern geben. Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt.** Einen Überwinder nennt hier Jesus den, der seinen Blick und Willen bis zum Ende auf das gerichtet hält, was Jesus tut. Seine Arbeit auf Erden muß die Gemeinde in ihrer Erinnerung bewahren; denn sie zeigt ihr, wie sie ihm gehorcht; ebenso macht ihr Jesus auch jetzt durch seinen Geist und sein Wort sichtbar, was er schafft und als sein Werk in der Menschheit vollbringt. Es ist ihr damit nicht eine andere Pflicht aufgetragen, als wenn ihr gesagt wird, daß sie das Wort Jesu bewahren soll; denn wer Jesu Wort bewahrt, bleibt auch bei dem, was Jesus tut. Es ist aber mit Absicht hier nicht nur an Jesu Wort erinnert, weil auch der nach Isebel genannte Verein den Anspruch erhob, er habe Gottes Geist und Jesu Wort. Der ist der rechte Hörer seines Worts, der im Gedächtnis behält, was Jesus tat, und durch das Wort zum Werk geführt wird, das den Werken Jesu entspricht.

Die Verheißung für den Überwinder ist hier aus Ps. 2, 8. 9 geschöpft, der die Macht beschreibt, die der von Gott bestellte König über die Völker erhält. Mit dem Eisenstab und mit dem Tongeschirr, das leicht zerbrochen und, wenn es zerbrochen ist, nicht mehr wiederhergestellt werden kann, ist dargestellt, daß er allen Widerstand des Heidentums zu überwinden und mit allem fertig zu werden vermag, was sich dem Willen Gottes widersetzt. An seiner königlichen und richterlichen Macht gibt Jesus auch seiner Gemeinde teil, vgl. 1 Kor. 6, 2; 2 Tim. 2, 12. Wie er sie vom Vater empfing, so empfangen sie die Seinen von ihm, nach der Verheißung, die er auch vor seinem Abschied den Jüngern gab, daß er ihnen gebe, was der Vater ihm gegeben habe.

Wie die Engel der Gemeinden im Gesicht als Sterne in der Hand Jesu erscheinen, so wird die Gemeinschaft, in die der Überwinder mit der Himmelswelt tritt, hier dadurch beschrieben, daß ihm Christus den Morgenstern zuteilt, den Stern, der das Ende der Nacht und das Nahen des Tags anzeigt. Jesus führt den Überwinder aus der Nacht der gegenwärtigen Welt hinüber zum ewigen Tag und darum gehört ihm der Morgenstern. So ergänzt die zweite Verheißung die erste. Nicht nur Macht über die Menschheit, sondern auch das, was ihr allein ihren Grund verschafft und ihren Wert verleiht, Zugang zu Gott und Verbundenheit mit seinen heiligen Geistern ist die Gabe Jesu an die, die überwanden.

3, 1—6.

Die Verurteilung der Gemeinde in Sardes.

3, 1. 2: **Und dem Engel der Gemeinde in Sardes schreibe: Das sagt der, der die sieben Geister Gottes und die sieben Sterne hat. Ich weiß**

deine Werke, daß du den Namen hast, du lebest, und tot bist. Werde wach und stütze die anderen, die am Sterben sind. Denn ich fand bei dir nicht Werke, die nach dem Urteil meines Gottes vollendet wären. Da für Jesus der Vater völlig gegenwärtig ist, ist auch der Geist in seiner Fülle sein Eigentum und das Mittel seiner Wirksamkeit und als der Herr des Geistes ist er auch der Herr der Engel, die der für Gott geheiligten Gemeinde dienen. Denn ihm gehört alles an, was in die Kirche als Geist und Kraft aus Gott eingeht und ihre himmlische Begabung ausmacht. Die Gemeinde in Sardes heißt sich zwar eine Christenheit, gilt auch den anderen Gemeinden als solche; aber sie führt diesen Namen nicht mit Recht; sonst würde ihr Jesus bezeugen, daß sie lebe, weil uns die Verbundenheit mit ihm das Leben gewährt. Nun aber heißt er sie tot; denn ihr Werk läßt nicht zu, daß er sie lebendig heiße. Wer wirklich lebt, handelt anders, als es in Sardes geschieht.

Mit dem Tod vertauscht Jesus das andere Bild, das mit ihm wechseln kann, das vom Schlaf hergenommen ist. Jesus spricht der Gemeinde noch nicht durch ein endgültiges Urteil das Leben ab, sondern fordert sie noch zur Umkehr auf. Sie kann sich noch ins Leben erheben und darum wird sie auch als schlafend dargestellt, nicht nur als tot.

Wer erwacht, wird dies dadurch bewähren, daß er den anderen zum festen Stand verhilft. Er darf nicht bloß an sich selber denken, nicht nur für seine eigene Seele sorgen, damit ihm das Leben nicht verloren gehe, sondern sein Anteil an Jesus beruht darauf, daß er ein Glied der Gemeinde ist, und deshalb hat er die Echtheit seiner Buße dadurch zu bewähren, daß er die anderen nicht sterben läßt, sondern ihnen als Halt dient, durch den sie Kraft gewinnen, und sie in ihrem Kampf stärkt, damit auch sie über ihren Schlaf Herr werden und das überwinden, was sie bisher vom Gehorsam Jesu abgezogen hat.

Der todesmatte Zustand der Gemeinde entstand in Sardes nicht durch Verirrungen, die eine neue, mit dem Wort Jesu streitende Form des Christentums herstellten, sondern durch die Lässigkeit, mit der sie ihre Arbeit tat. Ihre Werke machen, daß Gottes Urteil gegen sie steht; wem aber die Verurteilung durch Gott droht, der ist zum Sterben krank und der, über den sie ergangen ist, ist tot. Ihre Werke sind aber in Gottes Urteil und nach seinem Maß unzulänglich und mangelhaft. Die Gemeinde hat nicht getan, was ihr aufgetragen war, und ließ ihren Dienst Gottes unfertig. Ihre Werke wären dann vollständig und vollzählig, wenn sie ihren Beruf ganz erfüllte und den Gehorsam ohne Abzug leistete. Einiges hat zwar auch sie geleistet und vollbracht; denn keine Gemeinde kann ganz auf das christliche Handeln verzichten. So würde sie sogar den Namen verlieren, den sie doch behalten will, weil sie ihn schätzt. Es reicht aber für sie nicht aus, daß sie hie und da einen Anlauf zum Gehorsam nehme und den Versuch mache, ob sie nach dem Willen Jesu handeln könne. In Gottes Urteil besteht nur das vollendete Werk. Jesus redet hier als der, der das göttliche Urteil kennt, und deshalb hat er das Recht und Vermögen, die Christenheit von Sardes mit heiligem Ernst aus ihrem Schlaf aufzuwecken und zur Buße zu verpflichten. Nachdrucksvoll nennt

er hier Gott seinen Gott, weil damit ausgesprochen ist, warum er die Gemeinde mit dem Tod bedroht. Von dem, was sein Gott urteilt, geht Jesus nicht ab, auch wenn er deshalb die Gemeinde zerstören und den Tod über sie verhängen muß. Er trennt sich nicht von seinem Gott, scheidet sich dagegen von derjenigen Christenheit, die Gottes Willen nicht tun mag.

3, 3: **Darum erinnere dich, wie du es angenommen hast und es hörtest, und bewahre es und tue Buße. Wenn du nicht aufwachst, so werde ich wie ein Dieb kommen und du wirst nicht wissen können, in welcher Stunde ich über dich komme.** Die Buße der Gemeinde geschieht dadurch, daß sie sich an das ihr übergebene apostolische Wort anschließt. Mit der Preisgabe des Worts verlor sie auch das Werk; mit der Rückkehr zum Wort, das ihr als ihr heiliger Besitz übergeben worden ist, findet sie auch das von Gott ihr befohlene Werk. Wenn auch diese Warnung vergeblich ist und die Gemeinde nicht aufwacht, dann wird aus Jesu Ankunft für sie eine unheilvolle Überraschung. Plötzlich wird er vor ihr stehen, so ungeahnt, wie der Dieb dasteht, ohne daß sich die Gemeinde gegen ihn schützen kann.

3, 4—6: **Aber du hast einige wenige Namen in Sardes, die ihre Kleider nicht befleckten, und sie werden mit mir in weißen Kleidern wandeln; denn sie sind es wert. Wer überwindet, wird sich so in weiße Gewänder kleiden und ich werde seinen Namen aus dem Buch des Lebens nicht ausstreichen und ich werde seinen Namen vor meinem Vater und vor seinen Engeln bekennen. Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt.** Während die, die in Sardes die Gemeinde leiten und ihr das Gepräge geben, unter das Urteil Jesu fallen, gibt es doch auch dort einige, die ihr Christenleben ohne Flecken und Makel führen. Ihnen gewährt Christus, daß sie ihn begleiten dürfen im weißen Gewand, das den Überwinder kennzeichnet, den Gottes Urteil als gerecht und rein ehrt und der deshalb zur Feier bei Gottes Fest berufen ist. Das Lebensbuch, in dem die Glieder der verklärten Gemeinde stehen, die Gottes Wahl und Wohlgefallen haben, enthält auch seinen Namen und die Geltung seines Namens vor Gott beruht darauf, daß Christus sich zu ihm bekennt und seine Gemeinschaft mit ihm vor Gott und den Engeln bezeugt. Der aber, den Christus zu den Seinen stellt und mit seiner Fürsprache vor Gott vertritt, ist in Gottes Gnade eingesetzt. Sowohl in der Anklage der Gemeinde als in der Verheißung, die ihr Jesus gibt, wiederholt hier Johannes Worte, die er von Jesus gehört hatte. Denn Jesus hat denjenigen unter seinen Jüngern, die das göttliche Gesetz mißachten, gesagt, daß er sie nicht kenne, auch wenn sie daneben mit großem Eifer und Erfolg für seinen Namen wirken, und denen, die ihren Dienst treu ausrichten und ihr Leben nicht schonen, hat er verheißen, daß er sich zu ihnen vor Gott und den Engeln bekennen werde*).

*) Matth. 7, 21—23; 10, 32. Luk. 12, 8.

3, 7—13.

Das Lob für die Gemeinde in Philadelphia.

3, 7—9: Und dem Engel der Gemeinde in Philadelphia schreibe: Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der den Schlüssel Davids hat, auftut, und keiner wird zuschließen, und zuschließt, und keiner tut auf. Ich weiß, deine Werke. Sieh! ich habe vor dir eine offene Türe gegeben, die keiner zuschließen kann. Denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort bewahrt und meinen Namen nicht verleugnet. Sieh! ich gebe von der Gemeinde des Satans, von denen, die sagen, sie seien Juden, und es nicht sind, sondern lügen, sieh! ich werde machen, daß sie kommen und vor deinen Füßen anbeten und erkennen, daß ich dich geliebt habe. Jesu Herrlichkeit ist hier dadurch bezeugt, daß er in jener Verbundenheit mit Gott steht, die ihm an Gottes Heiligkeit Anteil gibt, so daß sich von ihm aus Heiligkeit auch auf die legt, die ihm gehören. Damit ist als das zweite Merkmal Jesu verbunden, daß nichts an ihm bloß Schein, leeres Wort und nichtiger Prunk ist, sondern sein Wort zur Tat wird und seine Sendung zur Erfüllung kommt, so daß bei ihm das Wesen und die Erscheinung, das Versprechen und die Leistung ganz übereinstimmen. Mit dem aus Jes. 22, 22 geschöpften Bild vom Schlüssel Davids wird die Macht der Herrschaft, die durch die Verheißung dem kommenden Sohn Davids gegeben ist, Jesus zugeteilt. Ihm gehört die königliche, alles endgültig entscheidende Macht. Sein Spruch geschieht; sein Urteil gilt; seine Gnade ist ewiges Heil und seine Verwerfung ewiges Gericht, weil er Gottes Willen tut.

Die Gabe, die Jesus der Gemeinde in Philadelphia für ihre Treue schenkt, ist die Gelegenheit zur fruchtbaren Missionsarbeit. Sie darf sein Wort mit wirksamer Kraft an die anderen bringen. Das ist Jesu Geschenk an die, die ihm treu dienen. Er öffnet ihnen die Türe, die ihnen den Zugang zu den Menschen verschafft, so daß sie ihnen sein Wort so sagen können, daß es aufgenommen wird, und wenn er der Gemeinde diesen Erfolg bescheert, dann vereitelt ihn kein Widerstreben ihrer Gegner. Der Gemeinde wird diese Gabe deshalb verliehen, weil sie nur kleine Kraft hat. Bisher war sie klein geblieben und hatte es noch nicht zum Wachstum gebracht. Darum hilft ihr Jesus jetzt und macht die Türen, die bisher für sie verschlossen waren, auf. Er tut dies weiter deshalb, weil sie sich, obgleich sie klein war, dennoch von Herzen an Jesu Wort gehalten hat. Sie wurde im Blick auf ihre geringe Zahl und auf ihr Unvermögen nicht verzagt, sondern hat ihr Bekenntnis zu Jesus im Glauben festgehalten. Nichts hinderte das Wachstum der Christenheit so stark wie die Verachtung, mit der die Juden Jesus und seine Gemeinde behandelten. Das Christentum war in den Augen vieler dadurch widerlegt, daß sich nicht einmal die Juden, obwohl die Kirche von Jerusalem ausgegangen war, um Jesus kümmerten. Darum war es eine große Hilfe für die Gemeinde, daß sich nun ein Teil der Judenschaft ihrer Stadt zu Jesus bekehren wird. Mit denselben Worten wie in 2, 9 wird auch hier die Gebundenheit der Juden

an den Satan mit tiefem Ernst ausgesprochen. Das zeigt die Größe der Gabe, die Jesus seiner Gemeinde dadurch gewährt, daß sich ihr ein Teil der Judenschaft anschließen wird. Israel hat es nötig, daß ihm Hilfe gebracht wird, die ihm dann widerfährt, wenn es durch die Christenheit zu Jesus geführt wird, und auch aus dieser verblendeten Schar bringt er noch manche zu einer Erkenntnis. Das verschafft der Verheißung Jes. 60, 14 die Erfüllung, die dem Israel der Endzeit versprach, daß ihm Gott die Völker zubringe, weil sie Israels Gott die Ehre geben werden. Jetzt ist Jesu Gemeinde das wahre Israel und die Erbin seiner Verheißungen, während das alte Israel jetzt wie einst die Heiden draußen steht, weil es die Gemeinde verfolgt und dem göttlichen Rate widerstrebt. Aber auch am ungläubigen Israel bewährt sich jenes Wort, das der Gemeinde die Hilfe Gottes so deutlich und wirksam verheißt, daß auch ihre Gegner zu seiner Anbetung getrieben sind.

3, 10: **Weil du das Wort, das dich geduldig auf mich warten heißt, bewahrt hast, werde auch ich dich vor der Stunde der Versuchung bewahren, die in der ganzen Welt kommen wird, um die zu versuchen, die auf der Erde wohnen.** Das Wort, das der Gemeinde gesagt worden ist, hat sie dazu berufen, daß sie beharrlich und unerschütterlich auf Jesus warte, und sie hat sich dieses Wort sagen lassen, ihr Auge auf ihn gerichtet und seine Erscheinung lieb gehabt. Das vergilt ihr Christus dadurch, daß er sie unverletzt und sicher zum Ziel hinbringt, nach dem sie verlangt.

Vor der neuen Offenbarung Jesu kommt die Stunde, die Gott für die Versuchung der Menschheit bestimmt. Sie kommt dadurch, daß der Widerchrist die Herrschaft erlangt; aber auch dies geschieht nach Gottes Willen zu der von ihm festgesetzten Zeit. Durch die Versuchung werden alle, nicht nur die Gemeinde Jesu, sondern die ganze Menschheit in allen bewohnten Ländern, genötigt, sichtbar zu machen, wie sie sich zu Gott verhalten. Denen aber, die mit Treue sein Wort bewahrten, stellt er seinen Schutz zur Seite, der die Versuchung nicht an sie herantreten läßt, und erfüllt ihnen jene Bitte, die sie in seinem Namen vor Gott bringen, daß er sie nicht in die Versuchung führe. Die Verkündigung, daß der Widerchrist die Herrschaft über die Menschheit für sich gewinnen werde, bildet einen Hauptpunkt in der Weissagung des Johannes, noch nicht so, als ob die Gemeinden jetzt durch ihn zum ersten Male davon hörten, daß vor der Herrschaft des Christus sein Widersacher sich die Menschheit unterwerfe und dadurch der Kirche den letzten, schweren Kampf bereite, in dem sie sich bewähren muß. Diese Weissagung begleitete die Verkündigung der neuen Erscheinung Jesu schon längst, vgl. 2 Thess. 2. Darum kann schon hier mit einem kurzen Wort das Folgende vorweggenommen werden, ohne daß der Satz unverständlich bliebe. Da der falsche Herr sich die Menschheit untertan machen wird, kommt die Versuchung, die durch seinen Sieg entsteht, über alle, die auf der Erde daheim sind, sodaß von dieser Not und diesem Kampf nur die frei sind, die schon von der Erde abberufen und zur ewigen Gemeinde gelangt sind. Um so kostbarer ist die Verheißung für die kleine Schar in Philadelphia, daß Jesus sie gegen jeden Angriff schützen werde, der sie von ihm trennen will.

3, 11—13: **Ich komme rasch. Halte fest, was du hast, damit keiner deinen Kranz empfange. Wer überwindet, den werde ich zur Säule im Tempel meines Gottes machen und er wird nicht mehr hinausgehen und ich werde auf ihn schreiben den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalem, das aus dem Himmel von meinem Gott her herabkommt, und meinen neuen Namen. Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt.** Nie hat die Verheißung darin ihr Ziel, die Gemeinde vom Ernst des Ringens, mit dem sie nach dem Ziele strebt, zu entbinden; vielmehr ist sie immer, auch wenn sie den Treuen die höchste Versicherung verschafft, dazu gegeben, um ihren Fleiß zu stärken, ihren Gehorsam zu vollenden und sie vollends dazu zu bewegen, nach nichts zu verlangen als nach dem verheißenen Ziel. Darum wird auch der Christenheit von Philadelphia gesagt, sie müsse das Empfangene bewahren; sonst ginge ihr der Preis und Lohn des Siegers verloren und ein anderer erhielte an ihrer Statt den ihr zugedachten Kranz. Die Versuchung mit ihren Schmerzen und ihrer Gefahr ist aber bald überstanden. Jesus kommt bald, und wenn die Gemeinde bis dorthin sein Wort bewahrt, dann ist jede Gefahr für sie vorbei.

Den Überwinder führt Jesus in die verklärte, ewige Gemeinde ein, in der Gott seine Wohnung hat als in seinem wahrhaften Tempel. Wie die Größe und Pracht eines irdischen Tempels in der Menge seiner Säulen besteht, so erbaut Jesus den ewigen Tempel dadurch, daß er die Vielen, die überwanden, in Gottes Nähe stellt und durch eine ewige Gemeinschaft mit ihm vereint. Die, die dann seinen Tempel bilden, bringt keine Versuchung mehr ins Schwanken und trennt kein Fall mehr vom Heiligtum. Jetzt muß auch den Treuen noch gesagt werden: ihr könnt das euch Gegebene verlieren; haltet es fest! Dann aber sind sie in Gottes Gemeinde unverrückbar hineingebaut. Der Name, der dem Glied der ewigen Gemeinde gegeben wird, sagt, wem es gehört und zu wessen Verherrlichung es dient. Gottes Name steht voran; denn ihm zu gehören ist ewiges Leben und zu seiner Verherrlichung stellt Christus die ewige Gemeinde her. Sodann erscheint die Herrlichkeit des neuen Stands darin, daß die Überwinder neben dem Namen Gottes den seiner Stadt tragen. Denn sie sind nun Bürger und Bewohner der ewigen Gottesstadt. Sie heißt im Rückblick auf Gottes Werk an Israel wieder Jerusalem; aber nun ist es nicht mehr die palästinische Stadt, die auf dem irdischen Boden und im Maß des irdischen Lebens hergestellt war, sondern die Stadt Gottes, die bei der Vollendung vom Himmel für die herniederkommt, die seine ewige Gemeinde sind. Der König der Gottesstadt ist Jesus; daher tragen ihre Bürger auch seinen Namen, wieder nicht mehr den alten, der von seiner irdischen Arbeit Zeugnis gibt, mit dem die Gemeinde ihn jetzt anruft, sondern den neuen, der das ausspricht, was ihm durch seine Erhöhung zu Gottes Thron und durch seine Verherrlichung im Abschluß der Zeiten zuteil geworden ist. Er selbst wird die Seinen mit seinem neuen Namen zeichnen; das ist der selige Abschluß seines für sie getanen Werks.

3, 14—22.

Die Anklage gegen die Gemeinde in Laodizea.

3, 14—16: **Und dem Engel der Gemeinde in Laodizea schreibe: Das sagt der Amen, der treue und wahrhafte Zeuge, der Anfang der Schöpfung Gottes. Ich weiß deine Werke, daß du weder heiß noch kalt bist. Wärest du doch kalt oder heiß! So, weil du lau und weder heiß noch kalt bist, werde ich dich aus meinem Mund ausspeien.** Jesus heißt der Amen, weil er zu jeder Rede und Verheißung Gottes die Bestätigung ist. Wie die Gemeinde mit Amen das Gebet des für alle Betenden zu ihrem eigenen macht oder sich der, der eine Segnung hört, durch sein Amen ihr anschließt und sie bestätigt, so ist Jesus durch seine Gegenwart und Wirksamkeit die Besiegelung des göttlichen Rats, die uns über ihn Gewißheit gibt. Indem er der Christenheit Gottes Gnade und Gebot kundtut, ist er der zuverlässige, sichere Zeuge, und diese Aussage bekommt dadurch ihre ganze Tiefe, daß hier der zu uns redet, der allem Geschaffenen vorangeht als der Erste, dem Gottes Liebe von Ewigkeit her gehört und dem er von Ewigkeit her seine Herrlichkeit gab, so daß Gott mit ihm und durch ihn allem Geschaffenen das Leben verlieh.

Der Gemeinde von Laodizea hält Jesus vor, daß sie ihr Christenleben ohne Ernst und Entschiedenheit führe. Sie hat sich nicht durch offenkundige Verleugnung befleckt, ist nicht durch sichtbare Versündigungen von der Regel Jesu abgewichen; sie stellt sich aber auch nicht ganz und entschlossen in Gottes Dienst. Es wäre noch besser für sie, wenn sie kalt wäre, weil deutliche Versündigungen, die den Christenstand zerstören, den starken Antrieb zur Buße bei sich haben und deshalb die Gemeinde zum Erwachen bringen könnten. Das Bild, das zur Verwendung kommt, ist durch den verbreiteten Gebrauch veranlaßt, heiß gemachtes Wasser zu verwenden; ebenso hat der kühlende Trunk frischen Wassers einen besonderen Wohlgeschmack. Das laue Wasser dagegen schmeckt widerwärtig, und wie man solches ausspuckt, so erregt der halbe Glaube und die matte Liebe dieser Christen den Abscheu Jesu. Bleiben sie so, wie sie sind, so bricht er die Gemeinschaft mit ihnen ab.

3, 17. 18: **Weil du sagst: Ich bin reich und habe Reichtum erworben und habe nichts nötig, und nicht weißt, daß du der Jämmerliche und Elende und Arme und Blinde und Nackte bist, so rate ich dir, von mir Gold zu kaufen, das im Feuer geglüht worden ist, damit du reich werdest, und weiße Gewänder, damit du dich kleidest und die Schande deiner Blöße nicht sichtbar werde, und Augensalbe, um deine Augen zu bestreichen, damit du seheſt.** Die große Selbsttäuschung, der sich die Gemeinde überläßt, bildet ein wesentliches Merkmal für ihren lauen Zustand. Würde sie mit Eifer und Kraft an das Werk gehen, das ihr Jesu Wort zeigt, so spürte sie, was ihr fehlt und die hoffärtige Zufriedenheit, mit der sie bei sich alles hübsch findet, wäre verscheucht. Dagegen kommt sie bei den geringen Ansprüchen, die sie an sich stellt, leicht dazu, alles, was bei ihr geschieht, gut und recht zu finden und kein Verlangen mehr zu haben, weil ihr ja nichts fehlt. In Wahrheit gleicht sie aber dem

Ärmsten von allen Armen, der ganz im Elend sitzt. Es ergeht aber auch über diese Gemeinde noch nicht die Verwerfung; vielmehr hat Christus auch für sie alles, was sie nötig hat, Gold und zwar reines Gold, das im Schmelzofen von jedem Zusatz befreit worden ist, womit ihrer Armut abgeholfen wäre, das weiße Gewand, das ihre Ehre bildete, die Arznei, die ihrem kranken Auge aufs neue zum Sehen zu verhelfen und sie von ihrer Einbildung zu heilen vermöchte. Sie muß das aber von Jesus kaufen, aufrichtig suchen und sich mit Ernst aneignen. Jesus gibt seine Gaben nicht denen preis, die sie nicht begehren.

3, 19—22: **Ich weise alle zurecht, die ich liebe, und züchtige sie. Darum sei eifrig und tue Buße. Sieh! ich stehe vor der Türe und klopfe. Wenn jemand meine Stimme hört und die Türe öffnet, werde ich zu ihm hineingehen und mit ihm das Mahl halten und er mit mir. Wer überwindet, dem werde ich geben, daß er sich bei mir auf meinen Thron setze, wie auch ich überwunden und mich bei meinem Vater auf seinen Thron gesetzt habe. Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt.** So schwer dieses Wort die Gemeinde trifft, da es ihre ganze Frömmigkeit für wertlos erklärt, so darf sie doch darin nichts anderes als Jesu Liebe sehen; nur seine Liebe bewegt ihn, ihr die Schuld und leere Nichtigkeit ihres bequemen Christentums zu zeigen. Mit allen, denen er seine Liebe gibt, handelt er nach der in Sprüche 3, 12 ausgesprochenen Regel. Alle erfahren seine Liebe dadurch, daß er ihre Sünde nicht schont und hegt, sondern sie von ihr durch ernste Rüge und Zucht befreit. Tut die Gemeinde von sich, was sie jetzt träg und eitel macht, wird sie dem Bußwort Jesu gehorsam, dann bekommt sie die volle Zusage seiner Gnade, die die Umkehrenden ohne Vorwurf und Härte annimmt. Deshalb gleicht Christus dem Gast, der an die Tür des Hauses klopft und bereit ist, einzutreten. Sowie sein Anklopfen beachtet und er nicht weggewiesen wird, tritt er ein und dem, der auf ihn hört, gewährt er die volle Gemeinschaft, die ihr Gleichnis in der Tischgemeinschaft hat.

Auch die Verheißung für den Überwinder spricht aus, daß Jesus mit ihm alles teile, auch seinen Thron, sein königliches Werk. Er stellt sich zu denen, die ihm gehören, wie sich der Vater gegen ihn verhielt. Weil er den Sieg gewann und das Kreuz so trug, daß er im Gehorsam gegen den Vater blieb, hat der Vater seine Gemeinschaft mit ihm vollkommen gemacht, so daß er seine Herrschaft mit ihm teilt. Nach derselben Regel der vollkommenen Liebe handelt Jesus auch an denen, die den Sieg gewinnen, und gibt ihnen den unverkürzten Anteil an seiner Herrlichkeit.

Durch dieses erste Gesicht verkündete Johannes also, welches Urteil Jesus über seine Gemeinden fälle. Denn es ist nicht möglich, daß der, der im Namen Jesu weissagt, nur der Welt das göttliche Gericht verkünde. Die Gerechtigkeit Jesu hat keine Lücken und wendet sich gegen die Bosheit der Christenheit ebenso ernst wie gegen die der Welt. Ebenso unmöglich ist es, daß der Gemeinde die Verheißung Jesu bloß dazu gesagt werde, damit sie sich an ihr erfreue und sich mit ihr tröste, sondern dazu wird ihr das herrliche Ende der göttlichen Wege gezeigt, damit sie sich von allem Bösen reinige und für Gottes

Gabe bereit mache. So hat Jesus selbst durch seine eigene Weissagung die Hoffnung in seine Jünger hineingelegt, nicht nur, damit sie ihre Seligkeit sei, sondern damit die Hoffnung sie heilige und rein im Wandel und im Dienst treu mache.

Der Zustand der ersten Kirche wird uns hier mit furchtloser Wahrhaftigkeit erkennbar gemacht. In dieser Beschreibung der Christenheit ist nichts von Schwärmerei, nichts von prahlendem Jubel über das Große, das erreicht sei, keine Selbstbespiegelung, die die eigene Leistung verherrlichte. Die mancherlei Abwege, auf die die Gemeinden geraten, und die ernste Anstrengung, die nötig ist, damit sie gesund bleiben, kommen aufs deutlichste ans Licht. Die eine Gemeinde ist eifrig, wird aber hart und verscheucht aus ihrer Mitte die Liebe durch die Strenge ihrer Zucht; die andere ist lässig und erspart sich die Arbeit, die sie tun sollte. Bei der einen bricht Schwärmerei hervor, die mit der Berufung auf die Herrlichkeit des Geistes die Triebe des Fleisches anreizt und befriedigt; in einer anderen regiert die Lauheit, die sich keine hohen Ziele steckt, sondern die bequeme Mittelstraße mit Behagen geht. Aber auch Treue wird sichtbar, die zu leiden bereit ist und die Arbeit auch mit kleinen Mitteln erfolgreich tut. Das Bußwort bleibt aber, so durchdringend seine Aufrichtigkeit ist, von aller Härte frei; denn es hat die Anbietung der vollkommenen Vergebung in sich und gibt jedem die herrliche Gnade, der das Böse läßt. Hier entsteht keine angstvolle, ungläubige Buße, sondern die Buße und der Glaube sind ganz geeint, darum auch der Bußruf und das Evangelium ganz eins. Durch dieses Gesicht, das der Christenheit die Buße zur Pflicht macht, wird uns im selben vollständigen Sinn das Evangelium gesagt, wie es Jesus im Anfang seiner Arbeit tat, als er denen Gottes Herrschaft verhieß, die Buße tun.

Kap. 4—20.

Das große Gesicht: Jesus vollzieht Gottes Urteil an der Menschheit.

Kap. 4—6.

Jesus öffnet Gottes Buch.

Nun wird der Zustand der Menschheit und der Ausgang ihrer Geschichte zum Gegenstand der Weissagung; darum erhält Johannes, damit er zu verkünden imstande sei, wie Gottes Rat an der Menschheit zur Vollendung komme, im Gesicht einen Einblick in den Himmel. 4, 1. 2a: **Hernach sah ich und sieh! am Himmel war eine geöffnete Türe und die erste Stimme, die ich wie eine Posaune mit mir hatte reden hören, sagte: Gehe hier hinauf und ich werde dir zeigen, was hernach geschehen muß. Sofort wurde ich in den Geist versetzt.** Damit beginnt ein zweites Gesicht, das vom ersten durch eine Pause getrennt gewesen ist. Zuerst sah Johannes Jesus bei der

Christenheit gegenwärtig als den, der unter den Leuchtern stand; jetzt dagegen wird er in den Himmel hinaufgerufen, weil Jesu Werk an der Menschheit jetzt noch darin besteht, daß er sie von Gottes Thron aus regiert. Deshalb muß der Prophet, wenn er wahrnehmen soll, was aus der Welt durch Christus wird, in den Himmel treten. In dem, was Jesus dort tut, hat das, was auf der Erde geschieht, seinen Grund. Das ist die Überzeugung, auf der das ganze folgende Gesicht beruht und die es der Christenheit vor allem einprägen will. Deshalb beginnt das Gesicht damit, daß Johannes plötzlich am Himmel einen offenen Eingang sieht als das Zeichen, daß er berufen sei, mit anzusehen, was die tun, die im Himmel wohnen. Gleich darauf wird ihm dieselbe starke Stimme hörbar, mit der schon das erste Gesicht begann, die ihn ruft, und damit stellt sich der prophetische Zustand wieder in ihm her. Mehr sagt er über seine eigenen Zustände und Empfindungen nicht; wir bekommen nun nicht etwa eine Darstellung seiner Himmelfahrt, da Johannes mit reinem Sinn unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf das wendet, was jetzt vor sein Auge trat. Das Gesicht entsteht in ihm nicht deshalb, damit er auf sich selber achte und das beschreibe, was in ihm selbst geschah, sondern dazu, damit er sehe und verkünde, was im Himmel geschieht, so nämlich, wie ein menschliches Auge dies sehen kann, im Gesicht, das für das Himmlische ein Bild und Gleichnis schafft.

4, 2b. 3: **Und sieh! ein Thron stand im Himmel und es saß einer auf dem Thron und der, der dort saß, war dem Ansehen nach dem Stein Jaspis und Sardis ähnlich und ein Regenbogen rings um den Thron, dem Aussehen nach ähnlich einem Smaragd.** Das Erste, was Johannes im Himmel wahrnimmt, ist Gott. Wie könnte ihm ein Abbild des Himmels zuteil werden, ohne daß er einen Anblick Gottes empfinge, ohne den der Himmel nicht Himmel ist? Aber die Beschreibung hält sich in ehrfurchtsvoller Beugung von der Gestalt Gottes fern. Das Zeichen seiner Herrschermacht ist der Thron; denn Gottes Werk sollen wir nun schauen und Gottes Werk besteht darin, daß er herrscht. Auf dem Thron sitzt eine Menschengestalt, weil unser Auge kein höheres Bild erzeugt als die Menschenfigur und weil Ezechiels Worte über die ihm gegebene Erscheinung Gottes, Ezech. 1, 25–28, auch das Gesicht des Johannes bestimmen. Nur durch starke, satte Farben wird Gottes Anwesenheit auf seinem Thron angedeutet. Der Sardis hat ein kräftiges Rot; der Jaspis kommt in verschiedenen Farben vor; vielleicht soll damit ein Grün bezeichnet sein. Von der Figur, der Haltung und dem Gewand spricht Johannes nicht, weil er unsere Phantasie nicht anleiten will, sich ein Bild Gottes auszudenken. Um den Thron und die Gestalt Gottes legt sich wie bei Ezechiel kreisförmig ein Regenbogen, das Zeichen der göttlichen Gnade, das der Menschheit von der Sündflut her Gottes Geduld und Hilfe auch dann verbürgt, wenn seine Gerichte die menschliche Bosheit vernichten und die Erde reinigen. Johannes sieht aber den Regenbogen nicht im gebrochenen Licht der sieben Farben, sondern um den Thron ist ein helles, dem Smaragd vergleichbares Grün herumgelegt.

4, 4: **Und rings um den Thron vierundzwanzig Throne und auf den Thronen vierundzwanzig Älteste sitzend, mit weißen Gewändern bekleidet und**

uf ihren Häuptern goldene Kronen. Gott thront nicht einsam, sondern in er Mitte der aus der Menschheit zu ihm berufenen Gemeinde. Ihren Ver- etern gehören die Throne bei ihm. Frei von den Gebrechen und der Schuld es irdischen Zustandes, im weißen Gewand und mit dem Abzeichen der errschermacht, gekrönt, sind sie der nächste um Gott versammelte Kreis. hre Zahl erinnert an die alte Verfassung Israels, die nach der Zahl zwölf eordnet war, zeigt aber zugleich durch die Verdoppelung der Zahl an, daß ier nicht die irdische Gemeinde in ihrer Unvollkommenheit, sondern die ollendete Gemeinde vor Gott vertreten sei. Daß Johannes, ehe er Engel der solche Träger der göttlichen Herrlichkeit, die auf die Leitung der Natur inweisen, wahrnimmt, die Ältesten sieht, entspricht dem Zweck seines Gesichts, as der Kirche zeigen soll, was Gottes Wille mit der Menschheit sei und wie r an ihr sein Gericht und seine Gnade offenbare. Aber nicht deshalb sind uch Glieder der erwählten Schar in Gottes nächste Nähe gestellt und auf Throne gesetzt, damit ihr Beschluß und ihre Wirksamkeit von oben her in as Schicksal der irdischen Gemeinde eingreife; denn nicht der Mensch ist mstande, das zu tun, was der Welt die vollkommene Erlösung bringt, sondern hre Vollendung ist ganz und gar das schöpferische Werk der Allmacht Gottes. Darum besteht der Beruf derer, die am himmlischen Ort die Gemeinde ver- reten, darin, daß sie schauen, was Gott tut, und im Anblick seines Werks zur Anbetung gelangen, die Gott für seine Werke dankt. Damit zeigen sie uch der auf Erden kämpfenden Gemeinde ihren Beruf, der nicht darin besteht, daß sie selbst tätig an der Aufrichtung der Herrschaft Jesu mitwirkt, sondern darin, daß sie Gott den Glauben bewahrt.

Gelüstet es uns, nach den Namen der Ältesten zu fragen und aus der alt- und neutestamentlichen Gemeinde die auszuwählen, die wir für würdig halten, als Älteste zu Gottes Thron berufen zu sein? Später hat freilich die Kirche solchen, die ihr als die besonders Geheiligten erschienen, einen wirksamen Anteil an der Austeilung der göttlichen Gnade zugesprochen. Solche angeblichen Auslegungen bringen uns aber in einen harten, schlimmen Wider- spruch gegen die Weissagung des Johannes, da sie aus einem zuchtlosen Träumen entstehen, das mit neugierigem Übermut in das, was uns verborgen ist, eindringen will. Einst hat freilich auch Johannes versucht, Jesus dazu zu drängen, daß er die Namen derer nenne, die neben ihm beim Gericht über die Welt die Throne erhalten. Nun aber besitzt er das, was ihm damals die Antwort Jesu gab und was das stille Leiden Jesu in ihm befestigte, und darum blieb er bei seiner Weissagung mit keuschem Gehorsam Gott untertan und will nicht ergründen, was Gott denen, die er früher in seinem Dienst verwendete, etwa Abraham und Mose oder Petrus und Jakobus, gewähre, sondern macht das zum Ziel seiner Weissagung, daß sie der Gemeinde, die auf der Erde lebt und hier ihre Feinde überwinden muß, den Willen Gottes deutlich macht. Deshalb, weil er ihr dasjenige Werk Gottes zu zeigen hat, das an der Menschheit seine Gnade und sein Gericht offenbart, sieht er Älteste bei Gott; nur darum ist jetzt, da das göttliche Urteil geöffnet und

vollzogen wird, ein aus der Gemeinde ausgewählter Rat neben den regierenden Herrn gestellt.

4, 5: **Und aus dem Thron kommen Blitze und Stimmen und Donner hervor und sieben Fackeln von Feuer brennen vor dem Thron; das sind die sieben Geister Gottes.** Zur Herrlichkeit Gottes gehört auch seine die Natur umfassende Macht. Darum sind auch die Vorgänge, die am natürlichen Himmel ihren Ort haben, Blitz und Donner, mit dem göttlichen Thron verbunden. Aber noch stärker als dieser Gedanke wirkt wohl auf Johannes die Erinnerung an die Erscheinung Gottes am Sinai ein, wo auch Blitz und Donner das Merkmal seiner Gegenwart sind. Deshalb sind sie auch jetzt die Vorzeichen der göttlichen Tat, zu deren Zeugen Johannes werden soll. Inwendig im Menschen und in der Welt vollzieht Gott seine Herrschaft durch den Geist, der auch hier nach der Zahl sieben gestaltet ist, vgl. 1, 4, und der vor Gottes Thron gegenwärtig ist als das stets bereite Werkzeug seiner Offenbarung. Schaubar wird für Johannes der Geist in der Gestalt der Flamme; er kennt im Bereich der Natur für den Geist, der von innen her Leben schafft, kein besseres Gleichnis als die Flamme mit ihrer beständigen Bewegung, ihrer alles durchdringenden Wärme und ihrem strahlenden Licht.

4, 6a: **Und vor dem Throne war wie ein Meer aus Glas ähnlich dem Eis.** Nicht wie ein Palast, wie ein kunstvoller menschlicher Bau stellt sich Johannes der Himmel dar, sondern vor dem Thron dehnt sich weithin eine Ebene, dem Spiegel eines Sees vergleichbar, aber nicht in Bewegung mit Wellen, sondern in völliger Ruhe, wie ein Meer aus Glas, und mit funkelndem Glanz, wie das Licht vom Eis glitzernd zurückgeworfen wird.

4, 6b—8: **Und in der Mitte des Throns und rings um den Thron vier Tiere voll von Augen vorn und hinten und das erste Tier ist einem Löwen ähnlich und das zweite Tier ist einem Stier ähnlich und das dritte Tier hat ein Gesicht wie das des Menschen und das vierte Tier ist einem fliegenden Adler ähnlich und von den vier Tieren hat jedes je sechs Flügel. Ringsum und innen sind sie voll Augen und sie haben bei Tag und Nacht keine Ruhe und sagen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott, der Herrscher über alles, der war und der ist und der kommt.** Am Thron Gottes sieht auch Johannes ähnliche Gestalten, wie sie in der Versichtbarung Gottes für die Propheten vorkommen, Ezech. 1 und Jes. 6, Gestalten, die Gott als den Schöpfer und Lenker der Natur und aller ihrer Kräfte und Gebilde bezeugen. Wie die geheiligte Gemeinde durch die Ältesten in Gottes Gegenwart aufgenommen ist, so ist auch die Natur in den Tieren vor seinem Thron vertreten. Auch hier machen wie bei Ezechiel die vier kräftigsten Gestalten der Erde die Herrlichkeiten dessen sichtbar, was Gottes Schöpfermacht hervorbringt; nur sind die vier Formen hier nicht wie bei Ezechiel in ein einziges Wesen vereinigt, sondern jede Figur ergibt für sich die Gestalt eines besonderen Tiers. Dadurch steht der Mensch im Gesicht des Johannes zweimal neben dem göttlichen Thron, einmal als thronender Ältester von der übrigen Schöpfung abgesondert und über alles, was besteht, erhöht, so daß er zuerst das göttliche

Wirken schaut, dann nochmals im Kreis der Gestalten, die die Kräftigkeit des Lebens, das Gott der Natur verlieh, versichtbaren. Auch im natürlichen Leben des Menschen wird Gottes Größe offenbar und darum steht er neben dem Stier, dem Löwen und dem Adler vor Gott. Zugleich kommt aber die neue, besondere Gnadengabe zur Erscheinung, die dem Menschen dadurch gegeben ist, daß er die Kindschaft Gottes und den Anteil an der Gemeinde Gottes empfängt und dadurch in besonderer Weise am göttlichen Werk beteiligt ist. Sie alle aber warten auf die Vollendung des göttlichen Reichs, sowohl das, was durch die Schöpfermacht Gottes entstand, als die, an denen er seine väterliche Gnade offenbarte, weil weder die Natur noch die Geschichte an ihrem Ende stehen, ehe das Werk des Christus vollendet ist. Darum ist der Blick der Geschaffenen und der Erlösten auf das gerichtet, was mit der Offenbarung des Christus geschieht.

Mit der Erinnerung an die Tiere bei Ezechiel verband Johannes die Beschreibung der Seraphim bei Jesaja, da die Tiere sechs Flügel haben; denn sie dienen Gott als seine raschen Boten, die fähig sind, überall in der Welt seinen Willen auszuführen, und wie bei Ezechiel die Räder, die zusammen mit den Tieren den Thron Gottes tragen, voll von Augen sind, so bestehen die Tiere, die Johannes vor sich sieht, aus einer unzählbaren Menge von Augen, weil nur unserem menschlichen Blick die Natur wie eine tote Masse erscheint, die unfähig zum Sehen sei und keine Kenntnis Gottes habe. Vor Gottes Thron sind dagegen auch die Gestalten, in denen sich der Reichtum des natürlichen Lebens offenbart, nicht blind und geistlos, sondern von Gottes vollkommenem Blick durchdrungen und erfüllt, ausgestattet mit der Kraft zum Sehen ohne Beschattung und Beschränkung als die nicht zu täuschenden Wächter über der Welt und die vollkommen tauglichen Werkzeuge des göttlichen Blickes, und wie die Himmlischen alle sehen, so reden sie auch. Gott selber hört zwar Johannes im Gesicht nicht sprechen; denn ihn macht das offenbar, was er schafft; seine Werke sind seine Zeugnisse. Diese bewirken aber, daß das Wort der Himmlischen laut erschallt, das anbetende, danksagende Wort. Die, die als das höchste Gebilde der Schöpfung vor dem Thron Gottes leben, üben die unablässige Anbetung. Gott als den Heiligen zu ehren, das ist ihr nie unterbrochenes Werk, in dem sich ihre unerschöpfliche Kraft ohne Hinderung und Ermüdung immer tätig macht. Zur Anbetung gehört die Verkündigung der göttlichen Namen, zwar nicht des Namens, der die Gemeinschaft Jesu mit Gott ausspricht, nicht des Namens „Vater"; diesen Namen hat Johannes in seinem Gesicht einzig für Jesus, ausschließlich für den einzigen Sohn verwendet; wohl aber üben diese höchsten Gebilde der göttlichen Schöpfermacht ihr herrlichstes Werk dadurch, daß sie diejenigen Namen Gottes aussprechen, mit denen die Schrift ihn allen offenbar macht.

4, 9—11: **Und wenn die Tiere Herrlichkeit und Ehre und Dank dem geben, der auf dem Thron sitzt, dem, der in alle Ewigkeit lebt, fallen die vierundzwanzig Ältesten nieder vor dem, der auf dem Thron sitzt, und beten den an, der in alle Ewigkeit lebt, und legen ihre Kronen vor seinen Thron**

und sagen: Würdig bist du, unser Herr und Gott, die Herrlichkeit und die Ehre und die Kraft zu empfangen; denn du schufst alles und es war und wurde geschaffen wegen deines Willens. Die Anbetenden preisen Gott als den ewig Lebenden und sprechen damit aus, was den Schöpfer vom Geschöpf unterscheidet, und zugleich das, worin die Gabe seiner Gnade für die von ihm Geschaffenen besteht. Darum bewährt Jesus seine Verbundenheit mit Gott dadurch, daß er „der Lebende" ist, obgleich er ein Toter ward. Die ersten, die Gott die Anbetung bringen, sind die Tiere, weil alles Geschaffene dazu mit Leben begabt ist, damit es Gott preise; allein die Vertreter der Natur sind nicht allein die Anbetenden, sondern nun antworten ihnen die vor Gott versammelten Häupter der zu Gottes Eigentum gemachten Menschheit. Dazu sind sie zu Altesten bestellt und dazu in Gottes Nähe auf die Throne gesetzt, damit sie Gottes Herrlichkeit loben. Sie tun es dadurch, daß sie sich vor ihm auf den Boden werfen und ihre Kronen vor seinem Throne niederlegen und dadurch kundtun, daß sie alles, ihre Herrlichkeit und Macht, durch ihn und für ihn haben. Alles, was Größe, Ehre und Kraft gibt, wird von ihnen als Gottes Eigentum bezeichnet, als das, was er an sich zu nehmen hat, weil es ihm und keinem anderen gebührt. Das hat darin seinen unverrückbaren Grund, daß er in seiner Schöpferherrlichkeit allem das Dasein gab; so hat sich auch alles, was lebt, vor ihm zu beugen und in seiner Verherrlichung seinen Beruf zu erkennen. Denn sie sind alle durch die vollständige Abhängigkeit an ihn gebunden, mit der das Geschöpf an dem hängt, der es aus dem Nichts ins Leben hob. Die Tiefe dieser Abhängigkeit wird dadurch noch deutlicher, daß Gott alles durch seinen freien Beschluß herstellt als der, der über seinen Willen mächtig ist und in seinem Willen die schöpferische Kraft besitzt. Um diesen Willen zu erfüllen und ihm zu dienen, dazu ist alles da. Darum wird auch alles, was besteht und geschieht, für die, die in der Klarheit des Himmels leben, zum Grund, weshalb sie Gott die Anbetung bringen; denn an allem wird die Größe des schöpferischen Willens sichtbar, für den es ins Dasein trat.

Damit ist wieder ein Hauptgedanke ausgesprochen, den Johannes durch seine Weissagung in der Kirche befestigen will. Sie beschreibt die gegen Gott empörte Welt, den Menschen, der die Macht für sich begehrt und zu seiner eigenen Erhöhung herrscht und darum vom Himmel her bekämpft wird, der deshalb die Plagen auf die Erde sendet und über die Menschheit das große Sterben bringt. Vorher wird aber feierlich das bezeugt, was den Himmel und die Erde verbindet, Gottes Schöpferherrlichkeit, die alles dem Willen Gottes untertänig macht, so daß der Mensch auch dann, wenn er dem satanischen Willen gehorcht, die Abhängigkeit von Gott nicht zerbrechen kann. Ebenso hat Johannes an den Anfang seines Evangeliums die Aussage über die schöpferische Macht des Worts gestellt, durch die alles geworden ist und die jeden Menschen, der in die Welt kommt, erleuchtet, und dann erst beschreibt er uns den kämpfenden und sterbenden Christus, den die Welt nicht erkennt und dem sie keinen Raum bei sich gewährt.

Auf dem Standort des Menschen sieht das, was in der Menschheit geschieht, freilich dunkel aus und stellt sich als Not und Verderben dar, so daß sich daraus die Versuchung ergibt, an Gott zu zweifeln, über ihn zu murren und mit ihm zu hadern. Die Gemeinde soll aber wissen, daß alle diese Eindrücke falsch sind, nur irdisch, nicht himmlisch, nur menschlich, nicht göttlich. Droben beten sie Gott an, nicht deshalb, weil sie die Erde vergäßen und in ihre himmlische Seligkeit versunken wären, sondern das, was Gott an der Menschheit tut und uns wie lauter Not und Tod erscheint, wird droben zum Grund ihrer Anbetung. Ihr hat sich die Christenheit am irdischen Ort und mit der menschlichen Kraft anzuschließen; das bleibt, was immer geschehen mag, ihr Beruf.

Johannes ist aber der Himmel nicht dazu geöffnet worden, damit er ihn betrachte und seine Herrlichkeiten bewundere, sondern damit er Zeuge der Handlung sei, die dort jetzt vollzogen wird. Diese Handlung ist das Hauptstück des Gesichts. Schon die vorbereitenden Sätze haben uns aber ihre Wichtigkeit deutlich gemacht; denn sie geschieht am Ort der herrlichen Herrschaft Gottes und seiner feierlichen Anbetung.

5, 1: **Und ich sah auf der rechten Hand dessen, der auf dem Thron sitzt, ein Buch, das auf der inneren Seite und auf der Rückseite beschrieben und mit sieben Siegeln gesiegelt war.** Die Rolle, die das Urteil des himmlischen Königs enthält, ist bereits geschrieben und liegt in seiner Hand. Johannes sieht, daß es ein langes Urteil ist; denn beide Seiten des Papiers sind beschrieben, nicht nur die innere Seite, die zuerst für die Schrift benützt wurde, sondern auch die Rückseite, die, wenn das Papier gerollt wurde, nach außen kam. Mehr ist aber jetzt noch nicht zu sehen, da das Buch noch durch Siegel verschlossen ist. Die Zahl sieben drückt auch hier die vollendete Richtigkeit des göttlichen Verfahrens aus. Niemand dringt in Gottes Geheimnis ein ohne seinen Willen und sein Beschluß wird nicht offenbar vor der Zeit. Was er versiegelt, das ist für alle verschlossen, auch für den Sohn. Denn Johannes bleibt in seinem Gesicht jenem Wort Jesu, Matth. 24, 36, untertan, mit dem er das königliche Werk Gottes als das völlige Geheimnis beschrieb, in das kein Himmlischer Einblick habe, auch nicht der Sohn, bis ihm der Vater selber seinen Willen zeige. In seiner regierenden Erhabenheit steht Gott über allen als der Unerforschliche. Sein Wille entsteht in ihm allein und bleibt sein Eigentum, bis er geschieht. Nun aber ist die Stunde gekommen, in der das Buch geöffnet werden soll, und wenn es geöffnet wird, so geschieht zugleich, was darin verordnet ist. Die Öffnung des Urteils ist hier ein und dasselbe mit seinem Vollzug. Wer ist jetzt der, der Gottes Werk wirkt? Wer erkennt und vollstreckt seinen Rat? Bisher hat Johannes den Christus noch nicht gesehen, und bis er vor dem göttlichen Thron erscheint, bleibt das Buch verschlossen. Dadurch macht das Gesicht die Hoheit Jesu sichtbar; denn es ist sein Beruf, den göttlichen Willen an der Welt zu vollenden, und dazu ist jetzt die Stunde da.

5, 2: **Und ich sah einen starken Engel, der mit lauter Stimme verkündete: Wer ist würdig, das Buch zu öffnen und seine Siegel zu lösen?**

Da jetzt der von Gott geordnete Zeitpunkt eingetreten ist, an dem das Buch geöffnet werden soll, ruft der himmlische Herold den, der dazu würdig ist, auf, daß er sich zeige. Denn in Gottes Regierung geschieht nichts nach Willkür, alles nach Recht, so daß die Gerechtigkeit Gottes allen Geschaffenen, den Engeln und den Menschen, in ihrem fehllosen Glanze sichtbar ist und von allen die Zustimmung empfängt. Der wird das Buch öffnen, der dazu würdig ist. 5, 3. 4: **Und keiner weder im Himmel noch auf der Erde noch unter der Erde konnte das Buch öffnen und es einsehen. Und ich weinte sehr, weil keiner würdig gefunden wurde, das Buch zu öffnen und es einzusehen.** Auf den Aufruf des Engels bleibt alles still. Keiner in Gottes Schöpfung ist so mit ihm verbunden, daß er seinen Willen erfahren und vollführen könnte. Johannes brach in Tränen aus. Soll ungelesen und verborgen bleiben, was als Gottes Beschluß aufgezeichnet ist? Darauf, daß sein Wille geschehe, geht ja das innige Verlangen und die Sehnsucht des Jüngers Jesu; darum hat Johannes gebetet und darauf gehofft und sich mit lebendiger Erwartung beständig nach Gottes großem Tag gesehnt und jetzt scheint es, es fehle dem göttlichen Rat immer noch der, der ihn vollende, und die Stunde für seine Offenbarung sei auch jetzt noch fern. Allein alle derartigen Gedanken und Tränen haben keinen Grund. Wenn sich die Gemeinde ihnen hingäbe, so würde sie vergessen, daß Jesus lebt. Obwohl im versiegelten Buch das richtende Urteil Gottes steht, weshalb mit seiner Öffnung an das Licht kommt, wie Gott der menschlichen Sünde widersteht, entsteht daraus nicht der Wunsch, daß es verschlossen bleibe; vielmehr begehrt Johannes mit innigem Verlangen, daß die Stunde komme, in der Jesus das göttliche Gericht an der Menschheit vollziehe. Denn er sträubt sich gegen Gottes Urteil nicht, begehrt für die sündigende Welt nicht Straflosigkeit und für die glaubende Gemeinde nicht Freiheit vom Leiden und ist im Gedanken an das richtende Amt Jesu von keiner Angst gequält. Darum weint er nicht deshalb, weil der Tag des Gerichts kommt, sondern deshalb, weil es scheint, daß er noch nicht nahe sei. So hat er schon damals, als er noch der Gefährte Jesu war, mit heißem Verlangen darnach begehrt, am Gericht des Christus über die Welt teilnehmen zu dürfen. Was aber damals an seinem Verlangen noch unrein war, ist jetzt durch das Wort und Werk des Meisters gänzlich verschwunden. Jetzt verkündet auch er, wie es damals Jesus tat, die Hoheit Gottes, der allein das Urteil spricht und die Stunde seines Vollzugs feststellt, dessen Siegel niemand öffnet als der, den er herbeiruft und dem er die Vollendung seines Willens übergibt, und wenn Johannes damals noch die Mahnung nötig hatte, daß er nicht nur nach der Herrlichkeit begehren dürfe, sondern zuerst bereit sein müsse, den Kelch Jesu zu trinken, so rüstet er jetzt durch seine Weissagung die Gemeinde dazu, daß sie für Jesus freudig sterbe.

5, 5: **Und einer von den Ältesten sagt zu mir: Weine nicht. Sieh! überwunden hat der Löwe aus dem Stamm Juda, die Wurzel Davids, um das Buch und seine sieben Siegel zu öffnen.** Dem Sohne, hat Jesus gesagt, Joh. 5, 20, zeigt der Vater alles, was er tut. Das ist die Wurzel, aus dem das Gesicht des Johannes erwuchs. Das Amt des Christus ist es, den

Spruch Gottes zu erfahren und auszuführen. Dazu ist er deshalb würdig, weil er den Sieg errang. Was jetzt im Himmel geschieht, ist die Frucht seines Kampfes und Sieges auf der Erde, ist sein Lohn für sein Kreuz. In der Erniedrigung Jesu hat seine Erhöhung, in seinem Gehorsam seine Mitherrschaft mit Gott ihren Grund. Die Namen, die die Würde des Christus beschreiben, sind aus der Verheißung geschöpft, aus Jakobs Segen über Juda, 1 Mose 49, 9, der Juda als den starken, nicht zu besiegenden Löwen darstellt, und aus Jesajas Wort über den verheißenen König, Jes. 11, 1, das Isai die Wurzel nennt, aus der der Verheißene hervorwachse. Aber der Älteste nennt nicht David die Wurzel Jesu, sondern Jesus die Wurzel Davids im Blick auf die ewige Gemeinschaft Jesu mit Gott. Um des Christus willen bekam Juda die Verheißung der unüberwindlichen Macht, die ihm sein Bild im Löwen gab, und um des Christus willen erhielt David die königliche Würde, die ihn zum Herrn des Volkes Gottes bestellte. Wegen des göttlichen Werks, das in Israel geschehen war, und wegen der Verheißung, die Gottes Gnade mit diesem verbunden hatte, gab sie der Welt den Christus, der seine Sendung dadurch bewährte, daß er in seinem Dienst auf der Erde nicht unterlag und nicht überwunden ward, sondern den Sieg gewann und sich als den verheißenen Löwen und Davids Schöpfer und Herrn bewies, dem die Herrschaft zukommt, und dies sein königliches Amt bewirkt, daß Gottes Buch für niemand als allein für ihn geschrieben ist.

5, 6. 7: **Und ich sah in der Mitte des Throns und der vier Tiere und in der Mitte der Ältesten ein Lämmlein stehen, das wie geschlachtet aussah, und es hatte sieben Hörner und sieben Augen; das sind die sieben Geister Gottes, die zur ganzen Erde gesandt sind. Und es kam und nahm das Buch aus der rechten Hand dessen, der auf dem Thron sitzt.** Jetzt sieht Johannes Jesus; er sieht ihn näher bei Gott als irgend eine der heiligen Gestalten, die die Schöpfung und die Gemeinde vor Gott vertreten. Nicht das wird ihm gezeigt, wie er zum göttlichen Thron hinzu gelangt. Denn er, der Ewige, kommt nicht jetzt erst zu Gott, sondern ist schon bei ihm. Bisher war aber das Auge des Propheten gehalten, so daß er ihn noch nicht sah. Deshalb erblickt er ihn sogleich, sowie er ihn wahrzunehmen vermag, in Gottes nächster Nähe. Daß wir ihn sehen, wie er ist, 1 Joh. 3, 2, das war die Hoffnung, die Johannes ganz durchdrang. Allein die Erfüllung dieser Verheißung kann ihm nicht schon das Gesicht gewähren, auch nicht dann, wenn er fühlt, daß ihm ein Engel nahe ist, auch nicht dann, wenn ihn der Geist bewegt. Daß er ihn „sehe, wie er ist", das wird ihm erst dann zuteil, wenn sich Christus selbst nicht einzig dem Propheten, sondern allen offenbart. Darum sieht er Christus wieder in einem Gleichnis, jetzt nicht mehr wie im ersten Gesicht als menschliche Gestalt und zugleich mit den Abzeichen seiner Herrlichkeit und Macht, sondern als Lamm. Denn die Menschengestalt hat in diesem Gesicht ihre Verwendung schon für Gott gefunden; alles aber, was auch nur von ferne wie eine Verletzung der Einheit Gottes erschiene, bleibt vom Gesicht gänzlich abgewehrt. Darum setzt Johannes nicht zwei menschliche Gestalten auf den göttlichen Thron; das läßt die Einzigkeit und Hoheit

Gottes nicht zu, mit dem Jesus in der Herrlichkeit und Herrschaft deshalb verbunden ist, weil er sein Sohn ist. Dennoch, obwohl die Menschengestalt für Jesus nicht mehr verwendbar war, fehlt es dem Gesicht nicht an einer Figur, die Jesus völlig kenntlich macht und zugleich enthüllt, warum er so nahe bei Gottes Thron steht wie keine andere Kreatur und das vermag, was keiner kann. Er ist das Lamm. Das macht ihn deshalb kenntlich, weil wir dadurch an sein Werk auf Erden erinnert sind. Was jetzt im Himmel geschieht, das ist die Fortsetzung zu dem, was Jesus in seinem menschlichen Leben tat, die Folge seines Ganges in den Tod, die Vollendung für das, was er durch sein Kreuz geschaffen hat. Das Lamm war er, weil er Gottes Eigentum und ihm geheiligt war und seine Herrlichkeit darin fand, daß er sich mit dem vollendeten Gehorsam und der völligen Liebe Gott hingab und deshalb litt, verworfen und gerichtet wurde und starb. Das kleine, wehrlose Lämmlein ist seine Gestalt; denn er hat sich die Herrschaft nicht erkämpft und selber bereitet, sondern sie wird ihm dadurch zuteil, daß er das Kreuz getragen hat. Darum hat das Lamm auch jetzt vor Gottes Thron das Merkzeichen seines Todes, den Schnitt, der zeigt, daß es sein Blut vergossen hat. Denn er ist das Wahrzeichen seines Gottesdienstes, mit dem Jesus auf Erden Gott verherrlicht hat, und zugleich das Zeichen der Sünde der Menschen und ihres Aufruhrs gegen Gott. Darum entsteht aus seinem Tode sowohl die Gnade als das Gericht, die im göttlichen Buch geschrieben sind, und es fallen nun die Siegel von ihm ab und es wird offenbar, wie gnädig Gott an der Menschheit handelt und wie mächtig er ihrer Bosheit widersteht.

Nicht so schaut Johannes auf das Kommende hinaus, daß er das vergäße, was geschehen ist, obwohl das Kommende das herrliche Endziel Gottes herbeiführen wird. Aber die kommende Herrlichkeit Jesu beschattet ihm diejenige Herrlichkeit nicht, die er an ihm schaute, als er bei ihm war. Vollendung wird das sein, was kommt, Vollendung für das, was vollbracht ist, Auswirkung dessen zu seiner vollen Frucht, was der Ausgang Jesu schuf. Damit trennt Johannes die Gemeinde gänzlich von denen, die sie vom irdischen Jesus und seinem Kreuze wegzogen, weil ihnen die Menschlichkeit Jesu anstößig war und sein Leiden verächtlich schien, und leitet die Glaubenden an, das Urteil, das die Welt über den Gekreuzigten fällte, als Torheit abzuweisen. Der Jude meinte, er spreche die Schande Jesu aus, wenn er ihn den Gehängten nannte, und der Grieche bekräftigte das jüdische Urteil durch seinen Spott. Johannes sieht dagegen im Kreuze Jesu das, was ihn über alle erhebt und ihn würdig macht, Gottes Gerechtigkeit an der Welt zu wirken. Aus der irdischen Arbeit Jesu nennt er neben dem, was er am Kreuze tat, nichts, weil alles, was Jesus als der Helfer in Gottes Macht und im Streit für Gottes Recht gegen die jüdische Sünde gesagt und getan hatte, durch seinen Ausgang die Vollendung bekam. Ebenso hat uns Johannes auch in seinem Evangelium im Sterben Jesu seine Herrlichkeit gezeigt, weil er nichts Größeres bei Jesus fand als den Gehorsam des Sohnes, der vom Vater das Kreuz annimmt, und die Treue des Hirten, der für seine Herde stirbt.

Darum sind in der Figur des Lammes mit dem Zeichen, das an sein Kreuz erinnert, Merkmale verbunden, die seine königliche Hoheit ausdrücken. Gegen seine Widersacher ist dieses Lamm nicht wehrlos; die sieben Hörner sind ihm gegeben, die Überwindermacht gegen die, die ihn angreifen, und die sieben Augen sind sein, so daß alles vor ihm enthüllt und aufgedeckt ist. Damit fügt Johannes das bei Sacharja stehende Gesicht, Sach. 4, 10, in seine Weissagung ein. Jene Augen, deren Blick die Menschheit durchdringt, sind die des Christus und er besitzt das alles erfassende Auge deshalb, weil er Gottes Geist hat in seiner Vollkommenheit, die durch die Zahl sieben zum Ausdruck kommt. Dadurch erhält der Geist in diesem Gesicht eine doppelte Versichtbarung, sowohl durch die sieben Flammen, die vor dem Thron brennen, als durch die sieben Augen, die das Lamm besitzt. Denn der Geist gehört dem Vater und dem Sohn; er vermittelt Gottes und Jesu Gegenwart bei uns, bringt uns Gottes und Jesu Gaben und versetzt uns in die Gemeinschaft mit Gott und mit Jesus, und dies gibt nicht ein getrenntes, zweifaches Werk, sondern ist eins.

5, 8: **Und als es das Buch nahm, fielen die vier Tiere und die vierundzwanzig Ältesten vor dem Lämmlein nieder. Jeder hatte eine Harfe und goldene Schalen voll von Räucherwerk; das sind die Gebete der Heiligen.** Als das Lamm das Buch aus Gottes Hand erhielt, wird ihm die Anbetung der Himmlischen zuteil. Nicht vom Lamm wird gesagt, daß es vor Gott kniee und ihn deshalb anbete, weil Gott ihm sein Buch übergibt. Denn sein Gottesdienst ist von anderer Art als der, den die anderen, die im Himmel wohnen, Gott darbringen. Darin, daß er das Werk Gottes tut, besteht der Gottesdienst des Sohns und darum sind alle anbetend vor ihm gebeugt, die Häupter der Schöpfung und die der Gemeinde. Sie wenden sich dadurch nicht von Gott weg; denn sie geben die Anbetung deshalb dem Lamm, weil es Gottes Willen tut. Daß aber das, was sein Buch enthält, jetzt durch den Christus geschieht, das wird für die, die Gottes Thron umgeben, zum Grund der seligen und völligen Zustimmung. Gottes eigene Person bleibt dagegen auch in diesem Moment, in dem das Gesicht die Gemeinschaft Jesu mit dem Vater so eindrücklich erkennbar macht, in einer erhabenen Ferne, die die ehrfürchtige Scheu vor dem Geheimnis Gottes zum Ausdruck bringt. Kein Wort Gottes an das Lamm wird uns erzählt. Was Gott will und warum er es so will, das kommt durch das Lob derer, die bei ihm sind, zur Verkündigung. Das Gesicht hält fest, was Johannes in seinen anderen Schriften so nachdrücklich bezeugt hat, daß keiner je Gott gesehen habe, Ev. Joh. 1, 18. 1 Joh. 4, 12; die, die Gott zu uns sendet, bringen uns seine Offenbarung. Sie geschieht im Himmel und auf der Erde durch seine Diener und Zeugen, auf deren Wort und Werk der achten muß, der Gott erkennen will.

Für die Form, in der der himmlische Gottesdienst geschieht, dient Johannes der Gottesdienst im Tempel zum Vorbild. Wie dort der Chor der Leviten mit den Harfen steht, die Gott den Psalm singen, und wie der Priester mit der Schale, in der glühendes Räucherwerk liegt, das einen starken Duft

und Rauch verbreitet, in das Heiligtum geht, so wird hier Jesus von der himmlischen Gemeinde mit Harfen und Räucherschalen verehrt. Durch diese ist aber nicht nur ihr eigenes Gebet dargestellt, wie auch der Priester im Tempel nicht nur für sich, sondern für das Volk das Räucheropfer brachte und in der Christenheit die Ältesten nicht nur ihre eigenen Anliegen, sondern die der ganzen Gemeinde als Beter vor Gott brachten; ebenso üben auch die Ältesten vor Gottes Thron ihr Amt dadurch aus, daß sie das Gebet der irdischen Gemeinde vor Gott tragen. Ihr Gebet kommt deshalb vor Gott, weil sie aus den Heiligen besteht. Die, die in der Menschheit die Heiligen sind, weil sie Gottes Ruf im Glauben mit Jesus verband, preisen ihn als das Lamm und beten ihn als ihren Herrn und Retter seines Kreuzes wegen an. Das auf Erden ihm dargebrachte Loblied des Glaubens wird aber vor Gottes Thron wiederholt, bestätigt und verklärt durch die Anbetung der Ältesten.

5, 9. 10: **Und sie singen ein neues Lied und sagen: Würdig bist du, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu öffnen; denn du wurdest geschlachtet und erkauftest für Gott durch dein Blut aus allen Stämmen, Sprachen, Nationen und Völkern und machtest sie für unseren Gott zum Reich und zu Priestern und Könige werden sie auf der Erde sein.** Wie im Psalter mit der neuen Hilfe Gottes auch der Dank der Geretteten zu einem neuen Lied wird, so singen hier die Ältesten ein neues Lied, weil damit etwas Neues vollbracht ist, daß jetzt der Gekreuzigte in der Herrlichkeit Gottes sein auf Erden getanes Werk dadurch vollendet, daß er den ganzen göttlichen Rat in Gericht und Gnade an der Menschheit vollzieht. Die Jesus dargebrachte Anbetung preist ihn zuerst deswegen, weil er litt und sich selbst in den Tod gegeben hat, sodann um der herrlichen Frucht willen, die durch sein Kreuz für Gott entstanden ist. Weil sein Werk für Gott geschah, für „unseren Gott", wie die Himmlischen sagen, für den, durch den die Himmlischen leben und dessen Liebe in ihnen leuchtet, darum preist ihn ihre Anbetung. Menschen hat er für Gott erworben, so daß sie nun Gottes Eigentum sind, und das Mittel, durch das er sie von allem befreite, was sie von Gott trennte, und sie zum Besitztum Gottes heiligte, war sein Blut. Der, der es vermochte, aus Menschen Heilige zu machen, die Gott gehören, ist der Anbetung wert. Er hat dies dadurch bewirkt, daß sein Blut die versöhnende Macht hat, so daß nun alle Sünden vergeben und dem Menschen die vollkommene Gnade verschafft ist. Die Größe seines Werks, das er durch seinen Tod vollbrachte, wird dadurch sichtbar, daß jetzt die für Gott erkaufte Gemeinde aus der ganzen Menschheit gesammelt wird. Nun hat Gott in jeder Sprache solche, die ihn preisen, und in jeder Volksgemeinschaft gibt es solche, die ihm dienen. An denen, die Jesus für Gott gewann, tut Gott sein königliches Werk und gibt ihnen die priesterliche Würde und Macht Johannes benützt, um das der Christenheit verliehene Gut zu bezeichnen, wieder 2 Mose 19, 6, wie er es schon im Gruß getan hat, 1, 6, wodurch auch hier, was Jesus für Gott und was er für die Menschheit tut, zu einem einzigen Zweck und Willen vereint ist.

Gott macht er uns untertan und eben damit ist uns die höchste Wohltat und Herrlichkeit gewährt.

Was die Gemeinde jetzt schon von Jesus empfangen hat, ist noch nicht die ganze göttliche Gabe; aber es verbürgt und verschafft ihr auch das höchste Ziel. Das Gebet der Ältesten wird zur Weissagung. Die, die Jesus durch sein Kreuz geheiligt, zu Gottes Reich gemacht und mit dem königlichen Priestertum begnadet hat, werden einst auch auf der Erde das königliche Werk vollbringen. Jetzt freilich ringt die Gemeinde Jesu noch mit den mächtigen Widerständen, die sie von außen und von innen bedrücken, schwächen und scheinbar überwinden. Aber vor dem Blick der Himmlischen steht die Kirche nicht als bedroht und verfolgt und unterdrückt da; sie ist ja Gottes Eigentum geworden, mit Gottes Macht ausgestattet und mit dem heiligen Recht des Gebets geschmückt. Das wird ihr niemand nehmen, sondern auf derselben Erde, auf der bisher Gottlosigkeit, Tod und Sünde regierten, wird die Gemeinde im Glanz der göttlichen Gnade und des ewigen Lebens königlich walten und den Reichtum der göttlichen Güte auf ihr offenbaren.

5, 11. 12: **Und ich sah und hörte die Stimme vieler Engel rings um den Thron und die Tiere und die Ältesten her und ihre Zahl war Zehntausende von Zehntausenden und Tausende von Tausenden und sie sagen mit lauter Stimme: Würdig ist das geschlachtete Lämmlein, die Kraft und den Reichtum und die Weisheit und die Stärke und die Ehre und die Herrlichkeit und die Segnung zu empfangen.** Der Kreis der Anbeter erweitert sich. Mit denen, die Johannes zunächst am Thron Gottes sieht, den Tieren und den Ältesten, vereint sich nun die Menge der himmlischen Geister. Die zuerst an der Anbetung Beteiligten sind die, die zuerst seine Gabe empfangen, deren Opferschalen mit dem Gebet der gläubigen Gemeinde angefüllt sind. Aber dadurch entsteht keine Spaltung in Gottes Reich, als ständen die Engel, die von anderer Art sind als die auf Erden Lebenden, unbeteiligt neben dem, was Jesus am Thron Gottes tut. Auch sie verehren in völliger Übereinstimmung, die den Willen der Tausende ganz einträchtig macht, den, der Gott durch seinen Tod verherrlicht und ihm in allen Teilen der Menschheit die ihm gehörende Gemeinde erworben hat, und sprechen ihm alles zu, was das Merkmal der göttlichen Hoheit ist. Noch ist das göttliche Buch versiegelt; aber die Himmlischen wissen schon vor seiner Öffnung, daß Jesus dann, wenn Gottes Urteil geschieht, zum Herrn der Menschheit wird. In seiner regierenden Herrlichkeit sieht die Engelschar aber keine Verkürzung ihrer Größe, keine Beschattung ihrer eigenen Herrlichkeit; denn er ist das Lamm und darum der, der jetzt mit Recht alles empfängt, was ihn zur Herrschaft tüchtig macht, die Kraft die ihn über die anderen erhöht, den Reichtum, mit dem er alle begaben kann, die Weisheit, die sein Handeln richtig macht, und die Stärke, die keinen Widerstand zuläßt und seinem Werk den Erfolg verschafft. Ihm fällt darum die Ehre zu, mit der sich alle vor ihm beugen, und die Herrlichkeit, die das Zeichen seiner königlichen Größe ist, und die Segnung, mit der ihn alle anbetend und dankbar loben. Dies alles wird nun dadurch,

daß Jesus sich offenbart, die Menschheit richtet und Gottes Gemeinde verklärt, Jesu Eigentum.

Aber der anbetende Chor wird noch größer 5, 13. 14: **Und alles Geschaffene, was im Himmel und auf der Erde und unter der Erde und auf dem Meer ist, und alles, was in ihnen ist, hörte ich sagen: Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lämmlein gehört die Segnung und die Ehre und die Herrlichkeit und die Macht in alle Ewigkeit. Und die vier Tiere sagten: Amen, und die Ältesten fielen nieder und beteten an.** Nicht bloß die Gemeinde und die Engel sind eins in Jesu Lob, sondern alles, was die vier Teile des Weltbaus, der Himmel, die Erde, der unterirdische Raum, das Meer, enthalten, nimmt an seiner Anbetung teil und verherrlicht den himmlischen König und den, der ihn den Menschen offenbart. So kommt das Endziel der göttlichen Regierung schon hier zur Darstellung. Jeder Mißklang in der Kreatur, jede Stimme, die gegen Gott streitet und Jesus bekämpft und sein Kreuzesbild schilt, ist verstummt. Alle sind im selben Gebet vereint; aller Blick geht auf den Einen; aller Anbetung hat dasselbe Ziel. Alles ist Jesus untertan geworden, alles von seiner Herrschaft erfaßt. Den Schluß findet diese Feier, die sich von Gottes Thron durch alle Räume der Welt bis zum Ort der Toten hinunter ausgedehnt hat, dadurch, daß die Tiere vor Gottes Thron das Amen sprechen, durch das die Anbetung besiegelt wird, und dadurch, daß die Ältesten die Gebärde der Anbetenden vollziehen.

6, 1: **Und ich sah zu, als das Lämmlein eines der sieben Siegel öffnete, und ich hörte eines der vier Tiere wie mit der Stimme des Donners sagen: Komm!** Nun entfernt das Lamm die Siegel und in dem Maß, wie es sie wegnimmt, treten die Ereignisse ein, die vor der letzten Entscheidung und der Offenbarung Jesu geschehen müssen. Noch nicht der Inhalt des göttlichen Buchs kommt damit zur Erfüllung, weil ja erst die es verschließenden Siegel beseitigt werden, sondern das tritt nun hervor, was als Vorbereitung für die letzten Dinge nötig ist, so daß das Eintreten des Endes gehindert wäre, wenn das nicht zuerst geschähe. Indem die Tiere vor Gottes Thron den Gestalten, die des Kommende im Gleichnis darstellen, den Befehl erteilen, der sie erscheinen macht, wird feierlich bezeugt, daß diese Gestaltung der menschlichen Geschichte durch den königlichen Willen Gottes entsteht. Nach seiner Erfüllung verlangt nicht nur das Gebet der auf der Erde kämpfenden Gemeinde, sondern auch die Himmlischen wirken beim Eintritt der Gerichte mit, durch die der menschlichen Sünde das Los bereitet wird, das sie verschuldet hat.

6, 2—8: **Und ich sah und sieh! ein weißes Pferd und der auf ihm Sitzende hatte einen Bogen und ein Kranz wurde ihm gegeben und er zog als Sieger aus und um den Sieg zu gewinnen. Und als es das zweite Siegel öffnete, hörte ich das zweite Tier sagen: Komm! Und es kam ein anderes Pferd hervor, ein rotes, und dem auf ihm Sitzenden wurde gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen und daß sie einander morden, und es wurde ihm ein großes Schwert gegeben. Und als es das dritte Siegel öffnete, hörte ich das dritte Tier sagen: Komm! Und ich sah und sieh! ein**

schwarzes Pferd und der auf ihm Sitzende hatte eine Wage in seiner Hand
und ich hörte, als ob eine Stimme zwischen den vier Tieren sagte: Ein
Maß Weizen für einen Denar und drei Maß Gerste für einen Denar, und
das Öl und den Wein darfst du nicht schädigen. Und als es das vierte
Siegel öffnete, hörte ich die Stimme des vierten Tiers, das sagte: Komm!
und ich sah und sieh! ein gelbes Pferd und der auf ihm Sitzende hatte
den Namen „der Tod" und das Totenreich folgte ihm nach und es wurde
ihnen Macht über das Viertel der Erde gegeben, zu töten durch das Schwert
und den Hunger und durch die Seuche und durch die wilden Tiere der Erde.
Dieses Gesicht entstand aus Sacharjas Beschreibung der Wagen, die im Dienst
der göttlichen Regierung über die Erde fahren, Sach. 6, 1—3. Daher erscheinen
mit der Öffnung der vier ersten Siegel vier Reiter, deren Pferde durch ihre
Farben voneinander verschieden sind. Ihr Ritt unter die Menschen ist das
Erste, was zur Vollstreckung des göttlichen Urteils geschehen muß. Der Reiter
auf dem weißen Pferd ist ein Krieger. Er führt die Waffe der östlichen
Reitervölker, den Bogen, mit dem die Reiterscharen der Parther gegen die
römischen Legionen anstürmten. Schon beim Ausritt, noch ehe der Kampf
stattfand, erhält er den Schmuck des Siegers. Er zieht also gleich von Anfang
an mit der Verheißung aus, daß der Sieg ihm zufalle, und seine Aufgabe
ist nun, daß er den ihm zugesprochenen Sieg auch gewinne, und das wird
er tun. Der zweite, der das fuchsfarbene Pferd reitet, ist auch bewaffnet;
seine Waffe ist das lange Schwert. Denn sein Amt ist es, den Bürgerkrieg,
Empörung und Mord in den Völkern und Städten zu erregen. Auf dem
Rappen sitzt der, der die Teurung bringt. Darum ist sein Gerät die Wage,
weil nun die Nahrung sorgsam mit der Wage allen zugeteilt wird. Dem
Schaden, den er anzurichten hat, wird aber eine Grenze gesetzt; nur das Ge-
treide soll er schädigen; die anderen für den Orient wichtigen Erträge des
Feldes, die Oliven- und die Weinernte, bleiben unverletzt. Es sollen die Völker
in diesen Nöten nicht schon sterben, sondern ihnen Hilfsmittel bleiben, um das
Schlimmste abzuwehren. Der vierte Reiter, der Tod, hat die Macht über alles,
was ein rasches und großes Sterben über die Menschen bringt, Krieg, Hunger,
Seuche, Raubtiere, die vier Strafmittel Gottes, die schon bei den Propheten
nebeneinander stehen. Als der Begleiter des Todes zieht eine Gestalt mit aus,
die die Totenwelt darstellt, die die vielen Sterbenden zu sich versammelt.

Durch dieses Gesicht entsteht ein ergreifender Gegensatz gegen das, was
unmittelbar vorangegangen ist, gegen die anbetende Feier des Weltalls, die
vor der Öffnung der Siegel steht. Aber das ist gerade ein Zweck der Weis-
sagung, daß sie uns diesen Gegensatz nach seiner Wahrheit und Bedeutung
tief einprägen will. Wir würden erwarten, anderes trete ein, wenn der, der
mit der Kreuzesgnade die große Gemeinde für Gott erwarb, vor Gottes Thron
ein Buch aufschließt. Nun wird uns durch die vier Reiter die Not dargestellt,
die die von Rom beherrschten Länder plagt. Durch den Osten sprengt der
siegreiche Bogenschütze; im Reich wütet der Bürgerkrieg; periodisch leidet der
Orient unter Hungersnöten und die Menschen werden in mannigfacher Weise

ein Raub des Todes. Ritten denn nicht diese Reiter schon längst durch die Länder und waren nicht ihre Spuren überall deutlich genug? Soll die Christenheit von dem, den der Himmel und die Erde als den Heiland feiern, nicht erwarten, daß er diese Reiter verschwinden mache? Gerade, damit die Christenheit das nicht erwarte, weissagt Johannes. Sie soll nicht klagen, wo denn Jesu Friedensreich bleibe, wenn sich dennoch diese Reiter zeigen. Sie müssen kommen und auch sie dienen in ihrer Weise der Erfüllung des göttlichen Rats. Denn sie kommen deshalb, weil die Siegel von Gottes Buch entfernt werden. Damit hat Johannes die Weissagung wiederholt, die Jesus vor seinem Abschied den Jüngern gab, als sie ihn nach den Zeichen seiner Wiederkunft fragten. Damals gab er ihnen zur Antwort: Kriege und Botschaft von Kriegen, Hunger und Seuche gehen durch die Welt; die Not, die auf der Menschheit liegt, verschwindet noch nicht, sondern sie wächst, Matth. 24, 3—8.

Was geschieht mit der Christenheit? Das zeigt sich bei der Öffnung des fünften Siegels. 6, 9—11: **Und als es das fünfte Siegel öffnete, sah ich unten am Altar die Seelen derer, die wegen des Wortes Gottes und wegen des Zeugnisses, das sie hatten, getötet worden sind, und sie riefen mit lauter Stimme und sagten: Bis wann, heiliger und wahrhafter Herr, richtest du nicht und rächst unser Blut nicht an denen, die auf der Erde wohnen? Und jedem von ihnen wurde ein weißes Gewand gegeben und ihnen gesagt, daß sie noch eine kleine Zeit ruhen müßten, bis auch ihre Mitknechte und ihre Brüder, die wie sie getötet werden sollen, am Ziel seien.** Johannes sieht einen Altar, über dessen Platz er nichts sagt, weil es jetzt einzig auf das ankommt, was am Fundament des Altars zu sehen ist. Wie am Altar im Tempel das Blut der Opfertiere an den Grund des Altars geschüttet wird, so liegen hier am Grund des Altars die Seelen getöteter Menschen. Sie gaben ihr Leben deshalb hin, weil sie das göttliche Wort, das ihnen Jesus bezeugt hat, bei sich hatten und nicht preisgaben. Deshalb sind sie ein Opfer geworden und an Gottes Altar hingegossen wie das Blut des Opfertiers am irdischen Altar. Dazu schweigt Gott und die, die sich so gegen ihn vergingen, stehen auch jetzt noch unter seiner Langmut und ihr Übeltun wird ihnen nicht verwehrt. Das stellt sich den Getöteten als ein schweres Rätsel dar. Sie rufen deshalb Gottes Gerechtigkeit an, damit er nicht schweige, während das Böse triumphiert. Die Klagenden werden aber zur Geduld angehalten, empfangen jedoch gleichzeitig das sie beseligende Zeichen ihrer Rechtfertigung. An Gottes Gnade, die sie mit dem weißen Gewand versieht, müssen und können sie sich genügen lassen, bis die Zeit kommt, in der er seine Gerechtigkeit offenbart. Jetzt wird den Verfolgern die Macht noch gelassen, weil noch andere denselben schmalen Weg gehen und Gott durch ihr Sterben preisen sollen. Um ihrer Mitknechte willen, die demselben Herrn gehören wie sie und denselben Dienst zu erfüllen haben, um ihrer Brüder willen, die in derselben Gemeinde stehen wie sie, müssen sie jetzt noch warten, wenn auch nicht mehr lang. Johannes hat also nicht nur den Völkern, sondern auch der Christenheit Schweres zu weissagen; auch sie wird vom Gericht Gottes

troffen, nicht nur die Völker, und das Sterben, das ihr aufgelegt wird, ist shalb besonders schwer, weil es ein unschuldiges Leiden, ein im Dienst ottes erlittenes Sterben ist. Deshalb soll die Gemeinde wissen, daß dann, enn sie leiden und sterben muß, das Lamm die Siegel am göttlichen Heils- t löst. Die Not und das Sterben müssen kommen und auch die Glaubenden h um Gottes willen töten lassen; mit all dem geht es aber einen Schritt oran zu Gottes Reich. Auch damit erneuert die Weissagung des Johannes s Abschiedswort Jesu; denn dort steht neben den Erschütterungen, die über e Völker kommen, auch die Verfolgung der Jünger und ihre Berufung zum artyrium unter den Vorzeichen, die der neuen Erscheinung Jesu voran- hen, Matth. 24, 9. Wieder zeigt sich in der zarten Haltung des Gesichts e reine, keusche Art der Weissagung. Sie stellt nicht eine jener aufregenden richtlichen Verhandlungen dar, bei denen ein verblendeter Richter einen Zeugen esu als Verbrecher entehrte, folterte und dem Tode übergab, feiert nicht die ldenhafte Größe derer, die den Tod erduldeten, und begleitet nicht ihre Seele n den Ort der Seligen, wo sie den herrlichen Lohn empfangen. Denn nicht, m unser Verlangen nach Seligkeit und Leben zu stärken, empfing Johannes as prophetische Bild, sondern dazu, damit die Kirche jede Ungeduld bezwinge nd sich gegen den Leidensweg nicht auflehne, sondern sich mit Entschlossenheit zu bereit mache, daß ihre Seele an den Altar Gottes komme. Damit hat r Johannes aber auch verheißen, daß sie ohne Furcht sterben darf. Wer m Gottes willen stirbt, verliert das Leben nicht; am Altar sind die Seelen ohl geborgen. Johannes macht uns hier den Unterschied in seiner ganzen iefe sichtbar, der das Kreuz Jesu vom Tode derer trennt, die um des gött- chen Wortes willen starben. Denn die Seele Jesu befindet sich nicht bei nen, deren Stimme sich vom Grunde des Altars aus flehentlich zu dem hebt, der die Gerechtigkeit verwaltet; ihr Tod war dem, was Jesus tat, nicht eich. Als er sein Kreuz trug, hat er Gottes Gnade für die Welt wirksam macht und die unzählbare Gemeinde für Gott erworben und darum erscheint jetzt nicht als der Bittende vor Gott, sondern als der, der seinen Rat kennt nd sein Werk vollbringt. In seiner Hand liegt darum der Schlüssel zum rt der Toten, 1, 18, und die Stunde wird kommen, da er das Tor, das die oten von den Lebenden trennt, aufschließen und denen, die um seinetwillen rben, das Leben wiedergeben wird. Jetzt ist aber diese Stunde noch nicht t; der Tag der Auferstehung wird sie bringen, der die Toten wieder mit n Lebenden zu einer Gemeinde vereint, und ihm geht die Offenbarung der ttlichen Gerechtigkeit an denen, die ihm widerstehen, voran.

6, 12—14: **Und ich sah, als es das sechste Siegel öffnete, da entstand n großes Erdbeben und die Sonne wurde schwarz wie ein aus Haaren wobener Sack und der Mond wurde ganz wie Blut und die Sterne des mmels fielen auf die Erde, wie wenn ein Feigenbaum seine unreifen eigen abwirft, wenn er von einem starken Wind geschüttelt wird, und der mmel entwich, wie wenn ein Buch zusammengerollt wird, und jeder Berg nd jede Insel bewegten sich weg von ihrem Platz.** Mit dem sechsten Siegel

sieht Johannes den ganzen Weltbau schwanken, der mit seiner herrlichen Festigkeit und Sicherheit die Bewunderung des Menschen erweckt, so daß er sich mit der Natur Gott verbirgt und vollends den geringschätzt, der seinen Dienst Gottes am Kreuz vollendet hat. Was vermag das Lamm gegen die herrliche, mächtige, ewige Natur? Johannes läßt sich von Jesaja 34, 4 und Joel 3, 4; 2, 10 sagen, wie diese Zuversicht der Menschen zerbrochen wird. Solange die Natur ihre gewohnte Fassung behält, der Erdboden fest bleibt, die Sonne und der Mond leuchten, die Sterne in ihrer Bahn bleiben und die Berge und die Inseln unerschüttert stehen, fühlt sich auch der Mensch sicher und bleibt in seinen gottlosen Gedanken und tut unerschrocken, was seine Lust ihm wünschbar macht. Daß ihm die Natur das Leben gibt und ihm den Reichtum ihrer Gaben zuleitet, das macht ihn nicht fromm; denn das entspricht seinen Wünschen und er stärkt mit dem, was sie ihm gewährt, seinen selbstischen Willen, der Gott vergißt. Nun treten aber in der Natur von Zeit zu Zeit Vorgänge ein, die den Menschen erschrecken. Der Boden, auf den er seine Städte stellte, schwankt; die Sonne und der Mond werden verfinstert; Scharen von Sternschnuppen erinnern ihn daran, daß auch die himmlischen Leuchten herabstürzen können, und der Einsturz von Felsen und das plötzliche Verschwinden und Auftauchen von Inseln zeigen ihm, daß der Boden, der ihn trägt, nicht unveränderlich ist. Dann ergriff die Völker von je her eine tiefe Angst; sie bangten um die Sonne, wenn eine Sonnenfinsternis eintrat, und fürchteten sich vor dem Zorn der Gottheit, wenn sogar der Boden schwankte. Diese Angst, die die Menschheit aus ihrer wohlgemuten Gottlosigkeit aufschreckt, wird ihr nun in höchstem Maß bereitet und ihr gezeigt, daß nicht der Weltbau, sondern der, der ihn gründete, nicht die Natur, sondern der, der sie schafft, der Ewige und Gewaltige ist. Weil sich der Mensch mit dem, was ihm die Natur Gutes gibt, verhärtet, macht Gott seine königliche Macht am Weltbestand so offenbar, daß ein großes Erschrecken auf die Menschheit fällt. 6, 15—17: **Und die Könige der Erde und die Vornehmen und die Obersten und die Reichen und die Starken und jeder Knecht und Freier verbargen sich in die Höhlen und Felsen der Berge und sagen zu den Bergen und Felsen: Fallet auf uns und verberget uns vor dem Antlitz dessen, der auf dem Thron sitzt, und vor dem Zorn des Lämmleins; denn es kam der große Tag ihres Zorns und wer kann bestehen?** Alle die stolzen Machthaber, die sonst mit großer Zuversicht über die Erde verfügen, verbergen sich nun, von der Angst gequält; denn sie wissen, daß dieses Erdbeben der Welt von Gott kommt, vom Zorn des Lammes. Nun empfinden sie Gottes herrliche Obmacht, die sie bisher verachteten, und wissen auch, daß sie Christus gegen sich haben, weil sie sich an ihm versündigten und das geschlachtete Lamm aus ihm machten. Jetzt vergeht ihr Trotz. So hat auch Jesus als das letzte Zeichen vor seine neue Offenbarung die Erschütterung der Welt gestellt, Matth. 24, 29. Wer geneigt ist, es befremdlich zu finden, daß die Kenntnis der Zukunft, die Johannes gewährt wurde, nicht unbegrenzt gewesen ist, darf die Regel Jesu nicht vergessen, daß der Jünger nicht über

dem Meister ist. Denn die Grenzen, die bei Johannes seinen Vorblick in die Zukunft beschränken, sind dieselben wie die, die auch Jesus in seiner Weissagung nicht beseitigt hat.

Nur noch ein Siegel ist geschlossen; dann ist Gottes Buch für Christus ganz offen. Nur noch ein Hindernis besteht; dann kann sein letzter Wille geschehen. Ehe aber auch das letzte Siegel weggenommen wird, verändert sich das Gesicht. Denn Johannes erhält vorher die Antwort auf die Frage, was aus der Gemeinde Jesu werde. Wir sollen das wissen, ehe uns der große Kampf beschrieben wird, der nach der Öffnung des letzten Siegels beginnt.

Kap. 7.

Die Gemeinde Jesu.

7, 1: Hernach sah ich vier Engel auf den vier Ecken der Erde stehen, die die vier Winde der Erde hielten, damit kein Wind auf der Erde wehe und auch nicht auf dem Meer und über keinen Baum. Die Erde sieht Johannes als eine weitgedehnte, aber begrenzte Fläche vor sich; sie hat somit vier Ecken. Von jeder Seite derselben weht der Wind; es sind somit deren vier. Nun sieht er bei jedem Wind einen Engel stehen, der im göttlichen Auftrag beim Gericht über die Menschheit mitzuwirken hat. Da als Vorzeichen des Kommenden der Weltbau erschüttert und die Natur zerrüttet wird, werden auch die Winde der Welt entzogen. Die Engel halten sie und verwehren es ihnen zu wehen. Dadurch wird es still und schwül auf der Erde. Auch die Bäume gewähren niemand mehr Erquickung und Kühlung; denn sie stehen ohne Regung da. Das vermehrt den großen Schrecken, der am Schluß des vorangehenden Gesichts beschrieben war, der die Menschen dann erfaßt, wenn sie spüren, daß Gott eingreift. Schwer und ängstigend liegt jetzt über allem die drückende Stille, die anzeigt, daß sich das Ende vorbereitet und die letzte Entscheidung naht. Wie geht es der Gemeinde in dieser bangen Zeit der Erwartung? Faßt der Schrecken und das qualvolle Leiden, das alle bedrückt, auch sie?

7, 2. 3: Und ich sah einen anderen Engel vom Aufgang der Sonne her emporsteigen, der das Siegel des lebenden Gottes hatte, und er rief den vier Engeln, denen gegeben wurde, die Erde und das Meer zu schädigen, mit lauter Stimme und sagte: Schädigt weder die Erde noch das Meer noch die Bäume, bis wir die Knechte unseres Gottes an ihren Stirnen versiegeln. Noch ein anderer himmlischer Bote erscheint; er kommt von Osten her, von wo aus die Sonne an jedem Morgen die Nacht vertreibt. Das ist ein Zeichen, daß er eine gute Gabe Gottes bringt, und das bestätigt sich durch den Auftrag, den er auszuführen hat. Erst nach ihm haben die anderen Engel, die die Plage über die Welt bringen, ihr Werk zu tun. Er hat das Siegel Gottes bei sich, des Lebendigen; so wird Gott eben jetzt genannt, damit uns die Unverletzlichkeit und Heiligkeit seines Siegels deutlich sei. Keine Hand hat die Macht, sein Siegel zu brechen; er bewahrt es mit seiner herrlichen Majestät unverletzt. Sein Siegel soll den Knechten Gottes an ihre Stirn gelegt

werden; denn er hat unter den Menschen solche, die ihm gehören und für ihn arbeiten, und diese werden durch sein Siegel als sein Eigentum bezeichnet, der Verfügung jeder anderen Gewalt entzogen und für alle Widersacher Gottes unantastbar gemacht.

Johannes ist im Begriff, die strafende Macht Gottes zu preisen, die dem Menschen zeigt, wie verwerflich er vor Gott ist, und den großen Kampf zu weissagen, der sich in der Welt zwischen dem vollzieht, was mit Gott, und dem, was mit dem Satan verbunden ist. Ehe er aber das Schreckliche an dem, was kommt, enthüllt, stellt er uns Gottes Gemeinde als mit seinem Siegel versehen vor. Gott kennt und beschirmt die Seinen; sie gehen in diesen Kampf als die, die unverletzlich gemacht worden sind. Gott schlägt die Welt nicht mit blindem Zorn und seine Strafe trifft nicht ohne Unterscheidung alle. Damit ist die bange Furcht von der Christenheit weggenommen und ihr der Beruf erteilt, mit Glauben der letzten großen Not entgegenzugehen, weil sie Gottes Eigentum ist. Das Bild, das Johannes braucht, schließt sich an Ezechiels Wort an, der beim Untergang Jerusalems von denen, die Gott treu bleiben, sagt, sie hätten Gottes Zeichen erhalten, damit sie bewahrt blieben, Ezech. 9, 4. 6. Auch die fromme Sitte Israels führte ohne Zwang auf dieses Bild, weil der fromme Jude auf der Stirne die lederne Kapsel mit dem Zeugnis von der Einzigkeit Gottes und von seinem großen Gebot trug. Was hier die Sitte zum Ausdruck des frommen Sinns gemacht hat, dafür gibt es eine höhere, göttliche Realität, eine echte, wirksame Besiegelung durch Gottes Gnade, wodurch wir so mit ihm verbunden sind, daß wir von allem geschieden sind, was uns verderben kann. Nicht das ist der Gemeinde verheißen, daß sie nicht leiden, nicht um Gottes willen sterben müsse. Wir hörten ja bereits, daß die Seelen der Knechte Gottes an seinem Altar ausgegossen werden und daß noch viele Gott in derselben Weise dienen dürfen. Dadurch wird aber das Siegel an ihrer Stirn nicht zerbrochen; es bewährt sich vielmehr gerade dann als unverletzlich, wenn Gottes Knechte ihm bis zum Tod treu sind. Johannes rüstet die Gemeinde dadurch zum Leiden und Sterben, daß er ihr zum völligen Glauben verhilft und ihr die Gewißheit gibt, daß nichts sie von Gott scheiden kann, weil Gott sie nicht verwirft.

7, 4—8: **Und ich hörte die Zahl der Versiegelten, hundertvierundvierzigtausend Versiegelte aus jedem Stamm der Söhne Israels; aus dem Stamm Juda 12000 Versiegelte, aus dem Stamm Ruben 12000, aus dem Stamm Gad 12000, aus dem Stamm Aser 12000, aus dem Stamm Naphthali 12000, aus dem Stamm Manasse 12000, aus dem Stamm Simeon 12000, aus dem Stamm Levi 12000, aus dem Stamm Issachar 12000, aus dem Stamm Sebulon 12000, aus dem Stamm Joseph 12000, aus dem Stamm Benjamin 12000 Versiegelte.** Die Versiegelten werden zugleich gezählt und bei jedem Abschnitt des vom Engel zu verrichtenden Werks wird jedesmal gemeldet, daß es pünktlich nach dem göttlichen Befehl ausgeführt sei. Auch damit kommt ans Licht, daß sich die Gemeinde in Gottes sicherer Hut befindet. Ihre Zahl hängt nicht vom Willen des Menschen ab,

sondern ist durch Gott festgesetzt; darum wird an der durch seine Wahl bestimmten Zahl nichts verändert und nichts von ihr weggenommen. Daß seine Gemeinde aus 144000 besteht, hat eine sofort deutliche Beziehung zur alten jüdischen Verfassung, dazu, daß einst zwölf Stämme zusammen den vollen Bestand des geheiligten Volks ausmachten; darum werden auch die schon von den Assyrern vernichteten und völlig verschwundenen zehn Stämme mit derselben Zahl der Versiegelten in diejenige Gemeinde gestellt, die jetzt vor der großen Versuchung bewahrt wird. Nicht der Judenschaft, wie sie damals bestand, wird die Verheißung gegeben, da in dieser die Gliederung in die zwölf Stämme nicht mehr vorhanden war; noch weniger spricht Johannes davon, daß das, was einst vor langer Zeit bestand, wiederhergestellt werden sollte, sondern die gleichmäßig durchgeführte Ordnung der Gemeinde, nach der jeder Stamm gleichviel Versiegelte, jeder 12000 ohne Verlust und Ungleichheit erhält, macht die figürliche Bedeutung des Gesichtes unverkennbar. Da Israel schon in der alten Zeit die schwersten Verluste erlitten hatte, pflegte die Judenschaft eifrig bei sich die Hoffnung, daß Gott in der Endzeit auch den verlorenen Teil des Volkes wieder herbeiführe. Johannes nimmt aber alle diese Sorgen und Fragen der Christenheit ab und sagt, daß Jesus das vollständige Israel geschaffen habe und seine Gemeinde die von Gott gewollte und nun bleibende Erfüllung dessen sei, was mit der Berufung der zwölf Stämme begonnen war. Mit dem Gleichmaß der zwölf Stämme bezeugt er die unverletzliche Sicherheit der geheiligten Gemeinde, der auch der letzte Kampf von ihrer Vollständigkeit nichts nehmen wird. So weit reicht die Macht derer, die Gott bestreiten, nicht, daß sie seine Gemeinde schädigen und seinem Werk eine Lücke oder einen Mangel anheften könnten. Auch nicht ein Einziger geht Gott verloren*).

Wie es sich mit dieser Schar verhält, die Gottes Siegel empfängt, zeigt sofort ein neues Bild. 7, 9: **Hernach sah ich und sieh! eine große Schar, die keiner zählen konnte, aus allen Völkern und Stämmen und Nationen und Sprachen, die vor dem Thron und vor dem Lämmlein standen, bekleidet mit weißen Gewändern und Palmen in ihren Händen.** Zuerst erhielt Johannes die Gewißheit: wir sind gezählt, alle mit unserem Namen gekannt; jeder steht in Gottes Blick und unter Gottes sicherer Hut. Aber die von Gott Gezählten sind zugleich unzählbar und die Zahl 144000, die im Blick auf Israel gewählt ist, umschließt eine Menge, die für das menschliche Auge unermeßlich ist. Zuerst erschien die Gemeinde in ihrer Würde als Israel, als die Empfängerin der alten Verheißung und die Erbin des alten Bunds. Nun erscheint Gottes Gnade in ihrer Freiheit von der natürlichen Art und menschlichen Schranke, nicht gehindert durch die Verschiedenheit der Völker, Rassen und Sprachen, weil er sich aller erbarmt und sich als den Gott aller erweist, als den, der aus der Menschheit seine Gemeinde bereitet.

*) Dan ist aus den Stämmen ausgeschieden und dafür der Sohn Josephs, Manasse eingesetzt. Dan gilt als gefallen und verloren. Aber auch das bewirkt keine Störung in Gottes Plan; denn der Ersatz für ihn ist schon vorhanden, weil die beiden Söhne Josephs an der Verheißung Anteil erhielten.

Zuerst erschienen die Knechte Gottes als die, die durch die Versiegelung für den Kampf gerüstet werden. Sie bedürfen das Siegel, damit keine feindliche Hand sie erfasse und jeder teuflische Angriff gegen sie ohnmächtig sei. Hier erscheinen sie, obgleich sie erst zum Kampf berufen sind, schon als die Überwinder, im weißen Gewand, von jeder Befleckung und Beschuldigung frei, in Gottes Wohlgefallen gekleidet und mit dem Siegeszeichen, mit dem Palmblatt, geehrt. Dort befinden sie sich auf der Erde, die durch Gottes Gericht verheert werden wird, wo die Sonne dunkel wird und kein Wind mehr wehen darf; hier stehen sie dagegen bereits droben, gehören zu den Himmlischen und haben den Zugang zu Gottes Thron; denn sie sind mit Christus vereint. Deshalb sind sie auch schon zum Dank und Lob Gottes fähig und bringen Gott das Loblied dar, das Gottes erlösende Tat schon als geschehen preist.

Schwerlich hat Johannes bei diesem Gesicht an den Unterschied zwischen den Christen gedacht, der dadurch entstand, daß die einen ihrer Geburt nach Juden waren, die anderen aus den anderen Völkern stammten. Das Gesicht von den Versiegelten spricht zwar einen Gedanken aus, der für die christlichen Juden eine besondere Trostkraft besaß, da sie sich leicht dem schmerzenden und drückenden Gedanken hingaben, sie seien nur ein geringer Rest, bloß armselige Trümmer von Israels früherer Größe, und diesen quälenden Gedanken gaben die damaligen Ereignisse verstärkte Kraft. Da die Judenschaft den Kampf mit Rom wagte, kam ein großes Sterben über sie und dieses Sterben traf die in Palästina wohnende Christenheit besonders schwer, weil sich der leidenschaftliche Haß der Juden gegen sie wandte. Die Frage peinigte viele, ob nicht Israel untergehe und Gottes Verheißung zerbreche. Nein, sagt Johannes; Israel wird nicht verstümmelt und Gottes Zahl erleidet keine Verkürzungen. Was zerstört wird, ist nicht das echte Israel, nicht das Israel Gottes. Denn Jesus bewährt seine königliche Sendung darin, daß er das vollendete Israel schafft und mit Gottes allmächtigem Schutz bewahrt.

In ähnlicher Weise hatte das zweite Gesicht für die Heidenchristen eine besondere Bedeutung, weil auch sie unter den Völkern, zu denen sie gehörten, nur eine kleine Schar waren und der Angriff der heidnischen Welt ihnen leicht als eine schwere Gefahr erschien. Fürchtet euch nicht, sagt ihnen Johannes; Gott hat unter allen Völkern viele, die ihm gehören, und sie alle überwinden die Welt. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Johannes durch die Aufeinanderfolge dieser beiden Gesichte die beiden Teile der Kirche beschreiben wollte. Denn die Versiegelung und der Stand vor Gottes Thron im weißen Kleid lassen sich nicht auf verschiedene verteilen. Es gibt nicht solche, die in eigener Kraft überwinden, und solche, die es deshalb vermögen, weil sie versiegelt sind. Ebenso verliert der Rhythmus der Zahl die Bedeutung, wenn sie nicht Gottes ganzes Eigentum umfaßt. Beide Bilder sprechen zusammen aus, was der Kirche im Blick auf die kommenden Entscheidungen die getroste Zuversicht verleiht. Weil sie das von Gott gewollte Israel ist, bleibt sie unverletzt, und weil sie das Eigentum Jesu ist, gehört sie nicht zur Welt, sondern steht vor Gott und hat den Sieg.

Darum erscheint in den anderen Gesichten bald die eine, bald die andere Beschreibung der Gemeinde, immer so, daß damit nicht ein besonderer Teil der Kirche, sondern ihre Gesamtheit bezeichnet ist. Das neue Lied, das die Öffnung der Siegel begleitet, 5, 9, sprach nur von denen, die aus allen Völkern erkauft worden sind; damit ist aber das Werk Jesu nicht nur zur Hälfte, sondern vollständig dargestellt. Gegen die Qual, die die Heuschrecken dem Menschen bereiten, sind die geschützt, die das Siegel Gottes haben, 9, 4; das sind aber nicht nur solche, die aus Israel stammen. Die Gemeinde, die bei Jesus auf dem Zion steht, 14, 1, ist den Ungezählten in 7, 9 darin gleich, daß auch sie jetzt schon den Sieg freudig feiern, und hat wieder in der Zahl 144 000 ihr Merkmal, diesmal aber ohne einen Hinweis auf ihre Herkunft aus den Stämmen Israels. Vielmehr ist dort das zu ihrem Kennzeichen gemacht, daß sie das Verlangen nach dem Weibe überwunden haben, und dadurch sind sie von der Judenschaft getrennt. In 15, 1, wo wieder die ihren Sieg feiernde Gemeinde erscheint, wird von keinem Unterschied zwischen ihren Gliedern gesprochen. Das zeigt, daß die Verheißung ganz von der natürlichen Art Israels abgelöst ist.

7, 10: **Und sie rufen mit lauter Stimme und sagen: Die Rettung hat unser Gott, der auf dem Thron sitzt, und das Lämmlein.** Sie haben erlebt, daß Gott und Christus die rechten Helfer sind, von Sünde, Tod und Satan frei machen und uns Menschen hinauf in das herrliche Licht und Leben führen, das vor dem Thron Gottes ist. Das einmütige Bekenntnis der unzählbaren Schar wird durch das Dankgebet der Engel bestätigt. 7, 11. 12: **Und alle Engel standen rings um den Thron und die Ältesten und die vier Tiere her und sie fielen vor dem Thron auf ihr Angesicht nieder und beteten Gott an und sagten: Amen. Die Segnung und die Herrlichkeit und die Weisheit und der Dank und die Ehre und die Kraft und die Stärke gehören unserem Gott in alle Ewigkeit. Amen.** Der Anblick der erlösten Gemeinde und der von ihr Gott dargebrachten Anbetung bewegt auch die Engel zur Verherrlichung Gottes; denn seine Größe wird ihnen durch sein Werk in der Menschheit mit neuer Klarheit enthüllt.

7, 13. 14: **Und einer von den Ältesten antwortete und sagte zu mir: Wer sind diese, die mit den weißen Gewändern bekleidet sind, und woher kommen sie? Und ich habe zu ihm gesagt: Mein Herr, du bist der, der das weiß. Und er sagte zu mir: Das sind die, die aus der großen Bedrängnis kommen, und sie waschen ihre Gewänder und machten sie durch das Blut des Lämmleins weiß.** Es soll uns deutlich und eindrücklich werden, wie es sich mit dieser Schar verhält; darum wird Johannes von einem der Ältesten gefragt, wer sie seien, wobei schon durch die Frage angedeutet ist, sie seien Johannes nicht unbekannt, nicht himmlische Wesen, die aus einem für Johannes verborgenen Ort kämen, sondern solche, die vom selben Ort kommen, an dem auch die Heimat des Johannes ist. Johannes übergibt aber die Beantwortung der Frage dem Ältesten, damit sie volle Gewißheit habe, und dieser bestätigt nun, daß Johannes hier die sieht, die durch die große Not hindurchgegangen sind.

Es sind nicht solche, die vor der Bedrängnis bewahrt wurden, sondern die, die in sie hinein-, aber auch aus ihr herausgeführt worden sind. Das gibt der Gemeinde Jesu, die die Not noch vor sich hat und in ihr steht, den gewissen Glaubensstand. So reich und herrlich ist die Frucht der kommenden Not.

Sie verdanken ihren Sieg nicht ihrem Heldenmut, nicht ihrem Dienst Gottes, von dem sie nicht gewichen sind, auch wenn er ihnen ihr Leben kostete, sondern der Kreuzesgnade, dem Vergeben, das ihnen Jesus mit seinem Tod erworben hat. Deshalb, weil er sein Blut vergoß, ist ihr Gewand rein, ihre Gestalt licht, ihr Ort bei Gottes Thron in seiner Gnade. Freilich, sie wuschen ihre Kleider und machten sie weiß. Sie begehrten nach der Reinheit, die sie in Gottes Gemeinschaft führt, verlangten nach der Vergebung und Erlösung, die alles Dunkle an ihnen tilgt und das Böse von ihnen nimmt, und kamen darum zu dem, der mit seinem Blut unsere ganze Schuld bedeckt.

7, 15—17: **Deshalb sind sie vor dem Thron Gottes und dienen ihm bei Tag und bei Nacht in seinem Tempel und der, der auf dem Thron sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie werden nicht mehr hungern und nicht mehr dürsten und die Sonne und irgendwelche Hitze fällt nicht auf sie; denn das Lämmlein, das in der Mitte des Throns ist, wird sie weiden und sie zu Wasserquellen des Lebens führen und Gott wird jede Träne aus ihren Augen wischen.** Nachdem sie den Kampf auf der Erde bestanden haben, sind sie, weil sie bei Gottes Thron stehen, auch in seinen Tempel hineingeführt. Denn das ist eins; der Ort, wo Gott regiert, ist auch der Ort, wo er angebetet wird. Nun üben sie den vollkommenen, unaufhörlichen Gottesdienst, nicht mehr mit Kampf, Buße, Leiden und Tod, sondern im Schauen der Herrlichkeit Gottes und im Dank für ihre Gaben und sind selig durch die göttliche Gegenwart. Johannes sieht wieder auf Israel zurück, bei dem Gott im Zelt wohnte. Das war dort ein Gleichnis und eine Verheißung; für die, die überwanden, wird sie aber zur Wahrheit; sie haben nun Gott bei sich. Alles, was den Menschen quält, Hunger, Durst, Ermüdung in der Hitze, sind nun für sie vergangen, weil Jesus ihr Hirt ist. Der, der vor Gott selbst als Lamm steht, wird für die Gemeinde zum Hirten. Gerade deshalb, weil er zum Lamm geworden ist, ist er für die Gemeinde der an Kraft und Gnade reiche Hirt, der ihr alles gewährt und Ps. 23 an ihr zur vollendeten Wahrheit macht. An den Quellen, zu denen er sie leitet, trinkt die Gemeinde das Leben und Gott selbst macht sich, wie es Jes. 25, 8 gesagt ist, zu ihrem Tröster. Unter der Not der Anfechtung und des Kampfes weinten sie; nun tröstet sie Gott.

Kap. 8 und 9.

Die sechs Posaunenstöße.

8, 1. **Und als das Lamm das siebente Siegel öffnete, entstand eine Stille im Himmel etwa eine halbe Stunde lang.** Weil nun das letzte Siegel am himmlischen Buch entfernt ist, ist es vollständig geöffnet und das göttliche Urteil liegt vor dem Blick Jesu und kann nun von ihm vollstreckt werden.

Jetzt hat aber er noch allein die Kenntnis des göttlichen Urteils, während es für die anderen Himmlischen noch ein Geheimnis ist, dessen Enthüllung sie mit starkem Verlangen begehren. Die Wichtigkeit des Zeitpunkts, mit dem der Vollzug des göttlichen Urteils über die Menschheit beginnt, bekommt dadurch eine feierliche Darstellung, daß zuerst ein völliges Schweigen eintritt, weil alle empfinden: nun kommt die Entscheidung, die letzte, alles vollendende Gottestat. Auf das, was sie bringt, warten alle, die der Eröffnung des Urteils zusehen, in gespannter Erwartung still.

8, 2: **Und ich sah die sieben Engel, die vor Gott stehen, und es wurden ihnen sieben Posaunen gegeben.** Auch darin kommt die Größe des Vorgangs zur Erscheinung, daß die Öffnung des letzten Siegels nicht irgendeinen aus der großen Zahl der himmlischen Geister tätig macht, sondern die sieben Engel, die bei der Ausrichtung des göttlichen Willens die erste Stelle haben und als Fürsten im Engelheere hervorragen. Jeder erhält eine Posaune. Seit alter Zeit diente die Posaune in Israel zur Bezeichnung des Anfangs der heiligen Zeiten, namentlich des neuen Jahrs. Jetzt verkünden nicht mehr Menschen, sondern Engel durch ihre Posaunen Gottes Tag und geben der Menschheit das Signal, das ihr das Nahen ihres Herrn anzeigt. Der Christus ist bereit zu kommen und die Posaunen machen es der Welt bekannt, daß er kommt.

8, 3. 4: **Und ein anderer Engel kam und stellte sich auf den Altar mit einem goldenen Weihrauchfaß und es wurde ihm viel Räucherwerk gegeben, damit er es für die Gebete aller Heiligen auf den goldenen Altar bringe, der vor dem Thron ist, und der Rauch des Räucherwerks stieg für die Gebete der Heiligen aus der Hand des Engels vor Gott empor.** Ehe die Posaunen erklingen, findet im himmlischen Heiligtum zuerst noch eine gottesdienstliche Handlung statt. Johannes sieht, wie das Bitten der Gemeinde und Gottes königliches Walten ineinander greifen, so daß Gottes Werk nicht ohne das Gebet der Christenheit geschieht, sondern ihm die Erhörung bringt. Am Kampf zwischen dem Christus und dem Widerchrist, der Herrschaft Gottes und der Macht des Satans nimmt die Christenheit nicht dadurch teil, daß sie durch ihre Arbeit den Sieg Jesu herbeiführte oder auch nur unterstützte. In der ganzen langen Reihe dieser Gesichte bezieht sich kein einziges auf die Arbeit der Christenheit in der Welt, keines darauf, daß sie den Namen Jesu durch ihre Predigt bekannt mache, den Völkern ihre Sünde durch ihr Zeugnis vorhalte und mit ihrer Liebe und ihrem Dienst vielen den Weg zu Gott zeige. Johannes hat mächtig zum Ausdruck gebracht, daß nicht das Recht der Christenheit, sondern Gottes Recht und das Recht seines Christus durch den weltgeschichtlichen Vorgang ans Licht treten muß. Der Kampf, der hier zur Entscheidung kommt, geht darum weit über die Kräfte der Christenheit hinaus. Wie sie an ihm beteiligt ist, das haben ihr schon die an sie gerichteten Briefe gezeigt. So nimmt sie daran teil, daß sie sich von allem Bösen reinigt, zum Leiden bereit macht, den Druck der Versuchung aushält und sich durch den Widerchrist nicht vom Christus trennen läßt, und diese Pflicht hat sie deshalb freudig zu erfüllen, weil sie glauben darf, Gottes Siegel

trägt, mit denen, die im Himmel wohnen, verbunden ist und darum jetzt schon das Siegeslied vor Gottes Thron anstimmen darf. Zu dieser Unterweisung, die die Gemeinde durch die ganze Reihe der Gesichte bekommt, fügt diese Stelle jetzt noch eine Mahnung hinzu; denn es gibt allerdings ein Mittel, durch das die Christenheit am großen Werk Gottes, das die Welt umfaßt, mitwirkt und an der Vorbereitung seiner Offenbarung Anteil hat, nämlich das Gebet. Sie darf und soll nach der Anleitung Jesu um das Kommen der göttlichen Herrschaft beten, und weil sie darum bittet, geschieht auch das göttliche Werk, durch das die Vollendung eintritt.

Das Gebet, mit dem die Gemeinde um die Offenbarung Jesu und die Erscheinung der göttlichen Herrschaft bittet, wird von Johannes in ähnlicher Weise sichtbar gemacht wie in 5, 8, indem er auch hier die Formen des Gottesdienstes im Tempel zur Abbildung der himmlischen Vorgänge benützt. Da die Einrichtung des Tempels ohne Schwierigkeit für den himmlischen Ort, an dem Gott thront, die Gleichnisse hergibt, sieht Johannes einen goldenen Altar vor dem Thron, auf dem die Glut für die Entzündung von Weihrauch bereit liegt. Ein Engel erhält nun in seine Weihrauchschale viel von den wohlriechenden Harzen, die, wenn sie brennen, einen starken Rauch und Geruch entwickeln, und legt sie auf die Glut des Altars, aus der sich deshalb eine dichte und stark duftende Rauchwolke erhebt. Das tat der Engel nicht, um Gott seine eigene Anbetung dazubringen, sondern für die Gebete der Heiligen. Dadurch macht er das Gebet der Gemeinde im Himmel sichtbar und es hat deshalb eine wirksame Macht, weil es von den Heiligen kommt, von denen, die Gott zu sich berufen und als sein Eigentum mit sich verbunden hat.

Auch hier hat Johannes die Christenheit ganz von dem frei gemacht, was in Jerusalem geschah. Er spricht nicht von demjenigen Weihrauch, den der Priester in Jerusalem in das Heiligtum trug, und der, der diesen Weihrauch zur Entzündung bringt, ist nicht der Priester, der den jüdischen Tempel bediente. Damit aber, daß die an Jesus Glaubenden aus dem Tempel ausgestoßen sind und das alte Heiligtum und alte Priestertum vergehen, ist der Gemeinde das Vermögen nicht entzogen, ihr Gebet so vor Gott zu bringen, daß es vor ihm wirksam ist. Im Gegenteil, jetzt kommt ihr Gebet auf den himmlischen Altar; denn jetzt bittet, wie der Schlußsatz der Weissagung sagt, nicht einzig die Gemeinde, sondern auch der Geist darum, daß Jesus komme. Deshalb, weil der Geist der Gemeinde ihre Bitte gibt, sieht Johannes im Geist auch die Engel damit beschäftigt, den Weihrauch anzuzünden, der aus dem Gebet der auf der Erde kämpfenden Gemeinde besteht. Zugleich hat aber Johannes durch die Weise, wie er das Gebet der Christenheit an der Offenbarung des Christus beteiligt, mit großer geistlicher Kraft verhindert, daß wir menschliche Vorstellungen auf Gott übertragen, obwohl er Gott in der menschlichen Gestalt und im irdischen Gleichnis schaut. Wenn von der wirksamen Macht unseres Gebets gesprochen wird, entstehen leicht Worte, die die Hoheit Gottes verkürzen, indem sie unserem Bitten Macht über ihn geben und sein Wirken von unserem Gebet abhängig machen. Johannes hat uns

aber mit demselben Ernst wie im Verkehr Gottes mit dem Lamm, so auch in der Darstellung der himmlischen Macht unseres Gebets die Erhabenheit Gottes eingeprägt und uns dadurch, daß er das Gebet als den vom Engel entzündeten Weihrauch darstellt, beides gesagt, daß das Gebet nicht umsonst geschieht und nicht ungehört verhallt, sondern zu Gott gelangt und die Himmlischen bewegt und daß nicht erst die Bitte der Gemeinde Gott zur Gerechtigkeit antreibt und ihm seine Gnade gibt, sondern Gottes Wille ihm selbst angehört und er sein Werk so vollführt, wie er es in sein Buch geschrieben hat.

Das Gebet der Christenheit bekommt eine Antwort. 8, 5a: **Und der Engel nahm das Weihrauchfaß und machte es mit dem Feuer des Altars voll und warf es auf die Erde.** Die Glut, die den Weihrauch entzündet, der ihr Gebet darstellt, wird vom Himmel her der Gemeinde geschenkt und damit bekommen die Gleichnisse, die sie als die unüberwindliche Siegerin beschreiben, die Begründung. Worin zeigt es sich, daß sie das Siegel Gottes trägt, in den Himmel versetzt ist und mit der Palme vor Gott steht? Der Name Gottes und Jesu wird nicht an ihren Stirnen sichtbar; im Gegenteil, nach dem, was sichtbar ist, unterliegt sie. Aber das Gebet, das um die Herrschaft Gottes bittet, ist ihr geschenkt und das macht aus ihr die Siegerin. Die erste Erhörung, die ihrem Gebet zuteil wird, besteht aber darin, daß sich die Gebetskraft in ihr erhält, ihre Lust zum Gebet wächst und ihr die Unermüdlichkeit des Glaubens und der Hoffnung gegeben wird, die uns unabläßig bitten macht und dennoch unser Gebet davor schützt, daß es zum Geschwätz entarte, denen gleich, die wie die Heiden plappern. Vollends wenn das Bitten auf Gottes letztes Ziel geht, auf die Offenbarung seines ewigen Reichs, dann muß das Gebet, soll es rein und gläubig, frei von Ungeduld und Eigensucht und mit Gottes Willen herzlich und völlig eins bleiben, von oben in uns entzündet werden und selbst eine Gabe und Wirkung Gottes in uns sein.

8, 5b. 6: **Und es geschahen Donner und Stimmen und Blitze und Erdbeben und die sieben Engel, die die sieben Posaunen hatten, machten sich zum Blasen bereit.** Das Gebet der Gemeinde ist erhört und auf Gottes Seite alles bereit. Darum kommen aus dem Thron Gottes die Wahrzeichen, die sein Eingreifen in den Stand der Welt jeweilen begleiten, und die Signale, die von oben her die Welt warnen, ertönen nun. Wieder wie bei der Öffnung der Siegel prägt uns das Gesicht die uns überraschende Rätselhaftigkeit der göttlichen Regierung ein, die alle menschlichen Gedanken und Wünsche zerbricht. Da die Posaunen den Anbruch des göttlichen Tages anzeigen, an dem sich Gottes herrliche Gnade sichtbar macht, erwartet das menschliche Verlangen, daß nun solche Ereignisse eintreten, die die beseligenden Gaben Gottes verbürgen. Worin sollen sonst, meinen wir, die Vorzeichen für Gottes große Offenbarung bestehen? Durch die Posaunenstöße treten aber im irdischen Bereich schwere Plagen ein, die die Menschheit mit Schmerz beladen und beugen. Während die Nöte, die mit der Öffnung der Siegel über die Menschheit kommen, noch aus ihren natürlichen und jetzt schon vorhandenen Zuständen herauswuchsen, bekommen die göttlichen Strafen jetzt

eine wunderbare Schrecklichkeit und wiederholen mit gesteigerter Macht das, was beim Kampf Moses mit Pharao geschehen war. Johannes war aber nicht der einzige oder erste, der die künftige Erlösung mit der Rettung Israels aus Ägypten verglich, auch in der Weise, daß sich vor der Rettung die über Ägypten gebrachten Plagen wiederholen, sondern er sprach damit einen Gedanken aus, auf den die Gemeinde durch die Erwartung Israels vorbereitet war. Wie bei der Rettung Israels Gott zuerst den König, der seinen Willen verachtet, durch harte Schläge beugte, ehe die Ausführung Israels und seine Einsetzung in den Bund mit Gott erfolgt, so gehen jetzt der Erlösung, die Christus seiner Gemeinde bereitet, die gewaltigen Erweisungen der göttlichen Strafgewalt voran, freilich mit dem Unterschied, daß jetzt der Kampf nicht bloß mit einem einzigen Volk und seinem Fürsten geführt werden muß, sondern mit der ganzen Menschheit, weil sich jetzt Gottes Recht und Gnade an der ganzen Welt offenbart und die Sünde aller straft, wie er sich auch aus allen Völkern durch das Wort Jesu seine Gemeinde beruft.

8, 7—12: **Und der erste Engel blies die Posaune und es entstand Hagel und Feuer gemengt mit Blut und er wurde auf die Erde geworfen und das Drittel der Erde verbrannte und das Drittel der Bäume verbrannte und alles grüne Gras verbrannte. Und der zweite Engel blies die Posaune und es war, als werde ein großer, mit Feuer brennender Berg ins Meer geworfen, und das Drittel des Meers wurde Blut und das Drittel der Geschöpfe, die im Meer sind, die Seelen haben, starb und das Drittel der Schiffe wurde zerstört. Und der dritte Engel blies die Posaune und aus dem Himmel fiel ein großer Stern, der wie eine Fackel brannte, und er fiel auf das Drittel der Flüsse und auf die Wasserquellen. Und der Name des Sterns heißt Wermut. Und das Drittel des Wassers wurde zu Wermut und viele von den Menschen starben am Wasser, weil es bitter geworden war. Und der vierte Engel blies die Posaune und das Drittel der Sonne und das Drittel des Monds und das Drittel der Sterne wurden geschlagen, damit ihr Drittel verfinstert werde und der Tag während seines dritten Teils nicht hell sei und die Nacht ebenso.** Aus der Natur schöpft der Mensch die Lebensmittel und er nimmt sie als sein gutes Recht, murrt und schilt, wenn er sie nicht findet. Auch wenn er nicht an Gott denkt und ihm nicht dankt, so begehrt er doch von der Natur die guten Gaben, die er zum Leben bedarf. Daß dieser Wahn beseitigt werde, das gehört mit zur Verherrlichung Gottes. Darum besteht das erste Zeichen dafür, daß Gott die Sünder nicht länger mit Geduld trägt, sondern die Zeit seines Richtens naht, darin, daß die Natur den Menschen ihren Dienst versagt.

Weil die Posaunenstöße erst von warnenden Vorzeichen begleitet sind, erstrecken sich ihre Wirkungen noch nicht auf die ganze Erde, sondern es wird jedesmal nur ein Drittel der wohltätigen, heilsamen Teile der Natur betroffen, genug, um Gottes Obmacht kundzutun und die Menschen mit schmerzhafter Kraft zur Buße zu treiben, doch nicht so, daß der gesamte Bestand des Menschenlebens zerstört würde. Daher bleibt der Welt auch jetzt noch die

Möglichkeit zum trotzigen Widerstand gegen Gottes Herrschaft offen und sie kann diese Posaunenstöße, so laut und nachdrücklich sie sind, dennoch überhören.

Wie über Ägypten der Hagel kam, verstärkt durch Blitze, so beginnt die Reihe auch hier mit einem feurigen Hagel, zu dem hier noch Blut hinzugefügt ist. Statt daß die Erde von oben den Regen erhält, der ihr Gewächs belebt, wird sie versengt. Der Verwandlung des Nils in Blut entspricht sodann die Verwandlung des Meers in Blut. Darauf folgt die Verderbnis der Flüsse und Quellen, die bitter gemacht werden, so daß ihr Wasser nicht mehr trinkbar ist. Immer wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Plage durch Gottes Willen erfolgt. Daher wird sie dadurch bewirkt, daß vom Himmel ein brennender Berg oder Stern in das Wasser fällt. Nicht weniger als am Wasser hängt das Gedeihen alles dessen, was auf Erden lebt, am Licht. Daher werden nun die Gestirne für den dritten Teil der Zeit verfinstert, so daß der Tag und die Nacht zum Teil des Lichts entbehren.

8, 13: **Und ich sah und hörte einen Adler, der in der Mitte des Himmels flog, mit lauter Stimme sagen: Wehe, wehe, wehe denen, die auf der Erde wohnen, wegen der weiteren Töne der Posaune der drei Engel, die noch blasen werden.** Die drei letzten Posaunen werden noch Schlimmeres bringen. Das verkündet nicht ein Engel, sondern ein zur Erde gehörendes Geschöpf, ein Adler, der im Zenith des Himmels schwebt und dessen Ruf von dorther über die Fläche der Erde schallt. Die ersten Posaunen trafen noch nicht sogleich den Menschen, sondern das, womit ihm die Natur die Lebensmittel verschafft. Die neuen Posaunen rufen Vorgänge hervor, die sofort die Menschen angreifen, so daß sie an ihrem eigenen Leib die Strafmacht Gottes erfahren. Er schickt seine Heere über die Erde, zuerst in Erinnerung an die Plage in Ägypten und an Joels Weissagung ein Heer von Heuschrecken, dann ein solches von Rossen.

9, 1. 2: **Und der fünfte Engel blies die Posaune und ich sah einen Stern vom Himmel auf die Erde fallen und der Schlüssel zum Brunnen des Abgrunds wurde ihm gegeben und er öffnete den Brunnen des Abgrunds und Rauch stieg aus dem Brunnen empor wie der Rauch eines großen Ofens und die Sonne und die Luft wurden vom Rauch des Brunnens verfinstert.** Der Abgrund ist die unterirdische Tiefe, die als Behälter und Gefängnis für alles dient, was aus dem Bereich des Lichts und Lebens ausgeschieden ist. Solange die Menschheit unter der Geduld Gottes steht, ist zwischen ihr und der unterirdischen Tiefe eine Scheidung aufgerichtet, die sie vor denen schützt, die in der Tiefe wohnen. Das wird in der Sprache des Gesichts so ausgedrückt: der in die Tiefe hinabführende Schacht ist verschlossen. Aber der göttliche Zorn kann diese Scheidung aufheben und der Menschheit zeigen, was ihr widerfährt, wenn sie mit dem in Berührung kommt, was die Tiefe verbirgt. Das sagt das Gesicht dadurch, daß durch einen herabgefallenen Stern der Brunnen geöffnet wird. Darauf wälzt sich eine dichte, dunkle Rauchwolke aus ihm hervor. 9, 3. 4: **Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken heraus auf die Erde und es wurde ihnen Vollmacht gegeben, wie die Skorpionen der Erde Vollmacht haben, und es wurde ihnen gesagt, daß sie nicht das**

Gras der Erde und nichts Grünes und keinen Baum zu schädigen haben, sondern einzig die Menschen, die das Siegel Gottes auf den Stirnen nicht haben. Nachdem sich die Rauchwolke wie ein Schleier über die Erde gelegt hat, der ihr das Licht nimmt als Zeichen, daß Gott sie dahingegeben und seine Gnade ihr entzogen hat, tritt aus der Wolke ein Heuschreckenheer eraus. Es ist aber von anderer Art als jene Wolke von Heuschrecken, die je und je zum Schrecken der Völker die Felder überfallen. Denn ihr Angriff richtet sich nicht gegen die Gewächse, sondern gegen die Menschen und darin gleichen sie dem Skorpion, der mit seinem Stachel auch den Menschen angreift und ihm Stiche beibringt, die ihn wegen seines Giftes schmerzen. Aber auch diese Mächte des Verderbens stehen vollständig unter dem königlichen Willen Gottes. Sie walten nicht blind, nicht nach ihrem eigenen Trieb, sondern richten das aus, wozu sie gesandt sind. Darum sind die, die Gottes Siegel haben, auch jetzt in keiner Gefahr. 9, 5. 6: **Und es wurde ihnen gegeben, daß sie sie nicht töteten, sondern daß sie während fünf Monaten gequält werden, und ihre Qual ist wie die Qual des Skorpions, wenn er einen Menschen sticht. Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und ihn nicht finden und werden begehren zu sterben und der Tod flieht vor ihnen.** Daß diese Diener des göttlichen Gerichts nicht den Tod über die Menschen bringen dürfen, entspricht dem Zweck der Posaune, die noch nicht die letzte richtende Gottestat herbeiführt, sondern nur ihr Nahen anzeigt. Es wirkt jetzt im Gericht immer noch Gnade mit, die zur Buße beruft. Das gibt freilich auch der Strafe eine besondere Schwere, weil der Mensch leicht einen raschen Tod als Glück und Befreiung empfindet, wenn er den Schmerzen dadurch entgeht. Jetzt müssen aber die Menschen leben und leiden. 9, 7—10: **Und die Gestalten der Heuschrecken waren Rossen ähnlich, die zum Krieg gerüstet sind, und auf ihren Köpfen trugen sie etwas wie Kronen ähnlich wie Gold und ihre Gesichter waren wie Gesichter der Menschen und sie hatten Haare wie die Haare der Frauen und ihre Zähne waren wie Zähne der Löwen und sie hatten Panzer wie eiserne Panzer und das Rauschen ihrer Flügel war wie das Rasseln von Wagen mit vielen Pferden, die in den Kampf rennen, und sie haben Schwänze, die denen der Skorpionen ähnlich sind, und Stachel und durch ihre Schwänze haben sie die Macht, die Menschen während fünf Monaten zu schädigen.** Das Bild dieser Heuschrecken wird absichtlich von der natürlichen Analogie weit entfernt. Durch alle diese Züge, durch die Krone, durch den menschlichen Ausdruck ihres Gesichts, durch das lange, wilde Haar, durch die Stärke ihrer Zähne und die Panzerung, durch den furchtbaren Lärm, den sie beim Fliegen hervorbringen, durch den Stachel, den sie als Waffe haben, wird sichtbar gemacht, daß die Menschen ihnen gegenüber hilflos sind, noch viel mehr, als wenn ein gewöhnlicher Heuschreckenschwarm ihre Felder überfällt. Sie müssen jetzt leiden. Johannes will der Gemeinde einen starken Eindruck davon geben, daß Gottes Zorn noch andere Waffen hat als die, die die Menschheit schon kennt, und die geeignet sind, ihre Hoffart gründlich zu zerbrechen und es ihr fühlbar zu machen, was ihre Gottlosigkeit verdient.

9, 11. 12: **Sie haben zum König über sich den Engel des Abgrunds; sein Name ist auf hebräisch Abaddon und im Griechischen hat er den Namen Apollyon. Das erste Wehe ging vorbei; sieh! es kommen noch zwei Wehe hernach.** Weil durch die Posaunen sichtbar werden soll, daß der Mensch, wenn er bleibt, was er ist, ins Verderben fällt, ist dieses Heer, das das Gericht an der Menschheit vollstreckt, dem untertan, der über den Abgrund regiert. Abaddon, „Untergang, Verderben," war ein hebräischer Name für den Ort der Toten, der dann gebraucht wurde, wenn der Tod als das Ende des Anteils an Gott und an allen seinen guten Gaben bezeichnet werden soll. Das griechische Wort ist dem hebräischen nachgebildet und bezeichnet diesen Engel ebenfalls als den, der Tod und Verderben wirkt. Das Ende dieser Plage bringt aber noch keine Aussicht auf Erlösung; im Gegenteil, es folgen noch zwei weitere Plagen nach.

9, 13—16: **Und der sechste Engel blies die Posaune und ich hörte eine Stimme aus den vier Hörnern des goldenen Altars, der vor Gott steht, zum sechsten Engel, der die Posaune hatte, sagen: Löse die vier Engel, die am großen Strom Euphrat gebunden sind. Und die vier Engel, die für die Stunde und den Tag und den Monat und das Jahr bereit standen, wurden gelöst, damit sie den dritten Teil der Menschen töteten. Und die Zahl der Reiterheere war zwanzigtausend mal zehntausend; ich hörte ihre Zahl.** Nochmals überfällt ein schreckliches Heer die Menschen. Dieses Mal ist es nicht die Natur, auch nicht der Abgrund, aus dem die Plage kommt, sondern aus der Menschheit selbst entsteht ihr ihre Strafe. Das Heer kommt vom Euphrat her, wo die vier Engel, die es lenken, bereits zur Stelle sind, aber noch gebunden, doch so, daß ihnen das Datum gesetzt ist, an dem sie ihr Werk zu tun haben, um dessen willen sie an den Euphrat gesandt sind. Immer erinnert Johannes daran, daß sich in allem der vorbestimmte Rat Gottes vollzieht. Den Befehl, diese Engel zu lösen, gibt eine Stimme, die gleichzeitig aus den vier Hörnern des goldenen Altars hervorkommt. Alles Himmlische sieht Johannes im Gesicht belebt; alles wird zum Ort für himmlische Geister, weshalb auch aus dem Altar die Stimme ertönen kann. Dadurch, daß sie diesen Befehl erteilt, ist das kommende Gericht, so schwer es ist und obwohl es dem völlig zu widersprechen scheint, was die Gemeinde erbittet und vom Amt Jesu erwartet, dennoch unmittelbar zu ihrem Gebet in Beziehung gebracht und als dessen Erfüllung bezeichnet. An den Euphrat ist Johannes deshalb erinnert, weil sich die Blicke Israels dorthin richteten, wenn es überlegte, wie der Sturz Roms wohl komme und wen Gott als sein Werkzeug zur Vernichtung der heidnischen Kaisermacht brauche. Zu diesem Zweck kam für die Orientalen niemand in Frage als die jenseits des Euphrats wohnenden Völker mit ihren kriegslustigen Reiterheeren, die schon wiederholt die römischen Truppen geschlagen hatten. Johannes verkündet hier aber nicht einen Einfall und Sieg der Parther; denn die Reiter treten in seinem Gesicht ganz zurück; das Schreckliche, was aus dem Osten kommt, sind die Rosse, weil Johannes auch durch diesen Teil des Gesichts sagen will, daß sich Gottes Gericht seine Werkzeug

über das hinaus bereite, was der Mensch jetzt schon vor Augen hat. 9, 17—19: **Und so sah ich die Rosse im Gesicht und die, die auf ihnen sitzen: sie haben Panzer von feuer- und dunkelroter und schwefelgelber Farbe und die Köpfe ihrer Pferde sind wie Köpfe von Löwen und aus ihrem Mund kommt Feuer und Rauch und Schwefel heraus. Durch diese drei Plagen wurde der dritte Teil der Menschheit getötet, durch das Feuer und den Rauch und den Schwefel, der aus ihrem Mund herauskommt. Denn die Rosse haben ihre Macht durch ihren Mund und durch ihre Schwänze; denn ihre Schwänze gleichen Schlangen und haben Köpfe und mit ihnen tun sie Schaden.** Gegenüber dem, was das Heer der Heuschrecken auszurichten hat, entsteht durch das ungeheure Reiterheer eine Steigerung, da die Heuschrecken den Menschen nur quälten, die Rosse dagegen ihn töten und dies wieder so, daß keine Verteidigung gegen sie möglich ist. Es kommt nicht erst zur Schlacht zwischen denen, die jenseits des Euphrats wohnen, und denen, die im römischen Reich ihre Heimat haben; denn die Rosse wirken den Tod durch den feurigen Dampf ihres Munds und durch den Biß der Schlangen, die ihren Schwanz bilden. Das Maß der ihnen aufgetragenen Macht, zu verderben, ist aber auch hier wie bei den ersten Posaunen auf das Drittel beschränkt. Warum ist solches die Vorbereitung für Gottes herrliche Herrschaft? Das spricht der Schlußsatz nochmals ausdrücklich für die aus, die nicht wissen sollten, warum Gott straft und warum er dazu strafen muß, damit seine Herrschaft bestehe und die Vollendung schaffe. 9, 20. 21: **Und die übrigen unter den Menschen, die nicht durch diese Plagen getötet wurden, taten doch nicht Buße von den Werken ihrer Hände, daß sie nicht die bösen Geister und die goldenen und silbernen und ehernen und steinernen und hölzernen Götzen anbeteten, die nicht sehen und nicht hören und nicht gehen können, und sie taten nicht Buße von ihren Mordtaten und ihrer Giftmischerei und ihrer Unzucht und ihren Diebstählen.** Auch die Strafen sind vom gnädigen Willen Gottes geordnet, der die Menschheit vom Bösen befreien will. Wie uns Gottes Güte zur Umkehr beruft, so will uns auch sein Strafen zur Buße führen. Nicht das Wort allein kann sie bewirken, sondern wir müssen sehen, daß Gott unserem bösen Willen mit der Tat widersteht; dadurch, daß wir dies erfahren, wenden wir uns vom Bösen weg. Dieselbe Überzeugung hat auch die Weise bestimmt, wie uns Johannes in seinem Evangelium das Wort Jesu gibt. Denn er hat auch dort nicht die Worte Jesu wiederholt, durch die er Israel zur Buße aufforderte, weil nicht einzig die Belehrung den Menschen vom Bösen frei machen kann, sondern gezeigt, daß Jesus in den Seinen dadurch die Buße schuf, daß er ihnen das Licht gab und das Leben brachte und sie im Glauben mit sich verband. Denn Gottes Tat, seine gnädige und seine richtende, macht uns vom Bösen los. Werden aber, fragt Johannes, die Strafen, die die Menschheit treffen, dem Götter- und Bilderdienst und den Verbrechen auf der Erde ein Ende machen? Er antwortet: nein. Und doch, wie nichtig und wie bösartig ist das, was die Menschheit tut! Sieht man auf die unsichtbaren Anstifter und Begünstiger des Heidentums, die von diesem Gottesdienst der Völker den

Nutzen haben, so sind es die schlimmen Geister; sieht man auf das, was innerhalb der Sichtbarkeit als Gott verehrt wird, so sind es Bilder, deren Gestalt und Wert auf ihrem Stoff beruht, leblose Gebilde der menschlichen Kunst, denen der Mensch dennoch den Namen Gottes zuerkennt. Der Verderbnis seines Gottesdiensts entspricht die Weise, wie er an den anderen Menschen handelt. Der eine ist für den anderen beständig die allerschlimmste Gefahr. So offenkundig das alles mit dem Merkmal der Verwerflichkeit gebrandmarkt ist, so lassen die Menschen dennoch nicht davon, auch nicht unter dem Zwang der göttlichen Strafen. Das Heidentum ist unerschütterlich und das Verbrechen nicht weniger. Darum müssen noch neue Strafen folgen und noch andere Erweisungen des göttlichen Zorns eintreten.

Sollten die Christen der kleinasiatischen Gemeinden erwarten, sie würden nächstens solche Heuschrecken oder Rosse sehen, oder sollen wir erwarten, sie würden vielleicht in der Zukunft noch erscheinen? Die ersten Leser des Johannes waren gegen ein solches Mißverständnis des Gesichts geschützt; denn sie verstanden die figürliche Sprechweise ihrer Propheten. Wie die himmlischen Dinge, die Johannes sieht, die Posaunen, der Altar, die Throne und alles, was er uns beschreibt, ein Gleichnis sind, so sind auch die Figuren, die er über die Erde gehen sieht, hier nie in der Wirklichkeit zu sehen. Was sollen denn diese Gesichte? Sie erfüllen einen wichtigen Zweck; denn sie prägen der Christenheit die heilige Notwendigkeit und Stärke der göttlichen Rechtsvollstreckung ein. Immer wieder läßt sich die Christenheit zur Klage verleiten, wo denn der Friede und das Glück des Himmelreichs sei, und Christus wird abgewiesen und verlacht, weil die Erde ein dunkler Ort ist, über den ein schweres Geschick nach dem anderen geht. Aber dieses Murren und Rechten mit Gott versteht nicht, was diese Gesichte bezeugen, daß es ein Unding ist, daß dem boshaften Menschen nichts als Glück und Freude zufalle, daß er notwendig hinab muß in den Schmerz und in die Ohnmacht und in die Zertrümmerung alles dessen, was ihm teuer ist, so gewiß er an Gott frevelt. Das ist nicht ein Widerspruch gegen das Evangelium oder eine Einschränkung desselben, sondern bildet einen wesentlichen Teil an ihm, wie ja auch die Posaunen den verkünden, der den Gnadenrat Gottes vollenden wird. Denn nicht ohne das Gericht über den gefallenen Menschen, sondern durch dasselbe erscheint Gottes Gnade und Reich.

Nur noch ein Posaunenstoß wird erfolgen; dann ist die Welt gewarnt und über das unterrichtet, was geschieht. Aber ähnlich wie vor der Öffnung des letzten Siegels entsteht auch hier wieder eine Pause, weil zuerst Gesichte folgen, die den Zustand der Menschheit darstellen, die Gottes strafende Hand so gewaltig schlägt. Zunächst sieht sich Johannes in verstärktem Maß zum Weissagen berufen.

Kap. 10.

Die neue Berufung zum Weissagen.

10, 1—3a: **Und ich sah einen anderen starken Engel aus dem Himmel herabsteigen, mit einer Wolke bekleidet und der Regenbogen war über seinem**

Haupt und sein Angesicht war wie die Sonne und seine Füße wie Feuersäulen und er hatte in seiner Hand ein geöffnetes Buch. Und er setzte seinen rechten Fuß auf das Meer, den linken aber auf die Erde und rief mit lauter Stimme, wie ein Löwe brüllt. Ein gewaltiger Verkündiger des göttlichen Rats aus der Reihe der himmlischen Geister wird sichtbar. Das Lamm hat die Siegel vom Buche Gottes entfernt; nun ist es offen und Gottes Wille ist klar und kommt nun zur Erfüllung. Daher kann er jetzt auch geweissagt werden und dies kommt dadurch zur Darstellung, daß ihn ein mächtiger Herold in die Welt hinausruft. Er ist im Gegensatz zu denen, die auf der Erde wohnen, dadurch als Himmelsbürger erkennbar, daß er an sich hat, was am Himmelsbogen sichtbar ist. Über ihm glänzt der Regenbogen; das Gesicht hat die Lichtfülle der Sonne; die Gestalt ist von einer Wolke umhüllt, aus der die Füße feurig hervorkommen wie der Blitz aus der Wolke. Die Rolle, die er hat, ist nicht mehr versiegelt; denn vom Buch Gottes sind durch das Lamm die Siegel weggetan. Jetzt wird auch durch den Mund der Engel und der Menschen in heller Öffentlichkeit verkündet, was Gott festgesetzt hat. Nach seiner himmlischen Art ist er auch dadurch beschrieben, daß er in gewaltiger Größe den irdischen Raum überragt. Johannes empfand tief, daß die menschlichen und natürlichen Maßstäbe auf das, was er weissage, nicht anwendbar seien. Hält sich der Mensch an das, was ihm sein natürliches Sehfeld als groß und mächtig zeigt, so macht er unvermeidlich sowohl das Gericht Gottes als die Offenbarung seiner Herrlichkeit klein. Allein in dem, was Gott an der Menschheit tut, sind die himmlischen Kräfte wirksam. Daher bekommt der Engel, der Johannes aufs neue zum Weissagen beruft, vor seinem Blick die ungeheure Größe, die ihn mit den menschlichen Maßen gänzlich unvergleichbar macht. Auch in der Judenschaft hat man sich die Herrlichkeit der Engel gern dadurch verdeutlicht, daß man ihnen ungeheure Maße zuschrieb. Engel, die von der Erde bis zum Himmel ragen, kommen auch sonst vor und auch Adam haben sich die palästinischen Lehrer vor dem Fall als eine riesengroße Gestalt gedacht, weit über das menschliche Maß hinaus. Auch Johannes hat zwar die Größe der Gestalt zum Zeichen für das gemacht, was Gott den Himmlischen gab, hat aber nicht die Größe, die mit dem einen Fuß auf die Erde, mit dem anderen auf das Meer treten kann, für das Herrlichste gehalten, was der Himmel enthält. Denn das Herrlichste, was im Himmel ist, ist das kleine Lamm, das nichts hat, was auf Größe und Macht hindeutet. Es wird, weil es für uns zu sterben vermocht hat, auch von denen angebetet, deren Herrlichkeit in riesenhafter Größe sichtbar wird.

10, 3b. 4: **Und als er gerufen hatte, redeten die sieben Donner ihre Stimmen, und als die sieben Donner geredet hatten, wollte ich schreiben und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel sagen: Versiegle, was die sieben Donner geredet haben, und schreibe es nicht.** Der Himmlische, der mit Löwenstimme seine Botschaft verkündet, hat außerdem noch Gehilfen, da ihm wie ein Echo sieben Donner folgen. Was sie aber verkünden, wird verwahrt und soll nicht durch das Buch des Johannes der Christenheit mitgeteilt

werden. Auch mit diesem Teil des Gesichts half Johannes der Gemeinde kräftig zum Glauben. Wenn sich ihre kleine, schwache Schar mit dem göttlichen Wort beschäftigte, das ihren Blick auf die Vollendung seines Reiches richtete, so mußte sie den Gegensatz zwischen der Größe ihrer Botschaft und der Schwachheit ihrer Stimme, zwischen dem die Welt umfassenden Inhalt ihrer Verkündigung und der geringen Zahl, die sie erreichte, schwer empfinden. Es gibt aber noch andere Träger des göttlichen Worts, deren Stimme mächtiger als die der Menschen ist und denen als Echo der Donner folgt, und sie werden zur rechten Zeit den Rat Gottes verkünden. Aber auch dann, wenn Gottes Werk von den himmlischen Mächten gepredigt wird, die in anderer Weise zu reden vermögen, als es die menschliche Stimme kann, ragt Gottes Wille, der die Vollendung schafft, weit über das hinaus, was auch die Weissagung auszusprechen vermag. Auch die Erleuchtung, die dem Propheten gewährt wird, faßt ihn nur zum Teil; er bleibt auch neben der Weissagung ein Geheimnis, weil Gottes Werk größer und mächtiger ist als das, was sich dem prophetischen Blick zeigt. Das wird Johannes kraftvoll dadurch eingeprägt, daß er das von den Donnern Ausgerufene nicht aufzeichnen darf.

10, 5—7: **Und der Engel, den ich auf dem Meer und auf der Erde stehen sah, erhob seine rechte Hand zum Himmel und schwur bei dem, der in alle Ewigkeit lebt, der den Himmel, und was in ihm ist, und die Erde, und was in ihr ist, und das Meer, und was in ihm ist, geschaffen hat, daß keine Zeit mehr sein wird, sondern in den Tagen des Schalls des siebenten Engels, wenn er die Posaune blasen wird, wurde das Geheimnis Gottes vollendet, wie er seinen Knechten, den Propheten, die gute Botschaft gab.** Jetzt, da der siebente Posaunenstoß nahe ist, wird feierlich bezeugt, daß keine weitere Frist folgen, keine neue Dehnung der Zeit eintreten wird. Nun kommt alles ans Licht, was bisher das Geheimnis Gottes war, und das Wort, das den Propheten der alttestamentlichen Zeit und denen, die jetzt im Namen Jesu weissagen, gegeben wurde, bekommt die Bestätigung.

10, 8—11: **Und die Stimme, die ich vom Himmel her hörte, redete wieder mit mir und sagte: Geh, nimm das geöffnete Buch in der Hand des Engels, der auf dem Meer und auf der Erde steht. Und ich ging zum Engel hin und sagte ihm, er solle mir das Buch geben. Und er sagt zu mir: Nimm und iß es und es wird in deinem Bauch einen bitteren Geschmack haben; aber in deinem Mund wird es süß wie Honig sein. Und ich nahm das Buch aus der Hand des Engels und aß es und es war in meinem Mund wie süßer Honig, und als ich es gegessen hatte, bekam es in meinem Bauch einen bitteren Geschmack. Und sie sagten zu mir: Du mußt wieder über Nationen und Völker und Sprachen und viele Könige weissagen.** Weil die Zeit nahe ist, wird Johannes zum Propheten bestellt; denn die Stimme des himmlischen Boten hört das menschliche Ohr nicht; der Apostel darf dagegen zur Christenheit reden und ihr Gewißheit über das Ziel der göttlichen Wege geben. Seine Verpflichtung zum prophetischen Amt erlebt Johannes in derselben Form wie Ezechiel, Ezech. 3, 1—3, dadurch, daß er die

beschriebene Rolle zu essen hat. So wird ihm sinnenfällig verbürgt, von welcher Art das Wort ist, das ihn jetzt bewegt. Wenn sich jetzt in seinem inwendigen Auge die Bilder zeigen, die den Ausgang der Weltgeschichte darstellen, so sind das nicht nur seine eigenen Gedanken, die er aus sich selbst hervorbrächte, sondern das weissagende Wort wird in ihn hineingelegt, dies aber so, daß es sein eigenes Wort wird, das er selbst mit klarem Bewußtsein denkt und mit entschlossenem Willen erfaßt, wie das, was der Mensch ißt, in ihn hineingeht und zum Bestandteil seines eigenen Leibes wird. Darauf, daß Johannes fühlte, daß er bei seiner Weissagung von oben bewegt und geleitet war, beruhte die Zuversicht, mit der er sie den Gemeinden übergab. Er bietet ihnen mit seiner Schrift das dar, was er selbst zuerst empfangen hat. Mit dem doppelten Geschmack des Buches ist vielleicht dargestellt, daß sich Seligkeit und Leid im prophetischen Amt innig einigen. Wie soll sich seine Seele nicht mit tiefer Freude füllen, wenn die Berufung zum Botenamt an ihn ergeht, das die Taten Gottes, die den Frieden und das Heil gewähren, ansagen darf? Aber es entsteht am prophetischen Amt auch ein schweres Leiden, weil der Blick des Propheten beides umfaßt, das Sterben, durch das die Welt hindurchgeht, und das Leben, das Gottes Gnade nach dem Sterben pflanzt.

11, 1—14.

Die Weissagung über Jerusalem.

Während die Hoffnung des Juden mit großer Kraft nach Jerusalem hin gewendet war und seine Verherrlichung mit heißer Sehnsucht als einen Hauptpunkt im zukünftigen göttlichen Werk erwartete, bekommen Israel und Jerusalem in der Weissagung des Johannes keinen besonderen Platz. Denn nachdem die Christenheit entstanden ist, ist die Frage nicht mehr die, wie Gott Israels Geschichte zum Abschluß bringe; sie hat ihr Ziel mit Jesus erreicht. Nun schaut das Auge nach dem Ende der Weltgeschichte, wie Gottes Sieg über die Menschheit erfolge und der Kampf zwischen dem Recht und dem Unrecht, der Wahrheit und der Lüge, Gott und dem Teufel in der Welt zum Austrag komme. Nun ist auch die Hoffnung und Liebe der Gemeinde von der irdischen Heimat Israels frei geworden und begehrt Größeres als die Heimkehr nach Jerusalem. Das Begehrte ist jetzt die Offenbarung Jesu, der diejenige Gemeinde in die Herrlichkeit Gottes bringen wird, die er aus der ganzen Menschheit erworben hat. Weil aber Jerusalem durch den bisherigen Gang der göttlichen Regierung eine besondere Bedeutung erhalten hatte, so fehlt es in der Weissagung des Johannes nicht an einem Gesicht, das uns seinen Zustand erkennbar macht. Es steht hier, wo die Posaunen den nahenden Herrn dadurch verkünden, daß Gottes Zorn mit mächtigen Strafen der Welt ihre Sünde leid macht und sie zur Buße drängt. Zur Welt, die durch ihre Bosheit im Streit mit Gott steht und darum durch die Posaunen gewarnt werden muß, gehört auch Jerusalem und es bedarf seiner besonderen Sünde wegen eine besonders dringliche und ernste Einladung, sich vor Gott zu beugen

und sich zu ihm zu wenden. Dadurch gehorcht die Weissagung des Johannes auch in diesem Stück dem von Jesus den Jüngern gegebenen Wort, weil auch Jesus das über Jerusalem ergehende Gericht zu dem gerechnet hat, was der herrlichen Offenbarung der göttlichen Herrschaft vorangehen muß.

11, 1. 2: **Und es wurde mir ein Rohr gegeben ähnlich einem Stab und gesagt: Steh auf und miß den Tempel Gottes und den Altar und die, die in ihm anbeten. Und den Hof außerhalb des Tempels verwirf und miß ihn nicht; denn er wurde den Völkern gegeben und sie werden die heilige Stadt zweiundvierzig Monate lang zertreten.** Ohne daß irgendwie eine Veränderung des Orts oder eine Wanderung des Propheten angedeutet werden müßte, befindet er sich in Jerusalem im Tempel und er geht auch ungehindert da herum, wohin er im Tempel nie gehen konnte, weil es der heilige, nur für die Priester zugängliche Raum war. Das entspricht der Art des Gesichts, nach der sich alles, was die Seele des Propheten beschäftigt, in rascher Folge in sein Bewußtsein stellt. Am Tempel hat Johannes zu tun, was einst auch Ezechiel im Gesicht getan hat; er hat ihn zu messen, wozu er ein gerades, festes Rohr als Maßstab erhält. Wie Ezechiel durch die Messung feststellt, daß der neu entstehende Tempel, den der Prophet im Geist schon sah, in allen seinen Maßen vollständig sei, so stellt auch jetzt die Messung des Propheten fest, was heilig ist und deshalb unzerstörbar als Gottes Eigentum erhalten bleibt. Dazu gehört aber nicht der ganze Tempel, wie er in Jerusalem stand, und deshalb wird durch die Messung die Grenze zwischen dem bezeichnet, was unverletzlich ist und ewig bleibt, und dem, was beseitigt wird und untergeht. Das für Gott gebaute Haus, das das Zeichen seiner Gegenwart für Israel ist, sodann der Altar, auf dem ihm die Opfer der Gemeinde dargebracht worden sind, soll gemessen werden, aber auch die im Tempelhaus Anbetenden, die Priesterschaft, die im Dienste Gottes steht und ihr Gebet vor ihn bringt. Dagegen hat Johannes den Hof, der draußen vor dem Tempelhaus liegt, in dem sich die Judenschaft versammelt, nicht zu messen, weil der Hof, in dem die jüdische Gemeinde ihren Gottesdienst übt, nicht mehr zum Heiligtum gehört. Daß Gott auf ihn verzichtet, wird dadurch offenbar, daß die Heiden ihn erhalten. Sie werden über den Tempelhof Herr. Damit ist auch demjenigen Teil der Gemeinde, der sich im Hof versammelt, die Heiligkeit entzogen; er gehört nicht mehr zu Gottes Volk.

Durch die Scheidung, die Johannes zwischen dem heiligen Haus und dem heiligen Hof und ebenso zwischen den im Tempelhaus Anbetenden und den im Hof Anbetenden vorzunehmen hat, ist die Zerstörung des Tempels ausgesprochen*). Wenn der Hof vom Heiligtum abgetrennt und in der Gewalt der Heiden war, dann konnte sich die Gemeinde nicht mehr im Tempel sammeln und auch die Priester konnten so den im Tempelhaus zu vollziehenden

*) Für die Zeit, in der Johannes schrieb, ergibt sich aus diesem Gesicht mit Wahrscheinlichkeit, daß die Zerstörung des Tempels im Jahr 70 noch nicht eingetreten ist. Die Weissagung gehört vermutlich in das Ende der sechziger Jahre, als der Krieg in Palästina bereits im Gang war.

Dienst nicht mehr ausüben. Israels Opfer hört auf und die Zeit seines Heiligtums ist vorbei. Auch mit dieser Weissagung hat Johannes das Wort Jesu bewahrt. Er hat aber durch die Art, wie er den Untergang des alten Tempels verkündigt, zugleich bezeugt, daß dadurch Gottes echtes Eigentum nicht beschädigt werde und kein Verlust seiner Gnade damit verbunden sei. Was Gott als sein Haus, als seinen Altar, als seine Anbeter geschaffen hat, das bleibt vollkommen erhalten und hat die Unzerstörbarkeit der göttlichen Werke. Auch wenn das Haus in Jerusalem vom Feuer ergriffen wird, zerfällt deshalb Gottes Tempel nicht. Jesus hat ihn neu errichtet und mit ihm ist nicht nur erhalten, was das alte Tempelhaus dem Volk Gottes gewährt hat, sondern unendlich mehr. Deshalb verstummt auch die Anbetung Gottes nicht und es gibt auch jetzt eine Priesterschaft, die ihm dient. Gott läßt nichts von dem verderben, was mit ihm verbunden und für ihn geheiligt ist. Dadurch bestätigt Johannes die Verheißung, die die Beschreibung der Gemeinde in Kap. 7 ausgesprochen hat, daß auch dann, wenn die Welt ihren letzten Kampf mit Gott beginnt, nicht ein einziger von denen, die zu den zwölf Stämmen gehören, verloren gehe. Der Grund, weshalb das wahrhafte Israel unverletzt bleibt, besteht darin, daß Gottes Heiligtum von keiner feindlichen Hand beschädigt wird. Auch im wilden Sturm der Zeit bleibt dem Volke Gottes alles erhalten, was ihm die gnädige Gegenwart Gottes verschafft.

Mit aufgeregter Leidenschaft sah, seit in Palästina der Krieg begonnen hatte, die ganze Judenschaft zum Tempel hin, von der Sorge umgetrieben, ob er nicht durch die Kriegsnot vernichtet werde, und die feste, treue Gemeinschaft, in der die Christenheit mit Israel stand, gab ihr an dieser Sorge teil. Darum macht Johannes sie von ihr frei. Israels Tempeldienst muß jetzt enden; seine Zeit ist vorbei. Gott begehrt das vom ungläubigen Volk ihm dargebrachte Opfer nicht. Darum erhalten von nun an die Heiden auch über den Hof des Tempels Macht. Damit ist aber nichts von dem zerstört, was wirklich Gottes Eigentum war. Seine Gemeinschaft mit denen, die ihm geheiligt sind, ändert sich nicht, auch wenn der Tempel fällt, und die Vergebung der Sünden, die der Altar einst der Gemeinde verschaffte, ist mit dem Verlust des Altars nicht verloren gegangen; sie besteht vielmehr auch jetzt durch das Blut Jesu in voller Kraft. Daher kann sie auch jetzt Gott das Weihrauchopfer bringen, das auf dem himmlischen Altar entzündet wird. Damit war der Gemeinde kein unverständliches Wort gesagt, das ihr als ein Rätsel ohne Deutung erscheinen könnte. Denn seit sie bestand, seit Paulus zum erstenmal in Ephesus das Evangelium gesagt hatte, wußte sie, daß Gott sich jetzt einen neuen Tempel bereite, in dem er mit seiner Gnade gegenwärtig sei, daß er sich nun das lebendige Haus baue und sich eine neue Priesterschaft heilige, die ihn in Wahrheit anbete.

Schon damit, daß die Heiden den Tempelhof in ihre Gewalt bekommen, an dem doch Israel mit glühendem Eifer als an seinem kostbaren Heiligtum hing, war gesagt, daß Jerusalem in der Hand der Heiden sei, und dies wird nun ausdrücklich ausgesprochen. Nun regieren die Heiden in der Stadt.

Nicht das weissagt Johannes, daß die Stadt zerstört werde; er hat auch nicht erwartet, daß die Judenschaft untergehe und völlig verschwinde. Im Gegenteil, die Judenschaft bleibt mächtig und Jerusalem besteht weiter, ist aber seiner Heiligkeit beraubt und hat keinen Zugang zum echten Heiligtum Gottes mehr. Es ist nun von den übrigen Völkern nicht mehr abgesondert, sondern den römischen Machthabern untertan, vom heidnischen Willen beherrscht und nichts mehr als ein Stück der Welt. Aber auch dieser Not, die mit dem Versinken der einst geheiligten Stadt in die Sünde und den Wahn der Menschheit entsteht, ist eine Frist gesetzt; dies las Johannes schon bei Daniel, aus dem er die Zahl entnimmt, die für die Dauer des letzten Kampfs und seiner Not verwendet wird, 42 Monate oder, was dasselbe ist, 1260 Tage, d. h. $3^1/_2$ jüdische Jahre, die letzte halbe Woche aus Daniels Gesicht.

11, 3: **Und ich werde es meinen zwei Zeugen gewähren und sie werden während 1260 Tagen weissagen, in Säcke gekleidet.** Auch in der Zeit, in der das göttliche Gericht Israel schmerzhaft trifft und die Zeichen seiner Erwählung und Bevorzugung, sein Tempel und seine Freiheit, verloren sind, verläßt Gottes Treue Israel nicht. Denn das göttliche Wort wird ihm auch jetzt nicht entzogen. Für die christliche Gemeinde gibt es zwar in dem von den Heiden beherrschten Jerusalem keinen Raum mehr. Die Stimme der Boten Jesu ist in Jerusalem verstummt. Denn die Botschaft Jesu wurde ihm umsonst gesagt, weil es die Aufforderung zur Buße abgewiesen hat. Dennoch ergeht auch an dasjenige Jerusalem, das zur heidnischen Stadt geworden ist, das prophetische Wort mit besonderer Kraft. Sind es nicht mehr die Apostel, die als die Boten Gottes sprechen, so hat Gott noch andere Zeugen, die jetzt zu Jerusalem reden dürfen. Ihre Namen werden nicht genannt und es wird auch nicht gesagt, daß Gott sie erwecken und senden werde, sondern es ist vorausgesetzt, daß er Zeugen für diese Notzeit bereit halte, nicht einen allein, sondern, wie es erforderlich ist, damit ihr Wort vollständig das Merkmal der Zeugenschaft habe, zwei in einträchtigem Zusammenwirken. Gesagt wird nur das, daß Gott ihnen jetzt, nachdem das Opfer Israels vorbei ist und seine Priester entweiht sind und seine Unterwerfung unter die Heiden vollendet ist, die Ausübung des prophetischen Amts gewähre. Seine Gabe an seine Zeugen besteht darin, daß sie vor dem Volk, das sich Gott widersetzt, weissagen. Sie tun es in der Tracht der Büßenden und Trauernden, im Sack; denn da sich das Volk im Aufruhr gegen Gott befindet, wird das Wort seiner Zeugen zum Bußruf und ihre Arbeit zu einem schweren Kampf.

Sicher denkt hier Johannes an die Erwartung Israels, daß mit dem gesalbten König auch Mose und Elia erscheinen werden. Das hielt Johannes nicht für eine leere Hoffnung; sie wird sich vielmehr dadurch erfüllen, daß Gottes Zeugnis vor Israel nicht verstummen, sondern ihm gerade dann nochmals vorgelegt werden wird, wenn es gefallen ist. Aber träumerische Ausdeutungen dieser Hoffnung hat Johannes nachdrücklich abgewehrt; die beiden Namen fehlen nicht umsonst. Israel soll sich nicht nochmals in derselben

Weise versündigen, wie es sich am Täufer versündigte, dessen Wort es darum verwarf, weil der Täufer der nach Elia verlangenden Erwartung nicht entsprach. Darum fällt auch das Bild, das Johannes von ihrer Tätigkeit entwirft, anders aus, als es sich die jüdische Hoffnung dachte. Weil Israel die Buße nötig hat, darum strahlen Gottes Zeugen nicht im Glanze der göttlichen Macht und bringen ihm nicht mancherlei herrliche Gaben, sondern stehen vor ihm im Sack und ihr Kampf gilt nicht nur der Sünde der Heiden, sondern dem Abfall Jerusalems.

11, 4: **Das sind die beiden Ölbäume und die beiden Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehen** (Sacharja 4, 3. 11—14). Johannes erinnert an eine der Schriftstellen, auf denen seine Hoffnung für Israel beruht. Sacharjas Weissagung von den beiden Ölbäumen harrt noch ihrer Erfüllung und wird sie eben in der Zeit erhalten, in der Israel von Gott gerichtet ist und sein Wort besonders bedarf. Da Johannes die beiden Ölbäume auf die beiden Propheten deutete, die dann ihren Dienst auszuführen haben, wenn für Israel seine dunkelste Zeit, die des völligen Abfalls, eingetreten ist, stellte er neben die beiden Ölbäume nicht wie Sacharja einen, sondern zwei Leuchter, damit durch die Vereinigung des Leuchters mit dem das Öl spendenden Baum das prophetische Amt noch deutlicher dargestellt sei. Er verwendet damit dasselbe Bild, durch das er im ersten Gesicht den Beruf der Gemeinde kennzeichnete. Wie die Gemeinde Jesu, so ist auch der Prophet zwar nicht selbst ein Licht, wohl aber der Träger des Lichts, das von oben kommt; es sucht von ihm aus das geblendete Auge des ungläubigen Volks.

Wie werden aber die Propheten im gottlosen Jerusalem ihr Amt ausüben können? Hat es nicht Jesus gekreuzigt und seine Boten zum Teil getötet und zum Teil vertrieben? Diese Zeugen wird aber keine menschliche Macht hindern, ihre Botschaft Jerusalem zu sagen; denn Gottes Schutz ist mit ihnen und gibt ihnen die Macht, die er auch früher seinen Knechten verlieh, wenn er sie zum Kampf mit dem gottlosen Volk berief. 11, 5. 6: **Und wenn einer sie schädigen will, geht Feuer aus ihrem Mund und verzehrt ihre Feinde, und wenn einer sie schädigen will, muß er so getötet werden. Diese haben die Vollmacht, den Himmel zuzuschließen, damit es während der Tage ihrer Weissagung nicht regne, und sie haben Vollmacht über das Wasser, es in Blut zu verwandeln und die Erde mit jeder Plage zu schlagen, so oft sie wollen.** Da das Zeugnis dieser Propheten an das ungläubige Volk ergeht, stehen sie nicht mehr unter der Regel Jesu, der Gottes Macht nicht zur Bestrafung seiner Widersacher brauchte, sondern zum Kreuze ging, der darum auch Johannes verbot, auf das samaritische Dorf, das ihm das Gastrecht verweigerte, nach dem Vorbild Elias das himmlische Feuer herabzurufen. Johannes hat sich mit dem, was ihm Jesus damals sagte, mit herzlichem Glauben geeinigt. Nun wehrt er sich nicht mehr gegen seinen Kreuzesweg und will ihn nicht mehr davor schützen, daß er zum Lämmlein werde, das geschlachtet wird. Denn er kennt nun die Herrlichkeit des Lammes und weiß, was es der Welt mit seinem Tod erworben hat. Aber das, was in jenem Verlangen, dem

Jesus die Erfüllung verweigerte, rein und recht gewesen war, der Kampfesmut, der vor der Bosheit nicht weicht, und die Zuversicht zur schützenden Macht Gottes, die seine Boten für ihre Widersacher unangreifbar macht, ist in Johannes dadurch nicht erloschen, daß er an der Geduld und Gnade Jesu Anteil hat, und nun, nachdem Jerusalem die Gnade Jesu, die er ihm mit seinem Kreuze angeboten hatte, abwies und die Boten Jesu, die ihm in der Geduld Jesu und zum völligen Vergeben bereit gedient hatten, verstieß, erneuert Johannes das Bild Moses und Elias, die dem Trotze ihrer Widersacher die strafende Macht Gottes entgegenstellten. Sie haben jetzt das heidnisch gewordene Jerusalem gegen sich und ihr Wort entflammt den Haß der Welt gegen sie. Darum bringt ihnen ihr Wirken die beständige Gefahr und es wird zu ihrem Beruf, Jerusalem und allen Völkern die Hoheit Gottes und die Schuld der Sünde durch große Zeichen zu zeigen.

Nicht für sich und nicht für die Gemeinde begehrte Johannes das Wunder, auch wenn sie sterben muß. Er rechnete aber das Wunder zur Ausrüstung derer, die einen besonderen göttlichen Auftrag haben und den Willen Gottes gegen das widerchristliche Israel vertreten. Denn die Judenschaft verlangte von denen, die im Namen Gottes zu ihr sprachen, das Zeichen, weil sie auch dann, wenn sie sich Gott widersetzte, an seine alten Boten dachte. Darum weissagt Johannes, daß das Wunder Jerusalem noch einmal so gewährt werde, daß es die Propheten gegen alle, die sie angreifen, schützt.

11, 7—10: **Und wenn sie ihr Zeugnis vollendet haben, wird das Tier, das aus dem Abgrund heraufsteigt, mit ihnen den Kampf beginnen und sie besiegen und sie töten und ihr Leichnam liegt auf dem Markt der großen Stadt, die geistlich Sodom und Ägypten heißt, wo auch ihr Herr gekreuzigt wurde, und von den Nationen und Stämmen und Sprachen und Völkern betrachten sie ihren Leichnam während drei und eines halben Tages und sie lassen nicht zu, daß ihre Leichname in ein Grab gelegt werden, und die, die auf der Erde wohnen, freuen sich ihretwegen und sind fröhlich und sie werden einander Geschenke schicken; denn diese beiden Propheten peinigten die, die auf der Erde wohnen.** Die Zeichen schützen die Propheten nicht bis zuletzt; denn der Widerchrist stände nicht an seinem Ziel und brächte seine Herrschaft über die Menschheit nicht zur Vollendung, wenn er die göttlichen Boten fürchtete. Schon hier braucht Johannes den Ausdruck „Tier, das aus dem Abgrund heraufkommt", ohne eine Erklärung für nötig zu halten, während er das Tier erst später beschreibt; denn die Gemeinde kennt die Weissagung Daniels und hört nicht jetzt zum ersten Male, daß sie den Widersacher Gottes, der die Macht über die Menschheit an sich reißt, zu erwarten hat. Zu den Mitteln, durch die der Widerchrist seine Macht befestigt, gehört auch das, daß er sich vor den göttlichen Zeugen nicht scheut und sie ungestraft zu töten vermag und dies erst noch in Jerusalem. Dadurch macht dieses Gesicht mit besonderer Deutlichkeit sichtbar, daß Israel durch nichts mehr von der Welt geschieden ist. Denn Jerusalems Geschichte endet damit, daß der Widerchrist dort triumphiert und dort die tötet, die in der Weise Moses und Elias für

Gottes Herrlichkeit eintreten. Israel ist also in dieselbe Sünde hinabgesunken wie die übrige Welt und steht darum unter demselben göttlichen Gericht wie sie, aber auch unter derselben göttlichen Gnade, die sich aus allen Geschlechtern der Menschheit ihre Gemeinde heiligt und ins ewige Leben führt. Der Tod der beiden Propheten bringt die Menschen nicht zur Besinnung und weckt in ihnen die Furcht vor Gott nicht auf. Er gilt ihnen im Gegenteil als ein großes Glück; denn die Strafmacht, mit der sie sich der Welt widersetzten, erweckte gegen sie nur Haß. Zur Feststellung ihres Tods vor den Augen aller und zur Vermehrung der Freude über ihren Untergang liegen ihre Leichen unbestattet auf dem Marktplatz von Jerusalem. Das entspricht dem inwendigen Charakter der Stadt und ihrem früheren Verhalten gegen Gott. Denn für sie hat der Geist die Darstellungen der Sünde, die die Schrift enthält, gegeben. Ihr Bild ist Sodom mit seiner Gottlosigkeit im Dienst der wilden Leidenschaft und Ägypten, dessen Pharao trotzig den Kampf gegen Gottes Willen unternimmt. So kommt auch das zur Fortsetzung, was Jerusalem an Jesus tat. Johannes macht die Christenheit von Jerusalems Mauern und Boden gänzlich los, los auch vom nationalen Verband des jüdischen Volks. Israels Verfassung hatte nur für die Zeit Wert, als diese äußeren Ordnungen und Bildungen noch das Gefäß für die inwendigen Gaben Gottes waren. Da Israel aber, statt Gottes Wort zu bewahren, es verworfen hat, hat es sich um seine Krone gebracht.

11, 11. 12: **Und nach den drei und einem halben Tag kam Geist des Lebens aus Gott in sie hinein und sie stellten sich auf ihre Füße und eine große Furcht fiel auf die, die sie sahen. Und sie hörten eine laute Stimme, die vom Himmel her zu ihnen sagte: Kommt hier hinauf, und sie gingen in den Himmel in der Wolke hinauf und es sahen sie ihre Feinde.** Die beiden Zeugen gingen nicht nur darin den Weg Jesu, daß sie ihr Zeugnis mit dem Tod beschlossen, sondern ihr Ende wird auch darin demjenigen Jesu ähnlich, daß sie auferweckt werden und in den Himmel fahren. So verwandelt sich der Jubel der Menschen über ihren Tod in ein Erschrecken. Sie werden aber nicht dazu erweckt, damit sie Gottes Werk weiter in der Welt ausrichten, sondern nur dazu, damit ihre Sendung bestätigt und der Triumph der Sünde vernichtet sei. Die Wolke trägt sie deshalb von der Erde empor. 11, 13: **Und in jener Stunde gab es ein großes Erdbeben und der zehnte Teil der Stadt fiel und durch das Erdbeben wurden siebentausend Namen von Menschen getötet und die übrigen gerieten in Furcht und gaben dem Gott des Himmels Ehre.** So schließt die Weissagung doch noch mit einem Wort der Hoffnung für Israel. Es gerät zwar in den schlimmsten Fall und erleidet schwere Strafe; endlich aber bricht sein Trotz doch und es bekennt seine Schuld und Gottes Größe.

11, 14: **Das zweite Wehe ging vorbei; sieh! das dritte Wehe kommt rasch.** Es ist nur noch ein Posaunenstoß übrig, der die das Ende vorbereitenden Gerichte zum Abschluß bringen wird.

11, 15—12, 17.

Das Geschick der Christenheit.

11, 15—18: **Und der siebente Engel blies die Posaune und es entstanden laute Stimmen im Himmel, die sagten: Die Herrschaft über die Welt wurde unserem Herrn und seinem Gesalbten zuteil und er wird in alle Ewigkeit herrschen. Und die vierundzwanzig Ältesten, die vor Gott auf ihren Thronen sitzen, fielen nieder auf ihr Gesicht, beteten Gott an und sagten: Wir danken dir, Herr Gott, Herrscher über alles, der ist und der war, daß du deine große Macht an dich genommen und König geworden bist. Und die Völker zürnten und dein Zorn kam und die Zeit der Toten, gerichtet zu werden, und die Zeit, den Lohn zu erstatten deinen Knechten, den Propheten, und den Heiligen und denen, die deinen Namen fürchten, den Kleinen und den Großen, und die zu verderben, die die Erde verderben.** Der letzte Posaunenstoß erfolgt; wir hören aber noch nicht, in welcher Weise man ihn auf der Erde vernimmt, wie Gottes letzter Schlag gegen die sündige Welt erfolgt. Zuerst prägt sich Johannes wieder in feierlicher Größe das Bild des Himmels ein. Laute Stimmen sprechen aus, daß jetzt nach der letzten Posaune die Zeit da ist, in der die Welt Gott untertan wird. Gott richtet dadurch seine Herrschaft über sie auf, daß er sie dem, den er zum Herrn erhöht hat, unterwirft. Durch die Herrschaft des Christus wird die Welt von jeder Bosheit und jedem Fluch befreit und zur Stätte der göttlichen Offenbarung gemacht, und nachdem das Reich des Christus aufgerichtet ist, wird er es nicht mehr preisgeben; nun bleibt er der König in Ewigkeit.

Die Ältesten antworten, wie ja auch die auf Erden lebende Gemeinde unablässig um das Kommen des göttlichen Reichs betet. Ihre Bitte gelangt nun zur Erfüllung, weshalb die Ältesten Gott die Danksagung darbringen. Sie beginnt damit, daß die Ältesten den Namen Gottes nennen. Denn der Name Gottes ist das Erste und Höchste, worauf sich der Dank begründet; er gilt vor allem der Herrlichkeit Gottes, wie seine Namen sie bezeugen, weil aus ihr alle seine Gaben fließen und sein Werk sich ergibt, das ihn an der Welt verklärt. Darauf preist die Danksagung der Ältesten, was Gott jetzt schafft. Sie danken ihm, daß seine stille Geduld und Verborgenheit nun zu Ende ist und er nach seiner göttlichen Macht sein königliches Walten offenbart. Dafür ist die Zeit jetzt da, weil sich die Völker zornig gegen ihn erhoben. Auch dafür danken die Ältesten, weil auch die menschliche Sünde als dienendes Glied in die göttliche Regierung eingeordnet ist. Wird die Schuld reif, so kommt, indem sie das Gericht herbeiführt, auch die Gnade. Nicht nur die Völker zürnten; nun kam auch für Gott die Zeit, seinen Zorn zu offenbaren, der so lange in Geduld und Schweigen verborgen blieb. Auch an den Toten wird jetzt das Recht vollzogen. Denn Gottes Herrschaft umfaßt nicht bloß die Lebenden, sondern alle, auch die, die am Ort der Toten auf sein Urteil warten. Nun, da Gott sein königliches Recht offenbart, kommt auch für alle, die ihm dienten, die Zeit, in der sie den Lohn für das empfangen, was sie

im Gehorsam gegen ihn getan und gelitten haben. Unter denen, die auf Gottes Lohn warten, stehen seine Boten voran, die Propheten, durch die er sein Wort zur Menschheit sandte; verlacht, verachtet, vielfach in vergeblicher Arbeit richteten sie ihren Dienst aus; aber Gott kennt ihren Dienst. Auf die Propheten folgen die Heiligen, die in der Verbundenheit mit Gott lebten als Glieder seiner Gemeinde, die am Gebet der Christenheit, an ihrer Liebe, an ihrem Dienst mitbeteiligt sind. Auf sie folgt, weil Gottes Gnade ihr Maß durch Gottes Größe erhält, noch eine Gruppe, die, die Gottes Namen fürchteten. Damit ist das einfachste und tiefste Band genannt, mit dem wir an Gott gebunden sind. Reißt auch dieses, dann fallen wir aus der Gemeinschaft mit ihm hinaus. Soweit Gottes Name den Menschen erfaßt, so daß er ihm gewiß und von ihm in Ehren gehalten wird als der Name seines Schöpfers und Herrn und das gemieden wird, was ihm widerspricht, so weit reicht Gottes Gnade mit ihren ewigen Gaben und er bedenkt alle, die Großen und die Kleinen, wie immer das Maß ihrer Kraft und ihres Dienstes gewesen sei. Wie sollten die Ältesten Gott nicht danken, da er jetzt die Schätze seiner Gnade öffnet und allen seine guten Gaben reicht? Dazu gehört aber als ein notwendiges Glied im königlichen Werk Gottes auch das, daß er die Verderber der Erde wegtut, alle, seien es Menschen, seien es Geister, die aus der Erde den Ort der Bosheit und des Jammers machten. Auch darin liegt ein tiefer, starker Grund zu Gottes Anbetung.

11, 19: **Und der Tempel Gottes, der im Himmel ist, wurde geöffnet und die Lade seines Bundes in seinem Tempel wurde gesehen und es entstanden Blitze und Stimmen und Donner und ein Erdbeben und großer Hagel.** Der Botschaft, daß das Königtum nun Gott und Christus gehöre, und dem Dank, den ihm die Ältesten dafür bringen, entspricht, daß nun der Tempel offen und das Heiligtum, das in ihm steht, sichtbar ist. Der verschlossene Tempel bedeutete das verborgene Reich; der offene Tempel bezeugt dagegen das gegenwärtige Reich. Das Königtum und das Priestertum empfangen wir durch die eine und selbe Gabe Gottes. Würdigt er uns dessen, daß er unser Herr sei und uns regiere, so schafft er weg, was uns von ihm scheidet, gibt uns die Art und das Recht seiner Heiligen, vergönnt es uns, ihn zu lieben, ihn zu loben, ihn anzubeten, nicht in der Ferne mit verhülltem Haupt und mit der Sehnsucht, die aus der Tiefe hinauf zu einem verschlossenen Heiligtum schaut, sondern vor und im offenen Tempel, der für uns zum Haus unseres Vaters geworden ist, mit dem wir Gemeinschaft haben. Darum wird nun auch die Lade sichtbar, in die Gottes Bund und Gesetz hineingelegt ist. Denn Gottes Reich, Tempel und Bund sind ineinander greifende Bestimmungen. Dadurch, daß Gottes Bund in Kraft tritt, wird sein Reich für uns gegenwärtig und uns der Zugang in seinen Tempel gewährt. Der ewige Bund Gottes bleibt für uns aber nicht ein Geheimnis und sein Gesetz uns nicht verborgen. Nun steht es in heller Sichtbarkeit vor der Menschheit; denn nun hat es die Deutlichkeit, die ihm die Erfüllung verschafft. Johannes wird dabei nicht nur daran denken, daß nach der Vorschrift des Gesetzes die Lade

im verschlossenen Allerheiligsten stand, sondern auch daran, daß sie seit Nebukadnezars Zerstörung des Tempels verschwunden war. Das hat die jüdische Gemeinde als einen schweren Verlust beklagt und sehnsüchtig darauf gehofft, Gott werde sie in Sicherheit gebracht haben und sie ihr in den Tagen des Heils aufs neue zeigen. Auch Johannes weissagt, daß die Lade, in der Gottes Bund und Gesetz als ein heiliger Schatz niedergelegt ist, erscheine, aber nicht die alte, die ihm mit allen Einrichtungen Israels zu dem gehört, was vergangen ist, sondern die, die Gottes ewigen Bund bezeugt und uns das Anrecht an das himmlische Heiligtum gewährt, und wie beim alten Bund als das Gesetz in Kraft gesetzt wurde, Blitz und Donner mitwirkten, so sind sie auch jetzt das Merkmal der Gegenwart und Herrlichkeit Gottes und begleiten die Darbietung des ewigen Bundes und die Öffnung des himmlischen Heiligtums.

Der Tempel ist offen; wo ist aber die Gemeinde? Sie erscheint sofort, 12, 1. 2: **Und ein großes Zeichen wurde am Himmel sichtbar, eine Frau, die mit der Sonne bekleidet ist, und der Mond ist unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt ist eine Krone von zwölf Sternen und sie ist schwanger und schreit, da sie die Wehen hat und Schmerzen leidet, damit sie gebären kann.** An die Darstellung der Gemeinde durch eine Frau waren Johannes und seine Leser durch die alttestamentliche Weissagung gewohnt, da diese die Einheit der Stadt oder des Volks häufig dadurch ausgedrückt hat, daß sie eine weibliche Gestalt beschrieb. Da die Gemeinde, die zu Gottes Eigentum geworden ist, von der Welt dadurch unterschieden ist, daß ihr die himmlischen Gaben verliehen sind, sieht Johannes die Frau im Gesicht nicht auf der Erde, sondern am Himmelsbogen, wie er schon in Kap. 7 die Gemeinde als vor Gottes Thron stehend dargestellt hat. Darum besitzt die Frau alles, was am Himmel sichtbar ist und seinen Schmuck bildet. Sie trägt die Sonne als ihr Kleid; der Mond dient ihr als Standort, auf dem ihre Füße ruhen, und die zwölf Sterne, durch die die Bahn der Sonne führt, schmücken sie als ihre Krone. Sie ist dazu geschaffen und dazu mit den himmlischen Gütern gesegnet, damit sie den Christus gebäre, wie der Beruf der Frau darin besteht, daß sie Mutter werde. Johannes stellt also die Gemeinde, da er sie als die Mutter des Christus beschreibt, in ihrer alttestamentlichen und in ihrer neutestamentlichen Gestalt als eine Einheit dar. Das war die Bestimmung Israels, daß aus ihm der Christus hervorgehe. Mit seiner Geburt ist sein Beruf erfüllt; denn mit der Herrschaft des Christus kommt alles zum Ziel, was Gott mit der Herstellung der Gemeinde beabsichtigt hat. Wie aber die Mutter leidet, wenn das Kind zur Welt kommt, so gehen der Geburt des Christus und seiner Offenbarung die schweren Notzeiten voran, in denen die Gemeinde die Macht der Sünde und die Strenge des göttlichen Gerichts erfuhr. Auch Johannes selber hat in der Gemeinschaft mit Jesus, als er an das Kreuz ging und als er Jerusalem umsonst verkündigt wurde, manchen Tag erlebt, an dem tiefe Betrübnis auf ihm lag und „die Genossen des Bräutigams fasteten". Allein auch das bittere Leiden, das vor der Geburt des Christus und während seiner

Gegenwart auf der Erde über die Gemeinde kam, hat ihr die göttliche Gnade zugeteilt; denn sie wurde dadurch dazu bereitet, daß sie der Welt den Christus gab. Das neue Zeichen, das sich nun am Himmel zeigt, macht deutlich, weshalb ihn die Gemeinde nur mit bitteren Schmerzen empfangen kann.

12, 3. 4a: **Und ein anderes Zeichen wurde am Himmel sichtbar und sieh! ein feuerroter, großer Drache mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und auf seinen Köpfen waren sieben Kronen und sein Schwanz reißt das Drittel der Sterne des Himmels mit und er warf sie auf die Erde.** Der Widersacher des Christus und seiner Gemeinde wird sichtbar. Nicht Menschen allein führen den Kampf gegen ihn, sondern er ist ungleich schwerer und tiefer, da sich der Verkläger ihm widersetzt, sein Werk hindern und ihn von der Menschheit trennen will. Um die Gefahr darzustellen, die die verborgenen Mächte der Bosheit dem Menschen bereiten, indem sie ihn von Gott scheiden, ihm den Christus nehmen und ihm dadurch das Leben rauben, wird die Schlange als Gleichnis benützt, die Feindin des Menschen, deren Biß ihm unrettbar den Tod bringt. Schon von der Paradiesesgeschichte her besaß dieses Bild für die Leser des Johannes volle Durchsichtigkeit. Der Macht des Feindes entspricht, daß das Bild der Schlange über die natürlichen Verhältnisse hinaus gesteigert ist. Sie ist ein Drache, eine Schlange von besonderer Größe, Kraft und Wut, nicht nur mit einem Kopf, sondern mit sieben, so daß sie zugleich nach vielen Seiten hin ihren todbringenden Angriff führen kann, und der Grund ihrer verderbenschaffenden Macht wird dadurch angedeutet, daß sie ihren Platz nicht auf der Erde, sondern wie die den Christus gebärende Frau am Himmel hat. Denn das Vermögen, die Menschheit mit Schuld zu beladen und in den Tod zu stürzen, erhält der Verderber deshalb, weil er vor dem himmlischen Richter das göttliche Recht gegen die Menschheit anruft, die sich dem Willen Gottes widersetzte. Darum ist er auch der Widersacher des Kindleins, das als der Versöhner zu den Menschen kommt und ihnen Gottes Gnade bringt, die ihre Schuld beseitigt und ihnen das Leben schenkt.

Darin, daß die Köpfe der Schlange gekrönt sind, bekommt nicht nur die Macht, die der Satan selber als Fürst im Reich der Geister hat, ihr Zeichen, sondern ist zugleich darauf hingedeutet, daß er seinen Willen in der Welt durch die Machthaber, die hier regieren, vollführt. In seinem Dienst stehen die Gekrönten, die den Lauf des göttlichen Worts hindern und Jesu Gemeinde verfolgen. Auf die Zahl dieser Machthaber ist auch durch die Siebenzahl der Köpfe hingezeigt. Darum treten auch aus dem Gesicht Daniels die zehn Hörner, die dort dem letzten Tier gehören, hier in die Beschreibung des Drachen hinüber. Wenn er mit seinem Schweif Sterne in Menge von ihrem Ort wegfegt und auf die Erde fallen macht, so soll uns das nicht nur einen Eindruck von der Größe und Wut des Drachen geben, sondern es ist wohl daran gedacht, daß mit dem Drachen, wie es nachher heißt, auch seine Engel kämpfen. Die Sterne, die sein Schweif vom Himmel reißt, weisen auf die Engel hin, die durch ihn und mit ihm fielen und nun die Werkzeuge seiner Macht sind, da er an ihnen seine Boten

hat, durch die er regiert. Wenn er sogar die Himmlischen zu verführen und zu verderben vermocht hat, wie wird der Mensch, den die göttliche Sendung auf die Erde in die Gemeinde stellt, seinem Angriff entgehen?

12, 4b. 5: **Und der Drache stand vor der Frau, die gebären sollte, damit er ihr Kind verschlinge, wenn sie es geboren habe, und sie gebar einen Sohn, einen männlichen, der alle Völker mit einem eisernen Stab weiden wird, und ihr Kind wurde zu Gott und zu seinem Thron entrückt.** Der Wille des Satans geht dahin, den Christus zu töten. Daß wir bei dem Kind an den Christus zu denken haben, wird dadurch von Johannes mit Sicherheit gesagt, daß er Ps. 2, 9 zur Beschreibung des Kindes benützt. Der Hirt über alle Völker, der mit unwiderstehlicher Macht über alle erhöht ist, so daß durch seinen Schlag alles zerbricht, was aus der Menschheit hinausgeschafft werden muß, ist der Christus. Eben deshalb, weil der eiserne Stab ihm gegeben ist, der alles, was gottlos ist, so sicher zerschmettert, wie das Tongeschirr unter dem Schlag eines eisernen Stabes in Scherben zerspringt, begehrt der Satan, ihn zu vernichten. Denn seine Macht über die Welt endet mit der Herrschaft dieses Kindes. Zunächst scheint es, er werde seinen Willen vollbringen; denn soweit das menschliche Auge sieht, ist das Kind rettungslos verloren. Es ist ja wehrlos wie ein eben jetzt geborenes Kind. Aber der Wille des Satans zerfällt; denn Gott greift ein und nimmt den Christus zu seinem Thron, wo er geborgen ist. Gerettet vor dem Drachen und seinem Morden wurde Christus dadurch, daß er auferweckt und erhöht worden ist. Auch hier schließt sich die Weissagung eng an das an, was Johannes von Jesus gehört hat. Jesus hat gesagt, daß er keinen Raum in der Welt habe, weil die Welt das in sich habe, was ihr der Satan gab. Sie nimmt Gottes Wirken nicht wahr, weil sie die Lüge in sich hat und darum sich der Wahrheit widersetzt und den, der ihr die Wahrheit sagt, haßt und tötet. Deshalb stirbt der Hirt; denn der Wolf kommt und greift ihn an. Der Fürst der Welt bereitet Jesus das Kreuz. Aber der Vater nimmt ihn zu sich und das ist sein Sieg über den Satan. Darum wurde aus seinem Tod für den Satan das Gericht.

12, 6: **Und die Frau floh in die Wüste, wo sie einen von Gott bereiteten Ort hat, damit man sie dort ernähre während 1260 Tagen.** Nach der Geburt und Entrückung ihres Kindes muß auch für die Frau ein Zufluchtsort bereitet werden. Sie kann ihrem Kind noch nicht folgen und hat noch nicht den Zugang zu Gottes Thron. Die Gemeinde lebt noch auf der Erde und hat hier ihren Kampf zu bestehen und erlangt die Vereinigung mit dem Christus erst, wenn die Vollendung kommt. Sie kann im Dienste dessen, der vor dem Satan in den Himmel entrückt worden ist, keine Triumphe feiern, nicht jetzt schon die Menschheit ihrem Herrn untertan machen und nicht aus sich eine machtvoll regierende Kirche machen. Darum sagt Johannes dadurch, daß er die in die Wüste geflüchtete Frau zum Gleichnis für die Gemeinde macht, in der Sprache der Weissagung das, was Petrus in der Aufschrift seines Briefes dadurch aussprach, daß er die Gemeinde als Fremdlinge, die

in der Zerstreuung leben, beschrieb. Aber auch während der Zeit ihrer Einsamkeit und Hilflosigkeit wird für sie gesorgt, daß sie dem Satan nicht erliege. Denn sie stirbt nicht, obwohl sie sich in der Einsamkeit verbergen muß, sondern es wird ihr nach Gottes Befehl die Speise gereicht. Die Frist, die ihre Verborgenheit und Gefahr begrenzt, ist wieder durch die aus Daniel genommene Zahl bestimmt; es sind auch hier die $3\frac{1}{2}$ Jahre der Not, die durch die Herrschaft des Widerchrists entsteht. Obwohl somit durch die Geburt Jesu und seine Erhöhung zu Gott der Zustand seiner Gemeinde noch nicht verändert, ja noch bedrängter und gefährdeter, als er vorher war, geworden ist, ist dennoch durch seine Erhebung zu Gott die große Wendung geschehen und der Welt das Heil erworben. Das zeigt uns das, was nach seiner Erhöhung im Himmel geschah.

12, 7—9: **Und es entstand ein Kampf im Himmel, Michael und seine Engel, damit sie mit dem Drachen kämpften, und der Drache kämpfte und seine Engel und sie gewannen nicht die Oberhand und ihr Ort wurde im Himmel nicht mehr gefunden und der große Drache wurde weggeworfen, die alte Schlange, die den Namen Verkläger und Satanas hat, die die ganze Welt verführt; geworfen wurde er auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen.** Der Drache verfolgt nicht gleich die Frau, sondern richtet zuerst seinen Angriff auf den Christus. Nur dann, wenn er ihn zu überwinden vermöchte, wäre der Sieg sein. Darum ist der Ort des Kampfes, der jetzt entsteht, der Himmel. Hier stellt sich Heer gegen Heer, vom Himmel her Michael und seine Engel, gegen ihn der Drache und seine Engel. Nicht der Christus tritt selbst als der Kämpfer dem Verkläger entgegen; denn er ringt nicht mehr mit ihm, da er ihn überwunden hat, als er auf der Erde dem Vater den völligen Gehorsam darbrachte und ihm sein Blut hingab. Jetzt ist die Abwehr der Geister, die sich von Gott getrennt haben, das Amt der Mächte, die bei Gott wohnen. Johannes hat uns zwar im ganzen Gesicht einen bewegten, mit Leben und Wirkung erfüllten Himmel beschrieben und daraus einen wichtigen Zweck der Weissagung gemacht, uns einzuprägen, daß wir nicht nur an die Menschen und die irdische Welt denken dürfen, sondern nicht zu vergessen haben, daß über ihr die himmlische Welt steht mit ihrer herrlichen Anbetung Gottes und mit ihrer alles Irdische ordnenden Macht; er hat aber für die Engel nie einen Eigennamen verwendet außer an dieser einen Stelle, an der er Michael, den Engelfürsten, deshalb nennt, weil der Name schon bei Daniel 10, 13. 21; 12, 1 stand und darum der Gemeinde bekannt ist. Der Name lag hier Johannes nahe, weil das ganze Kampfesbild das er hier sieht, an Dan. 8, 10 angeschlossen ist. Darin, daß Johannes in der Benennung der Engel das nicht überschreitet, was die Prophetie schon vor ihm gab, lag für die Gemeinde ein lehrreicher Wink. Sie wird von der Weissagung nicht dazu aufgefordert, mit den Engeln in Gemeinschaft zu treten. Denn ihr Glaube wird ohne Teilung und Beschränkung allein zu Jesus gewandt, in dem sie den Anteil an Gottes ganzer Gnade hat. Daher entsteht ihre Verbundenheit mit den Engeln dadurch, daß sie durch

den Christus für Gott erkauft worden ist, wodurch sie in die Gemeinschaft mit allen, die das göttliche Reich vereint, hineingesetzt worden ist.

Der Ansturm des satanischen Heers auf den Himmel ist erfolglos und hat das Ergebnis, daß der Himmel für den Verkläger verschlossen und er auf die Erde verwiesen ist. Das ist die Frucht des Todes und der Erhöhung Jesu, daß die Anklage des Satans gegen die Gemeinde beseitigt ist. Nun ist ihr Fürsprecher bei Gott und dies bewirkt, daß ihr Verkläger nicht mehr vor ihm erscheinen kann. Johannes hilft uns selbst, das Bild zu deuten, das er sah, zunächst dadurch, daß er dem Drachen die Namen gibt, die aussprechen, warum seine Ausstoßung aus dem Himmel uns die Rettung bringt. Indem er ihn die alte Schlange heißt, ist auf den ersten Fall des Menschen zurückgewiesen, der durch die Verführung des Satans zustande kam. Von daher rührt seine Macht über den Menschen und sein Klagerecht gegen ihn vor Gott. Nun ist aber durch den Tod und die Erhöhung des Christus allem Schaden, der dort entstand, die Heilung gebracht. Indem der Drache Verkläger und Satan heißt, ist erläutert, warum er immer noch einen Platz im Himmel hatte und erst nach dem Tod des Christus durch das himmlische Heer von dort vertrieben wird. Auf der Schuld der Menschheit beruht seine Macht; denn er ruft Gottes Gericht gegen die an, die seinem Willen widerstreben. Nun aber hat die Gemeinde durch das Blut des Christus ihr Gewand rein gemacht. Endlich heißt er der Verführer der ganzen Welt, weil er, wie das Evangelium 8, 44 sagt, die Lüge und den Mord in die Menschen pflanzt und diese durch die ganze Welt ausbreitet. An der gegen die Wahrheit streitenden Nichtigkeit des Götzentums und an den damit verbundenen wilden Bewegungen des Hasses und der falschen Lust wird sichtbar, wie vollständig die Menschheit dem Trug verfallen ist, durch den er sie verwirrt. Deshalb kam aber auch die Stunde, in der seine Herrschaft endet und das himmlische Heer ihm den Zugang zum Himmel verschließt.

12, 10—12: **Und ich hörte eine laute Stimme im Himmel sagen: Jetzt wurde die Rettung und die Kraft und die Herrschaft unserem Gott und die Vollmacht seinem Gesalbten zuteil; denn der Ankläger unserer Brüder, der sie vor unserem Gott bei Tag und Nacht verklagt, wurde weggeworfen, und sie überwanden ihn wegen des Blutes des Lämmleins und wegen des Wortes ihres Zeugnisses und sie haben ihre Seele nicht liebgehabt bis zum Tod. Deshalb frohlockt, ihr Himmel und die ihr in ihnen wohnt. Wehe der Erde und dem Meer; denn der Verkläger kam zu euch hinab mit großem Zorn, da er weiß, daß er eine kurze Zeit hat.** Die laute Stimme, die Johannes jetzt hört, deutet den Vorgang, den er sah, und spricht den herrlichen Tatbestand aus, der hier durch ein Gleichnis beschrieben ist. Weil jetzt das Verklagen des Satans beendet ist, darum geschieht nun Gottes gnädiger Wille an den Menschen und sein Reich ist bei ihnen gegenwärtig geworden. Nun hindert nichts mehr die göttliche Kraft, den Menschen völlig von dem zu erretten, was für ihn aus seiner Abhängigkeit vom Satan entstehen muß. Deshalb hat Christus jetzt das Vermögen, alles zu tun, wozu er gesandt ist,

und seiner Gemeinde zu zeigen, was ihm der Vater für sie gab. Darüber frohlockt die himmlische Stimme, weil die, die unter der Klage des Satans standen, unsere Brüder waren. Denn die Himmlischen und die, die auf der Erde leben, kommen vom selben Schöpfer und Vater und sind deshalb zu einer Gemeinde vereint. Solange aber gegen die Brüder vor Gott die Anklage erhoben wird und Gottes Recht gegen sie einschreiten muß, legt sich auf alle Druck und Not; so lange liegt für alle die Vollendung erst in der Zukunft. Nun ist aber von denen, die mit den Himmlischen als Brüder verbunden sind, alle Gefahr abgewehrt

Wieso kann es Menschen geben, vor denen die Anklage des Satans verstummt, Menschen, die als rein und gerecht im göttlichen Urteil erfunden sind? Die Gerechtigkeit, die für den Satan unangreifbar ist und in Gottes Gericht besteht, wird ihnen durch Jesu Blut zuteil. Weil Christus für sie starb, darum sind sie aus aller Abhängigkeit vom Satan befreit. Das Zeugnis, das ihnen den Tod des Christus verkündet und ihnen seine Gnade anbietet, nahmen sie an, und daß sie das göttliche Wort bei sich haben, das ist ihre Gerechtigkeit. Dadurch ist freilich ihre Liebe völlig für ihn in Anspruch genommen und sie sind gegen ihn zur Treue berufen, die sich ihm ganz ergibt. Es gibt aber in der Tat nun Menschen, die das Wort nicht nur hörten, sondern bewahrten und es höher als ihr Leben schätzten, so daß sie das Wort auch dann nicht verleugneten, als sie um seinetwillen zu sterben hatten. Das sind nun die, gegen die der Satan keine Macht mehr hat, weil ihnen Gottes Urteil die Gerechtigkeit zusprach. Die, die im Himmel ihren Ort haben, empfingen deshalb durch das, was geschah, den Grund zur ungetrübten, vollen Freude, den Anlaß zum Dank, zur reinen Anbetung. Anders steht es freilich noch im irdischen Bereich; denn hier ist der Kampf noch nicht vollendet. Vor Gottes Thron ist der Satan zwar ohnmächtig gemacht und der Zugang zum Himmel ihm verschlossen; aber über die irdische Welt hat er noch Macht und der Kampf wird hier um so schwerer, je näher das Ende ist, bei dem alles Satanische auch aus dem menschlichen Bereich beseitigt wird.

12, 13—16: **Und als der Drache sah, daß er auf die Erde geworfen war, verfolgte er die Frau, die den männlichen Knaben geboren hatte, und der Frau wurden die beiden Flügel des großen Adlers gegeben, damit sie in die Wüste an ihren Ort fliege, wo sie für einen Zeitraum und Zeiträume und einen halben Zeitraum fern von der Schlange ernährt wird. Und die Schlange warf aus ihrem Mund hinter der Frau her Wasser wie einen Strom, um zu bewirken, daß der Strom sie fortreiße, und die Erde half der Frau und die Erde öffnete ihren Mund und trank den Strom, den der Drache aus seinem Mund geworfen hatte.** Die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit des Bilds entspricht dem Ernst der Lage, in der die Christenheit noch steht, die sie mit schwerer Sorge belastet und ihren Glauben und Mut auf die höchsten Proben stellt. Sie hat zwar das Höchste als ihren sicheren Besitz empfangen; denn ihr Verhältnis zu Gott ist ganz geordnet, ganz klar. Sieht sie zum Himmel empor, so ist sie frei von Angst, nur mit Dank erfüllt, der

göttlichen Gnade gewiß. Sie darf deshalb im Glauben sagen, daß sie den Satan und die Welt überwunden hat, wie es ihr die himmlische Stimme vorgesagt hat. Wenn sie aber ihre Lage in der Welt erwägt, dann hat sie allen Grund zur Furcht und sie muß mit Zittern fragen, ob sie nicht erliegen werde. Wie soll sich jene Frau, die das Knäblein geboren hat, des Drachen erwehren, wenn er sich nun in seinem großen Zorn an sie macht? Johannes verheißt: der Drache wird ihr nichts zuleide tun. Der allmächtige Helfer bahnt ihr den Weg an ihren Zufluchtsort; denn es gibt unter den Himmlischen eine Gestalt, die Flügel hat, da der Adler vor dem Throne Gottes schwebt, und seine Flügel werden der bedrängten Frau gegeben. Da der Weg auf der Erde für sie versperrt ist, weil der Satan die Erde beherrscht, wird ihr der Weg durch die Luft dahin gebahnt, wohin ihr der Drache nicht folgen kann. Johannes gibt der Christenheit hier dieselbe Verheißung, die er ihr schon dadurch gab, daß er sagte, sie habe Gottes Siegel, das keine satanische oder menschliche Gewalt zu zerbrechen vermöge. Den Angriff des Satans muß die Gemeinde freilich leiden und er erfolgt mit Macht. Dennoch ist er umsonst und alles, wodurch er die Gemeinde von innen oder von außen zerstören will, geschieht umsonst. Den Strom, mit dem die Schlange die Frau fortreißen will, schluckt die Erde auf.

Vielleicht hat Johannes hier ältere Erzählungen für seine Weissagung benützt. Bestimmt wissen wir das, daß die Weissagung Hoseas, Kap. 2, nach der Gott Israel im Anfang der Heilszeit zurück in die Wüste führt, die jüdische Gemeinde lebhaft beschäftigte und die Erwartung begründete, in der Endzeit müsse das Volk, bevor sich Gott an ihm verherrliche, dadurch eine Erprobung bestehen, daß es wie einst nach dem Auszug aus Ägypten in der Wüste auf Gott warte. Auch Johannes sagt, daß einzig die Wüste der Christenheit den Schutz verschaffen könne, nun aber nicht so, daß er sie aufforderte, irgendwo auf der Erde einen Bergungsort zu suchen. Er weissagt nicht dazu, um die Furcht in der Gemeinde zu erwecken, die flieht und sich mit der leeren Hoffnung tröstet, es gebe auf der Erde einen Ort, wo der Satan sie nicht fände und sie nicht anzufechten vermöchte. Vielmehr hat Johannes auch durch dieses Bild die volle Gewißheit des Glaubens zum Ausdruck gebracht, der den Bestand und Sieg der Christenheit durch Gottes Schutz und Gnade gesichert weiß. Wie der Anfang des Bildes, der vergebliche Kampf des Satans gegen die Engel, den vollen Dank für die empfangene Rechtfertigung ausspricht, so ist auch der Schluß des Gesichtes gleichzeitig das Zeugnis für die Gefahr, in der die Gemeinde steht, und für die Unverletzlichkeit, die Gottes Gnade auf sie legt. An allen den Orten, an denen die Christenheit wohnt, ist sie in der Wüste, umringt von der Gefahr und angegriffen von ihrem mächtigen Widersacher; überall drängt der Strom an sie heran, der sie zu begraben scheint; aber an allen Orten ist sie auch geborgen in Gottes Schutz.

Mit dieser Verheißung will Johannes aber nicht sagen, daß die Gemeinden oder ihre einzelnen Glieder nicht Schweres leiden und bis aufs

Blut aushalten müßten. Wie überall in seiner Weissagung beides beisammen steht, daß Gottes Siegel nicht verletzt wird und daß Gottes Knechte ihre Seele an seinem Altar ausschütten, ohne daß zwischen diesen beiden Worten irgend ein Gegensatz bestände, so schließt auch hier die Geschichte, die Johannes sieht, nicht damit, daß die Gemeinde gerettet und der Satan ohnmächtig ist, sondern es folgt noch ein Satz, der ausspricht, daß er ihr einen heißen Kampf bereiten und großes Leid antun wird. 12, 17: **Und der Drache wurde gegen die Frau zornig und ging fort, um mit den anderen von ihrem Geschlecht den Kampf zu beginnen, mit denen, die die Gebote Gottes bewahren und das Zeugnis Jesu haben.** Unangreifbar ist für den Satan Christus; denn er ist bei Gottes Thron. Deshalb wurde der Satan zornig und verfolgt die Christenheit. Unüberwindlich ist aber für ihn auch die Gemeinde Jesu; denn seine Waffen verwunden sie nicht. Darum wurde er zornig und bedrückt die zu Jesus sich Bekennenden. Deshalb, weil er auf Gottes Gnade stößt, die nicht wankt und bricht, läßt er aber vom Kampf nicht ab; denn er kann sich Gott nicht unterwerfen und die Gewißheit, daß sein Streit gegen Gottes Werk vergeblich ist, macht ihn nur erbitterter. Da Johannes gleichzeitig die Unverletzlichkeit und den Kampf der Gemeinde beschreiben will, muß er für sie in seiner Erzählung zwei Vertreter haben. Deshalb wird sie, nachdem sie zuerst durch die in die Wüste gerettete Frau dargestellt war, jetzt durch die Verwandten der Geretteten vertreten, die den Zorn des Drachen deshalb gegen sich haben, weil sie zum selben Geschlecht wie die Gerettete gehören. Die Ursache, weshalb die Verfolgung sie trifft, ist genau dieselbe wie die, weshalb sie in Gottes Gnade steht, der Gehorsam gegen das göttliche Gebot, der sie unfähig zum Sündigen macht, und der Glaube an Jesus, der sein Wort nicht vergessen und verwerfen kann. Nichts anderes als das bringt ihnen den Haß des Satans, den Kampf und den Tod; aber dasselbe macht sie auch zu Gliedern derjenigen Gemeinde, die die himmlische Art an sich hat und mit der Sonne bekleidet ist. Sie können die Freundschaft des Satans und der Welt nicht dadurch erkaufen, daß sie das wegwerfen, worauf ihr Anteil an Gott beruht.

12, 18—13, 18.

Der Widerchrift und sein Prophet.

Was aus Jerusalem wird, hat uns das elfte Kapitel gezeigt; was aus der Christenheit wird, stellte das zwölfte vor uns hin. Aber die Judenschaft und die Christenheit sind nur ein kleiner Teil der Menschheit; sie leben unter der großen Völkerschar, die durch die griechische Kultur und das römische Reich zu einer großen Gemeinschaft vereinigt war. Was wird aus dem griechischen Heidentum, aus dem römischen Staat und Reich? Das zeigt uns jetzt das neue Gesicht. Alle drei Gesichte erklären sich gegenseitig und machen uns dadurch deutlich, warum die Öffnung der Siegel und das Ertönen der Posaunen das zur Folge haben, daß schwere Strafen über die Menschheit gehen. Das Gesicht, das uns Jerusalem beschrieb, verkündete: der Tempel

wird verworfen und die heilige Stadt entweiht; damit wird die Verschuldung der Judenschaft offenbar. Warum aber der Tempel in seinem alten Bestand beseitigt und Jerusalem zur Mörderin der göttlichen Zeugen wird, zeigt das zweite Gesicht. Dies geschieht, weil der Christus vor dem Angriff des Satans zum göttlichen Thron gerettet und seine Gemeinde vom Satan verfolgt wird. Worin aber der Angriff des Satans auf die Christenheit besteht, was jener Wasserstrom ist, durch den er sie ertränken möchte, das zeigt nun das dritte Gesicht, und auch dieses antwortet auf eine Frage, die alle tief bewegte, die an der Verkündigung des Wortes Jesu und an der Sammlung der Kirche mitarbeiteten. Wie steht es mit der Völkerwelt? wird sie willig sein, auf Gott zu hören, und das Wort Jesu annehmen, so daß sich an ihr Gottes Gnade ohne Hindernis offenbaren kann? Oder verharrt sie im Streit mit Gott und führt sie ihn bis zum letzten Ende durch? Darauf antwortet Johannes mit der Weissagung vom Widerchrist. Nun verstehen wir vollends, warum jene Reiter durch die Menschheit reiten und warum die Posaunen sie mit schweren Strafen beladen, verstehen auch, warum Gottes Strafen noch nicht zu Ende sind, sondern die Menschheit noch weiter aus den Schalen seines Zorns getränkt wird und die Anbetung, die Gott jetzt im Himmel dargebracht wird, erst hernach auch die Erde erfüllt.

12, 18. 13, 1: **Und ich stand auf dem Sand des Meeres und ich sah aus dem Meer ein Tier heraufkommen mit zehn Hörnern und sieben Köpfen und auf seinen Hörnern waren zehn Kronen und auf seinen Köpfen Namen der Lästerung.** Johannes wiederholt und bestätigt Daniels Weissagung, der den menschlichen Herrschern und Staaten in wilden Tieren ihr Gleichnis gegeben hat. Dadurch ist ihre streitbare Kraft dargestellt, ihr Vermögen, zu rauben und zu töten. Ihre Herrschaft beruht darauf, daß die anderen unterworfen werden und ihre Freiheit verlieren, ihr Reichtum darauf, daß die anderen verarmen, ihre Ehre darauf, daß die anderen erniedrigt sind. Darum steht ihr Bemühen, die Herrschaft zu gewinnen und zu behalten, mit dem göttlichen Willen in Streit, da hier der Mensch sich selbst zur Größe zu erheben sucht, und der Widerspruch gegen Gottes Herrschaft kommt dadurch zur Erscheinung, daß die, die Gott untertan sind, verachtet, gehaßt und verfolgt werden. Von diesem Urteil, das die Schrift über die früheren Herrscher gefällt hat, nimmt Johannes die jetzt regierenden römischen Herrscher und ihren Staat nicht aus; sie tragen vielmehr mit besonderer Deutlichkeit die Züge an sich, die das wilde Tier zum Abbild der Herrscher machen, und darum besteht zwischen ihnen und der Gemeinde Jesu ein unversöhnlicher Gegensatz, der zur Verfolgung der Gemeinde führt.

Damit ist nicht alles gesagt, was Johannes über den römischen Staat zu sagen hatte, wie auch mit dem Spruch, daß die Welt im Argen liege, noch nicht alles ausgesprochen ist, was im Blick auf die Menschheit von uns festgehalten werden muß. Denn die Gnadengabe Jesu besteht nicht nur darin, daß er als der treue Zeuge das göttliche Wort zu uns bringt und als der Erstgeborene von den Toten uns das Leben sichtbar macht, sondern auch darin,

daß er die Könige der Erde regiert, 1, 5. Darum wird durch seine neue Offenbarung auch dies sichtbar, daß er „der König der Könige und der Herr der Herren" ist, 19, 16. Das wird er nicht nur von jenem Tag an sein, an dem er sich wieder sichtbar macht, sondern das ist er auch jetzt als der, durch den Gottes Herrschaft geschieht, und darum, weil alles, was sich in der menschlichen Geschichte herausbildet, vom göttlichen Wirken abhängig ist, wird in allem auch Gottes guter und heilsamer Wille sichtbar und dieser verschafft dem Staat seinen heiligen, hohen Beruf, der göttlichen Gerechtigkeit zu dienen, wie es Paulus und Petrus der Christenheit gesagt haben, Röm. 13, 1—7. 1 Petr. 2, 13—17. Es kommt aber in der menschlichen Geschichte nicht nur der göttliche, sondern auch der menschliche Wille zur Offenbarung und Wirkung und von dem, was dieser will und schafft, redet das Gesicht des Johannes, das uns die Ziele und die Resultate der menschlichen Begierde nach der Macht dadurch zeigt, daß es für die von ihren Herrschern geführte Völkerwelt das wilde Tier zum Gleichnis macht.

Johannes stand am sandigen Strand des Meers, als er das Tier sah; denn dieses steigt aus dem Meer herauf, aus der Tiefe, die die vielen zu fürchtenden Tiergestalten verbirgt, solche, denen die Natur dort wirklich ihre Heimat gibt, und auch solche, mit denen die Phantasie der Völker die Tiefe bevölkerte. Von oben her kommen Gottes gute Gaben, von oben der Christus, der die Gnade bringende Herr, von oben die Offenbarung der königlichen Herrlichkeit Gottes, die uns mit ihm vereint. Diejenige Herrschaft aber, die sich jetzt noch die Völker unterworfen hält, gehört nicht zu den guten und ewigen Gaben Gottes, sondern zu denjenigen Ordnungen des menschlichen Lebens, die deshalb in der Menschheit Raum haben, weil sie von Gott ferne ist und seinen Unwillen gegen sich hat. Das erfuhren die Apostel und die ganze Kirche beständig dadurch, daß der auf Rom gerichtete Blick der Völker und die Verehrung für die dort regierenden Männer der Botschaft Jesu ein schweres Hindernis bereiteten. Konnte man denn auf Jesus hören? Durfte man an ihn glauben? Der Kaiser war ja nicht Christ und die Regierung war gegen das Christentum! Trug es nicht notwendig in den römischen Staat eine ihn erschütternde Veränderung hinein? Aber den Staat durfte niemand erschüttern; er mußte so bleiben, wie er war. Was sein Gesetz befahl, war recht, und was sein Gesetz verbot, war ein Frevel. So wanden sich die Vorstellungen von der Herrlichkeit Roms und von der Unterwerfung fordernden Majestät der Kaiser als Fessel um die Völker, machten sie für die Größe Jesu blind und unfähig, sein Wort zu fassen, und darin zeigte sich, daß diese Macht einen anderen Ursprung und ein anderes Ziel hatte als die, die Jesus zum Herrn der Menschheit macht.

Nicht ein einzelner Mensch ist als der Widersacher Gottes beschrieben; denn was ist ein Einzelner, auch wenn er ein genialer und mächtiger Herrscher ist, für sich allein? Für die Weltgeschichte gewinnt er nur dadurch Wichtigkeit, daß solche da sind, die ihm vorgearbeitet haben und die mit ihm arbeiten und in seiner Größe ihre Ehre, in seiner Macht ihren Gewinn erkennen. Er

braucht Vorgänger und Nachfolger und die große Schar von Dienern, die seine Pläne ausführen, eine mächtige Organisation, die ihm die Kraft vieler dienstbar macht. Darum sind im Gesicht des Johannes die einander folgenden Herrscher in ein einziges Tier vereint und bekommen ihr Gleichnis teils durch seine Hörner, teils durch seine Köpfe. Deshalb sind die Hörner gekrönt, weil sie Könige darstellen. Ihre Zahl zehn nimmt Johannes aus Dan. 7, 7. Ebenso haben die Köpfe, weil sie Herrscher darstellen, eigene Namen und diese enthalten deshalb eine Lästerung Gottes, weil sie ihr Königtum nicht als von Gott ihnen gegebenes Amt verwalten, sondern auf ihre eigene Macht gründen und für sich göttliche Ehre fordern. Die maßlose Überhebung, die ihr Verlangen nach Herrschaft erfüllt, kam dadurch zum Ausdruck, daß der König zugleich als ein Gott auftrat.

In der Vergötterung der Könige kam zum Ausdruck, wie stark die Völker empfanden, daß ihnen Gott unentbehrlich sei. Ihr Blick suchte verlangend nach einer Versichtbarung Gottes innerhalb des menschlichen Lebens. In ihren Tempeln fanden sie nichts mehr; was man dort von den Göttern erzählte, war wirr, veraltet und verwelkt. Aus der Natur schöpften zwar manche starke Antriebe zur Frömmigkeit; aber für die Anliegen, die aus dem menschlichen Leben entstehen, gab die Natur die Hilfe nicht. Wo wurde innerhalb der menschlichen Geschichte Gottes Herrschaft sichtbar? Waren nicht die Herrschenden ihre Offenbarung? Gab es etwas Größeres als Macht, etwas Heilsameres als die Herrschaft dessen, der die Vielen durch seinen Willen zur Eintracht zwang und ihnen den Frieden verschaffte? Gerade dann, wenn Throne errichtet wurden, kam die Unentbehrlichkeit dessen, was man „Religion" nannte, deutlich ans Licht. Wie soll zwischen uns eine feste Gemeinschaft entstehen, wenn es nicht über uns etwas Höheres gibt, vor dem wir uns alle beugen? Darum betrieben die damaligen Kaiser ihre göttliche Verehrung mit Eifer als ein wirksames Band, das die Völker beisammenhielt und sie ihnen untertan machte. Mochten sie daneben noch ihre besonderen Religionen haben und der eine dies, der andere das über die Götter sagen, so sollten doch alle im Herrscher die Erscheinung der göttlichen Macht verehren. Damit entstand aber aus der Religion die Entehrung Gottes. Nun wollte ja der Mensch, der Schwache und Nichtige, mag er noch so mächtig sein, der Höchste sein. Darum nennt Johannes die Worte, die die Göttlichkeit der Herrscher priesen, samt den maßlosen Ehrungen und überspannten Machtansprüchen, die daraus abgeleitet wurden, Schmähungen, die Gott entehren.

Dadurch bekommt der Gegensatz, der alles, was besteht, in zwei gegeneinanderstehende Heerlager trennt, ein sichtbares Zeichen; auf der einen Seite stehen die, die Gott anbeten, und auf der anderen die, die ihn lästern. Im Himmel ist die Anbetung Gottes daheim; darum gehört alles, was an seiner Anbetung teilhat, zum Himmel und hat dort seinen Ort, weil es mit den Himmlischen in einem Willen und einem Werk verbunden ist. Da dagegen, wo der Mensch seine Herrschaft aufrichtet, verstummt die Anbetung, weil nun der Mensch seine eigene Größe preist. Er kann aber dabei nicht stehen bleiben,

sondern wird dazu getrieben, daß er Gottes Herrschaft bestreitet und ihm die Ehre nimmt. Da er der Erinnerung an Gott nicht entrinnen kann und immer wieder seine Abhängigkeit von ihm erfährt, entsteht daraus die Erbitterung, die nicht schweigen kann, sondern aus dem Preis der eigenen Herrlichkeit den lauten, zornigen Widerspruch gegen Gottes Größe macht. Dieser stürmt gegen alles an, was in der menschlichen Geschichte Gott offenbar macht, vor allem gegen den, in dem Gottes ganze Gnade bei uns gegenwärtig ist. Darum wird auf Jesus Spott und Schande gehäuft, sein Kreuz verhöhnt und seine Auferstehung als Wahn verlacht und darum werden seine Boten Verbrecher genannt und seine Gemeinde wird wie eine Bande ruchloser Frevler mißhandelt.

13, 2: **Und das Tier, das ich sah, glich einem Panther und seine Füße waren wie die eines Bären und der Rachen wie der Rachen eines Löwen und der Drache gab ihm seine Macht und seinen Thron und große Vollmacht.** Alle starken Raubtiere, vor denen man sich im Orient fürchtete, geben zu diesem Tierbild einen Beitrag, weil das Kaisertum, wie es jetzt auf den Völkern lastete, alles weit überbot, was die früheren Herrscher erreicht hatten. Es setzt sich zum Ziel, alle Machtmittel, die die früheren Herrscher besaßen, durch die sie sich unangreifbar machten und sich die Völker in Furcht unterwarfen, in seine Hand zu bringen, und dieses Bemühen, mächtiger und schrecklicher als alle anderen zu sein, gelingt ihm. Dadurch bekommt auch sein Gegensatz gegen die reine, von Gott gewollte Ordnung des menschlichen Lebens eine Schärfe, die früher noch nicht vorhanden war. Diese Gestaltung der menschlichen Geschichte ist aber den Mächten, die im Geisterreich Gott widerstehen, nicht unlieb. Während die Herrschaft Jesu der Macht des Satans das Ende bereitet, da er sie als Gottes Gabe besitzt und zu Gottes Verherrlichung verwaltet, widersteht der Satan dem römischen Herrscher, der sich selbst als Gott anbeten läßt und seinen Eigenwillen zum Gesetz für alle macht, nicht. Seine Kraft steht vielmehr diesen Herrschern zur Verfügung und er tritt seine Macht an sie ab, da er nichts von ihr verliert, wenn diese Machthaber regieren. Sie erhalten darum einen weiten Spielraum, können ihre Pläne verwirklichen und werden groß. Darum gibt es für die Gemeinde Jesu mit diesem Staat und diesen Herrschern keinen Frieden, weil sie nicht nach Frieden mit dem Satan begehren kann. Ihr Beruf ist klar; sie hat den Kampf durchzuführen, ohne Weichlichkeit und Furcht, mit ganzer Entschlossenheit, die das Leben um Gottes willen preiszugeben vermag, aber in der Gewißheit, daß der Sieg nicht beim Satan, darum auch nicht bei denen, die jetzt die Macht über die Erde haben, sondern bei Gott und Jesus ist.

13, 3. 4: **Und einer von seinen Köpfen sah aus, als sei er zum Tod geschlachtet, und die Wunde, die ihm den Tod brachte, wurde geheilt und die ganze Erde verwunderte sich hinter dem Tier her und sie beteten den Drachen an, weil er dem Tier die Vollmacht gegeben hatte, und beteten das Tier an und sagten: Wer ist dem Tier gleich und wer kann mit ihm kämpfen?** Johannes will nicht nur darstellen, wie jetzt die Lage der Gemeinde sei und was sich daraus als ihre Pflicht ergebe, sondern er weissagt. Die Macht,

die jetzt dem römischen Gebieter zur Verfügung steht, ist noch nicht das Letzte und Größte, was die Widersacher Jesu erreichen werden. Die Gefahr wird noch dringender, der Kampf noch gewaltiger. Das kommt im Gesicht dadurch zustande, daß einer der Köpfe des Tiers von einem Schwerthieb getroffen wird, so daß es scheint, es sei dem Tod verfallen. Trotzdem bleibt nicht nur das Tier, sondern auch dieser Kopf lebendig. So steht er als der da, den der Tod nicht überwinden kann, und sein Anspruch an die Macht und Gottheit erhält scheinbar eine unwiderlegliche Beglaubigung. Jetzt ist jener Weltbeherrscher da, der die ganze Menschheit vor sich knieen sieht. Denn der, der dem Tod überlegen ist, ist der Herr, vor dem sich alle beugen. Damit beginnt eine Feier, entsteht eine Religion, ein Kultus, der demjenigen völlig entgegengesetzt ist, den die, die im Himmel wohnen, Gott darbringen. Droben gilt die Anbetung Gott und dieser Anbetung schließt sich die Gemeinde Jesu von Herzen an und bringt ihre Gebete als Rauchopfer auf den himmlischen Altar. Die neue Anbetung der Menschheit gilt dagegen dem Menschen, seiner unüberwindlichen Kraft, seiner alles beugenden Größe. Sie gilt deshalb auch dem, durch den der Mensch zum Herrscher wird, dem Satan, auch wenn dies nicht ausdrücklich verkündet wird. Denn daß der neue Herr der Erde mit einem boshaften und gottlosen Willen seine Macht erwirbt und verwaltet, das stört seine Anbetung nicht und tut seiner Größe keinen Eintrag; vielmehr erscheint gerade das, was er sich vom Satan geben ließ, als groß und herrlich und der Verehrung wert. Er würde nicht verehrt, wenn er sich nicht dadurch als groß bewiese, daß er keinen Herrn über sich anerkennt und einzig seinen eigenen Begierden gehorcht. Von nun an gibt jedermann den Widerstand gegen den neuen Herrscher auf; denn jeder, der gegen ihn den Kampf wagen wollte, erscheint als ein Tor, der ins eigene Verderben rennt. Alle werden nun von der Christenheit, die sich weigert, ihn als ihren Herrn zu verehren und die Anbetung ihm zu geben, sagen, sie sei dem Wahnsinn verfallen, da sie nicht sehe, was ihr den Untergang bringen müsse, und sich mit boshaftem Eigensinn gegen den empöre, dessen Größe doch dadurch klar erwiesen sei, daß er unverletzt durch die Gefahr des Todes hindurchgegangen sei. Damit ist jene Stunde der Versuchung da, von der Jesus in den Briefen an die Gemeinden sprach, als er sie für das Ende rüstete, und die Christenheit wird nun Ernst und Mut brauchen, damit sie Gott und dem Lamm ihre Anbetung darbringe und niemand sonst.

Die Ereignisse in Rom, die Johannes miterlebt hat, legen die Erwägung nahe, ob sie nicht auf diese Fassung der Weissagung Einfluß hatten. Keiner von den Kaisern hatte mit solchem Übermut seine Gottheit zur Schau gestellt, wie es Nero getan hatte, und keiner seine Macht so schamlos zur Erfüllung seiner Leidenschaft mißbraucht wie er. Da verschwand er plötzlich, da er von Verschworenen ohne Zeugen in seinem Versteck ermordet wurde. Das ergab für den römischen Staat und das Kaisertum eine schwere Erschütterung. Während zwei Jahren war es keinem der Männer, die sich auf den leer gewordenen Thron setzten, möglich, ihre Herrschaft fest zu begründen. Nach-

einander erlagen drei Kaiser nach kurzer Zeit ihren Gegnern. Johannes warnt davor, davon das Ende der römischen Macht zu erwarten; sie wird befestigt aus diesen Wirren hervorgehen und gerade dadurch erst recht mächtig werden und das schwere Hindernis bilden, das dem Gehorsam gegen Jesu Wort widersteht, und nun erst recht den Versuch unternehmen, ob die Christenheit nicht vernichtet werden könne. Da Nero plötzlich verschwunden war, hängten sich an sein Ende mancherlei wilde Gerüchte, er sei entronnen, im Orient verborgen, sei von den alten Feinden Roms, von den Parthern, aufgenommen worden und werde ebenso unvermutet, wie er verschwand, mit einem Heer zurückkommen. Deutliche Hinweisungen auf einzelne Ereignisse, die Johannes und seine Zeitgenossen bewegten, treten aber in seiner Darstellung des Tiers nicht hervor. Die Vorgänge haben wohl vor allem dadurch auf die Gestaltung der Weissagung eingewirkt, daß sie die immer gültige Tatsache allen mit verstärkter Deutlichkeit einprägten, daß alle Größe und Macht des Menschen so lange scheitert, als er dem Tod unterworfen ist. Diese als Götter verehrten Fürsten waren morgen tot und dadurch wurde aus den göttlichen Namen, mit denen sie sich schmückten, eine leere Prahlerei. Wie wird es aber werden, wenn es dem Menschen gelänge, sich über den Tod zu erheben und die todbringende Wunde so zu erleiden, daß er von ihr wieder zu genesen vermöchte? Dann wäre seine Größe unwiderstehlich und die neue Anbetung geschaffen, bei der der Mensch nichts mehr verehrt als sich selbst. Dadurch macht Johannes das Bild des Widerchrists zum vollständigen Gegenbild Jesu. Auch Jesu Herrschaft hat ihren Grund darin, daß er den Tod überwunden hat. Weil er auferstanden ist, darum verehrt ihn seine Gemeinde als ihren Herrn. Nun kommt aber ein anderer, der seinen Ruhm verdunkelt, weil auch er sich als dem Tod überlegen erweist. Der Sieg über den Tod ist also nicht mehr die Krone dessen, der seine Macht aus Gott empfängt und sie dazu braucht, um als der gehorsame Sohn den Willen Gottes zu tun. Nun scheint dieselbe Höhe auch auf dem entgegengesetzten Wege erreicht zu sein, von dem, der für seine eigene Größe kämpft und die Macht darin sieht, daß er sich von Gott befreie, nicht darin, daß er ihm unterworfen sei, und nun ist die Versuchung, in die die Menschheit hineingestellt wird, schwer und die Stunde der letzten Entscheidung da.

13, 5—8: **Und es wurde ihm ein Mund gegeben, der Großes und Lästerungen redet, und es wurde ihm Vollmacht gegeben, zweiundvierzig Monate zu verbringen, und es öffnete seinen Mund zu Lästerungen gegen Gott, um seinen Namen und sein Zelt, die, die im Himmel wohnen, zu lästern, und es wurde ihm gegeben, den Krieg gegen die Heiligen zu führen und sie zu überwinden, und es wurde ihm Vollmacht über alle Stämme und Nationen und Sprachen und Völker gegeben, und alle, die auf der Erde wohnen, werden ihn anbeten, jeder, dessen Name nicht von der Gründung der Welt her im Buch des Lebens geschrieben ist, das dem geschlachteten Lämmlein gehört.** Johannes heißt es unmöglich, daß der, der die Macht um der Macht willen zur eigenen Erhöhung begehrt und besitzt, Gott vergessen

und still an Jesus vorbeigehen könnte, so daß er seiner Gemeinde verstattete, ohne Anfechtung nach ihrem Glauben zu leben. Gott erscheint ihm als sein Widersacher, die Erinnerung an ihn als eine Störung seiner Macht und Verdunklung seiner Größe. Da er nicht beten will und auch nicht schweigen kann, muß er lästern. Sich preist er maßlos in den höchsten Worten und alles, was an den erinnert, der im Himmel regiert, beschimpft und bekämpft er mit Leidenschaft. Darum sieht er auch in den Menschen, die Gott gehören, seine Feinde und erkennt seinen Beruf darin, sie zu bekämpfen, und was er sich vornimmt, gelingt. Es wird ihm gegeben, sagt Johannes, weil auch der trotzigste Abfall den Menschen nicht von der Macht Gottes losreißt, die auch die tiefsten Offenbarungen der Sünde ordnet und ihnen ihre Grenze setzt. Die Zeit, die dem Widerchrist gewährt ist, bezeichnet Johannes wieder mit der aus Daniel genommenen Zahl, den dreiundeinhalb Jahren, mit der er beständig ausdrückt, daß auch der letzte, schwere Kampf, den die Christenheit zu bestehen hat, durch die göttliche Ordnung das Maß bekommt. Auf die lästernden Worte des neuen Herrschers, durch die er die Menschheit von Gott und Jesus befreien will, erfolgt nicht sofort eine Antwort von oben, die Gottes Herrlichkeit sichtbar machte und den, der ihn angriff, vernichtete. Ebenso sind seine Unternehmungen gegen die Heiligen mit Erfolg gekrönt. Im Himmel ist der Satan zwar besiegt; auf der Erde ist er dagegen noch der Siegende. Die Engelheere haben die Macht, ihm zu widerstehen und ihn zu vertreiben; aber die Menschen, die sich zu Jesus bekennen, sind seiner Gewalt noch preisgegeben, so daß er sie töten kann. Somit sieht es so aus, als ob Gott in der Tat entthront und sein Werk unter den Menschen vernichtet sei Die Religion, die der neue Herrscher einführt, ist zur Weltreligion geworden und die ihn anbetende Gemeinde vereinigt alle Völker. Alle Unterschiede, die die Rasse und Sprache und Geschichte zwischen den Menschen stiftet, sind überwunden, alle einträchtig um den neuen Herrn geschart und überzeugt, daß die Anbetung Gottes und Jesu eine Torheit sei. Dennoch bleibt die Gemeinde Jesu unverletzt. Nur die beten den Widerchrist an, deren Name nicht im Buch des Lebens steht, in das die eingetragen sind, die Gott zu den Lebenden rechnet, denen er als seinem Eigentum seine Gnade und Gemeinschaft gewährt. Dieses Buch ist das Buch Jesu; denen, die ihm gehören, ist das Leben gegeben. Daher wird keiner von denen, die er zu den Seinen zählt, dem Widersacher Gottes untertan. Denn ihr Anteil an Gott beruht auf Gottes ewigem Willen. Schon im Anfang, als er die Menschheit schuf und ihr Geschick ordnete, war sein Wille auf die Sendung des Christus und auf diejenige Gemeinde gerichtet, die Jesus beruft. Was vom Anfang an durch Gottes Rat geordnet ist, wird auch vollendet. Nichts bringt den ewigen Willen Gottes um seinen Erfolg. Damit ist der Christenheit wieder dieselbe Verheißung gegeben, die ihr dadurch gewährt ist, daß Gott sein Siegel an ihre Stirn legt, und dadurch, daß die Frau in die Wüste gerettet wird. Gottes Eigentum steht unter seinem Schirm und sein Ruf verleiht uns die vollkommene und treue Gnade, die keine teuflische und keine menschliche Gewalt

überwinden kann. Der Widersacher Gottes kann zwar die Heiligen, die Gott gehören, lästern, richten, töten und kommt sich deshalb als ihr Überwinder vor; aber er kann sie von Jesus nicht trennen und dadurch bleiben sie im Besitz des Lebens. Die Festigkeit der Gemeinschaft, die die Christenheit bei Jesus erhält, erklärt uns auch diese Stelle durch die Erinnerung an sein Kreuz. Jesu Buch ist deshalb das Buch des Lebens und die, deren Name dort steht, sind deshalb für immer gerettet, weil er das geschlachtete Lamm ist. Durch sein Kreuz hat er sich das Recht und das Vermögen erworben, die ins Leben zu führen, die der Vater mit ihm verbunden hat. Um die Frucht seines Kreuzes zu zerstören, dazu ist keine Gewalt stark genug.

13, 9. 10: **Wenn einer ein Ohr hat, so höre er. Führt einer in Gefangenschaft, so geht er in Gefangenschaft*). Tötet einer mit dem Schwert, so muß er mit dem Schwert getötet werden. Hier ist die Standhaftigkeit und der Glaube der Heiligen.** Die Arbeit, die die Christenheit zu tun hat, ist schwer; denn sie muß der einstimmigen Meinung aller widersprechen und sich auch dann nicht beugen, wenn die Macht und der glänzende Erfolg bei ihren Widersachern ist. Vor dem Leiden erschrickt aber der Mensch stets und es ist für ihn eine schwere Sache, sich allein auf das Unsichtbare zu gründen, während ihn alles, was sichtbar ist, zu widerlegen scheint. Läßt sich nicht doch vielleicht ein Ausweg finden, nicht doch ein Friede schließen, nicht doch die Anbetung des Tiers mit derjenigen Jesu vereinigen? Johannes bittet die Christenheit, daß sie auf die Weissagung höre und sich für den Kampf, der vor ihr steht, rüste. Sie rüstet sich dadurch, daß sie keine glänzenden Hoffnungen an ihre Arbeit heftet, nicht von Erfolgen träumt, durch die sie die Welt zu gewinnen und zu Jesus zu führen vermöchte, und kein Zeitalter des Friedens und des Glücks für sich erwartet, das jetzt mit dem Evangelium anbrechen müsse, sondern sich die Tiefe des Gegensatzes deutlich macht, der sie von dem trennt, was die Menschheit schätzt, begehrt und schafft. Diese Kluft ist so tief wie die, die den göttlichen Willen vom satanischen trennt. Das Mittel, mit dem sich die Christenheit zu verteidigen hat und mit dem sie auch den Sieg gewinnen wird, ist einzig die zum Leiden entschlossene Standhaftigkeit und der Glaube, der weiß, was Gott ist und wozu er uns den Christus gesandt hat. Dem menschlichen Sinn liegt es nahe, dieselben Mittel zu verwenden, mit denen die Welt die Christenheit anficht, und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Mit berauschender Kraft trieb dieser Gedanke die Judenschaft in die Empörung hinein und gab ihr immer wieder die Waffen in die Hand. Allein auf diesem Weg richtet die Christenheit nichts aus, sondern tut sich nur Schaden. Denn die göttliche Regel wendet die Gewalt auf den zurück, der sie übt. Wer einem anderen die Freiheit raubt und ihn knechtet, erleidet dasselbe Los, und wer das Leben des anderen nicht achtet und mit dem Schwert arbeitet, endet selbst durch das Schwert. Die verkehrten Mittel, mit denen die Christenheit sich selbst schützen möchte, kehren sich gegen sie. Wie ein Lamm unter den Wölfen zu stehen, so hat Jesus die Aufgabe seiner

*) Die Worte sind nicht sicher überliefert.

Jünger beschrieben und Johannes bleibt dabei und leitet die Christenheit an, der Herrlichkeit ihrer Widersacher nur das entgegenzustellen, was Gott in ihrem inwendigen Leben schuf, einzig die Gewißheit, die Gottes Verheißung und Gnade erfaßt hat, und die vollendete Liebe, die von ihm nicht weichen kann, sondern um seinetwillen alles mit tapferem Mut erträgt.

13, 11: **Und ich sah ein anderes Tier aus der Erde heraufkommen und es hatte zwei Hörner, die denen eines Lämmleins glichen, und redete wie ein Drache.** Noch ist nicht das letzte Wort gesagt, das die Schwere des kommenden Kampfes ganz enthüllt. Zuerst stellt das Gesicht dem himmlischen Herrn, der im Gehorsam gegen Gott die Herrschaft und darum durch das Kreuz die Herrlichkeit bekommt, einen Machthaber gegenüber, der den menschlichen Gedanken über das, was groß, ruhmvoll und mächtig sei, entsprechen wird, jene Herrscherlust, die der Gewalt des Raubtiers gleicht. Aber so verführerisch dieses Ideal von Herrschaft auf die Menschen wirkt, für sich allein hat es noch nicht die höchste, alle bezaubernde Kraft. Denn der Mensch hat auch innerliche Bedürfnisse, die sich aus seiner geistigen Art ergeben; er begehrt eine Religion, die ihm noch stärkere Kräfte verschafft, als der Mensch sie besitzt, und dem, was er wagt, eine übernatürliche Weihe und wunderbares Gelingen verschafft. Deshalb hat der Machthaber einen Propheten nötig, der mit dem Schwert bewaffnete Arm das bestechende, die Menge gewinnende Wort, die alles niederwerfende Gewalt den starken Geist, der sie zu rechtfertigen und zu verklären weiß, und erst dann ist der Gipfel der menschlichen Größe erstiegen. Vereinen sich der Machthaber und der Prophet zu einträchtiger und gemeinsamer Herrschaft, dann entsteht die große Versuchung und erst damit ist das vollständige Gegenbild zum Amte Jesu hergestellt. Nun widersetzt sich ihm, der sich durch sein Wort und seinen Geist bezeugt, ein anderes Wort, das auch die Art des Geistes an sich hat, und widerlegt Jesu Wort. Dadurch scheint vollends erwiesen zu sein, daß die Menschheit Jesus vergessen darf. Darum stellt sich im Gesicht des Johannes neben das erste Tier noch ein zweites, das nicht wie ein Raubtier ausgerüstet ist und nicht den Rachen eines Löwen und die Klauen eines Bären hat, sondern Hörner wie ein Lamm trägt. Die Mittel, durch die es wirkt, die Waffen, mit denen es kämpft, gleichen denen, die Jesus braucht und seiner Gemeinde gibt; denn dieses Tier bereitet sich seine Größe durch Wort und Geist. Aber innerlich gleicht es nicht dem Lamm, weil es seinen geistigen Besitz nicht aus Gott schöpft und durch sein Wort nicht Gottes Willen offenbart, sondern was es will und sagt, aus der finsteren Kraft empfängt, die ein blendendes Licht und ein täuschendes Wort in die Menschheit hineinzulegen vermag. Es verkündet einen entstellten Gott, der den Begierden des Menschen dienen muß, eine Religion, die nicht an Gottes Werk gebunden ist, sondern nach ihrer eigenen Lust fabelt, die den Willen des Menschen nicht reinigt, sondern seine selbstische Sucht stärkt. So entsteht ein Gottesdienst, bei dem der Mensch das Seine sucht, nicht das, was Gottes ist. Auch diese Weissagung hatte zu dem Beziehungen, was Johannes schon erlebt hatte. In der Judenschaft, der er das Wort Jesu gesagt

hat, gab es nicht nur trotzige Rebellen, die den Verzweiflungskampf gegen den römischen Herrscher führten, sondern auch jüdische Magier, die sich begierig an die Machthaber herandrängten und von ihnen gern in ihre Freundschaft aufgenommen wurden, damit ihre Entschlüsse von einer geheimnisvollen Weisheit geleitet seien und ihre Taten unter dem Schutz überirdischer Mächte ständen. Mit solchen Dingen verwandte Vorgänge gab es aber auch in der Christenheit, wie wir aus dem ersten Brief des Johannes, 1 Joh. 2, 18, und aus dem Urteil wissen, das das erste Gesicht über die Gemeinden sprach, 2, 6. 14. 15. 20—23. Das Wort des Johannes wurde von einem unechten Christentum bekämpft, das zum Teil mit denselben Worten wie die Apostel arbeitete und auch Gemeinden sammelte, die von außen denen der Apostel glichen, während innerlich das neue Christentum völlig von ihnen geschieden blieb, weil hier kein Bruch mit dem bösen Willen zustande kam, sondern die sündlichen Begierden entschuldigt, verteidigt, gepflegt und befriedigt wurden. Daraus entstand mit Notwendigkeit ein tiefer Widerwille gegen Jesus, gegen den, der die Macht nur dazu begehrt hat, um den Willen Gottes zu tun, selbst arm wurde, um die Vielen reich zu machen, und das Kreuz erwählte, damit allem, was böse ist, das Ende bereitet sei. Der Gott dieses Christentums war nicht die Liebe, die den Menschen frei von sich macht und ganz unter Gottes Willen stellt; es begehrte von Gott nur die Macht, die dem Menschen den Genuß und Glanz der Vollkommenheit verschafft, und darum begehrte es auch einen anderen Christus, einen solchen, der den menschlichen Wünschen nicht widerspricht, sondern sie erfüllt. Darum bestand für dieses Christentum die Notwendigkeit nicht, den Kampf mit der Welt unbeugsam durchzuführen. Darum war es mit denen, die die Macht über die Menschheit begehrten, innerlich eines Sinnes. Es konnte sich mit ihnen verbünden, ihr Unternehmen billigen und verherrlichen und sich seinerseits durch sie begünstigen und feiern lassen, und dann war beides beisammen, was die Menschen lockt, das Schwert und das Wort, die Gewalt und die Erkenntnis, die Krone und die Religion, der Thron und der Altar. Johannes weissagt, diese Verbindung werde kommen und der Weltbeherrscher den falschen Propheten neben sich und für sich haben, und dann ist für die Christenheit die Stunde der schweren und letzten Versuchung da.

Nicht in einzelnen Lehren, die Gottes Wirken mit trüben, verkehrten Gedanken beschreiben, sieht Johannes das Gift, das dieses neue Christentum verderblich macht. Dieser Kampf vollzieht sich nicht nur im Bereich der Gedanken, als stehe nur Meinung gegen Meinung, ein Lehrsatz gegen den anderen. Das geschlachtete Lamm und das mit dem Weltbeherrscher regierende Lamm sind nicht nur durch einzelne Gedanken voneinander getrennt, sondern ihre Wege scheiden sich im Ziele, das ihr ganzes Wollen und Handeln regiert. Dort steht der, der Gott verherrlicht und für Gott lebt, hier der, der sich selbst verherrlicht und für sich kämpft, dort der, der frei von sich selbst sich Gott unterwirft, hier der, der sich selbst behauptet, dort der, der im Dienst der Gnade den Menschen begabt, hier der, der seine Erhöhung durch die Knechtung der anderen bewirkt. Das schafft einen unversöhnlichen Gegensatz.

13, 12. 13: **Und alle Macht, die das erste Tier hat, tut es vor ihm und bewirkt, daß die Erde und die, die auf ihr wohnen, das erste Tier anbeten, dessen Wunde, die ihm den Tod brachte, geheilt wurde, und es tut große Zeichen, daß es sogar Feuer aus dem Himmel auf die Erde vor den Menschen herabkommen macht.** Diese Art von Geist und Prophetentum kommt jedem Befehl willig nach, den ihm der Herrscher gibt; denn sein Bestreben ist darauf gerichtet, daß die ganze Macht, die dem wilden Tier durch die göttliche Regierung gewährt ist, ausgenützt und wirksam werde. Darum verkündet es das göttliche Recht des Weltbeherrschers und verlangt für ihn die völlige Hingabe, die restlose Unterwerfung, die Anbetung. Sowie aber der prophetische Anspruch erhoben wird, tritt die Nötigung ein, ihn zu bewähren, da die Forderung des unbedingten Gehorsams nur dann erfüllbar wird, wenn die angeblich göttliche Sendung des Propheten gesichert ist. Darum wird das Zeichen zum unentbehrlichen Arbeitsmittel des Propheten und es wird ihm gegeben. Er stellt durch wunderbare Machttaten das Recht seiner Herrschaft und die Wahrheit seiner Botschaft fest. Wer kann noch an ihnen zweifeln, wenn sogar das himmlische Feuer, der Blitz, seinem Wort gehorcht? Die Christenheit, für die kein Blitz vom Himmel fällt, die vielmehr wehrlos leidet und hilflos stirbt, scheint widerlegt zu sein.

13, 14. 15: **Und es verführt die, die auf der Erde wohnen, wegen der Zeichen, die ihm gegeben wurden, vor dem Tier zu tun, und es sagt denen, die auf der Erde wohnen, daß sie dem Tier, das die Wunde des Schwertes hat und lebendig wurde, ein Bild machen sollten, und es wurde ihm gegeben, dem Bild des Tieres Geist zu geben, damit das Bild des Tieres auch rede, und zu bewirken, daß alle, die das Bild des Tieres nicht anbeteten, getötet werden.** Um das Bild ging der Kampf zwischen der Christenheit und dem Heidentum, weniger noch um das der Götter als um das Kaiserbild, weil die Völker für ihre Götter kein Herz und keinen Glauben hatten, dagegen für die Kaiser die Huldigung verlangten und der Staat alle seine Machtmittel dazu brauchte, damit dem Kaiser von allen göttliche Ehre erwiesen werde. Die von Jesus Befreiten und zum einigen Gott Berufenen opferten aber nicht mehr vor dem Kaiserbild. Schon einmal war über Jerusalem und die ganze Judenschaft Palästinas dadurch eine fürchterliche Gefahr gekommen, daß der Kaiser Kaligula beschlossen hatte, daß sein Bild in den Tempel von Jerusalem gebracht werden müsse. Das empfand die Judenschaft als schwerste Bedrohung, als die Zerstörung des Tempels und des Volks. Damals ging aber die Gefahr an der Judenschaft noch vorbei, weil die Beamten des Kaisers vor dem Martyrmut der Juden erschraken und es nicht für ratsam hielten, die Erfüllung des kaiserlichen Wunsches mit einem Blutstrom zu erkaufen, und auch in den griechischen Städten gelang es den jüdischen Gemeinden immer wieder, wenn auch nur unter harten Kämpfen, ihre Betsäle gegen die Aufstellung von Kaiserbildern zu schützen. Aber die Gefahr, die damals noch vorüberging, wird wiederkommen. Die Judenschaft lehnte die Bilder ab des Gesetzes wegen, damit sie dem zweiten der zehn Gebote gehorsam sei, und

die Christenheit tat es auch, nicht bloß des Gesetzes wegen, sondern weil sie mit ganzer Liebe an ihren himmlischen Herrn gebunden war. Das falsche Prophetentum dagegen, das nichts Größeres als den Menschen kennt, hat gegen das Bild nichts einzuwenden. Denn durch den Bilderdienst entsteht ein falsches Gegenbild zu der überall wirksamen Gegenwart des himmlischen Herrn. Indem die Bilder des Kaisers überall aufgestellt wurden, kommt zum Ausdruck, daß sich seine Macht über alle Orte erstrecke und ihm alle verpflichtet seien. Darum erkennt das falsche Prophetentum im Bilderdienst das wirksame Mittel, um die Völker zu gewinnen und die Christenheit zu vernichten. Johannes denkt auch an die Erprobung, die den im Exil lebenden Juden bereitet wurde, Dan. 3. Der Triumph des Weltbeherrschers wird darin bestehen, daß alle Völker seine Statue anbeten, und der Triumph des falschen Propheten darin, daß er das Recht dieses Dienstes dadurch beweist, daß er das Bild zu beleben vermag. Die, die das Bild nicht als Gottheit gelten ließen, wandten immer dagegen ein, es sei ja tot und rede nicht. Nun wird aber ein lebendiges Bild geschaffen, das das Vermögen zu sprechen hat, und damit ist die Einrede derer widerlegt, die dem Bild die Ehre verweigern. Nun verdient jeder, der es nicht anbeten will, den Tod.

13, 16—18: **Und es bewirkt, daß sich alle, die Kleinen und die Großen und die Reichen und die Armen und die Freien und die Knechte, an ihrem rechten Arm oder an ihrer Stirn ein Mal herstellen und daß keiner verkaufen oder kaufen kann, wenn er das Mal, den Namen des Tiers oder die Zahl seines Namens, nicht hat. Hier ist die Weisheit. Wer Verstand hat, berechne die Zahl des Tieres; denn es ist die Zahl eines Menschen und seine Zahl ist sechshundertsechsundsechzig.** Vor dem Anspruch des Weltbeherrschers, daß ihm alles untertan werde, verschwinden alle Unterschiede, die die Stellung des Menschen im Volksganzen verschieden machen. Keinem, welchen Platz er habe, ob er oben oder unten stehe, ohnmächtig oder mächtig, verborgen oder allen sichtbar sei, wird gestattet, daß er sich der Unterwerfung unter den neuen Herrn entziehe, und alle folgen dem Ruf der falschen Weissagung und ergeben sich dem Widerchrist als sein Eigentum. Das geschieht im Gesicht dadurch, daß sich jeder den Namen des Herrschers auf die Stirn oder den rechten Arm einritzt. Damit wird der Frevel, der durch seine Anbetung geschah, zur Vollendung gebracht. Indem sie seinen Namen tragen, verzichten sie auf jede andere Abhängigkeit und damit auf jede Freiheit und wollen in vollständiger Untertänigkeit ganz und gar sein eigen sein. Damit zerreißen sie jene Abhängigkeit, in der wir alle als Gottes Geschöpf von unserem Schöpfer stehen. Nur wer ihn leugnet, kann sich mit vollständiger Unterwerfung an einen Menschen hingeben. Auch dadurch, daß sie den Namen ihres Herrn in ihre Haut einritzen, drücken sie die Vollständigkeit ihrer Unterwerfung aus, da das, was durch Tätowierung in die Haut hineingeschrieben wird, nicht mehr abgewischt oder ausgelöscht werden kann. Sie geloben ihm dadurch die unvergängliche Verbundenheit, da sie seinen Namen so an sich tragen, daß er nicht mehr verschwinden kann, und dieser Untertänigkeit, die

sie ganz und gar zu seinen Sklaven macht, rühmen sie sich mit Stolz und tragen darum seinen Namen an der sichtbarsten Stelle, an ihrer Stirn oder ihrem Arm. Es liegt darin eine tiefe Wahrheit, daß Johannes sagt, dieser völlige Verzicht auf Freiheit und eigene Würde sei das Werk der falschen Weissagung. Denn zur absoluten Hingabe, die den Willen des Menschen völlig bindet, bewegt ihn nur die Religion, sei sie wahr oder falsch. Vor der Macht, sei ihr Glanz noch so prunkvoll, beugt sich der Mensch nie ganz. Ihr Zwang kann ihm Ketten schmieden; aber er rüttelt an ihnen. Wenn sich aber die Macht mit religiöser Verklärung umgibt, dann endet jeder Widerstand; nun sieht der Mensch in seiner Knechtung eine Ehre, in seiner Entehrung ein Geschenk, in seiner Vernichtung sein Glück. Die Unterwerfung unter den Herrscher wird zur Bedingung für jeden Verkehr, für jeden Anteil am gemeinsamen Leben gemacht. Wer das Mal nicht hat, wird gebannt, aus allem Verkehr ausgestoßen und jeder Hilfe beraubt. Da der Widerchrist allein und über alle regieren will und deshalb nicht ruht, bis er sich alle unterworfen hat, muß die Christenheit verschwinden. Der Kampf geht um Leben und Tod.

Dieselbe Bedeutung wie der Name hat die Zahl des Namens. Weil die Griechen die Zahlen mit Buchstaben schrieben, a = 1, b = 2 usf., konnte man jedes Wort auch als eine Zahl lesen, indem man für die Buchstaben ihren Zahlenwert einsetzte und ihre Summe herstellte. Die Umrechnung von Namen in Zahlen findet sich in der damaligen Zeit in mancherlei Weise, sowie ein Name nicht offen genannt, sondern nur versteckt angedeutet werden soll. Auch die Schriftgelehrten Jerusalems haben mehrfach erwogen, welche Zahl ein Name ergebe und ob sich nicht darin ein Geheimnis offenbare. Indem Johannes die aus dem Namen entstehende Zahl nennt, spricht er aus, der Name dessen, der den Kampf gegen Gott und die Christenheit unternehmen werde, sei vor Gott schon genannt; denn auch das, was die Menschen im Aufruhr gegen ihn tun, um sein Werk zu zerstören, steht in seinem hellen Blick und geschieht mit seinem Wissen und nach seiner Anordnung. Eine Überlieferung, die zu der von Johannes genannten Zahl die Auflösung gab, hat sich in der Kirche nicht erhalten. Richtig ist die Beobachtung, daß der Name „Neron Cäsar", wenn er mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird, die Summe 666 ergibt. Falls dies mit dem zusammentrifft, was Johannes dachte, dann hat er aus den Namen der Kaiser, die bereits regiert hatten, den hervorgehoben, der wie kein anderer den gottlosen Übermut und die blutige Feindschaft gegen die Christenheit der Welt vorgemacht hat. Doch behält die Einrede gegen diese Deutung ein gewisses Gewicht, daß Johannes den griechischen Christen Kleinasiens schwerlich zugemutet hat, mit den hebräischen Buchstaben und Zahlzeichen zu rechnen. Soll mit den griechischen Zeichen gerechnet werden, so läßt sich nicht sagen, ob und wie Johannes die Zahl in einen Namen aufgelöst hat*).

*) Da Johannes nicht der einzige Prophet war, der damals weissagte, und die Weissagungen von einem Propheten zum anderen hinübergingen, ist es nicht unmöglich, daß ein Prophet in der palästinischen Mutterkirche an die Stelle von „Kaiser Nero" die mit den hebräischen Buchstaben berechnete Zahl setzte. Dann

14, 1—5.

Die Gemeinde der Endzeit.

Wenn die Menschheit der Christenheit keine Stätte mehr bei sich gewährt und denen, die sich nicht dem Tier verschreiben, die Gemeinschaft und Hilfe verweigert, ohne die wir nicht leben können, was wird dann aus denen, die sich zu Jesus bekennen? Johannes läßt nicht zu, daß diese Frage mit schwerem Druck die Christenheit quäle, sondern führt sie über alle Sorge und Furcht empor. 14, 1: **Und ich sah und sieh! das Lämmlein stand auf dem Berg Zion und bei ihm hundertvierundvierzigtausend mit seinem Namen und dem Namen seines Vaters, der auf ihren Stirnen geschrieben war.** Wo wird die Gemeinde sein, wenn sie der Widersacher verfolgt und alle sie bekämpfen? Beim Christus, antwortet Johannes. Ihn sieht er jetzt wieder wie im ersten Gesicht bei seiner Gemeinde gegenwärtig und er ist ihr Schutz. Dadurch bewahrt er das Wort, mit dem Jesus in der Nacht vor seinem Tode von seinen erschütterten Jüngern Abschied nahm. Was machte er damals zu ihrem Trost? Er bleibt bei ihnen, sie sind bei ihm und in ihm und das ist ihr Sieg über die Welt. Als Johannes davon sprach, daß die Gemeinde dem Angriff des Satans ausgesetzt sei und von ihrem zu Gott erhöhten Herrn getrennt in der irdischen Bedrängnis lebe, sagte er, sie sei „in der Wüste", 12, 6. Jetzt, da er die Gegenwart des Christus bei seiner Gemeinde bezeugt und ihr verheißt, daß die Erhebung Jesu zu Gott ihn nicht mehr von ihr trenne, sondern ihm die Macht gebe, immer und überall bei ihr zu sein, nennt er als den Ort, an dem er ihre ganze Zahl, ohne daß ihm ein einziger fehlt, bei sich versammelt, den Berg Zion. Er holt also den Namen für das, was die neutestamentliche Gemeinde besitzt, wieder aus dem Alten Testament und spricht damit wieder aus, daß Jesus den ganzen Schatz der göttlichen Verheißung und der Israel gewährten Gnadengabe zum Eigentum seiner Gemeinde macht. Auf dem Berge Zion schuf Gott der alttestamentlichen Gemeinde ihre Heimat, weil er ihr dort den Tempel gab, der ihr seine gnädige Gegenwart verbürgte. Nun ist Jesus der, in dem sich uns Gottes gnadenvolle Gegenwart schenkt, und darum ist die Gemeinde deshalb, weil Jesus bei ihr ist und ihr die Gemeinschaft mit ihm gegeben ist, die keine fremde Gewalt auflösen kann, auf den Zion versetzt. Johannes dachte dabei nicht an das irdische Jerusalem, wo der Widerchrist ebenso allmächtig regiert wie sonst auf der Erde, sondern sagt, dieser Berg Zion, auf dem das Lamm bei den Seinen ist, sei im Himmel, nicht da, wo der Widerchrist und der Satan herrschen, sondern da, wo Jesus ist und Gott seine Gnade und Herrlichkeit offenbart. Johannes zeigt der Christenheit nicht einen irdischen Zufluchtsort, bezeugt ihr aber, daß ihr alle Verheißungen und Rechte der geheiligten Gemeinde gehören, für die Gott eine Heimat bei seinem Heiligtum erbaut, wo sie vor jedem Angriff sicher ist. Deshalb braucht er auch hier

entstand diese Verhüllung des Namens noch zu der Zeit, als Nero noch lebte, vermutlich damals, als die Eiferer in Palästina den Aufstand gegen Nero begannen. Für zuversichtliche Behauptungen gibt es aber an dieser Stelle keinen Raum.

die schon in Kap. 7 genannte Zahl 144000, die Jesus als den Vollender Israels beschreibt, der das Volk Gottes zur Vollkommenheit gebracht hat. Er hat aber hier das Gleichnis nicht mehr weiter ausgedeutet und die Gemeinde nicht mehr aus den zwölf Stämmen im vollständigen Gleichmaß zusammengesetzt. Aber auch jetzt erinnert er die von der Welt überwältigte Christenheit daran, daß Gott die Seinen gezählt hat und ihnen sein Siegel gab, und sie wird erfahren, daß sich die Kraft seines Siegels auch im letzten Sturm bewährt, der die Menschheit erschüttern wird. Gottes Zahl bleibt unverletzt, auch wenn ihm der Widerchrist die Seinen rauben will. Denn auch sie tragen auf der Stirn einen Namen, nicht den des Weltbeherrschers, den anzunehmen sie sich geweigert haben, dafür aber den Namen Gottes und Jesu. Denn auch sie sind das Eigentum eines anderen, leben nicht für sich selbst und tun nicht ihren eigenen Willen, sondern sind Gottes Eigentum und Jesus untertan. Diese Abhängigkeit macht sie aber im Gegensatz zu denen, die den Namen des Widerchrist tragen, frei. Absichtlich setzte Johannes über den Namen Jesu denjenigen Gottes, weil dadurch ausgesprochen ist, von welcher Art die Herrschaft Jesu über die Menschen ist, daß sie durch ihn in Gottes Reich gestellt und an Gottes Willen gebunden sind. Daß sie ihm gehören und ihm gehorchen, das ist ihre Ehre, ihre Seligkeit und Sicherheit.

14, 2. 3: **Und ich hörte eine Stimme vom Himmel her wie das Rauschen vieler Wasser und wie den Schall eines starken Donners und die Stimme, die ich hörte, war wie die der Harfenspieler, wenn sie auf ihren Harfen spielen, und sie singen ein neues Lied vor dem Thron und vor den vier Tieren und den Ältesten und keiner konnte das Lied lernen außer den hundertvierundvierzigtausend, die von der Erde her erkauft worden sind.** Jedermann würde es verstehen, wenn uns Johannes die Gemeinde in diesem Moment so darstellte, wie sie sich mit heißer Klage und flehentlichen Bitten um Trost und Stärkung an Gott wendet und bei ihm ihre Rettung sucht, etwa im Anschluß an das Gleichnis Jesu, das die Gemeinde der bedrängten Witwe vergleicht, die vom Richter die Hilfe begehrt und sich von ihrem Bitten nicht abbringen läßt. Auch Johannes trug das, was dieses Gleichnis Jesu sagt, im Herzen; indem er die Gemeinde als die verfolgte Frau darstellt, der der Adler seine Flügel leihen muß, damit sie entrinnen kann, und die Erde zu Hilfe kommt, damit der Strom sie nicht ertränke, wiederholt er vollständig das, was die Vergleichung der Gemeinde mit der bittenden Witwe ausspricht. Die Not kann und darf ihr aber den Glauben nicht rauben und Johannes weissagt dazu, damit die Gemeinde vollständig in den dankenden Glauben emporgehoben sei. Gläubig soll sie in jeden, auch in den letzten Kampf hineingehen, gläubig jede Not, auch die schwerste, tragen; sie weiß ja, wem sie gehört. Johannes hört deshalb die Gemeinde singen mit einem starken Chor; sie singt ein Lied des Danks und der Anbetung, ein neues Lied, weil die sie rettende Gnade das übersteigt, was die Früheren empfingen, und die größere Gabe auch den neuen Dank herstellt, ein Lied, das ihr Eigentum bleibt und sonst von niemand gesungen werden kann, weil der Dank derer, die im letzten

Kampf den Sieg gewannen, einen besonderen Grund und eine besondere Freude hat. Für ihre Bewahrung preisen sie Gott mit einem ihnen eigenen Lied vor denen, die in allem und beständig die Zeugen der göttlichen Herrlichkeit sind. Erkauft sind sie; damit ist ausgesprochen, weshalb sie überwanden und nun danken und feiern; Jesus machte sie zu seinem und Gottes Eigentum. Von der Erde her sind sie erkauft: damit ist ausgesprochen, was ihren Kampf besonders schwer und deshalb ihr Lied besonders laut und ihren Dank besonders herrlich macht. Auf der Erde herrschen die finsteren Gewalten und geschehen die gottwidrigen Dinge. Dennoch gibt es auch auf der Erde solche, die für Gott erworben sind.

14, 4. 5: **Das sind die, die sich bei Frauen nicht befleckten; denn sie sind jungfräulich. Das sind die, die dem Lämmlein folgen, wohin es geht. Diese wurden aus den Menschen als Erstling für Gott und für das Lämmlein erkauft und in ihrem Mund wurde keine Lüge erfunden; sie sind ohne Makel.** Der Herrlichkeit der Verheißung entspricht die Herrlichkeit der Pflicht, zu der die berufen sind, die jene empfingen. Vollkommen ist die Gnade, die die beschirmt, die Gott gehören, vollkommen aber auch ihre Liebe, mit der sie sich nur ihm ergaben. Johannes spricht aus, daß nicht die halbe, sondern nur die ganze Liebe den Sieg gewinnt. Man könnte erwarten, er gebe ihnen hier das Merkmal des Martyrtodes; denn wir sehen ja hier die, die ihre Seele nicht liebhatten, 12, 11, die, die sich berauben und aus aller Gemeinschaft ausstoßen ließen, weil sie sich weigerten, den Namen des Weltherrschers auf ihre Stirne zu ritzen. Es gibt aber noch einen schwereren Kampf als den, bei dem auf das Leben verzichtet wird, und auch diesen muß die Gemeinde bestehen, wenn sie frei von jeder menschlichen Gewalt und für jede Versuchung unerreichbar auch dann aufrecht bleiben soll, wenn der Widerchrist sie bedrückt. Wer dem mächtigen Zug der vom Leib uns bereiteten Lust erliegt und ihr nicht zu entsagen vermag, bleibt für den Griff der Welt offen, die ihn an sich zu ziehen und zu beugen sucht. Auch dazu wäre in der Lage der Gemeinde der Anlaß da, daß Johannes sie vor derjenigen Liebe warnte, mit der wir uns an unseren Besitz binden. Wenn Kauf und Verkauf unmöglich wird und die, die sich zu Jesus bekennen, geächtet sind, müssen sie imstande sein, ohne Murren arm zu sein. Es steht aber mit den anderen johanneischen Schriften, mit dem Evangelium und den Briefen, in Übereinstimmung, daß nicht weiter über die Abwehr der Versuchung, die uns der Reichtum bereitet, gesprochen wird. Hier erwartet Johannes von den Gemeinden Entschiedenheit, die nicht um des Besitzes willen Christus preisgibt. Darum spricht er mit ihnen nur von dem schwersten Kampf, nur von dem, den uns der Trieb bereitet, der den Mann mit der Frau vereint; denn die Bande, die uns an den Besitz fesseln, sind leichter zu sprengen als die, die uns die Gemeinschaft mit der Frau bereitet. Diese Liebe wirkt mächtig in unser inneres Leben hinein und schwächt uns, wenn sie nicht gereinigt ist, durch gefährliche Verletzungen. Unkeuschheit macht inwendig wund und auch dann, wenn die Lust an sich rein und natürlich ist, hat sie ihre Gefahr bei sich; sie macht die Sorge

stark, die nach der Erhaltung des irdischen Lebens und nach seinen Gütern strebt, und teilt die Liebe, daß sie sich nicht ganz zu Christus wenden kann. Johannes mahnt: es gilt zu entsagen, auch da, wo uns das Opfer am schwersten wird und der Schnitt am tiefsten ins ganze Leben eingreifen wird; wer aber nicht entsagen kann, gewinnt den Sieg nicht. Hat er damit die Ehe als Sünde gescholten? Damit wäre wieder die Art der prophetischen Rede verkannt. Wollte er alle in der Christenheit zur Ehelosigkeit verpflichten, so müßte sich das da zeigen, wo er ihr ausdrücklich sagt, was Christus von ihr verlange, damit sie die Verheißung gewinne. In den Ansprachen an die Gemeinden steht zwar, daß der Christus den Verkehr mit der Dirne nicht zulasse, jedoch nicht, daß in die Gemeinde nur Eheloſe treten dürften. Das Bild der jungfräulichen Gemeinde, das Johannes hier der Christenheit vorhält, soll ihr mit tiefem Ernst einprägen, daß sie, wenn sie den Sieg gewinnen will, sich an der Unkeuschheit der Welt nicht beflecken, nicht ihrer Lust gehorchen, nicht an ihr Glück denken und ihre Liebe nicht teilen darf, so daß sie sie auch Menschen gäbe. Den letzten Kampf bestehen nicht die inwendig Verwundeten und Geteilten, nicht die, die die Feste der Dirne mit ihr feierten, sondern die, die ohne Makel sind.

Mit dem, was wir von uns tun und worauf wir verzichten, ist uns immer erst die eine Hälfte unserer Aufgabe gezeigt, die ihre Ergänzung erst dann bekommt, wenn uns gesagt wird, wohin wir unseren Fleiß und unsere Liebe zu wenden haben. Das sagt Johannes durch den folgenden Satz: die, die er hier sieht, folgten überall dem Lamm. Sie vergaben ihr Herz nicht an Frauen, sondern sind mit ganzem Gehorsam Jesus untertan, fragen nicht, warum er sie so leite, stellen ihm keine Bedingungen und lassen in sich kein Murren und Zweifeln zu. Wissen sie, was Jesu Weg und Wille ist, so ist das ihnen genug; nun folgen sie. Darum macht auch er seine Gemeinschaft mit ihnen vollständig und nimmt sie dahin mit sich, wo er ist. Sie gleichen daher der Erstlingsfrucht, die zuerst auf dem Feld oder am Baum reif geworden ist und deshalb für Gott abgesondert wird. Denn die Gemeinde, die jetzt in den irdischen Verhältnissen unter dem Druck der Widersacher Jesu durch das Wort gesammelt wird, ist nicht die einzige und ganze Schar, an der seine Gnade ihre Größe offenbart. Gottes Ernte besteht nicht nur aus dieser Erstlingsgarbe. Erst dann, wenn sich Christus in seiner neuen Sendung an den Lebenden und Toten offenbaren wird, wird Gottes Volk groß. Die aber, die zuerst zu Gott berufen sind und die Welt überwunden haben, stehen in einer Verbundenheit mit ihm, die ihre besondere Tiefe und Würde hat. Ihre Ehre besteht darin, daß keine Lüge an ihnen klebt. Auch auf der Erde unter dem Druck der Welt blieb ihr Wort immer ein wahrhaftiges Bekenntnis zu Gott und seinem Werk. Sie hießen nicht den Menschen Gott und das Satanische nicht göttlich und Gott nicht eine Fabel und den Christus nicht tot. Das beurteilt Johannes als Lügen, die den Menschen als ein Makel schänden. Wer sich aber nicht mit mit ihnen befleckte, der hat das Vermögen zu jenem Lied, dessen neuer Dank und Jubel wie die Meereswellen rauscht.

14, 6—20.

Die Ankündigung des Gerichts.

Die Gesichte, die auf das Ertönen der letzten Posaunen folgten, haben sichtbar gemacht, wie es nun mit der Menschheit steht. So kann es aber nicht bleiben und die Lösung, die diesem Ringen der gegeneinander streitenden Gewalten ein Ende macht, muß kommen. Zunächst hören wir aber noch nicht, wie sie kommt, wohl aber, daß sie kommt. Drei Engel rufen warnende Worte in die Menschheit hinein, die ihr erkennbar machen, was auf dem Spiel steht und jetzt verloren oder gewonnen wird. Auf sie folgt noch eine vierte Stimme, die der Gemeinde, die um Jesu willen zu sterben hat, den Trost zuspricht.

14, 6. 7: **Und ich sah einen anderen Engel in der Mitte des Himmels fliegen mit einer ewig gültigen guten Botschaft, um sie denen zu verkünden, die auf der Erde wohnen, und jedem Volk und Namen und jeder Sprache und Nation, und er sagte mit lauter Stimme: Fürchtet Gott und gebt ihm Ehre; denn die Stunde seines Gerichts ist gekommen; und betet den an, der den Himmel und die Erde und das Meer und Wasserquellen gemacht hat.** Die gute Botschaft Gottes verstummt in der Welt nicht, mag es noch so finster auf ihr werden, mögen die gegen ihn gerichteten Lästerungen noch so laut und häßlich tönen und der Mensch die Herrlichkeit, die er für sich selbst errungen habe, mit lärmendem Jubel preisen. Dennoch erweckt Gott in der Menschheit immer wieder die Erinnerung an ihn, die ihren Blick von der erdichteten Gottheit des Menschen weg zum Schöpfer zieht. Gottes Werke reden zu allen mit einer Sprache, die nicht erstickt werden kann, und auch in ihr inwendiges Leben sendet er immer wieder einen Lichtstrahl, der die Furcht vor ihm in ihnen erweckt und ihren stolzen Übermut dämpft. Deshalb verkündet hier ein Engel von der Höhe des Himmels her Gottes gute Botschaft, so daß sie durch die ganze Menschheit schallt. Denn auch in ihren schwersten Stunden, in denen Finsternis die Menschheit bedeckt, sorgt Gott immer wieder dafür, daß der Weg zum Leben für alle erkennbar und gangbar bleibt. Was der Engel zu sagen hat, ist eine ewige Heilsbotschaft; denn er verkündet Gottes Werk, dessen Frucht und Segen ewig bleibt. Daß Gott nun Recht schaffen wird, ist eine gute Botschaft für alle, die Unrecht leiden, für alle, die die Gerechtigkeit liebhaben. Die Vollstreckung des Rechts macht, wenn Gott sie besorgt, aller Bosheit und Not ein Ende und bringt denen das Leben, für die Gott als Richter wirksam wird. Wenn wir verstehen, weshalb Johannes die Botschaft, die das göttliche Gericht ankündigt, eine „gute Botschaft", ein „Evangelium" nennt und sich daran freut, daß sie die ewige Geltung habe, so begreifen wir auch, weshalb er seinen und unseren Blick entschlossen auch auf die Bilder richtet, die die unentrinnbare Allgewalt und qualvolle Tiefe des göttlichen Richtens darstellen. Denn je mächtiger der göttliche Schlag die falsche Größe des Menschen zerschmettert und ihm die Verwerflichkeit seiner Gottlosigkeit sichtbar macht, um so vollständiger wird der Sieg der Gerechtigkeit auf der Erde und um so deutlicher erstrahlt vor dem Blick der

Menschheit die Wahrheit und wird nun so bei ihr heimisch, daß nichts sie mehr verdunkeln kann. Dadurch aber, daß Gott nun das Recht vollstreckt, bekommt die Forderung, die der Engel an die Menschheit stellt, den tiefen Ernst. Sie nennt wieder wie 11, 18 den einfachen Grundriß aller Frömmigkeit: der Mensch scheue sich, sich gegen Gott zu erheben, und ehre ihn; er gebe seine Anbetung nicht Menschen, Dingen, Geistern, sondern Gott, weil er der Schöpfer ist. Wer das Geschöpf mit dem Schöpfer vertauscht, gibt die Wahrheit preis. Nicht von der Sendung Jesu und vom Glauben an ihn, nicht von der rein machenden Kraft seines Bluts und von der Gegenwart seines Geistes bei den Glaubenden spricht der Engel; denn dies wird jetzt noch einzig durch das Wort der Knechte Jesu bezeugt, das nicht die ganze Welt durchdringt und nicht zu allen kommt, sondern die Schöpferherrlichkeit Gottes verkündet der Engel, die allen sichtbar ist und alle zu seiner Anbetung beruft. Johannes meint aber nicht, damit sage der Engel bloß ein verkürztes, ungenügendes Evangelium. Das ist vielmehr Gottes gute Botschaft, daß keiner in seinem Gericht verworfen wird, der Gott geehrt und ihm seine Anbetung gegeben hat. Das dürfen wir nicht vergessen, wenn Johannes vom Volke Gottes sagt, es finde sich unter allen Völkern und Sprachen und sei, obwohl die im Namen Jesu verbundenen Gemeinden nur kleine Häuflein waren, eine unzählbare Schar.

14, 8: **Und ein anderer, zweiter Engel folgte nach und sagte: Sie fiel, sie fiel, Babylon, die Große, die alle Völker vom Wein der Leidenschaft ihrer Unzucht trinken ließ.** Der zweite Bote gibt bestimmter an, worin die Wohltat besteht, die Gott der Erde jetzt gewährt. Die Weltstadt fällt. Das gehört mit zu Gottes richterlichem Werk und ist deshalb im selben Sinn heilsam, wie die ganze göttliche Rechtsvollstreckung eine Wohltat ist. Im vorangehenden Gesicht war der Weltbeherrscher dargestellt; nun tritt neben ihn die Weltstadt, das allen sichtbare Zeichen seiner Größe und der Stützpunkt seiner Macht. Nicht nur die Menschen, die über die Völker regieren, sondern auch die Stadt übt auf sie eine mächtige und unheilvolle Wirkung aus; denn sie breitet über alle den Wahn aus, es sei ihr höchstes Glück und ein begehrenswertes Ziel, das Leben so zu führen, daß jede Furcht Gottes abgeworfen und jede Regel, die den Willen bände, zerrissen sei. Die Weltstadt mit ihrer Lust, ihrem Reichtum, ihrer Pracht liefert scheinbar den Beweis für die Richtigkeit jener Religion, bei der der Mensch sich selbst verehrt. Darum erneuert Johannes das alttestamentliche Prophetenwort, Jes. 21, 9, das den Sturz Babylons als eine göttliche Wohltat pries, im Blick auf diejenige Weltstadt, die damals der Stolz der Völker und das Denkmal ihrer Größe war, im Blick auf Rom. In derselben Weise las auch die jüdische Gemeinde in den Worten der Schrift, die gegen Babel gerichtet waren, das göttliche Urteil über Rom. Warum die Weltstadt die Völker verdirbt, das wird kurz und nachdrücklich dadurch ausgesprochen, daß die Stadt als eine Dirne dargestellt ist, in der das Verlangen nach der Buhlschaft mit heißer Leidenschaft glüht. Wie die Dirne mit dem gefüllten Becher in ihren Buhlen die wilde Lust entzündet, so gießt die Weltstadt die Unkeuschheit in die Seele aller, die bei ihr

einkehren, und ihrer Verlockung erliegen nicht nur einzelne, sondern die Völker. Die Anklage, die Johannes gegen Rom erhebt, lautet, Rom habe die Keuschheit der Völker zerstört. Die Weltstadt erhitzt die Triebe, erweckt die Sucht nach Lust und verschafft ihr mit allen Mitteln die Befriedigung. Sie ist eine Werkstatt, in der eifrig Vergnügen hergestellt wird; das ist aber keine reine Freude, sondern ein heißes Vergnügen, das die Sinne anstachelt und die Triebe zur Unnatur verdirbt und den Menschen entweiht und zerstört, so daß er für Gottes Wort und Willen unbrauchbar wird. Darum ist es eine göttliche Wohltat, wenn dieser Giftherd, durch den die Völker verderben, beseitigt wird.

14, 9—11: **Und ein anderer, dritter Engel folgte ihnen nach und sagte mit lauter Stimme: Wenn einer das Tier und sein Bild anbetet und das Mal auf seiner Stirne oder auf seinem Arm annimmt, wird auch er vom Wein des Zornes Gottes trinken, vom ungemischten Trank, der in den Becher seines Zorns eingeschenkt wird, und er wird mit Feuer und Schwefel vor heiligen Engeln und vor dem Lämmlein gepeinigt werden und der Rauch ihrer Peinigung steigt in alle Ewigkeit auf und keine Ruhe hat bei Tag und Nacht, wer das Tier und sein Bild anbetet und wenn einer das Mal seines Namens annimmt.** Der dritte Engel verkündet die Strafe, die über die Anbeter des Widerchrists, die sich ihm zum Eigentum verschrieben, kommt. Jeder ist also gewarnt, daß er in keine Gemeinschaft mit dem trete, der sich im Kampf mit Gott selbst herrlich macht, da jeder weiß, daß er sich dadurch das Verderben bereitet, und vor allem weiß dies die Christenheit. Auch dieser Engel spricht wie der, der den Sturz Babylons ankündigt, mit Worten der alttestamentlichen Prophetie, die den Völkern gedroht hat, sie werden den mit Gottes Zorn gefüllten Becher zu trinken haben, Jes. 51, 17. Jerem. 25, 15. Dadurch, daß hier die Engel in Schriftworten reden, wird die Gewißheit verstärkt, daß die Wege, zwischen denen die Menschheit zu wählen hat, ihr nach ihrem Wesen und Ausgang klar gezeigt sind. Schon die Schrift hat dafür gesorgt, daß keiner blindlings wählen muß und ungewarnt dem Tod verfällt, sondern jeder, der hören will, unterrichtet ist und weiß, was er sich zuzieht, und dem Zeugnis der Schrift wird je und je durch die göttliche Regierung die deutliche und wirksame Bestätigung verschafft. Nicht nur die Leidenschaft, die die Dirne im Menschen entzündet, ist V. 8 mit dem Wein verglichen, sondern auch der göttliche Zorn bekommt sein Gleichnis im Wein und zwar im ungemischten, dem kein Wasser beigegeben ist, den man sofort spürt, sowie man ihn trinkt, weil er den Menschen stark erregt und rasch betäubt. Inwendig muß es der Mensch empfinden und leiden, daß er Gott wider sich hat, und der völlige Ernst, der dem Unwillen Gottes eigen ist, bewirkt, daß ihn starke Schmerzen und tiefe Not erfassen, die er nicht von sich abwehren kann. Es liegt Johannes daran, daß wir mit Schrecken an das Verderben denken, das für den Menschen aus dem göttlichen Zorn entsteht. Er beschreibt darum die Strafe, die die Anbeter des Tiers trifft, als qualvolle Pein im Feuer ohne Ende und ohne Ruhe und auch das dient zur Verstärkung der Drohung, daß ihre Bestrafung in der Gegenwart der Engel

und des Christus geschieht, ohne daß sie bei ihnen Erbarmen und Hilfe fänden. Denn sie bestätigen das göttliche Urteil, so furchtbar es ist, als gerecht.

Wie entgeht die Christenheit diesem Los? 14, 12: **Hier ist die Geduld der Heiligen, die die Gebote Gottes und den Glauben an Jesus bewahren.** Werden die Maßstäbe verwendet, die wir Menschen zu gebrauchen pflegen, so stellt sich die Sache der Christenheit als verloren dar und es scheint notwendig, daß sie dem Widerchrist unterliege. Ihm steht alle Gewalt zur Verfügung und sie muß leiden und hat keine Waffe, obwohl er die mit dem Tod bedroht, die sich ihm nicht anpassen, und seine Drohung auch zur Ausführung bringt. Gibt es denn in dieser Lage noch ein Rettungsmittel vor jenem Verderben, das das göttliche Urteil auf alle legt, die sich gegen Gott empören? Johannes widerspricht aber aller Verzagtheit; denn er kann der Gemeinde das Mittel, wodurch sie sich rettet, zeigen und es führt sie sicher zum Ziel. Sie hat nur Festigkeit nötig, die sich nicht beugt und das Leiden trägt. Ohne die tapfere Geduld kann sie freilich den Sieg nicht gewinnen; sie ist ihr aber gegeben, da sie weiß, was ihr Gott geboten hat. Gottes Gebote kann sie nicht wegwerfen, sondern ist ihnen mit völligem Gehorsam untertan, und sie hat den Glauben, den uns Jesus gibt, und kann ihn bei sich nicht ersticken, sondern ist durch den Glauben innerlich an ihn gebunden, so daß sie ihn nicht verlassen und verleugnen kann. Das ist die Quelle ihrer Geduld, die nicht schwankt, sondern sterben kann. Vor dem Sterben hat sich aber die Gemeinde Jesu nicht zu fürchten; darüber tröstet Johannes sie. 14, 13: **Und ich hörte eine Stimme vom Himmel her sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die von jetzt an im Herrn sterben. Ja, sagt der Geist, von ihrer Mühsal sollen sie ruhen; denn ihre Werke folgen ihnen nach.** Von jetzt an, seit der Kampf für die Christenheit schwer wird und sie um Jesu willen sterben muß, sind die Sterbenden nicht zu beklagen, sondern zu preisen. Die Glaubenden brauchen sich nicht ans Leben zu klammern und den Tod nicht zu fürchten, als sei er ein schweres Übel und eine harte Strafe. Ihr Widersacher meint zwar, er bereite ihnen ein großes Unglück, wenn er sie tötet; für sie ist aber das Sterben eine gute Gabe Gottes, für das sie ihm danken dürfen. Die dürfen sich am Sterben freuen, die in Gott dem Herrn sterben. Von der Gemeinschaft mit Gott, durch die sie bei ihm ihren Platz haben und von ihm umfaßt und gehalten sind, trennt sie das Sterben nicht. Sie sind auch im Sterben Gottes Eigentum und dadurch hat der Tod seine Schrecklichkeit für sie verloren, weil ihr Anteil an Gott und seinen Gaben mit ihrem Tode nicht zu Ende ist. Es erwächst ihnen vielmehr aus dem Sterben deshalb ein Gewinn, weil es ihnen die Ruhe bringt. Auf der Erde stehen sie in der Arbeit und im Kampf und haben die standhafte Geduld nötig, damit sie aufrecht bleiben. Nun macht sie das Sterben von der Anstrengung des Kampfes und der Arbeit frei und führt sie in den Frieden. An den Ältesten am Throne Gottes zeigt uns Johannes, von welcher Art die Ruhe ist, in die sie treten. Da der Thron der Ältesten neben Gottes Thron steht, umringt sie die Fülle des göttlichen Lebens und sie schauen Gottes Werk. Ihre

Ruhe ist also kein leeres Dasein und gleicht nicht derjenigen Ruhe, die die Erschöpfung der Kraft uns bringt. Sie stehen aber nicht mehr in einem Dienst, der Anstrengung von ihnen forderte; denn nun geschieht Gottes Werk nicht mehr durch ihre Hand. So ist auch ihr Herr, das Lamm, durch das Gottes Herrschaft geschieht, in die Ruhe eingegangen, mit keiner Anstrengung mehr beladen und in keinen Kampf verwickelt; denn nun geschieht sein königlicher Wille mühelos.

Denen, die so sterben, daß sie dem Herrn gehören, kommt die Ruhe deshalb, weil sie im Leben den ihnen gegebenen Dienst ausrichteten. Ehe die Ruhe für sie begann, war ihnen die Berufung zum Wirken gegeben und sie haben ihr gehorcht. Von dem, was sie im Dienst Gottes taten, geht ihnen aber nichts verloren. Ihre Werke begleiten sie, bleiben in Gottes Gedächtnis und tragen ihnen ihre Frucht; denn ihr Herr ist ihr Vergelter.

Jetzt, könnte man erwarten, werde Johannes das Auge für den Ort geöffnet, an den die Toten gehen, und er werde in die Stätte ihrer Ruhe hineingeführt, um ein Bild zu empfangen, das uns die Abgeschiedenen sichtbar macht. Ist nicht das die Frage, die alle am stärksten bewegt, die an die Zukunft denken? Wäre es nicht für uns ein großes Geschenk, wenn wir etwas über den Zustand der Abgeschiedenen erführen? Diesen Wunsch ließ aber Johannes nicht in sich erwachen. Nicht unser menschliches Verlangen, das um unser eigenes Leben bangt, war die Wurzel seines Weissagens, sondern er schaut unverwandt auf Gottes Werk und begehrt einzig nach Gottes Offenbarung und Regierung, nach der Vollendung dessen, was der Christus schafft. Damit reicht er uns nach seiner Meinung alles dar, was wir für uns zu begehren haben, da er uns ja die siegende, dankende, mit den Himmlischen verbundene Gemeinde zu zeigen vermag. Dadurch wird jede besondere Unterweisung über den Zustand der Toten unnötig. Da das Leben derer, die in der Arbeit auf der Erde stehen, und derer, die in die Ruhe eingetreten sind, denselben Grund hat und darin besteht, daß sie bei Christus sind, gelten die Bilder, die uns zeigen, was die Gemeinde ist und hat, allen, die mit Gott verbunden sind.

Darum wendet sich das Gesicht wieder der Erde zu und macht in einem Doppelbild, das denselben Gedanken ausprägt, sichtbar, wie sie dann aussieht, wenn das Widerchristentum sie erfüllt und es scheint, daß das Wort Jesu überwunden und seine Gemeinde zerstört sei. Die Christenheit soll lernen, diese Vorgänge so zu betrachten, wie sie sich von oben her darstellen, dann, wenn wir nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel, nicht nur den Willen der Menschen, sondern auch Gottes Herrschaft vor Augen haben. Unser Urteil über die menschliche Geschichte fällt verschieden aus, wenn wir bloß das erwägen, was sich die Menschen vornehmen, oder wenn wir den Blick zu dem erheben, was Gottes Gnade und Gerechtigkeit tut. Daraus, daß die Christenheit den kennt, dem alles, was auf der Erde geschieht, dient, schöpft sie ihre unerschütterliche Geduld. 14, 14—16: **Und ich sah und sieh! eine weiße Wolke und auf der Wolke saß einer, der einem Sohn eines Menschen glich, mit einer goldenen Krone auf seinem Haupt und er hatte in seiner Hand eine scharfe Sichel. Und ein anderer Engel ging aus dem Tempel heraus und**

rief dem, der auf der Wolke saß, mit lauter Stimme: Sende deine Sichel und ernte; denn die Stunde zu ernten ist gekommen, weil die Ernte der Erde reif geworden ist. Und der, der auf der Wolke saß, warf seine Sichel auf die Erde und die Erde wurde geerntet. Der, den Johannes sieht, gleicht Jesus, da er ja die menschliche Gestalt hat, wie sie die Menschensöhne haben, die durch ihre Geburt aus der Menschheit herauswachsen, und dadurch, daß er auf der hellen, glänzenden Wolke sitzt, erinnert Johannes an Daniels Gesicht, in dem der Menschensohn durch die Wolke zum göttlichen Thron gebracht wird. Sodann trägt er die Krone, das Abzeichen der königlichen Macht. Es wird aber hier noch nicht beschrieben, wie Jesus seine Offenbarung vor allen bewirken und dadurch den die Weltgeschichte erfüllenden Kampf zur Entscheidung bringen wird. Denn das, was hier dargestellt ist, sehen noch nicht alle, sondern einzig der Prophet, den der Geist bewegt, noch nicht die, die auf der Erde wohnen, sondern nur die, die im Himmel sind. Damit steht in Übereinstimmung, daß im selben Bild in derselben Weise Engel als die bezeichnet sind, die in diesem Moment den göttlichen Befehl erteilen und vollführen. Dadurch aber, daß hier ein himmlischer Bote im Gesicht die Ähnlichkeit mit Jesus bekommt, wird der Gemeinde bestätigt, daß Jesus auch in den dunkelsten Stunden der menschlichen Geschichte, wenn er als überwunden verlacht und zu den Toten gerechnet wird und die Gottlosigkeit alle Macht an sich bringt, mit unverkürzter Herrlichkeit über der Menschheit thront. Die Macht des Widerchrists reicht nicht aus, um dem die Krone zu nehmen, der auf der Wolke sitzt.

Sein Werkzeug ist die Sichel und schon damit ist angezeigt, wie die Gemeinde anzusehen hat, was sie erlebt. Nichts, was das Widerchristentum erreicht und gegen Jesus unternimmt, hindert das Reifen der Ernte; sie kommt vielmehr gerade dadurch zustande und die Arbeit des Schnitters wird so möglich. Johannes verwendet die Regel, die Jesus durch das Gleichnis vom reifenden Unkraut seinen Jüngern gab. Beides muß seine Vollendung erhalten, die Sünde und der Gehorsam, der Abfall und die Treue, das Werk des Satans und Gottes Werk. Gerade deshalb gleicht die menschliche Geschichte dem Reifen der Ernte, weil nichts unfertig und voreilig zerbrochen wird, weder der boshafte Wille des Menschen noch der gnädige Wille Gottes. Darum gehört aber auch das Auswachsen der Sünde in ihre letzte, öffentliche Endgestalt zu dem, was der Ernte vorangehen muß und wodurch sie kommt. Wenn also die Gottlosigkeit in der Menschheit mächtig wird, so bereitet das der Gemeinde keine Erschütterung und gibt ihr keinen Grund zum Zweifel; denn daran sieht sie, daß die Ernte naht und daß der, dem die Sichel gegeben ist, sich aufmacht, um sein Werk zu tun. Johannes sieht ihn wartend auf der Wolke sitzen, bis ihm aus dem himmlischen Heiligtum ein Bote den Befehl überbringt, die Sichel auf die Erde zu werfen. Hier geschieht alles nach göttlicher Ordnung ohne Willkür und eigenmächtiges Wagen im Gehorsam gegen die göttliche Regierung. Die Ernte ist dann da, wenn der Herr der Ernte sagt, sein Feld sei reif, und sie geschieht dadurch, daß das Gericht an denen vollstreckt wird, die mit Gott streiten, womit die Rettung derer zusammenfällt, die niemand anbeten als Gott allein.

14, 17—20: **Und ein anderer Engel ging aus dem Tempel im Himmel heraus und auch er hatte eine scharfe Sichel und ein anderer Engel ging aus dem Altar heraus, der die Macht über das Feuer hat, und rief dem, der die scharfe Sichel hatte, mit lauter Stimme und sagte: Sende deine scharfe Sichel und schneide die Trauben am Weinstock der Erde; denn seine Beeren sind reif. Und der Engel warf seine Sichel auf die Erde und schnitt die Trauben am Weinstock der Erde ab und warf es in die große Kelter des Zornes Gottes. Und die Kelter wurde außerhalb der Stadt getreten und Blut kam aus der Kelter heraus bis an die Zügel der Pferde tausendsechshundert Stadien weit.** Das reif gewordene Weizenfeld und der mit reifen Trauben behängte Weinstock stellen denselben Zustand der Menschheit dar und verbürgen beide dasselbe göttliche Gesetz, nach dem die menschliche Geschichte dann ihr Ziel erreicht, wenn zuerst der sündliche Wille seine Empörung gegen Gott vollendet hat. Wie für den Schnitter, so kommt auch für den Winzer die Stunde, in der er nach seinem scharfen Messer greift, und er hat das Werkzeug bei der Hand, mit denen er die Trauben vom Weinstock ablöst, sowie dafür die Zeit gekommen ist. Das wird vom Heiligtum aus angeordnet, wohl nicht bloß deshalb, weil der göttliche Wille die Zeiten ordnet und zu dem, was die Menschen tun, den Abschluß herstellt, sondern wohl auch deshalb, weil sich die anbetungswürdige Hoheit Gottes in der irdischen Geschichte offenbart. Gegen Gottes Anbetung lehnen sich die auf, die sich ihm widersetzen, und Gottes Verherrlichung bildet den Abschluß dieses Kampfes. Deshalb tritt der Engel, der dem, der das Messer trägt, den Befehl überbringt, aus dem Altar hervor. Weil Johannes keine toten Dinge in den Himmel versetzt, sondern hier alles belebt sieht, kann er auch vom Altar sagen, in ihm sei ein Engel anwesend, dem das Amt erteilt ist, für das Feuer zu sorgen, dessen Wärme und Kraft für das Leben aller unentbehrlich ist. Im Altar hat dieser Engel seine Wohnung, weil Johannes das Feuer, das auf dem Altar mit nie verlöschender Glut brennen soll, über alles andere Feuer stellt. Daß auf dem Altar das Feuer brenne, das ist für diesen Engel die erste und heiligste Pflicht. Wir sollen dabei auch daran denken, daß im Feuer des Altars das Gebet der Gemeinde vor Gott kommt. Darum weiß der im Altar wohnende Engel, wann die Zeit zur Weinlese da ist und der, der das Messer hat, sein Werk beginnen soll. Denn da die Gemeinde um ihre Erlösung und Gottes Offenbarung betet, weiß der im Altar wohnende Engel, wann ihr Gebet erhört wird und für die, die auf Erden leiden und kämpfen, die Erlösung kommt. Die abgeschnittenen Trauben kommen in die Kelter. Deshalb eignet sich das Gleichnis dazu, um die richterliche Seite an der kommenden Offenbarung Gottes darzustellen. Sie besteht nicht nur in der Verklärung der Glaubenden, sondern auch in der Beseitigung aller, die sich Gott widersetzen und jetzt in der Welt ihr zur Verführung herrschen. Dafür war das Zerstampfen der Trauben in der Kelter schon von den alttestamentlichen Propheten als Gleichnis verwendet worden, weil sich der Gedanke vom roten Traubensaft, der aus der Kelter läuft, zum Blut hinüberwendet, das dann fließen

wird, wenn alle weggetan werden, die am widerchristlichen Wesen teilhatten. Indem gesagt ist, daß die Kelter vor der Stadt liege, werden wir an die Scheidung erinnert, die das göttliche Gericht zwischen denen herstellt, die Gott als sein Eigentum zu sich nimmt, und denen, die er von der ewigen Gemeinde trennt. Die Stadt sind die, die ihm gehören und über die er regiert. Zur Stadt hinaus werden alle geführt, die den Tod verdient haben, und die Vollständigkeit des göttlichen Gerichts, das aller Bosheit ein Ende macht, kommt dadurch zur Darstellung, daß Johannes einen ungeheuren Blutstrom aus der Kelter fließen sieht. Es wäre ein Kampf von ungeheurer Schrecklichkeit, wie er zwischen menschlichen Heeren nicht vorkommt, wenn sich ein Blutstrom bildete, der den Rossen bis an die Zügel reichte. Weil aber das göttliche Gericht nun alle trifft, die sich verführen ließen, stellt Johannes die furchtbare Majestät desselben dadurch dar, daß er hier geschehen läßt, was auf einem menschlichen Schlachtfeld nicht geschehen wird. Da ein griechisches Stadium 600 Fuß lang ist, so bekommt auch die Strecke, die der Blutstrom durchfließt, ein ungeheures Maß. Das Bild gehört zu denen, die die Gemeinde dadurch in der Treue bestärken, daß sie ihr die Schrecklichkeit des göttlichen Gerichts beschreiben. Die Welt wurde verführt und die verführerische Kraft ihrer Sünde wurde dadurch stark, daß viele sie begingen. Ebenso groß wie die Sünde wird aber auch das göttliche Gericht und es wird wegen der großen Zahl der Schuldigen nicht matt und weich. Vor der Größe und Tiefe des Blutstroms, der jetzt fließen muß, erschrickt das göttliche Gericht nicht.

Kap. 15 und 16.

Die Schalen des Zorns.

Warum die Menschheit den Zorn Gottes verdient, das hat uns das vorangehende Gesicht gezeigt, durch das wir sahen, wie das Tier zur Herrschaft kommt und sich an Gottes Stelle setzt. Johannes will uns aber weiter sagen, daß die Welt Gottes Zorn auch in der Tat erfährt, weil und wie sie ihn verdient. 15, 1: **Und ich sah ein anderes großes und wunderbares Zeichen am Himmel, sieben Engel mit den sieben letzten Plagen; denn durch sie wurde Gottes Zorn vollendet.** Wieder dient die Zahl Sieben dazu, um die fehllose Vollständigkeit des göttlichen Werks darzustellen. Gottes Unwille wendet sich mit einem vollkommenen Widerspruch gegen das, was die Menschheit tut, und die Mittel, durch die er ihr seinen Zorn zeigt, erreichen vollkommen ihren Zweck, machen Gottes Unwillen vollständig klar und zerbrechen den menschlichen Übermut mit unwiderstehlicher Sicherheit. Nun ist es aber das letzte Mal, daß sich Gottes Zorn durch Plagen offenbart. Die Ernte ist ja nahe und bald werden die Trauben geschnitten und gekeltert sein. Auf diese Plagen folgt dann die Entscheidung, die neue Sendung des Christus, die das Ende der irdischen Zeit bewirkt.

15, 2—4: **Und ich sah etwas wie ein Meer aus Glas, das mit Feuer gemischt war, und sah die, die das Tier und sein Bild und die Zahl seines Namens überwunden hatten, am Meer aus Glas stehen mit Harfen Gottes**

und sie singen das Lied Moses, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lämmleins und sagen: Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr Gott, Herrscher über alles; gerecht und wahrhaft sind deine Wege, König der Völker. Wer sollte sich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen nicht preisen? Denn du allein bist heilig; denn alle Völker werden kommen und vor dir anbeten; denn deine Rechte wurden offenbar. Damit, daß eine bestimmte Zahl von Plagen nacheinander über die Erde kommt, ist wieder Gottes Urteil über Ägypten und seinen Pharao zum Bild für das gemacht, was die Zukunft bringen wird. Diese Ähnlichkeit entsteht aber nicht bloß durch die Majestät des göttlichen Zorns und durch die Wucht der Schläge, durch die er hier und dort den Menschen beugt, sondern auch dadurch, daß Gott durch die von ihm gesandten Plagen sein Volk erlöst. Darum sieht Johannes gleich im Anfang, noch ehe die zur Bewirkung der Plagen bestimmten Engel ihr Werk tun, die Gemeinde, zu deren Befreiung die Plagen gesandt sind. Er sieht sie wieder nicht in ihrer bedrückten Gestalt, vom Joch des Tyrannen gequält, nicht als weinende Schar, die nach Gottes Hilfe schreit, sondern wie die Plagen in Ägypten damit schlossen, daß Israel am Roten Meer Gott das Danklied sang, so sieht hier Johannes gleich im Anfang des Gesichts die Gemeinde am himmlischen Meer und hört sie ihr Loblied singen, mit dem sie, noch ehe die Plagen kommen, Gott für seine Hilfe preist. Alle Bilder, durch die uns Johannes die Gemeinde beschreibt, stellen die Herrlichkeit der Christenheit dar und sagen der Gemeinde, daß sie Gottes Eigentum und nicht von der Welt ist, auch wenn sie in der Welt ist und von der Welt zertreten wird. Dadurch ist zugleich ausgesprochen, daß das, was kommt, nicht bloß das frühere göttliche Werk wiederholt, sondern ein ungleich herrlicheres Ende schafft. In Ägypten bestand die Hilfe, die dem Volk zuteil wurde, darin, daß es durch das Meer hindurch gerettet wurde. Damit standen aber auch die, die Gott das Loblied sangen, immer noch an einem irdischen Ort und ihre Rettung wurde deshalb nur zu einem Gleichnis, das die zukünftige Erlösung erst weissagte. Jetzt aber ringt die Christenheit um ein weit herrlicheres Ziel, nicht um einen irdischen Zufluchtsort, sondern um das ewige Gut, um ihr Bürgerrecht im Himmel, um die Verbundenheit mit denen, die Gott im Himmel dienen, und die, die überwanden, haben dieses Ziel erlangt, haben die vollendete Gemeinschaft mit Gott und das ewige Leben. Daher wird jetzt Gott am himmlischen Meer gepriesen. Seinen Unterschied vom irdischen Meer drückt hier Johannes durch dasselbe Bild aus wie bei der Beschreibung des göttlichen Throns, 4, 6: es sah aus wie gläsern, weil es wie alles Himmlische unveränderliche Festigkeit besitzt und deshalb nicht vom unruhigen Spiel der Wellen bewegt wird. Den Glanz des Meers beschreibt dagegen Johannes hier noch durch ein stärkeres Bild als dort, nicht durch die Vergleichung mit dem Eis, sondern dadurch, daß es leuchtete und schimmerte, als sei es vom Feuer durchdrungen.

Die dort versammelte Schar hat deshalb den starken Grund und das volle Recht zu Gottes Lob, weil sie den Herrscher über die Welt überwunden hat. Er freilich sagt, daß er die Heiligen überwunden habe, 13, 7; aber nicht

aus der Gewalt, die töten kann, entsteht der Sieg. Vor dem Glauben derer, die ihm nicht gehorchten, seinem Bild die Anbetung nicht gaben und sich ihm nicht durch die mit seinem Namen identische Zahl zum Eigentum verschrieben, erlag die Macht des Widerchrists. Nicht so konnten sie ihn überwinden, daß sie ihn zu vertreiben und seiner Herrschaft zu berauben vermochten; das ist nicht das Werk der Christenheit. Aber dadurch sind die, die hier Gott preisen, seine Besieger, daß sie sich selber unbefleckt vor ihm bewahrten. Darum steht Moses Lied, 2 Mose 15, für sie in der Schrift als eine für sie bestimmte Weissagung, die dadurch zur Erfüllung kommt, daß sie Gott für ihre Errettung danken, und sie haben nicht nur am Lobgesang Moses, sondern auch am Lied Jesu teil. Denn auch das Lamm hat überwunden und Gott mit einer Danksagung verherrlicht, die noch größer war als die, die Mose mit der von ihm befreiten Schar Gott dargebracht hat. Nun pflanzt sich Jesu Lied fort im Mund seiner Erlösten. Sie preisen Gottes Werke und Wege, nicht sich selbst, nicht ihre Treue, nicht ihr Opfer, nicht ihren Sieg. Das wäre nicht mehr Jesu Lied, auch nicht Moses Lied, kein Lied, das am himmlischen Ort gesungen werden kann. In der Liebe Gottes, nicht zu ihrer eigenen Verherrlichung kämpft und stirbt die Christenheit. Wer sie nicht hat, wird nicht überwinden, sondern geht zur großen Schar des Widerchrists hinüber. Überwinden wird nur der, der auf Gottes Werk seine Hoffnung setzt und nach Gottes Herrschaft und Gerechtigkeit verlangt. Darum verkündet auch das Lied der Sieger einzig Gottes Größe.

Er hat sich so bezeugt, daß er alle zur Furcht vor ihm und zur Ehrung seines Namens verpflichtet und beruft. Nicht in Gottes Wegen und Werken findet sich der Grund, der den Menschen gottlos macht und zum Trotz gegen ihn verleitet, so daß er ein scheinbares Recht hätte, statt der Ehre Gottes die eigene Ehre zu suchen. Was Gott tut, ist so groß, so gerecht, so wahr, daß der Mensch daran nichts anderes lernen kann, als daß er sich vor Gott beuge und seine Gottheit ehre. Er, nur er erweist sich als den Heiligen, als den, den wir mit williger Beugung ehren und mit ganzer Liebe lieben können, weil er ohne Flecken ist, gerecht ohne Unrecht, gnädig ohne Einschränkung. Darum wird auch die ihn anbetende Gemeinde noch groß werden, größer noch, als sie jetzt ist, während erst die Erstlinge für Gott erkauft sind, weil noch das Tier gegen das Lamm streitet und die Herrlichkeit des Christus im Himmel verborgen ist. Gottes Gemeinde wird in ihrer Endgestalt größer sein als die jetzt im Bekenntnis zu Jesus versammelte Christenheit und dazu dient gerade auch das richterliche Walten Gottes, dienen auch die mit seinem Zorn gefüllten Schalen, die nun auf die Erde ausgeschüttet werden, dient auch der mächtige Blutstrom, der aus der Kelter Gottes fließt. Denn wenn Gott richtet, wird die Gerechtigkeit seiner Urteile offenbar, offenbar die Schuld derer, die sich gegen ihn verblendeten und mit ihm haderten, offenbar auch die heilsame Gnade, die aus allen göttlichen Gerichten ein Mittel zur Vollendung der Menschheit macht. Darum öffnet die Vollstreckung der göttlichen Urteile den Völkern die Augen für Gottes Größe und sie kommen zu seiner Anbetung

herzu und deshalb preist ihn die Gemeinde, die ihn kennt, schon jetzt, obwohl sie weiß, daß zuerst noch sein Zorn auf die Erde herniederströmen wird.

15, 5. 6: **Und hernach sah ich und der Tempel des Zelts des Zeugnisses im Himmel wurde geöffnet und die sieben Engel, die die sieben Plagen hatten, gingen aus dem Tempel heraus, mit reiner, glänzender Leinwand bekleidet und um die Brust mit goldenen Gürteln umgürtet.** Dem Loblied der Gemeinde entspricht auch die Gestalt derer, die jetzt im Dienst des göttlichen Zorns zu handeln haben. Sie treten aus dem geöffneten Tempel hervor; denn ihr Werk dient dazu, der Menschheit den Zugang zu Gott und den Anteil an seinem Dienst zu verschaffen, indem die weggetan werden, die sie von Gott scheiden. Hier wird nicht der Abbruch der Gemeinschaft zwischen Gott und der Menschheit verkündet; das ergäbe den Verschluß des Tempels; vielmehr hat alles, was die Verwerflichkeit und Verderblichkeit der menschlichen Sünde enthüllt, das zum Ziel, daß die Gemeinschaft Gottes mit der Menschheit vollendet werde. Darum tragen auch die Boten des göttlichen Zorns das festliche Feierkleid; denn sie dienen ihm mit Freude und brauchen dazu keine Waffen, weil ihm niemand widerstehen kann.

15, 7. 8: **Und eines von den vier Tieren gab den sieben Engeln sieben goldene Schalen, die mit dem Zorn Gottes, des in alle Ewigkeit Lebenden, gefüllt waren, und der Tempel wurde mit Rauch gefüllt wegen der Herrlichkeit Gottes und wegen seiner Kraft und keiner konnte in den Tempel hineingehen, bis die sieben Plagen der sieben Engel vollendet worden sind.** Da der Zorn Gottes mit einem Trank verglichen ist, den der Mensch inwendig in sich hineinnehmen muß, werden im Gesicht Trinkschalen mit ihm gefüllt, die sodann auf die Erde ausgegossen werden, wo die wohnen, die den göttlichen Zorn zu leiden haben. Dadurch macht sich, wie der Vorgang im Tempel zeigt, Gottes Herrlichkeit offenbar. Im alten Heiligtum Israels bedeutete das Erscheinen der Wolke die Gegenwart Gottes, und da sich alles Geschaffene vor Gott in Ehrfurcht zu beugen hat, kann während der Anwesenheit der Wolke niemand sonst ins Heiligtum treten. Nun ist Gottes Wille vollständig und ausschließlich darauf gerichtet, daß die Herrschaft des Tiers über die Menschheit beseitigt werde und statt dessen Gottes Herrschaft an ihr erscheine.

16, 1. 2: **Und ich hörte eine laute Stimme aus dem Tempel zu den sieben Engeln sagen: Geht und schüttet die sieben Schalen des Zornes Gottes auf die Erde aus. Und der erste ging weg und schüttete seine Schale auf die Erde aus und es entstand ein böses und schlimmes Geschwür an den Menschen, die das Mal des Tiers hatten und sein Bild anbeteten.** Bei der Darstellung der Mittel, durch die sich der göttliche Zorn der Menschheit fühlbar macht, sieht Johannes wieder wie bei den sieben Posaunen auf die Zeichen Moses in Ägypten zurück, wodurch dieses Gesicht zu einer Wiederholung des früheren wird. Die beiden Reihen der Gerichte entsprechen den beiden Missetaten, die die Schuld auf die Menschheit legen. Das Lamm wurde geschlachtet und damit wurde offenbar, daß sich die Menschheit Gott widersetzt. Darum traf sie die göttliche Strafe, die als die Posaunenstöße

dargestellt sind. Inzwischen ist das, was durch die Verurteilung Jesu und die Verwerfung seines Wortes geschehen ist, reif geworden und der Widerchrist beherrscht die Welt. Darum folgt auf die neue vollendete Sünde in einem neuen Bild wieder die göttliche Strafe. Johannes hat diese Wiederholung nicht gescheut, weil er der menschlichen Sicherheit und dem Trotz, der Gott verachtet, nachdrücklich sagen will, welche Torheit es sei, Gottes zu spotten, während er doch viele und starke Mittel hat, mit denen er unser Glück und unseren Trotz zerschlagen kann. Zugleich wird der Gemeinde eingeschärft, daß sie nicht müde werden darf, obgleich sich die schweren Ereignisse in immer neuer Folge häufen und weithin auf die Menschheit das Leiden legen. Es muß so sein, weil das Unrecht des Menschen und Gottes Recht notwendig ans Licht kommen muß. Die Strafen sind hier zugleich in eine deutliche Beziehung zur Versündigung der Menschen gebracht, wie sie durch die Beschreibung des Tiers enthüllt ist. Nachdem sie an ihrem Körper das Zeichen ihrer Sünde anbrachten, das Mal, das sie als Verehrer des Tiers erkennbar macht, bekommen sie nun an ihrem Leib noch ein anderes Zeichen ihrer Sünde, ein Geschwür, das sie quält und ihnen sichtbar macht, daß sie Gott gegen sich haben.

16, 3—7: **Und der zweite goß seine Schale in das Meer aus und es entstand Blut wie von einem Toten und jede lebende Seele starb, alles, was im Meer ist. Und der dritte schüttete seine Schale in die Flüsse und die Wasserquellen aus und es entstand Blut. Und ich hörte den Engel, der über die Gewässer gesetzt ist, sagen: Du bist gerecht, der du bist und der du warst, Heiliger, daß du so gerichtet hast. Denn sie vergossen Blut von Heiligen und Propheten und Blut gabst du ihnen zu trinken; sie sind es wert. Und ich hörte den Altar sagen: Ja, Herr Gott, Herrscher über alles, wahrhaft und gerecht sind deine Urteile.** Das Meer von Blut ist ein beredtes Zeichen des göttlichen Zorns und es wird noch dadurch verschärft, daß nicht nur das Meer in der Ferne den Anblick einer ungeheuren Blutlache bietet, sondern auch dasjenige Wasser, das der Mensch zur Erhaltung seines Lebens braucht, die Flüsse und Quellen in Blut verwandelt sind. Die Beziehung, in der dieses Zeichen zur Sünde der Menschen steht, wird durch den Engel ausgesprochen, dessen Amt die Fürsorge für das Wasser ist. Zwar ist der göttliche Zorn jetzt an dem Teil der Natur sichtbar geworden, der sein eigenes Machtgebiet bildet, und alles, was er unter sich hat, ist verdorben; dennoch erhebt er gegen das göttliche Urteil keine Klage und bejammert die Verwüstung nicht, die so entsteht, sondern preist die göttliche Gerechtigkeit. Denn die Menschheit hat das Blut nicht geschont, sondern mit Lust und Eifer die getötet, die heilig waren und sich durch Wort und Wandel als Gottes Eigentum erwiesen, und die, die als Propheten ihr das göttliche Wort verkündeten. Wer als Gottes Zeuge vor den Menschen stand, wurde bekämpft und beseitigt. Weil sie Blut vergossen haben, wird Blut ihr Trank. Dem stimmt der Altar zu und feiert dankbar die Gerechtigkeit des göttlichen Waltens. Vom Altar her erhob sich das Gebet der Verfolgten und Getöteten zu Gott und blieb scheinbar lange Zeit unerhört und vom Altar her riefen die Seelen der Ge-

töteten Gottes Gerechtigkeit an und wurden zur Geduld angehalten. Nun hat aber ihre Bitte die Erhörung gefunden und es ist offenbar geworden, daß Gott denen widersteht, die die sich zu ihm Bekennenden töteten.

16, 8. 9: **Und der vierte goß seine Schale auf die Sonne aus und es wurde ihr gegeben, Hitze mit Feuer den Menschen zu bereiten, und die Menschen wurden von großer Hitze erhitzt und lästerten den Namen Gottes, der die Gewalt über diese Plagen hat, und taten nicht Buße, daß** sie ihm Ehre gäben. Indem von der Sonne her quälend die Glut über die Menschen kommt, der sie machtlos preisgegeben sind, da sich niemand gegen die Glut der Sonne schützen kann, werden sie freilich an Gott erinnert und davon überführt, daß nicht der Mensch der Höchste, nicht der Herr über alles ist und sich das Leben nicht selber schafft. Allein die sie demütigende Erfahrung ihrer Ohnmacht leitet sie nicht zum Glauben und zur Anbetung Gottes hin. Er erscheint ihnen nur als ihr Widersacher, der sie mit schweren Schlägen quält, und sie schütten ihren Grimm gegen ihn in lästernden Worten aus. Und doch bleibt der Weg, der den Menschen zum Heil führt, einfach und klar, weil er darin besteht, daß wir uns durch die Buße von unserer Bosheit scheiden. Alle Erweisungen des göttlichen Zorns, die uns beugen und brechen, dienen dann zu unserem Heil, wenn sie uns zu ihm hinwenden und dazu bringen, daß wir seine Gottheit ehren.

16, 10. 11: **Und der fünfte goß seine Schale auf den Thron des Tiers aus und seine Herrschaft wurde verfinstert und sie bissen sich in ihre Zungen wegen der Qual und lästerten den Gott des Himmels wegen ihrer Qualen und ihrer Geschwüre und taten nicht Buße wegen ihrer Werke.** Nicht nur an der Natur wird dem Menschen gezeigt, daß er durch Gottes Güte lebt und von ihr alles empfangen hat, was ihm heilsam ist, sondern auch am Ort des Weltbeherrschers, wo er seine Macht ausübt, wird offenbar, daß sich der Mensch von Gott nicht losreißen kann. Über seine Herrschaft breitet sich Finsternis aus. Vielleicht hat Johannes an die Dunkelheit gedacht, die bei Moses Kampf mit dem Pharao über Ägypten kam; vielleicht denken wir aber richtiger daran, daß mit dem Unglück, gegen das sich auch der Weltbeherrscher nicht schützen kann, der Glanz, den er sich bisher bereitete, vergeht und seine Größe versinkt. Er kam sich vor wie ein Gott; jetzt aber sieht jedermann, wie ohnmächtig er im Kampf gegen die göttliche Züchtigung ist. Die Qual versetzt ihn und die Seinen in Wut. Wie könnte er geduldig leiden! Das vermag der Mensch nicht mehr, wenn er sich selbst als Gott verehrt und in seiner eigenen Erhöhung und Herrlichkeit das Ziel seines Strebens hat. Dann windet er sich unter dem Schmerz und bäumt sich gegen ihn auf. Für Gott findet er nur lästernde Worte. Den Gott des Himmels lästern sie, sagt Johannes und spricht damit aus, wie nichtig und kindisch diese scheltenden Worte sind. Dem, der im Himmel lebt und regiert, nehmen ihre zornigen Worte seine Ehre nicht und brechen nichts von seiner Herrlichkeit ab. Was ihnen hülfe, wäre die reuige Abwendung von ihren Werken. Die Buße finden sie aber auch durch die göttlichen Strafen nicht.

16, 12—14: **Und der sechste goß seine Schale auf den großen Strom**

Euphrat aus und sein Wasser vertrocknete, damit der Weg für die Könige, die gegen den Sonnenaufgang hin wohnen, bereitet werde. Und ich sah aus dem Mund des Drachen und aus dem Mund des Tiers und aus dem Mund des falschen Propheten drei unreine Geister wie Frösche; denn es sind Geister der Dämonen, die Zeichen tun; sie gehen aus zu den Königen der ganzen Welt, um sie zum Kampf für den großen Tag Gottes, des Herrschers über alles, zu versammeln. Die Entscheidung bereitet sich dadurch vor, daß der Widerchrist alles um sich versammelt, was seine Macht vermehrt. Darum wird die Grenze abgebrochen, die zur Zeit des Johannes eine starke Scheidung zwischen den Völkern hervorbrachte, der Euphrat, bei dem die Macht der römischen Kaiser endete. Während die um das Mittelmeer wohnenden Völker durch die griechische Kultur und den römischen Staat zu einer vollständigen Gemeinschaft vereinigt waren, gingen die östlich vom Euphrat wohnenden Völker bisher noch ihre eigenen Wege und lebten in ihren eigenen Staaten unberührt von dem, was im Westen geschah. Nun wird diese Grenze, die die Menschheit bisher uneinig machte und es ihr verwehrte, alle ihre Kräfte einem Willen dienstbar zu machen und auf dasselbe Ziel hinzuwenden, abgebrochen. Das geschieht im Gesicht dadurch, daß der Euphrat austrocknet, so daß die Scharen, die aus dem östlichen Asien kommen, ihn überall ohne Hinderung zu überschreiten vermögen. Es sind aber auch Boten nötig, die die in der Ferne wohnenden Könige herbeirufen und ihren Willen so lenken, daß sie sich unter den Widerchrist stellen und ihn durch ihre Macht stützen. Satanische Geister besorgen diesen Dienst und regen die östlichen Völker auf. Die drei, die miteinander stehen und fallen, sind der Satan, der Widerchrist und der falsche Prophet. Für sie gibt es keinen Rückweg mehr zu Gott; denn sie können sich nicht mehr vor Jesus beugen. Deshalb bedeutet Gottes Sieg für sie den Untergang. Da dieser Streit sein Ende nicht anders finden kann als durch eine Betätigung der göttlichen Macht, erhält der Vorblick auf den göttlichen Tag im Gesicht die Figur einer Schlacht. Für diese rüsten sich die drei vereinigten Gewalthaber mit einträchtigem Beschluß dadurch, daß sie die östlichen Völker zu ihren Bundesgenossen machen. Darum kommt im Gesicht aus dem Mund eines jeden ein Frosch hervor, die Versichtbarung eines finsteren Geistes, der es übernimmt, die Könige des Ostens zu rufen. 16, 15: **Sieh! ich komme wie ein Dieb. Selig ist, wer wach ist und seine Kleider behütet, damit er nicht nackt herumgehe und man seine Blöße sehe.** Plötzlich und überraschend tritt Christus aus seinem himmlischen Ort hervor, wie der Dieb unerwartet kommt. Johannes wiederholt und bestätigt dieses Wort Jesu, obgleich er vor seine Ankunft die Posaunen stellt, die sie verkünden, und die Zornesschalen, die ihr die Wege bahnen. Dennoch sieht es auch noch dann, wenn seine Offenbarung nahe ist, nicht so aus, als ob er käme. Daran werden wir gerade hier beim Eintritt der östlichen Völker in den Bund mit dem Widerchrist erinnert, weil diese Wendung der Weissagung den Gedanken nahe legt, dadurch werde der Sieg Jesu und seine herrliche Offenbarung nicht vorbereitet, sondern verhindert oder doch hinausgeschoben. So gerät ja die ganze Mensch-

heit in Bewegung gegen ihn und die Sünde, die in der von Rom beherrschten Welt geschehen war, überträgt sich nun auch auf die, die bisher von ihr noch nicht berührt worden sind. Dadurch scheint die Hoffnung der Gemeinde Jesu vollends und endgültig widerlegt zu sein. Die Christenheit soll sich aber nicht durch solche Gedanken blenden lassen, sondern sich daran erinnern, daß es ihr nicht schon vorher sichtbar ist, wann ihr Herr zu ihr kommt. Aus der Verborgenheit Jesu und aus der Ungewißheit, in der die auf ihn hoffende Gemeinde steht, ergibt sich für sie die Pflicht, beständig bereit zu sein. Zur selben Mahnung hat schon Jesus seine Weissagung benützt. Die auf ihn Hoffenden dürfen sich nie dem Schlaf ergeben, sondern haben ihr Leben als die Wachen zu führen, die stets bereit sind, vor ihren Herrn zu treten und in seinem Urteil zu bestehen. So gleichen sie dem, der seine Kleider bei der Hand hat und deshalb auch dann nicht ohne sie herumlaufen muß, wenn ihn unvermutet in der Nacht eine Gefahr aufschreckt. 16, 16: **Und sie versammelten sie an den Ort, der auf hebräisch Harmagedon genannt wird.** Die östlichen Könige folgen dem an sie ergangenen Ruf und ziehen dem Widerchrist zu. Da Johannes dem Ort, wo die große Versammlung der Völker zustande kommt, einen hebräischen Namen gibt, scheint er anzudeuten, daß die Entscheidung zwischen dem himmlischen und dem irdischen Herrn der Menschheit in Palästina fallen werde. Dadurch schließt er sich an die von den alttestamentlichen Propheten gegebenen Bilder an, die vom Kampf der Völker gegen Jerusalem reden, bei dem sich Gottes Herrlichkeit für immer offenbaren werde. Man kann das von Johannes genannte Wort „Gebirg von Megiddo" übersetzen. Megiddo war in der vorexilischen Zeit eine ansehnliche kananäische Stadt in der Ebene Jesreel, die sich zwischen Samaria und Galiläa vom Karmel her zum Jordan zieht. Die Stadt war in der neutestamentlichen Zeit nicht mehr von großer Bedeutung, scheint aber noch fortbestanden zu haben. Das Gebirge von Megiddo sind, je nachdem wir die Stadt am Süd- oder am Nordrand der Ebene suchen, entweder die an den Karmel angereihten Hügel oder die den Südrand Galiläas bildenden Erhebungen. Vielleicht hat Johannes den Namen deshalb genannt, weil er die Ebene Jesreel als den Lagerplatz betrachtete, auf dem sich die Blüte und Kraft aller Völker sammeln werde, um zu entscheiden, ob Gott und Jesus auf der Erde angebetet werden sollen oder nicht.

16, 17—21: **Und der siebente goß seine Schale in die Luft aus und es kam eine laute Stimme aus dem Tempel vom Thron her heraus und sagte: Es ist geschehen. Und es entstanden Blitze und Stimmen und Donner und ein großes Erdbeben entstand, wie es nicht entstanden war, seit Menschen auf der Erde entstanden, ein solches Erdbeben von solcher Größe. Und die große Stadt wurde in drei Teile geteilt und die Städte der Völker fielen und an Babylon, die Große, wurde vor Gott gedacht, um ihr den Becher mit dem Wein seines grimmigen Zornes zu geben. Und jede Insel floh und Berge wurden keine gefunden. Und ein großer Hagel so schwer wie ein Zentner kommt vom Himmel auf die Menschen herab und die Menschen lästerten Gott wegen der Plage des Hagels, weil seine Plage sehr groß ist.**

Die letzte Erweisung des göttlichen Zorns ist als ein besonders feierlicher Moment beschrieben, da durch sie der göttliche Rat an der Menschheit bis zur Schwelle der Vollendung gebracht wird. Daher treten wieder die Vorgänge ein, die im Gesicht des Johannes das göttliche Handeln regelmäßig begleiten. Die Welt spürt das Herabstürmen des göttlichen Zorns diesmal durch ein mächtiges Erdbeben und einen ungeheuren Hagel. Die große Stadt ist Jerusalem, da ihr die von den heidnischen Völkern bewohnten Städte gegenübergestellt sind. Durch das Erdbeben erhält der Boden, auf dem sie steht, Spalten und Risse, so daß von der Stadt drei getrennte Stücke übrig bleiben. Zur letzten Erweisung des göttlichen Zorns gehört auch der Fall von Rom, den der Engel schon, ehe die Zornesschalen ausgegossen waren, als eine herrliche Wohltat Gottes verheißen hat, 14, 8. Das folgende Gesicht stellt nun das Urteil über Rom noch besonders dar.

Kap. 17 und 18.

Die Sünde und der Sturz Roms.

17, 1. 2: **Und einer von den sieben Engeln, die die sieben Schalen hatten, kam und redete mit mir und sagte: Komm, ich will dir das Urteil über die große Dirne zeigen, die an vielen Wassern sitzt, mit der die Könige der Erde buhlten, und die Bewohner der Erde wurden vom Wein ihrer Unzucht trunken.** Die Stadt ist als eine Dirne dargestellt, die die Völker verführt hat. Weil ihr viele Völker untertan sind, hat sie ihren Platz an einem großen Gewässer, da die weithin sich dehnende Wasserfläche die Menge der Menschen darstellt, über die sie ihren Einfluß erstreckt, vgl. Vers 15. Je größer ihre Macht ist, um so größer ist auch der Schaden, den ihre wilden Begierden hervorbringen. Sie hat es in ihrem Gewerbe zum höchsten Erfolg gebracht, da die Könige ihre Verehrer sind und, wer auf der Erde wohnte, bei ihr einkehrte und sich von ihr mit dem Wein bewirten ließ, den sie ihren Gästen dazu spendet, um sie zur Unzucht zu reizen. Deshalb bildet es einen Teil des heilsamen göttlichen Werks, daß ihr das Ende bereitet wird.

17, 3: **Und er brachte mich im Geist in die Wüste und ich sah ein Weib auf einem scharlachfarbenen Tier sitzen, das voll von Namen der Lästerung war, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern.** Johannes sieht die Stadt im Bund mit dem Widerchrist. Da der Herrscher sein Gleichnis im Tier, die Stadt das ihrige in der Dirne hat, so war damit auch die Weise bestimmt, wie ihre Verbindung zum Ausdruck kommt: das Weib reitet auf dem Tier. Roms Größe und die der Kaiser stärken sich wechselseitig. Durch die Macht der die Völker Beherrschenden wird die Stadt groß und bekommt jenen Einfluß über sie, mit dem sie die Frömmigkeit und Keuschheit aller Völker verderben kann. Ebenso werden aber auch die, die nach der Weltherrschaft verlangen, durch den Ruhm und Reichtum der Stadt unterstützt und ihr Besitz ist für sie ein unentbehrliches Mittel für ihre Macht. Die grell rote Farbe des Tiers entspricht der Art der Dirne, die durch starke, prunkende Farben die Augen aller fesseln will. Die Namen der Lästerung, durch die das Tier

sich selbst an Gottes Stelle setzt, und die sieben Köpfe und zehn Hörner kennen wir schon durch die Beschreibung des Drachen, Kap. 12, und durch die des Widerchrists, Kap. 13. Diese Merkmale zeigen sofort, daß uns hier wieder dasjenige Tier beschrieben wird, das als Gleichnis für den Widerchrist dient.

17, 4. 5: **Und das Weib war mit Purpur und Scharlach bekleidet und übergoldet mit Gold und kostbaren Steinen und Perlen und hatte einen goldenen Becher in ihrer Hand, der gefüllt war mit Greueln und mit der Unreinheit ihrer Unzucht, und auf ihrer Stirn war ein Name geschrieben, der ein Geheimnis ist: Babylon, die Große, die Mutter der Dirnen und der Greuel der Erde.** Jeder Schmuck und alles, was schön und glänzend ist, dient dem Weib und es trägt seinen Reichtum prunkend zur Schau und reicht denen, die ihr nahen, den Trank in einem goldenen Becher. Das Bild der Dirne wird zum vollständigen Gegensatz gegen das, das uns die Gott gehörende Gemeinde zeigte, 12, 1. Beide sind geschmückt, sowohl die Dirne als die Frau, die den Christus gebar. Aber die Dirne ist mit allen Kostbarkeiten behängt, die die Erde enthält; die Gemeinde Gottes trägt dagegen den himmlischen Schmuck. Darum wird sie auch im herrlichsten Sinn Mutter; sie wird fruchtbar für die Welt zum ewigen Heil, während die Dirne nichts als die sie schändende Lust begehrt, die alle verdirbt, die mit ihr in Gemeinschaft treten. Darum suchen auch die beiden ihre Macht und ihren Schutz nicht an derselben Stelle. Die Dirne reitet das wilde Tier und besitzt in seinen Köpfen, in den mit dem Schwert bewehrten Herrschern, ihre Schirmherren, während die Stärke der Gemeinde, die die himmlischen Gaben hat, einzig darin besteht, daß Christus ihr angehört, der, der beim Vater ist.

Auch mit diesem Bilde wiederholte Johannes das, was die in Israel befestigten und ihm heiligen Überzeugungen sagten, doch so, daß er gleichzeitig ganz klar sichtbar macht, was ihn von der Judenschaft trennt. Auch in Jerusalem sagten sie, daß Jerusalem als die heilige Stadt und Rom als die sündige und gottlose Stadt gänzlich voneinander geschieden seien und miteinander in einem Kampf stehen, für den es keinen Frieden gebe, der nur durch den allmächtigen Eingriff Gottes geschlichtet werden kann; solange Rom herrsche, bleibe Jerusalem bedrückt und arm; komme Jerusalems Stunde, dann falle Rom. Aber sie dachten bei diesem Gegensatz an ihre eigenen frommen Leistungen, daran, daß sie die Schrift besaßen, zum einen Gott sich bekannten und sich an sein Gesetz hielten. Deshalb nährte ihre Hoffnung ihren nationalen Stolz und machte sie bereit, mit den Waffen Roms Herrschaft zu stürzen. Für den Blick des Johannes besteht dagegen die himmlische Herrlichkeit der Gemeinde darin, daß Christus ihr gegeben ist. Dies ist ihr Ruhm vor Gott, dies der Grund ihrer Unüberwindlichkeit und die Quelle ihrer Kraft, die sie zur Siegerin macht. Darum verstummt der jüdische Eigenruhm und es endet jede Zuversicht, die sich auf den eigenen Arm und die menschlichen Waffen stützt, und die nationale Schranke, die die alte Gemeinde umgab, fällt. Alle, zu denen die Gnade des Christus kommt, sind zu der mit dem himmlischen Schmuck bekleideten Gemeinde vereinigt und ihr Weg ist derjenige Jesu, nicht

der des selbstischen Ruhms, sondern der des Glaubens, nicht der der Revolution, sondern der der Geduld. Sie folgen dem geschlachteten Lamm.

Die Gabe, die die Dirne denjenigen reicht, die sie bewundern und sich an sie hängen, ist unheilvoll; denn ihr Trank besteht aus Greueln. Es ist ein götzendienerischer Trank und darum von denen mit Abscheu zu meiden, die sich nicht mit dem beflecken wollen, was den Göttern geweiht worden ist, und er dient ihr als Mittel der Buhlschaft. Ihr Name ist ein Geheimnis, weil er nicht unmittelbar ausspricht, was sie ist. Sie stellt nicht Babylon dar, weder das Land Babylonien noch die Stadt Babylon, die einst der Mittelpunkt der vorderasiatischen Völker war, sondern heißt deshalb Babylon, weil sie jetzt das ist, was Babel einst war, so daß die von der Schrift gegen Babel gerichteten Worte mit ihrem letzten Sinn sie treffen. Einst war Babylons Macht und Einfluß daran erkennbar, daß die Völker der Unkeuschheit verfielen und das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern vergiftet wurde, und daran, daß Greuel entstanden, Gottesdienste, die das Gegenteil zur Frömmigkeit und Wahrheit waren und sich doch als Religion anpriesen; jetzt tut Rom der Menschheit, was ihr einst Babel antat. Wenn jetzt ein Weib zur Dirne und ein Mensch zum Greuel wird, geschändet und beschmutzt, so daß er gemieden werden muß, weil seine Gemeinschaft alles, was uns das Wohlgefallen Gottes und die Wertschätzung der Menschen bringt, zerstört, dann hat er Rom zur Mutter und das empfangen, was Rom denen gibt, die ihm verfallen. Denn jede treulose, pflichtvergessene Leidenschaft, alle Frivolität, die jede Ehrfurcht erstickt und sich an allem Heiligen vergreift, stärkt sich an jenem Machtideal, das im wilden Tier sein Abbild hat und den Widerchrist erzeugt.

17, 6a: **Und ich sah das Weib trunken vom Blut der Heiligen und vom Blut der Zeugen Jesu.** Das Weib hat einen Rausch; aber ihre jauchzende, taumelnde Aufregung kommt nicht vom Wein oder von der Sinnenlust, sondern sie hat Blut getrunken und dies, als wäre das ein Fest, Blut von solchen, die sie deshalb haßte, weil sie sie als Gottes Eigentum kannte und weil sie vor ihr das Wort Jesu bezeugten. Johannes hat jene Tage mit erlebt, in denen Nero aus der Tötung der Christenheit und ihrer Apostel ein Fest für die Stadt gemacht hat, und wenn nun der Widerchrist seinen Kampf gegen die Christenheit führt, dann ist wieder zunächst Rom diejenige Stadt, die in einen Freudenrausch geraten und das Schauspiel mit Lust genießen wird, daß die an Jesus Glaubenden untergehen.

17, 6b—8: **Und ich erstaunte, als ich sie sah, mit großem Erstaunen. Und der Engel sagte zu mir: Warum bist du erstaunt? Ich will dir das Geheimnis des Weibes sagen und des Tiers, das sie trägt, das die sieben Köpfe und die zehn Hörner hat. Das Tier, das du sahst, war und ist nicht und wird aus dem Abgrund heraufkommen und geht in das Verderben und erstaunen werden die, die auf der Erde wohnen, deren Name nicht in das Buch des Lebens von der Gründung der Welt her geschrieben ist, wenn sie am Tier sehen, daß es war und nicht ist und da sein wird.** Die Deutung, die Johannes dem Gesicht gibt, erläutert, wieso es zum schrankenlosen Übermut der Sünde und zur siegreichen Gottlosigkeit in der Menschheit kommt. Das

Höchste, woran der Mensch nicht einmal im Traum zu denken wagt, die Überwindung des Tods, scheint nun gewonnen zu sein. Die Menschheit wird in dem ihren herrlichen Herrn erkennen, der einst als Herrscher regierte, dann weggerafft wurde, nun aber wiederkam. Damit ist das mit größerer Deutlichkeit beschrieben, was das frühere Gesicht, Kap. 13, dadurch darstellte, daß einer der Köpfe des Tiers von der tödlichen Wunde getroffen wurde und dennoch am Leben blieb. Ihm bringen nun alle ihre Verehrung dar, da er gewonnen hat, was niemand für möglich hielt, und sich dadurch als den erwiesen hat, der die Menschheit zum Siege führt. Es sind aber Mächte der Bosheit, die hier wirken, nicht Gottes heiliger Wille. Zwischen der vergangenen und der zukünftigen Macht dieses Herrschers steht eine Zeit, in der er im Abgrund war. Wie aber der göttliche Zorn das im Abgrund verborgene Heer hervorruft, wenn er die Menschheit strafen will, so tut sich auch für diesen Herrscher der Abgrund wieder auf, wodurch ihm zunächst der höchste Triumph verliehen ist. Doch das ist noch nicht das Ende; das Verderben wartet auf ihn. Zunächst wird aber die Versuchung stark und nur die werden bewahrt, die im Buch des Lebens stehen; sie sind aber auch unüberwindlich, wie groß die Macht der Finsternis werden mag. Johannes stützt sich und die Gemeinde mit dem stärksten Glaubensgrund, den uns das Evangelium darreicht, damit, daß Gott uns seine Gnade gab, die unvergänglich ist und alle bewahrt, denen Gott sie gibt.

Wir haben auch bei diesen Worten wie im Kap. 13 an die heftige Erschütterung zu denken, die über das römische Reich durch das plötzliche Verschwinden Neros kam. Weithin bewegte Furcht und Hoffnung die Völker und sie erwogen die natürlichen Möglichkeiten, die vielleicht den Lauf der Dinge umzuwenden vermöchten, dachten an die Möglichkeit, daß Nero entkommen sei, und an die politischen Machtmittel, durch die sich das Kaisertum aufs neue befestigen könne. Auch im römischen Heere, das damals im heiligen Lande stand und sich anschickte, die heilige Stadt niederzuwerfen, erwog man eifrig, mit welchen Mitteln man das erschütterte Reich aufs neue stärken und den stürzenden Thron der Cäsaren wieder aufrichten könnte. Für das Auge des Johannes gaben aber nicht nur die menschlichen Begehrungen und die politischen Machtmittel, die ihnen zur Verfügung stehen, der Weltgeschichte die Gestalt, sondern er erkennt als den großen Vorgang in der menschlichen Geschichte den Gegensatz zwischen dem göttlichen und dem satanischen Werk. Deshalb ruht sein Blick auf Möglichkeiten, an die die anderen nicht denken, solange sie nur das natürliche Gesichtsfeld betrachten. Wenn das satanische Wunder geschieht und sich neben das göttliche Wunder stellt und scheinbar noch unvergleichbar größer und gewisser als dieses wird und nicht nur eine verborgene Herrlichkeit bewirkt, wie Jesus sie empfing, sondern den Abgrund öffnet und den, der verloren schien, wieder auf den Herrscherthron erhebt, dann geschieht die Sünde, mit der sich die Gottlosigkeit vollendet, und dann ist die Ernte auf der Erde reif.

17, 9—11: **Hier ist der Verstand, der Weisheit hat. Die sieben Köpfe sind sieben Berge, auf denen das Weib sitzt, und sie sind sieben Könige. Die fünf fielen; der eine ist; der andere kam noch nicht, und wenn er ge-**

kommen sein wird, so muß er für eine kurze Zeit bleiben, und das Tier, das war und nicht ist, das ist der achte und es gehört zu den sieben und es geht ins Verderben. Das Gesicht zeigt die Dirne und das Tier, die Stadt und den Herrscher als miteinander verbündet und sich gegenseitig stärkend; daher erhalten die sieben Köpfe zwei Deutungen. Durch die eine wird die Stadt kenntlich gemacht; dazu dienen die sieben Hügel, die die Häusermenge Roms bedeckt. Daß gerade die sieben Hügel, auf denen Rom lag, als das Merkmal der Stadt verwendet sind, ist durch die Bedeutsamkeit der Zahl sieben veranlaßt. Die zweite Deutung bezieht die sieben Köpfe des Tiers auf die Reihe der Kaiser; auch sie ist nach der Zahl sieben geordnet, weil mit ihr alles zu seiner fertigen, abgeschlossenen Vollendung gelangt. Fünf von den Kaisern hat bereits der Tod weggenommen; wenn Johannes nicht Cäsar, sondern Augustus als den ersten Kaiser betrachtete, dann waren Augustus, Tiberius, Kaligula, Klaudius, Nero die fünf. Unter dieser Voraussetzung war, als Johannes dieses Gesicht sah und schrieb, der Tod Neros bereits geschehen. Auf ihn folgten die drei Kaiser, die nur für kurze Zeit regierten, als der erste Galba. Als die Zeit, in der Johannes das Gesicht sah, scheint sich die Regierung Galbas, die zweite Hälfte des Jahres 68, zu ergeben. Seine Regierung bringt die Entscheidung noch nicht, sondern er erhält noch einen Nachfolger und auch dieser wird noch nicht diejenige Macht gewinnen, durch die er zum Widerchrist zu werden vermöchte. Weil aber die ganze Weissagung dazu geschieht, damit sich die Gemeinde für die letzten Entscheidungen bereit halten soll, wird gesagt, daß die Regierung des nächsten Kaisers nicht lange dauern werde; denn die Ereignisse drängen zum Ende und der Herr ist nahe. Dann kommt der Widerchrist als achter, ohne daß deshalb die Zahl sieben verändert würde. Denn er ist nicht ein neuer Herrscher, sondern einer der früher Regierenden, nämlich der, der wieder aus dem Abgrund kommt. Welcher von den sieben Herrschern das widerchristliche Ziel der römischen Herrschaft zur Vollendung bringen werde, das ist durch das Gesicht nicht gesagt, weil die Weissagung nicht mit dem Anspruch auftritt, daß sie das Zukünftige jetzt schon beschreiben könne*). An die ihr gesetzte Grenze wird auch hier erinnert, wo Johannes unmittelbar an den gegenwärtigen Personen und Ereignissen das widerchristliche Wesen zeigt.

Die dargelegte Zählung der Kaiser ist die, die dem Verlauf der Ereignisse zunächst entspricht; sie ist aber deshalb nicht ganz gesichert, weil Johannes vielleicht die kurz regierenden Kaiser nicht mitrechnete im Gedanken, sie hätten es nicht weiter als bis zu einem vergeblichen Versuch gebracht, den Thron zu gewinnen. Wenn er die beiden Jahre 68 und 69 als eine kaiserlose Zeit überging, dann wäre der sechste, der noch einen Nachfolger erhalten wird,

*) In der auf Johannes folgenden Generation gab es in der Kirche der Asia Männer, die nicht 666, sondern 616 die Zahl des Antichristen nannten. 616 war „Gajus Kaligula". Die, die diese Zahl herstellten, haben unter den fünf ersten Kaisern Kaligula, der seine Gottheit in besonders kindischer und gefährlicher Weise zur Schau stellte und ihretwegen Lust hatte, in den Tempel Jerusalems sein eigenes Bild zu stellen, für den gehalten, der durch sein Wiedererscheinen das Antichristentum vollenden werde.

Vespasian und das früheste Jahr, in dem dann Johannes sein Buch bei dieser Zählung der Kaiser geschrieben haben könnte, wäre das Jahr 70. Da Johannes, wie uns die Überlieferung der Christenheit sagt, auch noch die Regierung der beiden Söhne Vespasians, des Titus und des Domitian, gesehen hat, hat er selbst noch erlebt, daß der letzte Kampf nicht so und nicht so bald gekommen ist, wie er erwartete. Dasselbe erkannte er noch rascher, wenn er im Jahr 68 schrieb und beim sechsten Kaiser an Galba dachte. Ebenso hat es die Kirche, die seine Weissagung bewahrte und las, mit angesehen, daß Gottes Wege mit Rom und den von ihm beherrschten Völkern andere gewesen sind, als wie sie die Weissagung beschrieben hat. Dadurch wurde aber die Überzeugung der Christenheit nicht geschwächt, daß das von Johannes ihr gesagte Wort für sie eine kostbare Gabe Gottes sei und ihr einen großen Dienst zur Erkenntnis der göttlichen Wege leiste. Denn solange das prophetische Wort in lebendiger Rede in den Gemeinden vorhanden war, blieb es allen deutlich, daß der Prophet das göttliche Werk so sehe, wie es für seinen menschlichen Blick erkennbar werde, und das göttliche Wort so empfange, wie es dem Platz, an den er in der menschlichen Geschichte gestellt ist, entspricht. Darum verband sich mit der Aufmerksamkeit auf die Weissagung immer die Bereitwilligkeit, sich weiter von der göttlichen Regierung zeigen zu lassen, wie Gott seine Verheißung erfülle, und der Dank für die dem Propheten gegebenen Gesichte war eben darin begründet, daß sie die Christenheit darin unterstützen, an ihrem Ort und in ihrer Lage auf Gottes Werk aufzumerken und seine Wege zu verstehen.

17, 12: **Und die zehn Hörner, die du sahst, sind zehn Könige, die die Herrschaft noch nicht erhielten, sondern sie erhalten Vollmacht wie Könige für eine Stunde mit dem Tier.** Für die zehn Hörner des Tiers, die es schon bei Daniel trägt, verweist die Deutung nicht auf Machthaber, die schon früher aufgetreten oder jetzt schon an der Regierung wären, sondern sagt, daß damit die Gehilfen des letzten Herrschers dargestellt seien. Da sich seine Gewalt über die Menschheit erstreckt, muß er neben sich Fürsten haben, die die einzelnen Völker regieren. Ihre große Zahl soll aber nicht zum Anlaß für den Gedanken werden, daß sich die Entscheidung noch weit hinausschiebe; denn die ihnen zugemessene Zeit ist kurz, einer einzigen Stunde vergleichbar. 17, 13. 14: **Diese haben dieselbe Absicht und geben ihre Kraft und Vollmacht dem Tier. Diese werden mit dem Lämmlein kämpfen und das Lämmlein wird sie überwinden; denn er ist ein Herr der Herren und ein König der Könige und die, die bei ihm sind, sind Berufene und Erwählte und Getreue.** Im Gesicht erscheinen diese Fürsten deshalb als Hörner des Tiers, weil sie mit einträchtigem Entschluß die Sache des Widerchrists vertreten. Die Versuchung, die seine Herrschaft der Gemeinde Jesu bringt, wird dadurch wesentlich schwerer, da alle, die mit regierender Vollmacht ausgerüstet sind, auf der Seite ihres Widersachers stehen, so daß sich alle in dem Bemühen vereinen, das Andenken an Jesus zu beseitigen. Er ist aber, obwohl er im Lamm sein Gleichnis hat, und gerade deshalb, weil er dem Lamm vergleichbar ist, für sie unüberwindlich. Nicht das wilde Tier, sondern das Lamm behält den Sieg; denn seine Herr-

schaft ist in Gott begründet und macht alle Herrschenden ihm untertan. Seine Herrlichkeit zeigt sich auch in dem, was er der zu ihm gebrachten Gemeinde verleiht. Die, die bei ihm sind, sind die Empfänger des göttlichen Rufs und Gottes Wille, der sie für Gott aussondert und mit ihm vereint, begründet ihren Anschluß an Jesus. Darum ist ihre Gemeinschaft mit ihm unzerstörbar, weil keine irdische Gewalt den göttlichen Willen kraftlos macht. Sie schwanken deshalb nicht, sondern halten sich treu zu ihrem Herrn. Wie Gott ihnen seine feste, vollkommene Gnade gewährt hat, so ist auch ihr Anschluß an Jesus eine völlige Hingabe, die den Ansturm der Versuchung erträgt und sie zu Überwindern macht.

17, 15—18: **Und er sagt zu mir: Die Wasser, die du sahst, wo die Dirne sitzt, sind Nationen und Scharen und Völker und Sprachen. Und die zehn Hörner, die du sahst, und das Tier, die werden die Dirne hassen und sie einsam und nackt machen und ihr Fleisch verzehren und sie mit Feuer verbrennen. Denn Gott gab in ihren Sinn, daß sie seinen Beschluß vollführen und denselben Beschluß vollführen und ihre Herrschaft dem Tier geben, bis die Worte Gottes vollendet werden. Und das Weib, das du sahst, ist die große Stadt, die über die Könige der Erde die Herrschaft hat.** Die Dirne verliert ihren Reichtum und kostbaren Schmuck, wird geschändet und getötet. Rom wird gedemütigt und zerstört. Das ist aber nicht das eigene Werk Jesu, so daß er dazu vom Himmel käme, um Rom die Strafe zu geben, die ihm gebührt. Sein Amt ist ungleich herrlicher. Zwar ist es notwendig, daß der Sünde die Vergeltung widerfahre und an der Stadt, die zur Pflanzstätte der Gottlosigkeit ward, sichtbar werde, was der Abfall von Gott den Menschen einbringt. Das gehört aber noch zu den vorbereitenden Ereignissen, die die nahende Entscheidung anbahnen und anzeigen, nicht zu Jesu eigenem Werk. Das Werkzeug, durch das an Rom die göttliche Strafe vollstreckt wird, sind der Weltbeherrscher und die Machthaber, die mit ihm verbündet sind. Denn damit, daß sie sich selber göttliche Ehren geben und den himmlischen Herrn mit Haß und Lästerung angreifen, fallen sie aus Gottes Hand nicht heraus, sondern auch sie müssen tun, was Gott sie tun heißt. Er waltet über allem, was geschieht, und lenkt auch den Sinn derer, die ihm widerstreben, nach seinem Wohlgefallen.

18, 1—3: **Hernach sah ich einen anderen Engel vom Himmel herabkommen mit großer Vollmacht und die Erde wurde von seiner Herrlichkeit erleuchtet und er rief mit lauter Stimme und sagte: sie fiel, sie fiel, Babylon, die Große, und wurde zur Behausung der Dämonen und zum Gewahrsam für jeden unreinen Geist und zum Gewahrsam für jeden unreinen und verabscheuten Vogel. Denn vom Wein der Leidenschaft ihrer Unzucht haben alle Völker getrunken und die Könige der Erde buhlten mit ihr und die Kaufleute der Erde wurden wegen der Stärke ihrer Üppigkeit reich.** Johannes verweilt beim Ende Roms, da diese Botschaft für die zum römischen Reich vereinten Völker unerhört klang. Die Judenschaft wartete freilich mit Eifer auf den Tag, an dem sich die gegen Babel und Edom gerichteten Worte der Schrift an Rom erfüllen werden und durch seinen Sturz der Götterdienst gerichtet werde. Den anderen Völkern aber schien es eher glaublich, daß der Himmel einstürze, als daß Rom falle. War es nicht die ewige

Stadt? Nach Rom waren die Augen aller gerichtet und der römische Reichtum und Luxus galt als das Herrlichste, die römischen Festlichkeiten als das Schönste, die römische Macht als das Stärkste, was auf der Erde vorhanden sei. Was aber allen als unmöglich erscheint, wird geschehen und ist kein Unglück, sondern dient zum Heil der Welt. Die lebhafte Fassung dieses Abschnitts, die eine starke Empfindung zum Ausdruck bringt, zeigt, daß sich Johannes auch als Christ ebenso entschlossen wie als Jude von allem Römischen abgewendet hat und die Kirche von der Verehrung für den römischen Glanz ganz befreien will. Schon die Herrlichkeit des Boten, der den Sturz Roms ansagt, bildet ein Merkmal für die Wichtigkeit und freudvolle Heilsamkeit seiner Botschaft. Auch für einen der herrlichen Geister bei Gott, die im Licht strahlen, so daß die Erde hell wird, wenn sie erscheinen, ist es ein hohes Amt, das er mit Freude ausübt, wenn er den Sturz der Stadt verkünden darf, in der das menschliche Leben so weit von Gottes guter Regel abgewichen und in verwerflicher Leidenschaft so schlimm entartet ist wie nirgends sonst. Wie es die bei Jeremia und Jesaja stehenden Worte von Babel sagen, so soll auch Rom zur menschenleeren Einöde werden, wo alles haust, was sich nicht in die Nähe der Menschen wagen darf. Denn hier hat sich die wilde Lust heimisch gemacht zum Verderben für die Völker, und wie stark sie war, zeigt sich daran, daß sie auch die Könige verlockte, und weiter daran, daß sie überall zur Erfüllung ihrer Begierden den Handel in Gang brachte, so daß sich von Rom aus ein Strom von Gold überallhin ergoß. Eben darum war sein verderblicher Einfluß auf die Völker stark.

18, 4. 5: **Und ich hörte eine andere Stimme vom Himmel her sagen: Geht aus ihr fort, mein Volk, damit ihr keinen Anteil an ihren Sünden habt und von ihren Plagen nichts erhaltet. Denn ihre Sünden haben sich bis an den Himmel geheftet und Gott gedachte an ihre Ungerechtigkeiten.** Die Not, die über Rom kommt, braucht die an Jesus glaubende Gemeinde nicht mitzutragen, sondern hat das gute Recht, sich von der Stadt des Widerchrists zu scheiden. Dadurch ehrt sie die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts. Wie Jesus die Jünger bei seinem Abschied gemahnt hat, Jerusalem dann zu verlassen, wenn an ihm die Zeichen des göttlichen Zorns sichtbar werden, so spricht Johannes die Christenheit von der Pflicht frei, mit dem Untergang der römischen Macht auch unterzugehen. Wenn sie mit ihrer Liebe so an der Stadt hinge, daß sie sich von ihr nicht trennen wollte, so bekäme sie an ihrer Schuld und damit auch an ihrer Strafe teil. Denn die Stadt steht nicht mehr unter der göttlichen Geduld, die das Böse übersieht und zur Umkehr Frist gewährt, weil das Böse in ihr nicht heimlich und furchtsam, sondern in heller Öffentlichkeit und in einem Umfang geschieht, der das göttliche Gericht notwendig macht. Das ist mit dem starken Bild ausgedrückt, daß sich ihre Sünden an den Himmel hängten, so daß die, die droben wohnen, sie nicht übersehen können, sondern sie vor Augen haben müssen und beständig an sie erinnert sind.

18, 6—8: **Vergeltet ihr, wie sie vergalt, und meßt ihr das Doppelte zu, wie ihre Werke es verdienen. In dem Becher, in dem sie den Wein**

mischte, mischt ihr das doppelte Maß. Wie sie sich herrlich machte und üppig war, ebensoviel gebt ihr von Peinigung und Leid. Denn sie sagt in ihrem Herzen Ich sitze als Königin da und werde nicht Witwe und sehe kein Leid. Deshalb werden am selben Tag ihre Plagen kommen, Tod und Leid und Hunger, und sie wird im Feuer verbrannt werden. Denn stark ist der Herr Gott, der über sie das Urteil sprach. Jetzt gilt für den Römer dasselbe Recht, nach dem er bisher die anderen Völker behandelt hat. Hart zertrat er die anderen, wenn dies seiner Größe diente, und kümmerte sich nicht um die Not derer, die er ausraubte. Darum soll jetzt die Stadt den selben Becher leeren, den sie bisher den anderen reichte, wenn sie ihnen Knechtschaft, Armut und Tod zumaß. Aber der Vergeltungsgedanke wird absichtlich überschritten; das Doppelte soll sie erhalten und zweimal den Becher trinken, den sie für die anderen füllte. Denn das, was sie zu leiden hat, ist nicht nur ein Unglück, wie es über die anderen Völker kam, sondern ist Strafe für ihre Missetaten und dies wird dadurch deutlich, daß ihr das verdoppelt aufgelegt wird, was sie den anderen tat. Als Maß für ihre Trübsal soll die Größe ihres Prunks und Glanzes dienen und dadurch, daß sie plötzlich von ihr überfallen wird wird sichtbar werden, wie nichtig ihr Stolz und wie unwahr ihr Übermut gewesen ist, der sich auch gegen die himmlische Herrschaft aufbäumte und über die göttliche Gerechtigkeit spottete.

18, 9. 10: **Und über sie werden die Könige der Erde weinen und klagen, die mit ihr buhlten und üppig waren, wenn sie den Rauch ihres Brandes sehen, und von ferne stehen aus Furcht vor ihrer Peinigung und sagen: Wehe, wehe! die große Stadt, Babylon, die starke Stadt! Denn in einer einzigen Stunde kam dein Urteil.** Wenn die Rauchwolke aufsteigt, die weithin sichtbar macht, daß Rom brennt, dann hebt in der Menschheit eine große Klage an. Indem Johannes sie beschreibt, bringt er zugleich zur Darstellung, wie stark und tief der Eindruck war, den Roms Glanz und Ruhm auf alle machte, wie mächtig es in allen die Begierden erregte, um deren willen es sein Bild in der Dirne bekommt. Die Bande, die die Menschen zum römischen Wesen hinzogen, waren stark und deshalb entsteht, wenn das göttliche Gericht sie zerreißt, überall ein herber Schmerz und eine bittere Klage. Die ersten Jammernden sind die Könige, die in Rom die Großen fanden, in deren Freundschaft sie sich sonnten und an deren Festen sie sich ergötzten. Aber nicht die Fürsten und Höfe allein sind inwendig mit dem römischen Wesen verbunden, sondern die Schar derer, die die über Rom schwebende Rauchwolke jammern macht, ist viel größer, weil sie aus allen besteht, die durch den Handel mit Rom reich geworden sind.

18, 11—13: **Und die Kaufleute der Erde weinen und trauern über sie, weil keiner ihre Fracht mehr kauft, die Fracht von Gold und Silber und kostbaren Steinen und Perlen und feiner Leinwand und Purpur und Seide und Scharlach und alles wohlriechende Zedernholz und jedes Gerät aus Elfenbein und jedes Gerät aus kostbarem Holz und Erz und Eisen und Marmor und den Zimmt und die Amomsalbe und Räucherwerk und Nardenöl**

und Weihrauch und Wein und Öl und feines Mehl und Weizen und Zugvieh und Schafe und von Pferden und Wagen und Menschenleibern und Seelen von Menschen. Der Luxus der Weltstadt macht alle Hände rege und zieht aus allen Ländern alles an sich, was die Sinne reizt, und schon das war eine schwierige und umfangreiche Arbeit, für diese Menschenmenge die Nahrungsmittel herzuschaffen. Den Schluß in dieser Aufzählung macht mit tiefem Ernst der Sklavenhandel. Zu den Waren, die nach Rom geschafft wurden und Gewinn eintrugen, gehörte auch der Mensch. 18, 14: **Und die Früchte, nach denen deine Seele begehrte, wichen von dir und alles, was glänzt und prunkt, verschwand von dir und man findet es nicht mehr.** Die Versorgung der Stadt mit Obst ergab einen großen Handelszweig und der Obsthändler war ein willkommener, unentbehrlicher Mann. Es liegt eine beredte Ironie in der Betonung dieses Zugs. Wie schade ist es, jammern sie, um den Obstmarkt der Stadt, der so herrlich ausgestattet war! Nun sind alle jene köstlichen Früchte nicht mehr zu haben und alle Leckerbissen und Prunkstücke, die man sich bisher bequem verschaffen konnte, sind nun nicht mehr aufzutreiben. Es kommt in dieser Klage ans Licht, wie leer und arm das Leben war, das sich hier so großtuerisch und prunkvoll entfaltete. Hier wurde das Fleisch mit seinen sinnlichen Genüssen gepflegt. 18, 15—19: **Die Kaufleute, die mit diesen Dingen handeln und von ihr reich geworden sind, werden von ferne stehen aus Furcht vor ihrer Peinigung, weinen und trauern und sagen: Wehe, wehe! die große Stadt, die mit feiner Leinwand und Purpur und Scharlach bekleidet und mit Gold und kostbaren Steinen und Perlen vergoldet war; denn in einer einzigen Stunde wurde so großer Reichtum verheert. Und jeder Steuermann, und wer nach einem Handelsplatz fährt, und die Schiffer und alle, die auf dem Meer arbeiten, standen von ferne und schrieen, als sie den Rauch ihres Brandes sahen, und sagten: Wer ist der großen Stadt gleich? Und sie warfen Erde auf ihre Häupter und schrieen, weinten und trauerten und sagten: Wehe, wehe! die große Stadt, in der alle die, die Schiffe im Meer haben, wegen ihres großen Vermögens reich wurden; denn in einer einzigen Stunde wurde sie verheert.** Diese ganze Klage ist nur auf das bedacht, was der Mensch begehrt, auf seinen Gewinn und seine Lust. Darum wird auch nur auf der Erde so gejammert, während für die, die auf das bedacht sind, was Gott gehört, auf Gottes Wahrheit, Recht und Ehre, der Sturz Roms zum Grund der Danksagung wird. Mit einem kräftigen Gegensatz gegen dieses lange Jammerlied sagt dies der folgende Vers.

18, 20: **Frohlocke über sie, Himmel und ihr Heiligen und Boten und Propheten; denn Gott hat durch sein Urteil euer Recht an ihr vollstreckt.** Die widerchristliche Stadt war im Streit mit dem Himmel; denn sie verweigert Gott den Gehorsam, verleugnet und lästert ihn. Darum hat der Himmel über sie zu klagen und erhält nun dadurch sein Recht, daß das göttliche Urteil die Stadt der Vernichtung übergibt. Aber auch auf der Erde lebten solche, die ein Recht darauf haben, daß die Stadt beseitigt wird. Das sind die, die Gottes Eigentum waren und deshalb von Rom bedrückt und

verfolgt wurden. Aus der Zahl der Heiligen sind die von Jesus zu seinen Boten Bestellten besonders hervorgehoben, wohl im Blick auf die in Rom getöteten Apostel, sodann die Propheten, die deshalb durch den Haß der Welt besonders zu leiden hatten, weil sie die kommende Herrschaft Gottes bezeugten und die menschliche Bosheit straften.

18, 21—24: **Und ein starker Engel hob einen Stein, der einem großen Mühlstein glich, auf und warf ihn in das Meer und sagte: So wird mit einem Schwung Babylon, die große Stadt, weggeworfen und nicht mehr gefunden werden. Und die Stimme der Harfenspieler und Sänger und Flötenbläser und Posaunenbläser wird nicht mehr in dir gehört werden und kein Handwerker von irgend einem Handwerk wird mehr in dir gefunden werden und der Schall der Mühle wird nicht mehr in dir gehört werden und das Licht der Lampe nicht mehr in dir scheinen und die Stimme des Bräutigams und der Braut nicht mehr in dir gehört werden. Denn deine Kaufleute waren die Fürsten der Erde. Denn durch deine Giftmischerei wurden alle Völker verführt und Blut der Propheten und Heiligen wurde in ihr gefunden und von allen, die auf der Erde geschlachtet worden sind.** Der Schluß verbürgt nochmals die Sicherheit der gegen die Weltstadt gerichteten Weissagung. Wie der schwere Stein, der ins Wasser geworfen wird, versinkt und unsichtbar wird, so sicher und vollständig geht die Stadt unter. Die Stille der Einsamkeit und Verödung ersetzt dann den lauten Lärm, der jetzt die Stadt erfüllt, den Schall der musikalischen Instrumente, die jetzt beständig bei den vielen Festen und Feierlichkeiten zu hören sind, und das Geräusch, das durch die Arbeit der vielen Handwerker jetzt überall entsteht. Auf diese an die Großstadt angepaßten Bilder folgen noch die seit alters üblichen Merkzeichen für die gänzliche Verödung eines Hauses oder Orts. Kein Mühlstein ist zu hören, der gedreht würde, und nirgends wird der Schein einer Lampe sichtbar und keine Hochzeit wird hier mehr gefeiert. Der Ort ist unbewohnt, von Menschen leer. Das Urteil wird durch die Schuld der Stadt begründet. Nach Reichtum und Genuß ging ihr Streben und darauf war sie stolz. Das wird in der Stellung ihrer Kaufleute sichtbar, vor denen sich alle wie vor Fürsten beugen. Jede göttliche Ordnung wird zertreten; der heimliche Mord ist in der Stadt im Gang. Sie ist voll von Giften und von dem, was sich damals mit dem Gift stets zusammenfand, von Zauberei, die durch heimlich wirksame Mittel andere verderben will. Diese Dinge blieben nicht auf die Stadt beschränkt; alle Völker lernten das von ihr und machten ihr ihre finsteren Künste nach. Ihre schwerste Schuld ist der Kampf gegen die, die Gottes Sache vertreten. Wie der, bei dem das Blut eines Getöteten gefunden wird, des Mords überführt ist, so hat die Stadt offenkundig die Schuld auf sich, die Mörderin der Heiligen zu sein, und sie hat nicht nur die Schuld am Tod derer zu tragen, die in Rom ihr Leben lassen mußten, sondern auch derer, die überall in den Provinzen hingemordet worden sind. Roms Herrscher und Heere schlachten sie hin. Der römischen Herrschgier wird das Leben vieler geopfert und die römische Ungerechtigkeit achtet den Tod der Unschuldigen für nichts.

Kap. 19.

Der Sieg des Christus.

19, 1—4: Hernach hörte ich etwas wie die laute Stimme einer großen Schar im Himmel, die sagten: Halleluja! Die Rettung und die Herrlichkeit und die Kraft gehört unserem Gott; denn wahrhaft und gerecht sind seine Urteile. Denn er richtete die große Dirne, die die Erde durch ihre Unzucht verdarb, und das Blut seiner Knechte rächte er an ihr. Und sie sagten zum zweiten Male: Halleluja! und ihr Rauch steigt in alle Ewigkeit auf. Und die vierundzwanzig Ältesten und die vier Tiere fielen nieder und beteten Gott an, der auf dem Thron sitzt, und sagten: Amen; halleluja! Jetzt erinnert uns Johannes wieder an den Anfang der ganzen langen Reihe der Gesichte. Sie begannen damit, daß das himmlische Buch noch verschlossen in Gottes Hand lag, und damals wurde sichtbar, wie die, die bei Gottes Thron sind, darnach verlangen, daß der Rat Gottes offenbar und sein Urteil vollzogen werde. Jetzt sind alle Siegel beseitigt und die Posaunenstöße, die bei der Öffnung des letzten Siegels begannen, sind alle erklungen und die Zornesschalen, die bei der letzten Posaune gefüllt wurden, sind alle geleert und auch das, was die letzte Zornesschale brachte, das Urteil über die Kaiserstadt, ist vollendet. Nun findet der Eingang des Gesichts seine Fortsetzung und Bestätigung; denn nun wird im Himmel Gott für das gedankt, was er für die Menschheit tat. Zuerst bringt die große Schar, die die Gemeinde Jesu bildet, Gott ihre Anbetung dar; denn sie ist ja zuerst von dem betroffen, wovon die Weissagung redete. Sie leidet und ringt in der Welt und für sie schafft Gott die Erlösung durch sein richterliches Werk. Der Ort, an den das Gesicht die Gemeinde versetzt, ist hier wie in der ganzen Weissagung der Himmel. Weil die Gemeinde von der Welt geschieden ist und ihren Platz bei Gott hat, darum ertönt hier das Halleluja der großen Schar vom Himmel her. Sie preist Gott mit dem Halleluja, mit dem Wort, mit dem schon die Glieder der alttestamentlichen Gemeinde einander aufforderten, aus dem Lob Gottes das gemeinsame Anliegen aller zu machen. Mit dem Zuruf „Lobt den Herrn" wird das Bekenntnis zur göttlichen Gnade und Herrlichkeit so ausgesprochen, daß es vom einen zum anderen übergeht und alle zur einträchtigen und gemeinsamen Anbetung vereint. Der Blick der Betenden ruht nicht auf dem, was sie selbst empfangen und genießen, sondern auf dem, was Gott erhält; denn sie beten in der Liebe Gottes, die nach seiner Verherrlichung verlangt. Durch das, was vollbracht ist, ist erwiesen, daß Gott die rettet, die ihm dienen, und die Erde von denen reinigt und befreit, die sie verderben, und sich mit vollendeter Treue zu seinen Knechten bekennt, die für ihn starben. Darum preisen die Betenden Gott auch dafür, daß das Wahrzeichen seines Gerichts unvergänglich bleibt. Aus dem, was Gott tut, entsteht ein ewiges Resultat, darum auch ein ewiges Gedächtnis und ein ewiger Preis seiner Gerechtigkeit. Die Anbetung der Gemeinde findet dadurch ihren Abschluß, daß ihre Vertreter, die sich zunächst bei Gottes Thron befinden, und die Häupter der Schöpfung sie bestätigen.

19, 5: **Und eine Stimme ging vom Thron aus und sagte: Lobt unseren Gott, alle seine Knechte, ihr, die ihr ihn fürchtet, die Kleinen und die Großen!** Bis jetzt ist das Letzte noch nicht geschehen, da der Widerchrist noch mächtig und der Christus noch nicht offenbar ist. Allein weil jetzt alles vollbracht ist, was vor der Offenbarung des Christus geschehen muß, darum fordert die himmlische Stimme nun alle zum Lob Gottes auf. Was jetzt kommt, ist lauter Grund zu Gottes Lob, die herrliche Gabe der ewigen Gnade. Darum haben alle Grund, sich Gottes zu freuen und ihm zu danken, wer sie seien, ob groß, ob klein, wenn sie nur die Furcht vor Gott nicht wegwarfen, sondern sich vor seiner Hoheit beugten und ihn ehrten.

19, 6—8: **Und ich hörte etwas wie die Stimme einer großen Schar und wie das Rauschen vieler Wasser und wie den Schall starker Donner, die sagten: Hallelnja! Denn der Herr unser Gott, der Herrscher über alles, ist König geworden. Wir wollen uns freuen und jubeln und ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lämmleins kam und sein Weib hat sich gerüstet und es wurde ihr gegeben, sich in glänzende, reine Leinwand zu kleiden. Denn die Leinwand sind die gerechten Gerichte, die für die Heiligen geschehen sind.** Der Aufforderung zu Gottes Lob wird sofort gehorcht. Johannes hört den Preis Gottes mächtig erschallen. Nun beginnt Gottes Herrschaft; denn der Festtag des Christus ist da. Der Tag seiner Verherrlichung ist als sein Hochzeitstag beschrieben, da sie dadurch geschieht, daß er sich mit seiner Gemeinde vereint. Er bewirkt ja seine Größe und Ehre nach der Regel der Gnade, also dadurch, daß er den Seinen an seiner Freude, an seinem Leben, an seiner Gottessohnschaft Anteil gibt. Darum erscheint mit der Offenbarung des Christus für seine Gemeinde das Heil und der Tag seiner Verherrlichung bringt auch ihr die Herrlichkeit. Die Verheißung Jesu, die er selbst seinen Jüngern gab, umfaßte zwei Versprechen. Das eine war an seine Jünger gerichtet und sagte ihnen, daß Jesus wieder zu ihnen komme und durch seine neue Offenbarung ihnen Gottes ewige Gabe bringe. Mit diesem Versprechen verband aber Jesus die Verheißung, die sein königliches Wirken auf den ganzen Weltbestand bezog und ihm die Vollendung zu Gottes Reich versprach. Beide Verheißungen sind auch in der Weissagung des Johannes enthalten; er verweilt hier aber nicht bei dem, was Jesus seinen Jüngern bringt. Im Evangelium spricht er beim Abschied Jesu von den Jüngern nur davon, daß Jesus die Seinen nicht verlassen habe, sondern seine Gemeinschaft mit ihnen unvergänglich mache und ihnen auch an seiner ewigen Herrlichkeit Anteil gebe. Dies hat Johannes dadurch wiederholt, daß er die Gemeinde mit Jesus vor Gott vereint. In der Beschreibung seiner Wiederkunft erneuert er dagegen die andere Verheißung Jesu, die vom Abschluß der Weltgeschichte, von der Vollendung des Weltalls durch seine Offenbarung sprach. Dadurch ist aber auch seiner Gemeinde der Beginn des Festes verbürgt, das sie selig macht. Als Johannes an die irdische Arbeit Jesu dachte, nannte er die Gemeinde die Mutter des Christus, 12, 1; jetzt, da der himmlische Christus die Gemeinde mit sich vereint, nennt er sie sein Weib. Beide Bilder beschreiben sie als die Empfangende.

Als sie den Christus gebar, trug sie den himmlischen Schmuck; denn die Gnade und Gabe, die Gott ihr verlieh, macht, daß Christus zu ihr kommt und in ihrer Mitte sein Werk vollbringt. Auch jetzt, da sie in die sichtbare und ewige Gemeinschaft mit dem Christus tritt, ist sie geschmückt und auch jetzt ist der Schmuck, der sie ziert, ihr geschenkt. Zur Hochzeit ist der Braut das Festkleid unentbehrlich, in dem sie die Ehre und Freude ihres Bräutigams ist. Das ist jetzt erreicht und die Gemeinde in das reine, festliche Gewand gehüllt, weil die göttlichen Taten, die ihr Recht feststellen, geschehen sind. Jetzt ist sie nicht mehr die Geschändete und Zertretene, sondern es ist durch Gottes Gerichte offenbar geworden, daß die, die an Jesus glaubten, der Wahrheit gehorchten und nach Gottes Gebot handelten. Nun ist erwiesen, daß Gott sie berufen, Gott sie von aller Sünde gereinigt und von ihren Widersachern gerettet hat. Als sie um Jesu willen sterben mußten, konnte man fragen, ob sie nicht träumten und einer leeren Hoffnung folgten, ob sie wirklich das Recht hätten, auf Gott zu warten und sich als die Seinen zu betrachten. Nun aber hat sich Gott durch sein heiliges Gericht ihrer angenommen. Deshalb ist die Gemeinde jetzt, da der Glanz der sie rechtfertigenden Gottestat auf ihr liegt und die Versuchung von ihr bestanden worden ist, des Christus würdig und die für ihn festlich gerüstete Braut.

19, 9: **Und er sagt zu mir: Schreibe: selig sind die zum Hochzeitsmahl des Lämmleins Gerufenen. Und er sagt zu mir: Diese Worte sind wahrhaftig Gottes Worte.** Das Fest des Christus wird durch das Mahl gefeiert. An ihm teilzuhaben ist die Summe aller Verheißung, die vollkommene göttliche Gabe. Der Gemeinde wird verbürgt, daß sie auf diese Verheißung trauen darf; um ihretwillen fürchtet sie sich nicht vor dem Kampf mit der Welt und bringt ihrem Herrn gern alle Treue und jeden Gehorsam dar, auch wenn sie für ihn sterben muß.

19, 10: **Und ich fiel vor seinen Füßen nieder, um ihn anzubeten. Und er sagt zu mir: Sieh dich vor, tue es nicht! Ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht, derer, die das Zeugnis Jesu haben. Gott bete an! Denn das Zeugnis Jesu ist der Geist der Weissagung.** Die Größe der Verheißung bewegt Johannes tief und bewirkt, daß er vor dem, der sie bringt, anbetend niederfällt. Wie soll er den gebührend ehren, der ihm im Namen Gottes verspricht, er werde mit dem Christus an seinem Fest und Tisch vereinigt sein? Der Unterschied muß aber deutlich bleiben zwischen denen, die uns die Verheißung sagen, und zwischen dem, von dessen Gnade die Verheißung kommt und dessen Gabe ihre Erfüllung ist. Auch der himmlische Bote, der die Verheißung der Gemeinde bringt, ist nicht der rechte Empfänger für ihren anbetenden Dank; noch weniger sind es die menschlichen Zeugen des Evangeliums. Auch der Engel ist ein Mitknecht, dem selben Herrn eigen und im selben Dienst für ihn tätig wie die, die die Weissagung empfangen und sagen. Der Engel hilft dadurch, daß er der göttlichen Offenbarung als Werkzeug dient, am selben Gotteswerk mit, an dem auch der Prophet teilhat und mit ihm alle in der Gemeinde, die sich sagen lassen, zu welchem Ziel Gott die Menschheit führt

und wie sie es erreicht. Wer die Weissagung empfängt und bewahrt, tut an seinem Ort das, was zu ihrer Erfüllung nötig ist. Dadurch nimmt er das Zeugnis Jesu an; denn das ist die Weise, wie Jesus von sich Zeugnis gibt, daß er seiner Gemeinde den Geist sendet, wodurch er ihr seine Gegenwart bei ihr, seine Fürsorge für sie, seine Herrschaft über sie bewährt. Der Geist tut sich seinerseits dadurch kund, daß er ihr die Weissagung gibt. Wer also auf das hört, was der Geist der Gemeinde sagt, der hält das fest, was Jesus bezeugt, und steht mit den himmlischen Geistern in der Gemeinschaft des selben Dienstes und bereitet in seinem Teil den herrlichen Ausgang vor, der dann erreicht ist, wenn Christus seine Gemeinde zu sich holt. Dieses Ende stellt sich nun dem Auge des Johannes dar, da er nun den Christus in seiner für alle offenbaren Herrlichkeit sieht.

19, 11—13: **Und ich sah den Himmel geöffnet und sieh! ein weißes Roß und der, der auf ihm sitzt, heißt treu und wahrhaft und er richtet mit Gerechtigkeit und er kämpft. Seine Augen sind eine Feuerflamme und auf seinem Haupt sind viele Kronen. Er trägt einen Namen geschrieben, den keiner kennt außer er selbst, und er ist mit einem Gewand bekleidet, das in Blut getaucht ist, und sein Name heißt das Wort Gottes.** Jetzt sieht Johannes Jesus wieder wie im ersten Gesicht in menschlicher Gestalt, während er, solange er von dem sprach, was Jesus am Thron Gottes tut, ihm stets die Lammesgestalt gegeben hat. Nun aber wendet sich Christus wieder der Menschheit zu und vollbringt an ihr sein Werk und darum erscheint er hier in menschlicher Figur, jedoch anders als im ersten Gesicht, das seine unsichtbare Gegenwart bei der Gemeinde beschrieb; denn jetzt trägt er, weil er für alle offenbar wird, die Zeichen des Königs und des Siegers. Deshalb reitet er auf dem weißen Pferd. Wozu er kommt, sagen seine Namen. Er bewährt sich als den Treuen; denn er nimmt sich seiner Gemeinde an, holt sie zu sich und vollendet so seine Gemeinschaft mit ihr. Dadurch gibt er seinem Wort die ganze Wahrheit, sowohl seinem Bußwort, das die Sünde richtet, als seiner Verheißung, die die göttliche Gnade anbietet. Beides wird dadurch zur vollen Wahrheit gebracht, daß er sich jetzt in seiner Herrlichkeit offenbart, Gericht hält und mit denen, die auf der Erde dem Willen Gottes widerstehen, den Kampf beginnt. Der flammende Glanz seines Auges zeigt, daß sein Blick alles durchdringt, so daß sein Urteil ganz gerecht sein wird, und die Kronen, die er trägt, machen sichtbar, daß ihm niemand überlegen ist, sondern alles von Gott ihm unterworfen ist. Auch er trägt einen auf seinen Leib geschriebenen Namen, der bezeugt, wem er gehört und was er ist. Diesen Namen liest aber keiner, weil der Christus über alle erhöht ist und darum ein Geheimnis für alle bleibt. Er besitzt eine Verbundenheit mit Gott, in die keiner einen Einblick hat. Schon jetzt, da er auszieht, trägt er das in Blut getauchte Kleid, wie es sonst der trägt, der aus einer großen Schlacht unverletzt und siegreich heimkehrt. Er aber erscheint gleich mit dem Zeichen seines völligen Siegs und des gewaltigen Gerichts, durch das er alle Widersacher Gottes beseitigen wird. Johannes hat dabei die Beschreibung des Verheißenen, 1 Mose 49, 11,

im Sinn, die auch von den jüdischen Lehrern auf das blutige Gewand des Christus gedeutet wurde, das er dann tragen werde, wenn er alle seine Feinde überwunden habe. Neben seinem verborgenen Namen hat er auch einen solchen, mit dem er angerufen und seine Würde und Sendung verkündet wird. Dieser Name, mit dem Engel und Menschen sagen, was er ist, lautet: er ist das Wort Gottes. Damit ist ihm die vollständige Gemeinschaft mit Gott zugeteilt, die keiner hat als er. Er empfängt das göttliche Wort nicht als eine Gabe zu seinem übrigen Besitz und Leben hinzu, sondern ist selbst das Wort, ist es mit dem, was er ist und tut, so daß durch ihn kund und hörbar wird, was Gott denkt, will und spricht. Eben jetzt, während er sich in seiner Herrlichkeit offenbart, steht ihm dieser Name im höchsten Sinn zu; denn jetzt wird durch ihn offenbar, was bisher im göttlichen Rat und Willen verborgen war. Er in seiner herrlichen Herrschaft ist das an alles Geschaffene gerichtete göttliche Wort.

19, 14: **Und die Heere, die im Himmel sind, folgten ihm auf weißen Rossen mit weißer, feiner Leinwand bekleidet.** Er erscheint nicht allein, sondern an der Spitze des himmlischen Heers als der, dem alle Engel dienen. Sie ziehen zum Kampf aus, aber nicht in Waffen gehüllt, sondern im festlichen, weißen Gewand. Denn der Tag, an dem sich der Christus offenbart, ist für die Himmlischen ein Freudentag. Nicht in dem Sinn wird er zum Krieger, daß er mit seinen Widersachern zu ringen hätte und sie nur mit Anstrengung zu überwältigen vermöchte. Er ist vielmehr mit Gottes Kraft über sie erhaben und ihr Widerstand ist zu Ende, sowie die Stunde kommt, in der die göttliche Geduld aufhört und das Gericht geschieht. Darum hat auch die ihn begleitende Schar im Gesicht nicht die Merkmale eines Kriegerheers, sondern die einer festlichen Schar, die ihren König mit Freude geleitet.

19, 15. 16: **Und aus seinem Mund geht ein scharfes Schwert heraus, damit er mit ihm die Völker schlage, und er wird sie mit einem eisernen Stab weiden und er tritt die Kelter des Weins des grimmigen Zornes Gottes, des Herrschers über alles. Und er hat auf seinem Kleid und auf seinem Schenkel einen Namen geschrieben: der König der Könige und der Herr der Herren.** Seine Waffe, durch die er seine Widersacher überwindet und die Bösen richtet, ist sein Wort. Die Auflehnung gegen ihn ist unmöglich. Denn er ist der Hirt mit dem eisernen Stab, der alle Stärke hat, die nötig ist, um Ordnung in der Welt zu schaffen, und er ist der Kelterer, der den Wein herrichtet, den Gottes Zorn denen reicht, die von ihm abwichen, und an dem Teil seines Gewands, der über den Schenkel herabfällt und allen am Reitenden zunächst sichtbar ist, steht, daß er die Macht über alle Machthaber habe. Wenn er erscheint, so gibt es keine Ungewißheit mehr, bei wem die Herrschaft ist.

19, 17. 18: **Und ich sah einen Engel in der Sonne stehen und er rief mit lauter Stimme und sagte allen Vögeln, die in der Mitte des Himmels fliegen: Kommt und versammelt euch zum großen Mahl Gottes, um Fleisch von Königen und Fleisch von Obersten und Fleisch von Starken und Fleisch von Pferden und von denen, die auf ihnen sitzen, und Fleisch von allen**

Freien und Knechten und Kleinen und Großen zu fressen. Das Heer derer, die gegen den Christus kämpfen, ist ein Raub des Todes. Die Torheit und Nichtigkeit ihres Ansturms gegen Gott wird dadurch dargestellt, daß das Ende ihres Kampfes bloß darin besteht, daß ihre Leiber die Aas fressenden Vögel speisen. Von der Sonne aus ruft ein Engel auch die Vögel, die weit von der Erde entfernt in der Höhe schweben, auf das Schlachtfeld, auf dem die Leichen in Menge liegen. Das Mahl, das hier die Vögel halten, hat Gott für sie hergestellt.

19, 19—21: **Und ich sah das Tier und die Könige der Erde und ihre Heere versammelt, um den Kampf mit dem zu beginnen, der auf dem Roß sitzt, und mit seinem Heer. Und das Tier wurde ergriffen und mit ihm der falsche Prophet, der die Zeichen vor ihm tat, durch die er die verführte, die das Mal des Tiers annahmen und sein Bild anbeteten. Lebend wurden beide in den Feuersee geworfen, der mit Schwefel brennt. Und die übrigen wurden durch das Schwert dessen, der auf dem Roß sitzt, getötet, das aus seinem Mund ausgeht, und alle Vögel wurden von ihrem Fleisch satt.** Nur mit wenigen Worten gibt uns Johannes an, wie es zur Entscheidung kommt; denn er verkündet uns den Sieg des Christus nicht dazu, damit sich unsere Phantasie daran ergötze, als ob uns ein ergreifendes Schauspiel vorgeführt werden sollte. Hören und glauben soll die Christenheit, daß der Kampf der Welt gegen Jesus durch seinen Sieg beendet wird. Diese Gewißheit braucht sie, damit sie Gott gehorche, der Verführung widerstehe und die Liebe nicht erkalten lasse; mehr als dies bedarf sie jedoch nicht und erhält sie auch durch die Weissagung nicht. Das gegen Jesus versammelte Heer verliert durch seine Erscheinung den Mut noch nicht; seine Führer können nicht mehr zurück, sondern müssen ihre Bahn durchlaufen bis zum Ziel. Ihr Bruch mit Gott ist vollendet und sie sind in die Gewalt ihrer Sünde überantwortet. Es bedarf aber nicht eines gefährlichen, anstrengenden Kampfes, damit der Christus Sieger werde; vielmehr wird, da er Gottes Macht bei sich hat, aus der Schlacht sofort ein richterlicher Akt. Die Strafe wird nach dem Maß der Schuld verschieden bemessen. Die größte Schuld haben die beiden Verführer, der, der sich die Menschheit unterwarf und sich als Gott vor sie stellte, und der, der sein Unternehmen rechtfertigte, geistig verklärte und als die höchste Wahrheit und Offenbarung des Geistes pries. Während das ihnen dienende Heer dem Tod verfällt, werden die beiden Verführer in einen aus Feuer bestehenden See versenkt, dessen Glut durch Schwefel genährt wird. Seit dem Untergang Sodoms werden das Feuer und der Schwefel in der Schrift mehrfach als die Strafmittel nebeneinander genannt, wenn der Tod durch besondere Schmerzen und Schrecken verstärkt werden soll. Aber auch dieses schrecklichste Sterben, das denen widerfährt, die in den feurigen See gebracht werden, wird nicht als eine völlige Vernichtung vorgestellt, durch die kein Dasein und keine Empfindung mehr zurückbliebe, sondern der Feuersee wird für die, die in ihn fallen, zum Gefängnis, durch das sie völlig von allem geschieden sind, was denen zuteil wird, die Gottes Herrlichkeit sehen und bei ihm zur ewigen Gemeinde vereinigt sind.

Kap. 20.

Die Herrschaft des Christus auf der Erde.

20, 1—3: **Und ich sah einen Engel vom Himmel herabkommen mit dem Schlüssel zum Abgrund und einer großen Kette auf seinem Arm und er fing den Drachen, die alte Schlange, die der Verkläger und Satan ist, und band ihn für tausend Jahre und warf ihn in den Abgrund und schloß zu und legte über ihn das Siegel an, damit er die Völker nicht mehr verführe, bis die tausend Jahre vollendet sind. Hernach muß er für eine kleine Zeit gelöst werden.** Da der Widerchrist und sein Prophet nicht die ersten Urheber der Empörung gegen Gott gewesen sind, zu der sie die Menschheit verleiteten, sondern den Willen des Satans taten, wäre die Gerechtigkeit des vollzogenen Gerichts noch nicht vollständig und der Menschheit das Heil noch nicht ganz gebracht, wenn nicht auch der Satan vom Gericht getroffen würde. Darum sieht Johannes, nachdem das gegen Gott streitende Heer verschwunden ist, zuerst, was mit dem Satan geschieht. Er wird gefesselt, von der den Menschen gegebenen Welt abgeschieden und in der unterirdischen Tiefe eingekerkert. Da das Siegel, das auf den Eingang zum Abgrund gelegt wird, die Unverletzlichkeit der göttlichen Verfügung besitzt, die auch der Satan nicht zerbrechen kann, hat er, bis dieses Siegel wieder entfernt ist, keinen Zugang mehr zur Erde und zur Menschheit und seine verführende und verderbende Wirksamkeit hört auf. Durch die Erhöhung Jesu in den Himmel wurde ihm der Himmel verschlossen, so daß er nicht mehr der Verkläger der Menschen war; durch die Offenbarung Jesu wird ihm auch der Zugang zur Erde versiegelt, so daß er nun auch aufhört, ihr Verführer zu sein. Was das für die Menschheit bedeutet, macht Johannes in derselben Weise wie 12, 9 durch die Namen des Satans deutlich. Indem er ihn den Drachen nennt, erinnert er an die Gefahr des Verderbens, die der Menschheit bisher immer nahe war; der zweite Name, die alte Schlange, weist auf die Verführung hin, die vom Paradies her die menschliche Geschichte verwirrte und die Not auf der Erde hervorbrachte, und die Namen Verkläger und Satan beziehen sich auf die unbarmherzige Aufdeckung der Schuld, die das göttliche Gericht über den Menschen nötig machte. Gegen all das ist nun die Menschheit geschützt, womit ihr eine unschätzbare Gnade und Hilfe erwiesen und sie von einem Druck befreit ist, dessen Schwere erst dann ganz empfunden wird, wenn die Befreiung von ihm empfangen ist. Für den Satan ist dies aber noch nicht das letzte Ende; denn in den Feuersee, in den seine Verführung den Widerchrist und seinen Gehilfen brachte, wird er noch nicht gestürzt. Der in den Abgrund Eingeschlossene kann aus ihm wieder emporsteigen und dies wird von Anfang an in Aussicht genommen; denn seine Fesselung geschieht für eine festgesetzte Frist, für tausend Jahre.

Der Grund, weshalb der Satan noch nicht für immer beseitigt wird, ist nicht darin zu suchen, daß seine Sünde jetzt noch nicht reif. noch nicht so groß wäre, daß das endgültige Urteil über ihn ergehen könnte. Ein solcher Gedanke würde die Bahn verlassen, in der sich die Weissagung des Johannes

stets bewegt, da sie von der Geisterwelt nie dazu spricht, um uns ihre eigenen Zustände darzustellen, wie sie sich aus ihrer besonderen Beziehung zu Gott ergeben. Die Weissagung spricht vom Satan nur im Blick auf das, was durch ihn in der menschlichen Geschichte entsteht. Der Grund, weshalb seine Zeit noch nicht zu Ende ist, sondern der Abgrund sich wieder für ihn öffnet, besteht darin, daß die Not und Errettung, von der Johannes weissagt, noch nicht die ganze Menschheit umfaßt. Denn bis jetzt sind erst diejenigen Völker, die unter dem römischen Regiment standen oder doch ihm benachbart waren, vom göttlichen Wort und vom Zeugnis Jesu erreicht worden. Es gibt aber, wie Johannes V. 8 sagt, Völker, die den am Mittelmeer Wohnenden noch unbekannt sind, weil sie an den Rändern der Erde wohnen, die also an dem, was in Jerusalem geschehen war, als das Lamm geschlachtet wurde, und an dem, was in Rom verübt wurde, als der Kaiser, der sich selbst zu Gott machte, die Herrschaft Gottes leugnete, nicht beteiligt waren. Es kommt aber auch für diese ihre Stunde, nicht nur die Stunde ihrer Berufung durch die Offenbarung Jesu, sondern auch die der Versuchung durch die Verführung des Satans, und weil auch für sie die Versuchung kommen muß, darum wird der Satan noch nicht ganz beseitigt, sondern nur in den Abgrund entfernt. Die Zeit der Ruhe, die der Menschheit beschert wird, in der sie ihr Widersacher nicht beschädigen darf, ist auf tausend Jahre bestimmt. Diese Zahl stammt aus der Vergleichung der menschheitlichen Geschichte mit dem Verlauf einer Woche; in der jüdischen Gemeinde hat man sich das Rätsel der irdischen Geschichte gern durch dieses schöne Gleichnis einigermaßen erklärt. Wie die Woche zunächst die sechs Werktage bringt, dann aber den Tag der Ruhe, der auch dem Menschen an der Ruhe Gottes Anteil gibt, so ist die Geschichte der Menschheit zunächst mit Streit, Sünde und Not erfüllt und sie muß die ihr aufgegebene Arbeit tun und die Versuchung bestehen. Dann aber kommt der heilige Tag, der Gott gehört, als Tag der Ruhe, der aller Mühsal ein Ende macht. Diejenige Woche, in der sich das Leben der Menschheit vollzieht, setzt sich aber nicht aus Tagen oder Jahren, sondern aus Jahrtausenden zusammen. Daher währt der Sabbat, mit dem sie abschließt, tausend Jahre. Auch an dieser Stelle hat Johannes, obwohl sich hier sein weissagendes Wort hoch über die irdischen Grenzen erhebt und das prophetische Bild sich gewaltig vor seinem Blick auftürmt, mit wacher Besonnenheit an den Unterschied gedacht, der die Weissagung vom göttlichen Rat verschieden macht. Viele haben die Vergleichung der Weltgeschichte mit der Woche dazu benützt, um die Weltdauer zu berechnen. Wußte man denn nicht durch die Schrift, seit wann die Menschheit bestand und wieviel Zeit seit ihrer Schöpfung verstrichen war? Konnte man also nicht berechnen, wieviel noch an der Vollendung der Woche fehle, wie lange es noch währe, bis die sechs Tage der Arbeit und Not verstrichen seien und der herrliche Sabbat beginne? Johannes hat aber aus der Vergleichung des Weltlaufs mit der Woche nur das letzte Stück, nur die tausend Jahre der Ruhe, in seiner Weissagung wiederholt und nirgends eine Berechnung angestellt, die auf den Weltanfang zurückgriffe; denn

er bleibt der Regel Jesu gehorsam, daß die Christenheit keine Rechnungen über das Ende aufzustellen, sondern darauf zu warten habe, wie Gott die Zeiten ordne.

20, 4: **Und ich sah Throne und sie setzten sich auf sie und es wurde das Gericht ihnen gegeben und ich sah die Seelen derer, die wegen des Zeugnisses Jesu und wegen des Wortes Gottes enthauptet worden waren, und die, die das Tier nicht angebetet hatten und auch sein Bild und das Mal nicht auf ihre Stirn und ihren Arm genommen hatten, und sie wurden lebendig und erhielten die Herrschaft mit dem Christus für tausend Jahre.** Durch seine neue Ankunft erfüllt Christus seinen doppelten Beruf, der nicht nur darin besteht, daß er die Menschheit von denen befreit, die sie verderben. Wenn er bewirkt, daß die Lästerung Gottes auf der Erde verstummt, die Selbstanbetung des Menschen endet und keine Dirne mehr die Völker berauscht und verführt, so haben an dieser Wohltat alle teil. Er kommt aber auch für seine Gemeinde als ihr Heiland, der ihr das Leben verleiht. Er hat den Seinen zugemutet, daß sie für ihn sterben, der Welt widerstehen und sich auch dann zu ihm bekennen, als es schien, seine Sache sei verloren und seine Herrschaft ein Traum. Nun bekennt er sich zu denen, die sich zu ihm bekannten, und gibt ihnen an seinem Leben und an seiner Herrschaft teil. Das geschieht durch einen richterlichen Spruch, der feststellt, wer die waren, die sich zu ihm hielten und für ihn starben, und ihnen das Leben zuerkennt. Daß die richterliche Verhandlung jetzt stattfindet, wird daran sichtbar, daß die Sessel aufgestellt werden, die für die Richter bestimmt sind. Das Gesicht verweilt aber nicht bei denen, die jetzt die richterliche Ehre und Macht erhalten, sondern deutet einzig das an, daß Jesus nicht allein das Urteil fällen werde, sondern daß es solche gebe, die mit ihm beim richterlichen Werk mitwirken. Johannes wird an Jesu Verheißung denken, die von den Thronen zu seiner Rechten und Linken sprach; er denkt aber zugleich auch daran, daß Jesus selbst in stiller Beugung das Geheimnis der göttlichen Regierung ehrte und auch ihm den Wunsch nahm, jetzt schon festzustellen, für wen die Throne bereitet seien. Darum wendet sich das Gesicht sofort denen zu, für die Jesus jetzt das Gericht vollzieht. Johannes sieht die treu Gebliebenen, die Jesus mit ihrem Tod gepriesen haben. Er hat sie nicht vergessen und seiner Macht sind sie nicht entzogen, sondern werden jetzt vor denen, die das göttliche Recht vollführen, versammelt und erhalten das Leben. Das bedeutet für Johannes die Auferstehung; er verweilt aber nicht bei dem neuen Leib, den die „Seelen" dann empfangen, wenn sie aufs neue zum Leben gelangen. Alle die Fragen, die sich in der Judenschaft und Christenheit mit dem Vorgang bei der Auferstehung und mit der Beschaffenheit des neuen Leibes beschäftigten, sind für Johannes verstummt. Ihm genügt das eine Wort „Leben", das Gottes ganze Gabe umfaßt. Mit dem Leben erhalten sie auch den Anteil an der Größe und Macht, die Jesus nun hat. Wie er jetzt König über die Menschheit ist, so sind es nun auch die Seinen; denn sie dienen ihm bei seinem Herrscheramt und werden dazu selbst mit königlicher Macht ausgerüstet. So feiern sie mit Jesus den großen Fest- und Ruhetag, der die tausend Jahre umfaßt.

20, 5. 6: **Die übrigen unter den Toten wurden nicht lebendig, bis die**

tausend Jahre vollendet sind. Das ist die erste Auferstehung. Selig und heilig ist der, der an der ersten Auferstehung Anteil hat. Über diese hat der zweite Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und des Christus sein und mit ihm herrschen die tausend Jahre. Mit der Vollendung der Gemeinde Jesu ist noch nicht das letzte Ende hergestellt. Weil sein Wort nur eine Auswahl aus der Menschheit zu Gott berief, so wird auch jetzt nur einer Auswahl aus den Toten die Pforte zum Leben aufgetan, eben denen, die das Eigentum Jesu gewesen sind. Es ergeht daher noch nicht an alle, die im Reich der Toten versammelt sind, der Ruf, der sie zum Leben erweckt. Aber auch für die anderen kommt noch die Stunde, in der sie vor den Richter gerufen werden, der ihr Los bestimmt und denen, die den Willen Gottes taten, das Leben gibt. Dadurch entsteht zwischen den Toten ein Unterschied und eine erste Auferstehung geht der zweiten und letzten voran. Durch die erste Auferstehung erfüllt Jesus die besondere Verheißung, die die empfangen haben, die er mit sich verbunden hat und die deshalb auch im Kampf mit der Welt sein Wort gläubig bewahrten. Da aber Gottes Verheißung größer ist als der Kreis der Christenheit, wird das Leben auch noch solchen zuteil werden, die das Wort Jesu nicht erreichte und denen der Zutritt zu seiner Gemeinde unmöglich blieb. Für sie ist aber der Tag, der ihnen das Leben beschert, erst dann da, wenn die ganze menschliche Geschichte vollendet ist und das Ewige beginnt. Die Verheißung, die der treu gebliebenen Christenheit gehört, hat deshalb eine besondere Herrlichkeit, weil der, der schon durch die Offenbarung des Christus zum Leben gelangt, dieses nicht mehr verliert und sich deshalb vor dem zweiten Tod nicht fürchten muß. Der erste Tod ist der, der unser irdisches Leben schließt; den zweiten Tod erleiden die, die nach ihrer Auferstehung vom göttlichen Urteil verworfen und vom ewigen Leben ausgeschlossen werden. Wer nur dazu auferweckt wird, damit er seine Verdammung höre, stirbt zum zweiten Male und dieses Sterben ist nun die vollendete Verlorenheit. Die aber, die Christus dann verklärt, wenn er sich offenbart, sind am Ziel und über jede Gefahr emporgetragen; denn ihre Gemeinschaft mit Christus hat ewigen Bestand. Sie besitzen durch sie das Priestertum und Königtum zugleich; denn vor Gott und Christus haben sie das Vermögen zur vollkommenen Anbetung und im Verkehr mit den anderen Gliedern der Menschheit führen sie den göttlichen Willen aus in herrlicher Macht.

20, 7—9: **Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan aus seinem Gefängnis gelöst werden und herauskommen, um die Völker zu verführen, die an den vier Ecken der Erde sind, den Gog und Magog, um sie zusammenzubringen zum Kampf. Ihre Zahl ist wie die des Sandes am Meer. Und sie zogen auf die Breite der Erde hinauf und schlossen das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt ein und Feuer kam aus dem Himmel herab und verzehrte sie.** Wenn sich die Weissagung das zum Zweck machte, uns das Zukünftige zu beschreiben, damit wir jetzt schon begriffen, was zuletzt mit der Menschheit geschehe, so müßte Johannes bei dem, was er über die königliche Gegenwart Jesu auf der Erde sagte, verweilen. Drängt sich uns hier nicht eine Menge von Fragen entgegen, sowie wir uns darauf einlassen, Fragen

aufzuwerfen? Von der Gemeinde Jesu ist gesagt worden, daß sie die Verklärung empfangen habe, während für das Weltganze und für die übrige Menschheit die jetzt bestehenden Grundverhältnisse noch nicht verändert sind. Wie sollen wir uns nun den Lebensstand der Auferstandenen und ihre Gemeinschaft mit denen denken, für die die natürlichen Verhältnisse noch fortbestehen? Johannes gibt uns aber kein Gesicht, das uns hierauf eine Antwort geben soll, wie er uns auch kein Gesicht darbietet, das uns die Hochzeitsfeier, die den Christus mit seiner Gemeinde vereint, und das Mahl, das er ihr bereitet, vorführen soll. Denn seine Weissagung gehorcht der Regel, die Jesus seinen Jüngern gab und der alle Apostel bei ihren weissagenden Worten untertan sind. Alle Weissagung diente ihnen dazu, um die Hoffnung der Christenheit zu Jesus hinzuwenden und ihr zu sagen, daß sie nach seiner Offenbarung zu verlangen und auf sie sich zu bereiten habe. Das ist ihre Antwort auf jede Frage, die wir an die Zukunft richten mögen. Denn die Christenheit weiß alles, was sie wissen muß, wenn ihr bezeugt wird, daß sich Christus in Herrlichkeit offenbaren werde. Eine andere Darstellung der Zukunft braucht sie nicht, weil sie durch diese Verheißung weiß, was sie empfangen wird, wenn sie bei Jesus bleibt, und verlieren würde, wenn sie ihn verließe. In der Gewißheit, daß der Christus die Seinen dann, wenn er sich offenbart, mit sich vereinen und verklären werde, besitzt sie eine vollständige Hoffnung, die ihr alles gewährt, was sie zur Bewahrung des Christenstands bedarf, so daß neben ihr jede andere Frage müßig ist und darum abgeschnitten wird. Daher steht auch Johannes, nachdem er die Offenbarung Jesu verkündet hat, am Ziel und sieht nicht darin seinen prophetischen Beruf, die Herrlichkeit des ewigen Lebens, das jetzt für den auserwählten Teil der Menschheit beginnt, schon zu beschreiben oder begreiflich zu machen, sondern fügt zur Verkündigung der neuen Erscheinung nur noch den einen Satz hinzu, daß auf die Verklärung der Christenheit die Vollendung aller Dinge folge. Das letzte, alles neu machende Gotteswerk wird aber wieder durch einen Abfall herbeigeführt, durch eine neue Offenbarung der Sünde, die jetzt vollends verwerflich und bösartig wird, weil sie sich gegen den königlich regierenden und gegenwärtigen Christus richtet. Wieder hält alles, was dann der Welt Gottes Größe und Gnade sichtbar macht, die Menschheit nicht davor zurück, nochmals den Kampf gegen Gott zu unternehmen. Es wiederholt sich also nochmals die Regel, daß sich das göttliche Werk in Gerechtigkeit und Gnade dann zeigt, wenn die Sünde mächtig und die Not groß geworden sind, so daß auch hier das Werk des Satans demjenigen Gottes vorangeht und dieses dadurch herbeigeführt wird, daß die menschliche Sünde ihr Ziel erreicht zu haben scheint. Wieder beginnt die Offenbarung der Gnade mit dem gegen die Menschen gerichteten Gericht; aber dieses ist auch hier wieder ein Werkzeug für den herrlichen und gnädigen Willen Gottes, der dann der Welt seine höchste Gabe darbietet, wenn die vollendete Sünde geschehen und durch Gottes Gericht beseitigt worden ist.

Diese Gestaltung des Gesichts war durch die Weissagung Ezechiels gegen das im Norden Asiens wohnende Volk Magog veranlaßt, Ez. 38, von dem

Ezechiel sagt, es werde von seinem Fürsten Gog geführt gegen Jerusalem heranziehen und Israel zu vernichten suchen, bis Gott eingreife und das Heer seiner Feinde vernichte. Die jüdische Gemeinde hat diese Weissagung aufmerksam erwogen, weshalb die Erwartung verbreitet war, das Ende sei dann da, wenn unbekannte Völker, mit Namen Gog und Magog, mit einem mächtigen Heer die Gemeinde angreifen und von Gott gerichtet werden. Im Gesicht des Johannes erhält aber diese Weissagung einen anderen Platz als den, den ihr die vorher vorhandene Beschreibung der letzten Dinge gab, da er den Kampf Gogs gegen die in der Stadt Gottes versammelte Gemeinde nicht vor die Erscheinung des Christus, sondern an den Schluß der tausendjährigen herrlichen Zeit setzt, die seine Offenbarung der Menschheit bringt. Diese Gestaltung der Weissagung kommt daher, daß sie sich zuerst an die Völker wandte, die im römischen Reich vereinigt waren. Bei ihnen sieht Johannes die große Sünde durch die Anbetung des Menschen und durch den Kampf gegen Jesus geschehen und bei ihnen wird deshalb auch die göttliche Gerechtigkeit und Gnade zuerst offenbar, durch die das Böse überwunden und die für Jesus leidende Gemeinde vollendet wird. Diese Weissagung ersetzt aber diejenige nicht, die den Krieg des Gog beschreibt, weil nicht die ganze Menschheit vom römischen Reich umfaßt wird. Es gibt noch unbekannte Völker, die an den Ecken der viereckigen Fläche wohnen, auf der die Menschheit ihre Heimat hat, während die im römischen Reich vereinigten Völker die Mitte der Erde, ihre Breite, besitzen. In diesen Völkern, die am Rand der Erde wohnen, findet der Satan sein letztes Werkzeug, mit dem er das göttliche Werk aufzuhalten versucht. Durch sie geschieht die letzte Empörung gegen Gottes Willen und die letzte Versuchung derer, denen Gott seine Gnade gab. Vom Satan erregt ziehen jene Völker in die Gegenden herein, die die Mitte der Erde bilden, mit der Absicht, die zu vernichten, die Gott gehören. Das Gesicht bleibt aber kurz und macht nicht aus der Darstellung dieses Kampfes ein Hauptthema für die Weissagung. Der Sieg gehört Gott und die letzte gegen ihn kämpfende Schar geht unter und nun ist die Zeit zu Ende und das Ewige beginnt.

20, 10: **Und der Verkläger, der sie verführte, wurde in den Feuer- und Schwefelsee geworfen, wo auch das Tier und der falsche Prophet sind, und sie werden bei Tag und bei Nacht gepeinigt werden in alle Ewigkeit.** Nachdem die Sünde in der Menschheit beseitigt ist, steht auch der Satan nicht mehr unter der göttlichen Geduld und verliert seine Macht, Gott zu widerstehen. Nun wird er nicht nur aus dem Himmel ausgestoßen und nicht nur für eine bestimmte Frist von der Erde getrennt, sondern der ihn endgültig begrabenden Feuerflut übergeben, in der schon der falsche Weltbeherrscher und der falsche Prophet ihr Ende gefunden haben.

20, 11. 12: **Und ich sah einen großen, weißen Thron und den, der auf ihm saß, vor dessen Angesicht die Erde und der Himmel flohen, und es wurde für sie keine Stätte gefunden. Und ich sah die Toten, die Großen und die Kleinen, vor dem Thron stehen und es wurden Bücher geöffnet und ein anderes Buch wurde geöffnet, das des Lebens, und die Toten wurden nach**

ihren Werken gerichtet nach dem, was in den Büchern geschrieben war. Jedes Glied der Menschheit erhält nun seinen ewigen Ort. Nicht Willkür waltet hier, auch nicht einzig Gottes Schöpfermacht, die das Alte versinken und etwas völlig Neues entstehen ließe, abgetrennt von dem, was bisher war. Johannes weissagt dem, was ist, die Vollendung und darum dem, was geschah, die Vergeltung. Die Welt, die jetzt vorhanden ist, ist Gottes Werk und wird deshalb an ihr Ziel gebracht und dieses besteht darin, daß sie mit ewigem Bestand sichtbar mache, was Gott ist und schafft. Darum erhält das göttliche Werk, das jetzt geschieht, sein Gleichnis in dem, was der Richter tut, der durch sein Urteil für alle feststellt, was ihnen gebührt. Denn in ihrem ewigen Bestand macht die Welt Gottes Gerechtigkeit sichtbar, die alles sieht, nichts vergißt, allem Bösen widersteht, alles Gute liebt, ehrt und lohnt und den ganzen Weltbestand nach der Regel ordnet, die der reine und gütige Wille Gottes festgesetzt hat. Weil nun alles vollendet wird, sieht Johannes bei diesem Gericht Gott selbst als Richter walten und die ewige Bedeutung des Urteils, das jetzt verkündet und vollzogen wird, wird auch darin sichtbar, daß die Erde und der Himmel, die bis jetzt vorhanden waren, verschwinden. Das bedeutet nicht den Untergang der Welt, nicht das Ende der Schöpfung; denn das, was Gott jetzt tut, schafft die Vollendung, nicht die Vernichtung dessen, was bisher bestand. Dazu müssen aber der Himmel und die Erde verschwinden, damit sie so erneuert werden, daß sie die ewige Stätte der göttlichen Gegenwart und Gnade sind. Nun stehen alle, die je zur Menschheit gehörten, vor Gottes Thron, alle, die der Tod wegnahm, so daß es aussah, sie seien vergangen und verschwunden; nun aber wird offenbar, daß sie alle aufbehalten sind und alle einen ewigen Ort empfangen nach Gottes Willen. Die Gerechtigkeit seines Urteils wird dadurch sichtbar gemacht, daß es nach dem festgestellt wird, was in den himmlischen Büchern steht. Sie sind von doppelter Art. Diejenigen Bücher werden jetzt aufgeschlagen, in die eingetragen worden ist, was die Menschen mit ihrem eigenen Willen als ihr eigenes Werk vollbrachten, ihr Wohltun und ihr Übeltun, ihr Widerstreben gegen Gott und ihr Gehorsam, mit dem sie seinem Willen dienten. Indem das göttliche Urteil auf diese Bücher gegründet wird, wird dem Menschen bezeugt, daß er sich sein Geschick selber mit dem bereitet habe, was er mit seinem eigenen Willen tat. Dadurch wird der Zusammenhang sichtbar, der die ewige Zukunft mit der Gegenwart verbindet, durch den unser irdisches Leben seine tiefe Bedeutung bekommt, da wir uns mit dem, was wir jetzt tun, die ewige Verlorenheit oder das ewige Leben bereiten. Allein mit dieser Gewißheit wäre die Herrlichkeit des göttlichen Werks, durch das die Vollendung entsteht, noch nicht vollständig ausgesprochen; denn so wäre der Schein nicht abgewehrt, daß der menschliche Wille den Ausgang des göttlichen Werks bestimme. Darum wird vor dem Richter noch ein zweites Buch geöffnet, das Buch des Lebens, in die Gott die eingeschrieben hat, die als seine Kinder ewiges Leben haben. Dadurch wird uns bezeugt, daß uns das ewige Leben durch Gottes Gabe zuteil wird nach seinem königlichen Willen. Wir vermögen nichts vor Gott zu bringen, als was wir empfingen, und unsere eigene Ent-

schließung und Arbeit geschieht mit dem, was uns gegeben wird. Darum entsteht unser Anteil am ewigen Leben nicht aus unserem Willen und unserem Werk, sondern aus Gottes gnädigem Willen, durch den wir in das Buch des Lebens aufgenommen sind. Durch die gleichzeitige Geltung der beiden Bücher bringt Johannes das tiefe Geheimnis der göttlichen Regierung zur Darstellung. Gottes Hoheit bewirkt, daß alles nach seinem Willen geschieht, und die Herrlichkeit seiner Gnade bewirkt, daß er selbst nach seiner eigenen Güte uns das Leben gibt. Wiederum hat er uns die Macht gewährt, mit unserer eigenen Entschließung uns ihm zu unterwerfen und mit unserem eigenen Willen ihn zu lieben, und läßt für uns aus unserem Werk unser Leben entstehen. Allein gerade dann, wenn Gott die Vollendung schafft, wird auch offenbar, daß hier kein Zwiespalt und Widerspruch vorhanden ist. Das Buch des Lebens und die Bücher, die die Werke der Menschen aufbewahren, stimmen völlig miteinander überein. Die, die im Buch des Lebens stehen, haben Gott auch mit ihrem Werk gedient und die, die sündigen konnten und sich Gott nicht unterwerfen wollten, stehen auch nicht im Buch des Lebens. Die Herrlichkeit der letzten Erweisung Gottes besteht gerade darin, daß hier alles ans Licht kommt, die unerschütterliche Festigkeit seiner erwählenden Gnade, aus der alles stammt, was wir sind, und die Vollkommenheit seiner vergeltenden Gnade, die auf uns achtet, unsere Werke kennt und, wenn wir sie nach seinem Willen tun, mit dem Kranz des Lebens lohnt.

20, 13: **Und das Meer gab die Toten, die in ihm sind, und der Tod und die Totenwelt gaben die Toten, die in ihnen sind, und alle wurden nach ihren Werken gerichtet.** Gottes Ruf, der die Toten um seinen Thron sammelt, dringt durch alle Regionen. Kein Ort bleibt übrig, der sie von ihm schiebe. Nicht nur die, die in der Erde ihr Grab fanden, auch die, die im Meer versanken, kommen wieder ans Licht und die Macht, mit der der Tod bisher die Menschen wegraffte und die Totenwelt sie bei sich verschloß, ist zu Ende.

20, 14. 15: **Und der Tod und die Totenwelt wurden in den Feuersee geworfen. Dies ist der zweite Tod, der Feuersee. Und wenn von jemand gefunden wurde, daß er nicht im Buch des Lebens aufgeschrieben war, so wurde er in den Feuersee geworfen.** Der Feuersee begräbt und verhüllt nun alles, was dem gnädigen und heiligen Willen Gottes widerstand. Dazu gehört auch der Tod, weil Gott uns das Leben schenkt. Darum wird die Macht, die es zerstört, verworfen und beseitigt, wenn die Vollendung kommt. Dasselbe widerfährt der Totenwelt, in der die wohnen, die das verloren, was ihnen das irdische Leben gab, und das noch nicht empfingen, was uns das ewige Leben bringen wird. Darum ist auch die Totenwelt, solange sie besteht, ein Zeichen, daß Gottes gnädiger Wille noch nicht vollendet ist. Aber auch alle die nimmt der Feuersee auf, die nicht zu denen gehörten, denen Gott das Leben gibt. Nun gibt es in Gottes Licht nichts Böses und in seiner Gemeinde keinen Kampf und Zwiespalt mehr. Sie besteht nun einzig und vollständig aus solchen, die Gott mit sich vereint.

21, 1—22, 5.

Das letzte Gesicht: Gottes ewiges Werk.

21, 1: **Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen und das Meer ist nicht mehr.** Alles sieht Johannes erneuert, auch die Natur, in der der Mensch jetzt lebt, auch die Welt, die ihn jetzt umgibt und sein Leben formt. Aber es wird nur die bei Jesaja stehende Verheißung wiederholt und bekräftigt, dagegen der Blick nicht auf die neue Weltgestalt gewandt. Was das bedeutet, daß der Himmel und die Erde neu werden, wird die Christenheit dann sehen, wenn Gott sie schafft. Nur einen einzigen kleinen Zug, der sich auf die Veränderung an der jetzigen Natur bezieht, nimmt Johannes aus der Erwartung der Gemeinde auf, das Verschwinden des Meers, das für den Menschen nicht zur Heimat werden und ihm keine Frucht tragen kann. Die neue Erde ist ganz für den Menschen offen und überall zu seiner Wohnung gemacht. Seinen Gegenstand hat aber das Gesicht nur daran, wie Gott sein Volk verklären wird.

21, 2: **Und die heilige Stadt Jerusalem sah ich neu aus dem Himmel von Gott her herabkommen, gerüstet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut.** Das ewig bleibende Werk Gottes besteht darin, daß er die ewige Gemeinde schafft. Zu ihrer Vollendung geschieht die irdische Geschichte; ihr dienen auch alle Stürme und Gerichte, die jetzt über die Erde gehen. Deshalb sieht Johannes nun, nachdem alles Böse aus der Welt weggetan und die ganze Gerechtigkeit erfüllt ist, die Stadt Gottes, die er für die ihm gehörende Gemeinde als ihre Heimat bereitet hat. Sie wird zunächst ähnlich, wie es in Kap. 12 mit der Gemeinde geschieht, als eine weibliche Gestalt sichtbar, die aus dem Himmel herabkommt, weil die ewige Gottesstadt die Schöpfung Gottes ist. Sie trägt den bräutlichen Schmuck; denn ihr Festtag ist jetzt angebrochen, der sie mit dem vereint, dem sie gehört und für den sie lebt. Die Seligkeit, die Johannes aus Gottes letztem Werk entstehen sieht, ist die der reinen Liebe, die nicht für sich selbst das Glück sucht, sondern die Freude und Ehre des anderen zu sein begehrt. Nun, wo das Ziel aller Dinge erreicht ist, ist die Gemeinde die Ehre und Verherrlichung Gottes und sie bekommt ihre Freude dadurch, daß sie bei ihm ist und für ihn lebt.

21, 3. 4: **Und ich hörte eine laute Stimme aus dem Thron sagen: Sieh! das Zelt Gottes ist bei den Menschen und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein und Gott selbst wird bei ihnen sein und er wird jede Träne aus ihren Augen wischen und der Tod wird nicht mehr sein und keine Trauer und kein Geschrei und keine Mühsal wird mehr sein. Denn das Erste ist vergangen.** Nun ist alles, was die Menschheit von Gott trennte, weggetan und sie empfängt Gottes Gegenwart. Alles, was uns die Weissagung beschrieb, war also das Mittel und der Weg, wodurch Gottes Versöhnung und Vereinigung mit der Menschheit zustande kommt. Auch wenn sie zeigte, wie die Sünde mächtig wird und der Mensch den Kampf gegen Gott wagt und wie die göttlichen Strafen ihn zerbrechen, beschrieb sie uns,

wie Gott uns so zu sich zieht, daß er seine Wohnung bei uns hat. Damit ist uns alles abgenommen, was jetzt unsere Not ausmacht; denn in Gottes Nähe verschwinden die menschlichen Tränen und auch das menschliche Sterben ist jetzt vorbei. Die vor Gott lebende Gemeinde ist nun von jeder Last frei, ganz froh.

21, 5. 6: **Und der, der auf dem Thron sitzt, sagte: Sieh! ich mache alles neu. Und er sagt: Schreibe; denn diese Worte sind zuverlässig und wahrhaft. Und er sagte zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich werde dem Dürstenden umsonst vom Wasserquell des Lebens geben.** Während der prophetische Vorgang, den Johannes in sich erlebte, bisher noch nie so beschrieben war, daß Gott selbst zu ihm gesprochen hätte, sondern von ihm als Wort des Engels oder als himmlische Stimme oder als Wort Jesu vernommen wird, hört er jetzt, als ihn die Gewißheit erfüllte, daß am Ziel, wenn Gottes ewiges Werk vorhanden ist, alles überwunden sei, was die Gemeinschaft Gottes mit der Menschheit stört, Gottes eigenes Wort. Gott bereitet allem eine Erneuerung. Nichts, was jetzt besteht, kann und soll so bleiben, wie es ist; denn die vollkommene Gabe Gottes ist größer als alles, was wir jetzt empfangen. Er macht seine ewige Gnade dadurch an uns offenbar, daß er alles mit neuer Kraft und Herrlichkeit verklärt. Dadurch bewährt er sich auch als den Letzten, als den Vollender in derselben Hoheit der unergründlichen Schöpfermacht und der vollkommenen Güte, wie er sich im Anfang bei der Schöpfung als den Ersten kundgetan hat. Zu ihm hin ist das Verlangen aller gewendet und er erfüllt es und tränkt sie mit Leben nach der Regel der reinen Güte, umsonst, deshalb, weil wir das Leben nur dadurch erlangen, daß er es uns schenkt, und weil er es uns gerne schenkt. 21, 7. 8: **Wer überwindet, wird dies ererben und ich werde ihm zum Gott sein und er wird mir zum Sohn sein. Aber die Feigen und die Untreuen und die zum Abscheu Gewordenen und die Mörder und die Hurer und die Giftmischer und die Götzendiener haben ihren Teil im See, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod.** Das Wort wendet sich an die jetzt noch auf Erden ringende Gemeinde und hält ihr die Herrlichkeit der Gabe vor, die sie durch ihren Sieg erlangt. Der Blick der Glaubenden wird ausschließlich auf das eine große Hauptgut gerichtet, neben dem nichts anderes als gleichwertig genannt werden kann, darauf, daß sie zu Gottes Gemeinschaft, zur Sohnschaft Gottes gelangen. Ebenso nachdrücklich wird ihnen der andere Weg in seiner allen deutlichen Verwerflichkeit und in seinem düsteren Ausgang vorgehalten. Von aller Bosheit bleibt Gott ewig geschieden, ihr ewiger Widersacher und Richter. Die Gemeinde weiß also, daß sie fällt, wenn sie den Mut verliert und feig vor dem Leiden und Sterben erschrickt, wenn sie den Glauben wegwirft und die Treue bricht, wenn sie sich durch Gottlosigkeit und heidnische Sünden befleckt und sich herbeiläßt, die Wahrheit zu verderben und an ihrer Statt die Lügen zur Herrschaft zu bringen. Wer diesen Weg geht, verlangt nicht nach dem Leben und gehört nicht zu jenen Dürstenden, die Gott mit Freude aus seinem Quell tränkt. Das ist vielmehr der Weg in den endgültigen und vollständigen Tod.

21, 9: **Und einer von den sieben Engeln, die die sieben Schalen haben, die mit den sieben letzten Plagen gefüllt sind, kam und redete mit mir und sagte: Komm, ich werde dir die Braut, das Weib des Lämmleins, zeigen.** Derselbe Engel, der mit freudigem Gehorsam dem göttlichen Zorn gegen die menschliche Bosheit diente, leistet Johannes auch den anderen Dienst, daß er ihm die Herrlichkeit der ewigen Gemeinde sichtbar macht. Dadurch sind wir an die Einheit des göttlichen Willens erinnert, der auch beim Schwersten, was er über die Menschheit bringt, sein Ziel im Werk der göttlichen Gnade hat. Da die Stadt und die Gemeinde eins und dasselbe sind, heißt auch die Stadt die Braut des Christus. Daß Jesus sie gewinne und mit sich vereine, das ist sein herrliches Amt und deshalb wurde er zum Lamm und deshalb auch zum Sieger über alle satanischen Gewalten und zum Richter, der an allen das Recht vollstreckt. Nun ist diejenige Gemeinde vollendet, die ihm auf ewig in einer völligen Gemeinschaft angehört, für die die Erde kein tieferes Gleichnis hat als jene Gemeinschaft, die zwischen dem Mann und seiner Frau besteht.

21, 10: **Und er brachte mich im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, die aus dem Himmel von Gott herabkam.** Johannes versucht nicht, uns die ewig lebenden Menschen zu zeigen in der Herrlichkeit ihres erneuerten Geistes, in der Seligkeit ihres Verkehrs mit Gott, in der Innigkeit ihrer Gemeinschaft miteinander, nicht einmal ihre äußere Erscheinung in der Kraft des ewigen Lebens. Denn er will uns nicht verbergen, daß das ewige Werk Gottes für uns noch ein Geheimnis ist. Weil Gott alles neu macht, darum übersteigt seine zukünftige Gabe alle unsere Gedanken und Ahnungen. Darum gibt Johannes nur die Beschreibung der Stadt, die der Gemeinde der Endzeit zur Wohnung bereitet wird, und macht ihre Gestalt und Schönheit zum Gleichnis und Zeichen für die der Gemeinde einst verliehene Herrlichkeit. Aber auch die Stadt sieht er nur von ferne, wie man vom Gipfel eines hohen Bergs auf eine in der Ebene liegende Stadt herunterſieht. Auch im Gesicht wird er noch nicht in die Stadt selbst hinein versetzt. 21, 11: **Sie hat die Herrlichkeit Gottes. Ihr Leuchter gleicht dem kostbarsten Stein, einem wie Eis glänzenden Jaspis.** Im hellen Glanz des göttlichen Lichts liegt sie da. An die Beschreibung des sie erfüllenden Glanzes wagt sich aber das Wort nicht heran; es ist genug, daß Gott ihr an seiner Herrlichkeit Anteil gibt. Das erste, wonach Johannes sieht, ist die Säule, die dem Licht, das die Stadt erhellt, als Träger dient. Sie besteht aus dem kostbarsten Edelstein; denn nun ist die Gemeinde vollkommen dazu ausgerüstet, daß sie das von Gott ihr gegebene Licht nicht nur für sich selbst empfange, sondern mit ungetrübtem Glanze wieder von sich ausstrahle. Verglich er schon die irdischen Gemeinden, die noch vielfach des Bußworts bedürfen und mancherlei umfassen, was das Urteil des Christus verwirft, mit goldenen Leuchtern, so spricht er jetzt, da die Gemeinde zu ihrer vollen Einheit gelangt ist, nicht mehr von sieben Leuchtern, sondern von einem einzigen Lichtträger und gibt ihm nicht bloß Gold, sondern das, was noch herrlicher glänzt als Gold, zum Stoff. 21, 12. 13: **Sie hat eine große und hohe Mauer; sie hat zwölf Tore und**

auf den Toren zwölf Engel und Namen angeschrieben, die die Namen der zwölf Stämme der Söhne Israels sind, auf der Ostseite drei Tore und auf der Nordseite drei Tore und auf der Südseite drei Tore und auf der Westseite drei Tore. Die Stadt gehört der Menschheit, die das ewige Leben erlangt, nicht den Engeln; denn es wird an ihr sichtbar, was Gottes Gnade den Menschen gewährt. Darum erscheinen die Engel in der Stadt nur so, daß ihnen die Wacht auf ihren Toren übergeben ist. Dazu werden aber nicht Myriaden von Engeln versammelt, sondern der Zahl der Tore entsprechend zwölf. Denn jetzt wird die Stadt von keiner Gefahr mehr berührt; sie steht im Frieden. Die Namen an den Toren tun kund, wer durch sie einzutreten berechtigt ist und hier das Bürgerrecht und die Heimat hat. Durch die Zahl zwölf und durch die an den Toren angeschriebenen Namen der israelitischen Stämme wird das Ende des göttlichen Werks mit seinem Anfang verbunden. Jetzt ist zur vollendeten Wirklichkeit geworden, was Gott durch die Berufung Israels begonnen und durch die Gründung des irdischen Jerusalems vorgebildet hat. Wie dieses das Heiligtum aller Stämme war, die zusammen die Gemeinde Gottes bildeten, so gilt nun dasselbe von der ewigen Gottesstadt in Vollkommenheit. Das wird auch durch die Regelmäßigkeit der räumlichen Verhältnisse dargestellt. Nichts ist hier unfertig, durch die Enge des Raums bedrückt und verunstaltet. Kein Teil der Stadt ist ärmer und schwächer als der andere. Jede Seite hat gleich wie die anderen ihre drei Tore, jeder Stamm sein eigenes Tor. 21, 14: **Und die Mauer der Stadt hat zwölf Fundamente und auf ihnen zwölf Namen der zwölf Boten des Lämmleins.** Die zwölf großen Steine oder Steinreihen, die die Mauer tragen, geben ihr die Festigkeit, und indem sie mit den Namen derer bezeichnet sind, die Jesus zu seinen Gefährten und Boten erwählt hatte, ist die Vollendung der Gemeinde mit dem Anfang der Arbeit Jesu vereint, wie sie durch die an den Toren stehenden Namen mit der Berufung der Patriarchen verbunden ist. Für das menschliche Auge stellte sich das als gering dar, was Jesus durch sein Werk auf Erden gewonnen hat, da er ja, als er ans Kreuz ging, nichts aufzuweisen hatte als die zwölf Männer, die er für sein Botenamt tüchtig gemacht hatte. Dies aber war die Gründung der ewigen Gemeinde und damit war die unzerstörbare Mauer geschaffen, durch die alle zu Gott Berufenen vereint und gegen alles Sterben und Verderben gesichert sind. Dies ist jetzt am Ende der Wege Gottes, wenn sein Werk vollendet ist, offenbar geworden. Wer es bedauert, daß dabei der Name des Paulus fehle, denkt ebenso kindisch wie der, der sich beklagen würde, daß Abrahams Name nicht auf den Toren stehe. Johannes hat bei der Beschreibung der ewigen Stadt nicht an Zank und Eifersucht gedacht und es nicht zum prophetischen Beruf gerechnet, den Anteil des einzelnen Mannes an Gottes Werk auszumessen und ihm sein ewiges Erbe zuzuteilen. Durch kein Wort beschäftigt uns die Weissagung mit unserem eigenen Los; denn sie zieht unseren Blick nie von Gottes Ziel weg. Gottes Ziel beschreibt sie aber nicht als die Beseligung einzelner Seelen und sieht nicht darin die Verherrlichung Gottes, daß Abraham oder Petrus, Mose oder Paulus in Herrlichkeit glänzen, sondern gibt dem Werke Gottes

dadurch die Größe, die es zur Offenbarung Gottes macht, daß er die in ihm geeinigte Gemeinde schafft. So verstand Johannes das königliche Amt Jesu, das ihm als dem Gesalbten Gottes übertragen ist. Darum schaut er von der Vollendung aus auf diejenigen Ereignisse zurück, durch die die Anfänge der Gemeinde entstanden sind; im alten Bund geschah ihr Anfang durch die Erteilung der Verheißung an die Söhne Jakobs, im neuen Bund durch die Verleihung des Apostelamts an die, die Jesus begleiteten. 21, 15—17: **Und der, der mit mir redete, hatte einen Maßstab, ein goldenes Rohr, um die Stadt und ihre Tore und ihre Mauer zu messen. Und die Stadt liegt viereckig da und ihre Länge ist ebenso groß wie ihre Breite. Und er maß die Stadt mit dem Rohr auf zwölftausend Stadien; ihre Länge und Breite und Höhe sind gleich. Und er maß ihre Mauer auf hundertvierundvierzig Ellen nach dem Maß des Menschen, das auch das des Engels ist.** Bei diesem Bau, der für die Ewigkeit errichtet ist, hat seine Ausmessung eine andere Bedeutung als die 11, 1 beim Tempel des irdischen Jerusalems. Hier wird durch das Messen festgestellt, daß der Bau ganz so ist, wie er sein soll, und vollkommen nach dem Plan seines Herrn hergestellt wurde, so daß er in allen seinen Teilen die richtigen Zahlen besitzt. Der Engel zeigt dadurch Johannes, daß die ewige Gemeinde vollkommen diejenige Zahl und Gestalt besitzt, die Gott ihr geben will. Darum ist auch die Stadt nach der Zahl zwölf angelegt, nach der die Verfassung der Gemeinde von Anfang an geordnet war. Beim Umfang der Stadt übersteigt die Zahl weit die Zahlen eines menschlichen Baus; bei der Höhe der Mauer erreicht sie zwar eine ansehnliche Höhe und wird größer als die Mauer einer gewöhnlichen Stadt, bleibt aber doch in der Nähe dessen, was auch die menschliche Kunst zu leisten vermag. Ihr Umfang ist groß; denn sie beherbergt ja die unzählbare Schar aus allen Völkern, Gottes große Kinderschar, alle die Dürstenden, die er aus seiner Lebensquelle tränkt. Darum erhebt sich auch die Stadt im selben Maß wie in die Länge und die Breite auch in die Höhe, weil hier für unendlich viele Raum geschaffen ist. Sie soll aber eine einzige Stadt bleiben; denn die Gemeinde ist zur vollkommenen Eintracht vereint, hat im selben Vater und im selben Herrn den Grund und das Ziel ihres Lebens, die Wurzel und die Regel ihrer Liebe. Darum muß hier in anderer Weise, als der Mensch es kann, für viele eine Wohnung geschaffen werden und dies geschieht dadurch, daß sich die Stadt im selben Maß, mit dem sie sich auf ihrem Boden ausbreitet, auch in die Höhe erhebt. Die Mauer erhält dagegen keine übermenschliche Zahl, die der Höhe der Stadt entspräche. Denn Gottes Stadt muß sich nicht verbergen und sich vor keinem Feind mehr sichern, so daß die Mauer für sie nur deshalb zu ihrem vollen Bestand gehört, weil sie ihre Grenze bezeichnet und die Einheit der Stadt erkennbar macht. Für sie genügt es deshalb, daß in ihrer Zahl, in den zwölfmal zwölf Ellen, die vollkommene Übereinstimmung der Gottesstadt mit Gottes Wahl und Plan erscheint. Da die Zahl auffällig ist, wehrt Johannes eine Umdeutung derselben ab, indem er sagt, wir hätten bei diesen Zahlen an die Maße zu denken, die bei uns

Menschen geläufig sind, da sich der Maßstab deshalb nicht verändere, weil hier ein Engel der Messende sei.

21, 18—21: **Und die Auffüllung ihrer Mauer besteht aus Jaspis und die Stadt aus reinem Gold, das reinem Glase gleicht. Die Fundamente der Mauer der Stadt sind mit jedem kostbaren Stein geschmückt. Das erste Fundament war Jaspis, das zweite Sapphir, das dritte Chalzedon, das vierte Smaragd, das fünfte Sardonyx, das sechste Sardion, das siebente Chrysolith, das achte Beryll, das neunte Topas, das zehnte Chrysopras, das elfte Hyazinth, das zwölfte Amethyst. Und die zwölf Tore waren zwölf Perlen; jedes der Tore war aus einer einzigen Perle; und der Marktplatz der Stadt war reines Gold wie durchsichtiges Glas.** Hier ist mit dem gebaut worden, was der Mensch als seinen kostbarsten Schmuck und seine größte Pracht schätzt. Darum zieht sich die Mauer wie ein herrliches Stirn- oder Armband um die Stadt herum, das mit Edelsteinen besetzt ist, deren herrliche Farbe und kostbarer Preis zeigen, wie hoch der geehrt ist, der es trägt. Ähnlich dient der Gottesstadt ihre Mauer als ihr Schmuck, der sichtbar macht, wie hoch Gottes Liebe sie schätzt. Früher trug der Hohepriester Israels solche Edelsteine im verschlossenen Heiligtum als den nur ihm gestatteten priesterlichen Schmuck. Jetzt, da kein Priester mehr zwischen Gott und der Gemeinde steht, ist diese Pracht um die Stadt herumgelegt. Mit den Edelsteinen wechseln wie beim menschlichen Schmuck die Perlen, da die die Mauer unterbrechenden Tore aus Perlen bestehen, wie die Natur sie nicht herstellt und der Mensch sie nicht besitzt, aus so großen Perlen, daß eine für den Aufbau des ganzen Tors genügt. Der freie Platz in der Stadt, auf dem sich ihre Bewohner versammeln, und alle ihre Wohnungen sind Gold; aber auch hier ist die irdische Pracht noch überboten, weil dieses Gold dem Licht durch sich hindurch die freie Bahn gewährt, so daß es wie das Glas nicht als schwer erscheint und keinen Schatten wirft. Alles ist hier von Gottes Licht durchleuchtet ohne Dunkelheit, alles offenbar; denn hier ist alles vollendet und verklärt.

Wie wird man reich? Das war die Frage, die die Menschen umtrieb und oft von Jesus wegtrieb. Seine Gemeinde stand im Rufe, sie sei arm. Mit Geringschätzung wandten sich die Juden und die Römer von dieser Schar weg, die nichts besaß, zu der Dirne hin, die im Goldschmuck glänzte. Sie priesen die Weltstadt als die Besitzerin aller Schätze und zogen ihr in der Hoffnung zu, dort würden sie reich. Aber diese Urteile sind blind. In Wahrheit ist die kommende Stadt der Ort aller Schätze; erst sie macht die, die in ih wohnen, reich. Dieser Reichtum kann freilich im Gesicht nur dadurch sichtbar werden, daß alles Kostbare und Glänzende, was Gottes Schöpfermacht in die Natur hineingelegt hat, bei ihrem Bau verwendet ist.

21, 22: **Und einen Tempel sah ich nicht in ihr; denn der Herr Gott, der Herrscher über alles, ist ihr Tempel und das Lämmlein.** Auch die ewige Stadt heißt Jerusalem mit dem Namen der alten heiligen Stadt; sie hat aber eine andere und bessere Heiligkeit als die irdische Stadt. Diese verdankte ihre Bedeutung vollständig dem Tempel; um seinetwillen war sie der Mittelpunkt

der Gemeinde, ihre Heimat und ihre Ehre. Das ewige Jerusalem hat dagegen keinen Tempel mehr; denn es ist nicht die Stadt des Tempels, sondern die Stadt Gottes. Der Tempel gab der Gemeinde zwar die Gewißheit ihrer Verbundenheit mit Gott, bezeugte ihr aber gleichzeitig auch die Trennung, die noch zwischen ihr und Gott besteht. Sie hatte noch nicht mehr als den Tempel, noch nicht Gottes Gegenwart, sah nur den Tempel, noch nicht Gott und besaß nur das heilige Zeichen, nicht die vollkommene Gemeinschaft mit Gott. Das Heiligtum der ewigen Gemeinde ist nichts neben Gott, nichts anderes als Gott selbst. Nun ist er selbst bei ihr und gibt ihr seine Anbetung und seine Liebe selbst. Gott und das Lamm sind der Tempel der Stadt. Die Gemeinde hat an Jesus den ewigen Mittler der göttlichen Liebe, von dem sie Gottes Gnade und Herrlichkeit empfängt. 21, 23: **Und die Stadt hat die Sonne und den Mond nicht nötig, damit sie ihr scheinen. Denn die Herrlichkeit Gottes machte sie hell und ihre Lampe ist das Lämmlein.** Wie die Stadt nicht neben Gott noch einen Tempel hat, so hat sie auch nicht neben Gott noch ein Licht. Er selbst ist ihr Licht und auch hier bezeugt Johannes, daß die Gemeinde die ewige Gabe Gottes durch den Christus empfängt. Der Glanz Jesu ist ihr Licht.

21, 24—26: **Und die Völker werden in ihrem Licht wandeln und die Könige der Erde bringen ihre Herrlichkeit in sie und ihre Tore werden am Tag nicht geschlossen; denn es wird dort nicht mehr Nacht sein; und sie werden die Herrlichkeit und Ehre der Völker in sie bringen.** Da Johannes die ewige Stadt nicht in eine Einsamkeit, sondern auf die ringsum bewohnte Erde setzt, ergibt sich eine weitere Ähnlichkeit des neuen Jerusalem mit der alten Gottesstadt, um die her früher die Völker und ihre Könige wohnten. Das Gesicht lenkt aber dadurch unseren Blick nicht von der Gottesstadt ab, sondern spricht nur deshalb von denen, die außerhalb Jerusalems wohnen, um uns die Herrlichkeit der Stadt zu zeigen, die das weit übertrifft, was das alte Jerusalem besaß. Der Glanz der Stadt bestrahlt alle Völker und leistet ihnen das, was ihnen früher die Sonne gewährte. Nun entzweit sie keine Feindschaft mehr, sondern alle tragen zur Verherrlichung der Stadt mit dem Besten bei, was sie haben. Weil kein Schade mehr zu fürchten, keine Gefahr mehr abzuwehren ist und auch der Wechsel zwischen Tag und Nacht vorüber ist, stehen ihre Tore beständig offen und jeder kann zu jeder Zeit in sie treten und sich damit dem nahen, der in ihr wohnt, Gott und dem Lamm. Durch die Öffnung ihrer Tore und durch die Gemeinschaft, in der die Stadt mit allen ihren Nachbarn steht, wird aber ihre vollständige Trennung von allem Bösen nicht durchbrochen oder abgeschwächt. 21, 27: **Und nichts Gemeines und keiner, der Abscheuliches und Lüge tut, wird in sie hineingehen, sondern nur die, die im Lebensbuch des Lämmleins eingeschrieben sind.** Das ergibt wieder einen tiefen Unterschied des neuen Jerusalem von der alten Stadt, in der einst Heilige und Unreine, Anbeter Gottes und solche, die sich mit heidnischen Sünden befleckten, Zeugen des göttlichen Worts und der göttlichen Wahrheit und solche, die im Dienst der Lüge sprachen und handelten, ohne äußere Trennung beisammen wohnten und zum selben Volk gehörten. Das brachte denen, die nach Gottes Weg fragten, viel An-

fechtung und Gefahr, viel Kampf und Schmerzen. In der ewigen Gemeinde sind alle Glieder heilig, alle ganz Gott untertan, ganz der Wahrheit gehorsam. Nun ist die Versuchung vorbei und der Unfriede zu Ende. Darum können jetzt die Tore der Stadt offen sein.

22, 1—3a: **Und er zeigte mir einen Strom von Lebenswasser, der wie Eis glänzte und aus dem Thron Gottes und des Lämmleins hervorkam, und zwischen ihrem Marktplatz und dem Strom auf beiden Seiten den Baum des Lebens, der zwölf Früchte trägt und in jedem Monat seine Frucht bringt, und die Blätter des Baums machen die Völker gesund. Und alles, was dem Fluch verfiel, wird nicht mehr vorhanden sein.** Licht und Leben, das sind bei Johannes die beiden göttlichen Gaben, nach denen er begehrt, die er uns im Christus zeigt und die er darum auch der ewigen Gemeinde verheißt. Wie die Stadt Gott als ihr Licht ohne Nacht besitzt, so strömt ihr auch das Leben in unendlicher Fülle zu. Das sagt Johannes mit den beiden Bildern, die ihm durch die alttestamentliche Prophetie gegeben sind, mit dem Leben spendenden Strom, von dem Ezechiel und Sacharja sprachen, und mit dem Leben gewährenden Baum, von dem die Beschreibung des Paradieses, 1 Mose 2, redete. Mit beidem wird uns sichtbar gemacht, daß sich das Leben der Gemeinde unvergänglich erhält und erneuert und keine Schwäche, keine Krankheit, kein Tod sie mehr berührt. Aus dem Thron Gottes und des Christus kommt der Lebensstrom hervor, weil ihre Herrschaft der Grund für unser Leben ist. Der hat es, der ihrem Willen untertan geworden ist. Wie in einer irdischen Stadt Bäume den Fluß einfassen, der durch ihre Straßen fließt, so stehen auch an den beiden Rändern dieses Stroms die Bäume, die der Stadt das Leben geben. Sie braucht nun nicht mehr um dasselbe zu ringen und es durch Arbeit und mit Kampf zu behaupten. Reichlich ist ihr jetzt dargeboten, was sie lebendig macht. Denn diese Bäume tragen eine andere Frucht als die irdischen, nicht jeder Baum nur eine und dieselbe Frucht und nicht nur ein einziges Mal im Jahr. In rascher Folge reifen die Ernten und nicht nur ihre Frucht, sondern auch ihr Blatt hat die belebende Kraft. Das wäre unmöglich, wenn auch jetzt noch in der Gemeinde Dinge geschähen, gegen die sich der göttliche Zorn wendet, und Menschen vorhanden wären, die Gott durch seinen Fluch von sich schiede. Dann könnte der Lebensstrom nicht so fließen, daß alle aus ihm zu schöpfen vermöchten, und der Lebensbaum nicht da wachsen, wo alle seine Früchte und Blätter bekommen. Aber alles, was Zorn, Fluch und Gericht nötig macht, ist nun beseitigt und die Gemeinde ist rein. Darum ist jetzt bei ihr das Leben offenbar.

22, 3b—5: **Und der Thron Gottes und des Lämmleins wird in ihr sein und seine Knechte werden ihm dienen und werden sein Angesicht sehen und sein Name ist auf ihren Stirnen. Und es wird nicht mehr Nacht sein und sie haben das Licht der Lampe und das Licht der Sonne nicht nötig; denn der Herr Gott wird auf sie leuchten und sie werden Könige sein in alle Ewigkeit.** Der Schlußsatz nennt uns noch einmal den Kern der ganzen Verheißung und den Grund aller Seligkeit. Um Gottes Thron ist die ewige Gemeinde geschart, kennt seinen Willen und vollbringt ihn, dient ihm, betet ihn an, sieht ihn ohne

Verhüllung in ungehinderter Gemeinschaft und ist sein Eigentum nicht nur im Verborgenen, sondern in sichtbarer Öffentlichkeit. Jetzt, weil ihre Beziehung zu Gott völlig richtig geworden und ganz vollendet ist, ist alle Dunkelheit vergangen und die Gemeinde besitzt für immer das königliche Recht und betätigt die königliche Macht.

22, 6—21.

Das Schlußwort.

Johannes steht am Ziel. Durch das Gericht wurde die Gnade Gottes offenbar und aus dem Werk seines Zorns entstand das der ewigen Liebe. An die Stelle der Menschheit, deren Anblick Furcht und Abscheu erweckt, trat die reine Gemeinde, die ewig lebt. Johannes hat die tiefe Empfindung, durch das, was sich ihm vor sein Auge stellte, sei ihm etwas Großes gegeben und nicht nur ihm, sondern der Christenheit, für die er sein Buch geschrieben hat, und er bringt diese Empfindung in seinen letzten Sätzen zum Ausdruck und prägt sie auch der Kirche ein. 22, 6: **Und er sagte zu mir: Diese Worte sind zuverlässig und wahrhaftig und der Herr, der Gott der Geister der Propheten, sandte seinen Engel, um seinen Knechten zu zeigen, was rasch geschehen muß.** Den prophetischen Vorgang beschreibt Johannes auch hier durch zwei gleichzeitig geltende Worte. Einmal sagt er, daß der Geist den Propheten mache; denn er wird in seinem inwendigen Leben bewegt, wendet sich mit seinem eigenen Verlangen zum ewigen Ziel hin und bringt mit seiner eigenen Erkenntnis in das ein, was jetzt in der Menschheit geschieht und was daraus entstehen wird. Was aber im inwendigen Leben des Menschen geschieht, das bewirkt der Geist. Denselben Vorgang beschreibt Johannes sodann dadurch, daß er sagt, ein Engel habe mit ihm gesprochen; denn er ist beim Weissagen nicht mit dem beschäftigt, was er bei sich selbst findet, mit seiner eigenen Erkenntnis und Hoffnung, sondern der prophetische Gedanke und das ihn verdeutlichende Bild tritt von außen her vor ihn als ihm gezeigt mit schaubarer Gestalt. Er spricht nicht selbst, sondern es wird zu ihm gesprochen und er sieht nicht selbst, sondern es wird ihm gezeigt, was ihn jetzt inwendig bewegt. Beide Seiten des Vorgangs begründen in ihm die Gewißheit, daß sich in dem, was er erlebte, Gott geoffenbart habe. Denn der Geist kommt von Gott; er ist der Gott der Geister, durch die er seine Knechte mit seinem Wort versieht. Ebenso kommt der Engel von Gott als sein Bote, der seiner Sendung gehorcht. So kam es zustande, daß Johannes das zu tun vermochte, was er mit der Überschrift des Buchs 1, 1 versprochen hat. 22, 7: **Und sieh! ich komme rasch. Selig ist der, der die Worte der Weissagung dieses Buches bewahrt.** Das Hauptstück der Weissagung ist und bleibt die Verkündigung der Ankunft Jesu. Sie macht, daß die Weissagung für die Christenheit eine Gabe ist, nicht eine Last, ein Quell der Freude, nicht ein Grund zur Angst, ein praktisches Wort, das ihre Lebensführung ordnet, nicht ein Spiel der Phantasie und Träumerei. Aus der Gewißheit, daß Jesus willig

und mächtig sei, sich bald allen zu offenbaren und seine Gemeinde bald zu vollenden, entstand die Zuversicht des Johannes, mit der er die Christenheit verpflichtet, mit treuer Aufmerksamkeit und entschlossenem Gehorsam das zu behalten, was er ihr durch sein Buch jetzt gab.

22, 8. 9: **Und ich Johannes bin der, der dies hörte und sah. Und als ich hörte und sah, fiel ich nieder, um vor den Füßen des Engels anzubeten, der mir dies zeigte, und er sagt zu mir: Sieh dich vor; tue es nicht; denn ich bin dein Mitknecht und der Mitknecht deiner Brüder, der Propheten, und derer, die die Worte dieses Buches bewahren; Gott bete an!** Weil der Wert der Weissagung auch von der Art und dem Beruf des Menschen abhängt, dem sie gegeben wird, nennt sich Johannes am Schluß des Buches noch einmal, wie er es schon in seinem Anfang tat, und er macht jetzt, da der ganze Reichtum der göttlichen Verheißung enthüllt ist, wieder wie 19, 10 seine Dankbarkeit für das ihm gegebene Wort dadurch sichtbar, daß er sich getrieben fühlt, sich anbetend vor dem niederzuwerfen, der ihm eine so große Verheißung gebracht und ihm einen so herrlichen Anblick der göttlichen Regierung gewährt hat. Aber auch hier wird er wie beim früheren Anlaß daran erinnert, daß der Dank und die Anbetung nicht von Gott weg auf die gewandt werden sollen, die in seinem Dienst sein Wort sagen.

22, 10. 11: **Und er sagt zu mir: Versiegle die Worte der Weissagung in diesem Buch nicht. Denn die Zeit ist nahe. Wer unrecht tut, tue weiter unrecht und der Schmutzige mache sich weiter schmutzig und der Gerechte tue weiter Gerechtigkeit und der Heilige werde weiter geheiligt.** Johannes zeigt der Gemeinde, wie sie sein Wort zu brauchen hat. Es wendet sich in heller Öffentlichkeit an alle und will nicht ein Geheimnis bleiben, weil es allen das Ziel vorhält, nach dem sie zu streben haben, und die Gefahr zeigt, mit der sie ringen müssen. Die Weissagung kann freilich niemand an der Sünde hindern, weder die, die in der Welt für die Ungerechtigkeit arbeiten, noch die, die in der Christenheit ihrem eigenen sündlichen Willen gehorchen; sie kann nur warnen und hat ihr Ziel damit erreicht, daß in der Christenheit jedermann durch sie gewarnt ist. Nun ist es die Sache des Hörers, sich zu besinnen, welcher Weg der seinige sei, und diesen Weg fortzusetzen, bis er an sein Ende kommt. Der eine Weg führt zum Unrecht, mit dem die anderen gekränkt und geschädigt werden, und zum Schmutz, mit dem wir uns selbst verderben und schänden; der andere Weg führt zur Gerechtigkeit, die unsere Gemeinschaft miteinander für alle heilsam macht, und zur Heiligkeit, durch die wir die Verbundenheit mit Gott empfangen. Beide Wege bieten sich dem Menschen an. Er wird weder daran gehindert, das Recht zu zerbrechen und die anderen zu schädigen, noch daran, sich zu beflecken und Gott zu vergessen, sondern er kann seinen boshaften Willen haben und durchführen und wird daran nicht von außen durch die göttliche Hand gehindert. Ebenso gewiß ist aber, daß sich die Gerechtigkeit dem Menschen anbietet, sich ihm zeigt und ihn lockt, damit er sie tue, und daß die Heiligkeit ihm gegeben wird, durch die er in Gottes Gemeinschaft bleiben und sich von allem scheiden kann, was ihm seinen

Anteil an Gott nähme. Zu beiden Wegen hat der Mensch jetzt noch Zeit und Macht; darum tue jeder, was dem entspricht, was er ist, und setze den von ihm erwählten Weg fort. Denn das Ende kommt und bringt alles zurecht. 22, 12. 13: **Sieh! ich komme rasch und mein Lohn ist bei mir, um jedem zu vergelten, wie sein Werk ist. Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende.** Welchen Weg der Mensch gehe, er wird in Gott den Vergelter finden. Der Gerechte wird erfahren, daß Gott sein Wohltun sieht, schätzt und lohnt, und der Heilige wird es erleben, daß Gott ihm nahe ist und ihn in seiner Gnade mit sich vereint. Ebenso wird der Beschmutzte erfahren, daß ihn Gott wegtut, und der Ungerechte es vor Augen haben, daß Gott denen hilft, die er kränkte und verdarb. Denn über allen menschlichen Wegen steht Gott in seiner Hoheit und sein Werk ist nicht nur das erste, durch das unser Werk uns möglich wird, sondern auch das letzte, durch das alles zu seinem Ort und Ziel gelangt. 22, 14. 15: **Selig sind die, die ihre Kleider waschen, damit ihnen die Vollmacht über den Lebensbaum gehöre und sie durch die Tore in die Stadt hineintreten. Draußen sind die Hunde und die Giftmischer und die Hurer und die Mörder und die Götzendiener und jeder, der die Lüge liebt und tut.** Auch für die, die von Gottes Weg abgewichen sind, ist der Rückweg zu ihm offen; wer ein beschmutztes Kleid hat, kann es waschen und es gibt keinen, der das reine Gewand auf andere Weise erlangte als dadurch, daß er es wäscht. Dazu ist Jesus zum Lamm geworden, damit die, die die Reinheit vor Gott nicht haben, durch sein Kreuz das reine Gewand empfangen. Gottes Gabe muß aber empfangen und bewahrt, sein Wort gehört und getan werden und die Weissagung zeigt der Gemeinde, daß sie in ihren Beruf einen entschlossenen Ernst zu legen hat. Sie weiß ja, daß sie entweder die Wohnstätte in Gottes ewiger Stadt erlangen oder von ihr für immer abgeschieden werden wird. Von Hunden, die nicht in die Stadt Gottes hineinkommen dürfen, redet Johannes deshalb, weil sich der Mensch im Dienst seiner Leidenschaften und in der Untertänigkeit unter die falschen Herrscher und falschen Propheten gemein, scham- und ehrlos macht.

22, 16. 17: **Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt, um euch das vor den Gemeinden zu bezeugen. Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids, der glänzende Morgenstern. Und der Geist und die Braut sagen: Komm! und wer es hört, sage: Komm! und wer dürstet, komme; wer will, empfange umsonst Wasser des Lebens.** Von Anfang an und durch das ganze Buch hindurch hat Johannes gesagt, die Weissagung sei das Zeugnis Jesu; Jesus lege durch sie das göttliche Wort den Gemeinden vor. Das wird mit dem Schlußvers nochmals feierlich bestätigt, da jetzt Jesus selbst das Wort nimmt und sich als den bezeichnet, von dem die Weissagung stammte. In Kraft seines königlichen Amts richtet er dieses Zeugnis an die, die an ihn glauben; deshalb legen die Namen, die er sich gibt, aus, was sein königliches Recht umfaßt. Der erste Name, Wurzel und Geschlecht Davids, sieht auf die Verheißung zurück, die Israel gesagt worden war. Dem Geschlecht Davids war die bleibende Herrschaft über die geheiligte Gemeinde zugesagt; das geschah aber

um Jesu willen, deshalb, weil er aus Davids Geschlecht hervorging. Kein anderes Glied des davidischen Hauses, sondern er ist das mit der königlichen Verheißung geschmückte Geschlecht. Darum heißt er auch die Wurzel Davids, vgl. 5, 5, weil David deshalb zum König der heiligen Stadt und zum Empfänger der Verheißung geworden ist, weil Gott im Christus die ewige Gemeinde schafft. Der zweite Name, der Morgenstern, geht dagegen auf Jesu zukünftiges Werk. Denn wenn der Morgenstern aufgeht, weicht die Nacht und der Tag beginnt. Der Tag, der durch Jesu Sendung angezeigt und herbeigeführt wird, tritt ein mit Gottes ewigem Reich, mit der Versammlung der ewigen Gemeinde in Gottes Stadt. Dem Zeugnis Jesu wird eine Antwort zuteil und zwar sind es zwei, die miteinander in Eintracht antworten, der Geist, der in den Propheten und Glaubenden die Hoffnung auf die Verherrlichung Jesu erweckt, und die Glaubenden, die durch das Zeugnis Jesu und des Geistes diese Hoffnung bei sich bewahren. Ihre Antwort auf die Verheißung Jesu besteht in der Bitte, daß er komme. Damit hat die Weissagung die von ihr gewollte Wirkung gefunden, nicht schon dann, wenn die Gemeinde weiß, bedenkt und lehrt, welches die Kräfte und Ziele der menschlichen Geschichte seien und wie sie ihr Ende erreiche, sondern wenn sie bittet, daß er komme, und nach ihm verlangt in der Liebe, die nach seiner Verherrlichung begehrt, und in der Zuversicht, die sich an seiner Offenbarung freut. Auch der Geist besorgt nicht nur ein Lehramt, zeigt, beschreibt, verkündet nicht bloß, was Jesus einst vollbringen werde, sondern er bittet: Komm! und diese vom Geist ihr gegebene Bitte eignet sich die Gemeinde an und spricht damit aus, daß sie mit einer echten und aufrichtigen Hoffnung nach Jesu Erscheinung begehrt. Diese Bitte soll sich vom einen zum anderen fortpflanzen, und wer sie hört, sich ihr anschließen. Wer sie zu seinem eigenen Verlangen und Gebet zu machen vermag, der gleicht dem Dürstenden, der zum Wasser kommt. Alles reine menschliche Sehnen und Verlangen hat in dieser Bitte Raum; jeder uns peinigende Durst bekommt mit ihrer Erfüllung die Befriedigung. Denn alles, was uns fehlt und was wir bedürfen, kommt zu uns, wenn sich Christus offenbart. Denn das erste, was wir bedürfen und mit dessen Empfang uns alles gegeben ist, ist das Leben. Dieses zu geben und dies so, daß dabei die Regel der vollkommenen Gnade zur Ausführung kommt, das ist das Werk des Kommenden.

22, 18. 19: **Ich bezeuge jedem, der die Worte der Weissagung dieses Buches hört: wenn einer dazutut, wird Gott auf ihn die Plagen legen, die in diesem Buch aufgeschrieben sind, und wenn einer von den Worten dieses Buches der Weissagung wegnimmt, wird Gott seinen Teil vom Baum des Lebens und von der heiligen Stadt wegnehmen, die in diesem Buch beschrieben sind.** Johannes verlangt, daß die Christenheit sein Buch nicht verderbe, weder durch Zusätze noch durch Streichungen. Er macht auch dadurch sichtbar, daß er seinen Inhalt wahrhaft als das Zeugnis Jesu schätzt, weshalb er es nicht der Willkür seiner Leser überläßt. Damals, als ein Buch nur durch Abschriften verbreitet werden konnte, war es schwieriger als heute, es ohne Verletzungen in seinem ursprünglichen Bestand zu erhalten, und bei

solchen Büchern, die weissagend vom Ende sprachen, wagten die Leser solche Gewalttätigkeiten besonders leicht und oft, teils dann, wenn das Verheißene ihren Wünschen nicht entsprach und das Bußwort der Weissagung ihnen zu ernst, ihre Anbietung der Gnade ihnen zu groß erschien, teils dann, wenn sie empfanden, daß die späteren Ereignisse dem von der Weissagung gegebenen Bild nicht entsprachen, so daß es ihnen schien, sie könnten und müßten sie berichtigen und fortsetzen. Johannes räumt keinem seiner christlichen Leser das Recht ein, ihn zu ergänzen und zu verbessern, und schreckt sie von solchen Eingriffen in sein Buch durch die Drohung ab, daß sie, wenn sie die Weissagung antasten, das verlieren, was sie verheißt, und das bekommen, was sie als göttliche Strafe androht.

22, 20. 21: **Der, der dieses bezeugt, sagt: Ja, ich komme rasch. Amen; komm, Herr Jesus! Die Gnade des Herrn Jesus ist mit allen.** Johannes macht diejenige Verheißung, die die Summe aller Verheißungen ist, und diejenige Bitte, die die Summe aller lebendigen Hoffnungen ist, zum Schluß des Buchs; wo diese Bitte entsteht, da schuf es die von ihm gewollte Frucht.

Inhalt.

Kap.		Seite
1, 1—8:	Die Überschrift	1— 10
1, 9—3, 22:	Das erste Gesicht: Jesu Urteil über seine Gemeinde	10— 37
1, 9—20:	Die Erscheinung Jesu	10— 15
2, 1—7:	Das Urteil Jesu über die Gemeinde von Ephesus	15— 20
2, 8—11:	Der Trost Jesu für die Gemeinde in Smyrna	21— 22
2, 12—17:	Die Warnung für die Gemeinde in Pergamon	23— 26
2, 18—29:	Das Urteil über die Gemeinde in Thyatira	26— 29
3, 1—6:	Die Verurteilung der Gemeinde in Sardes	29— 31
3, 7—13:	Das Lob für die Gemeinde in Philadelphia	32— 34
3, 14—22:	Die Anklage gegen die Gemeinde in Laodizea	35— 37
4—20:	Das zweite Gesicht: Jesus vollzieht Gottes Urteil an der Menschheit	37—146
4—6:	Jesus öffnet Gottes Buch	37— 55
7:	Die Gemeinde Jesu	55— 60
8 und 9:	Die sechs Posaunenstöße	60— 69
10:	Die neue Berufung zum Weissagen	69— 72
11, 1—14:	Die Weissagung über Jerusalem	72— 78
11, 15—12, 17:	Das Geschick der Christenheit	79— 88
12, 18—13, 18:	Der Widerchrist und sein Prophet	88—101
14, 1—5:	Die Gemeinde der Endzeit	102—105
14, 6—20:	Die Ankündigung des Gerichts	106—113
15 und 16:	Die Schalen des Zorns	113—121
17 und 18:	Die Sünde und der Sturz Roms	121—131
19:	Der Sieg des Christus	132—137
20:	Die Herrschaft des Christus auf Erden	138—145
21, 1—22, 5:	Das letzte Gesicht: Gottes ewiges Werk	146—154
22, 6—21:	Das Schlußwort	154—158

DATE DUE

BS
2344
.S372
v.3

V.3. 73,947

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY LIBRARY
3 0645 1000 1401 4